



Thurgauer Beiträge zur Geschichte  
Doppelband 148/149 für die Jahre 2011 und 2012  
Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Thurgau

Rea Brändle und Mario König  
**Huggenberger**

Die Karriere eines Schriftstellers

*«Es war mir geschenkt, zwei ganz  
verschiedene Leben dicht nebeneinander  
betreiben zu können ...»*

*Alfred Huggenberger*

**Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau**

Buchumschlag von Urs Stuber, unter Verwendung der Abbildung von S. 267.

Redaktion: Nathalie Kolb Beck, André Salathé

Druck: galledia frauenfeld ag

© 2012, Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau, Frauenfeld

ISBN 978-3-9522896-8-6

Der Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau dankt für grosszügige Unterstützung:

– Kanton Thurgau

# Inhaltsverzeichnis

9	<b>Geleitwort</b>	92	<b>14</b>	<b>«Vertausche mein Heimet gegen ein kleineres»</b>
11	<b>Fragen um Alfred Huggenberger</b>			
15	<b>Teil I: Anfänge: Auf Umwegen zum Naheliegenden (bis 1909)</b>	101	<b>Teil II: Ein allseits gerühmter Autor: Durchbruch, Neuland und Rückkehr (1909–1925)</b>	
17	<b>1 Familienverhältnisse</b>	103	<b>15</b>	<b>Im Dorf angekommen: die ersten Prosabände</b>
24	<b>2 Schulzeit</b>			
29	<b>3 Lesen und Schreiben: Initialzündungen</b>	110	<b>16</b>	<b>«Die Bauern von Steig»: ein Roman und seine Begleiterscheinungen</b>
33	<b>4 Schritte ins Erwerbsleben</b>	118	<b>17</b>	<b>In der vordersten Reihe</b>
38	<b>5 Erste Erfahrungen mit dem Theater</b>	125	<b>18</b>	<b>Vom guten Ruf und seinen Verfestigungen</b>
46	<b>6 Die lyrischen Anfänge</b>	135	<b>19</b>	<b>Neue Efforts fürs Theater</b>
50	<b>7 Eilfertigkeiten, Vorstösse und Resonanz</b>	143	<b>20</b>	<b>An Deutschlands Seite. Der Erste Weltkrieg</b>
55	<b>8 Der eigene Hausstand</b>	149	<b>21</b>	<b>Ein Jugendbuch oder «Geschichten von Blumen, Tieren und Menschen»</b>
62	<b>9 Kontinuität, neue Verlagsbeziehungen, Historiendramen</b>	158	<b>22</b>	<b>Die politisch-soziale Krise 1917 bis 1923</b>
70	<b>10 « ... eine Gefährtin, die mich versteht»</b>	166	<b>23</b>	<b>Anzeichen von Stagnation</b>
75	<b>11 Anschluss in Zürich, Mitglied im Literarischen Klub</b>	170	<b>24</b>	<b>Ein gerichtlich erzwungener Verlagswechsel</b>
79	<b>12 Hausbrand und Wiederaufbau, Verluste und erste Prosaversuche</b>	176	<b>25</b>	<b>Der politische Hinterbänkler im Grossen Rat</b>
87	<b>13 Endlich Erfolg: «Hinterm Pflug» und Vorstösse im Ausland</b>	182	<b>26</b>	<b>In den Fusstapfen von Wilhelm Busch</b>

190	<b>27</b>	<b>Populäre Verbüchlein für Alt und Jung</b>	289	<b>40</b>	<b>Diskrete Parteilichkeit. Auf Reisen und aufs Neue geehrt</b>
198	<b>28</b>	<b>Vom Bauernklischee eingeholt</b>	300	<b>41</b>	<b>Eine Schriftstellervereinigung und die in Deutschland publizierenden Schweizer</b>
205	<b>Teil III: Der Preis der Popularität: Isolation und Vereinnahmung (1925–1947)</b>		309	<b>42</b>	<b>Das Ende der deutschen Ära</b>
207	<b>29</b>	<b>Familie, Freundschaften, Geselligkeit</b>	315	<b>43</b>	<b>Unter Beobachtung</b>
214	<b>30</b>	<b>Vielseitigkeit und Isolation</b>	324	<b>44</b>	<b>Nach der Katastrophe. Nachrichten aus Deutschland</b>
218	<b>31</b>	<b>Der Huggenberger-Abend: Lesung als öffentliches Ritual</b>	329	<b>Teil IV: Nachruhm und Vergessen (nach 1947)</b>	
232	<b>32</b>	<b>Eine zunehmend problematische Verlagsbeziehung</b>	331	<b>45</b>	<b>Ein achtzigster Geburtstag und die Angst vor dem Vergessenwerden</b>
237	<b>33</b>	<b>Huldigungen und Belästigungen</b>	336	<b>46</b>	<b>Neue Anläufe und eine verpasste Gelegenheit</b>
244	<b>34</b>	<b>Von den Völkischen. Begegnungen, Ansichten, Reaktionen</b>	342	<b>47</b>	<b>Huggenberger lesen: Stimmen aus dem Publikum</b>
250	<b>35</b>	<b>«Der Berg Höchst», eine spezielle Art der Erkundung</b>	347	<b>48</b>	<b>Letzte Arbeiten und ein ungeschriebener Roman</b>
255	<b>36</b>	<b>Arrangement mit dem neuen deutschen Regime</b>	352	<b>49</b>	<b>Vom Nachlassen der Kräfte und einem stillen Ausklang</b>
262	<b>37</b>	<b>Kontroversen um Gesinnungen und einen Literaturpreis</b>	360	<b>50</b>	<b>Nachwirken</b>
274	<b>38</b>	<b>Am Tiefpunkt: «Die Schicksalswiese»</b>	375	<b>Ein differenzierteres Bild</b>	
279	<b>39</b>	<b>Unterwegs im «Reich» 1938</b>	379	<b>Dank</b>	

381	<b>Anhang</b>
382	<b>Lebensdaten, Auszeichnungen und Preisgelder</b>
383	<b>Werkverzeichnis</b>
383	a) Lyrik und Prosa
388	b) Theater und Deklamationen
396	c) Erstveröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien (Auswahl)
401	d) Tondokumente
403	e) Übersetzungen
405	<b>Übersicht der wichtigsten Verlagshonorare 1908–1958</b>
407	<b>Quellen und Literatur</b>
407	a) Ungedruckte Quellen (ohne Nachlässe)
411	b) Ungedruckte Quellen: Nachlässe und Teilnachlässe mit Briefen Alfred Huggenbergers
415	c) Gedruckte Quellen: Texte über Alfred Huggenberger
419	d) Sonstige gedruckte Quellen und zeitgenössische Literatur
424	e) Sekundärliteratur
435	<b>Abbildungsverzeichnis</b>
438	<b>Abkürzungsverzeichnis</b>
439	<b>Namenregister</b>
448	<b>Autorin und Autor</b>





# Geleitwort

Die Thurgauer Geschichte ist relativ arm an grossen Persönlichkeiten. Zu ihnen dürfen etwa Thomas Bornhauser (1799–1856), Adolf Dietrich (1877 bis 1957) und Alfred Huggenberger (1867–1960) gezählt werden. Während der Pfarrer und Politiker Thomas Bornhauser («Der Hahn hat gekräht – Thurgauer wachet auf») 1991 mit dem Thurgauer Festspiel zum 700-Jahr-Jubiläum der Eidgenossenschaft wieder stärker ins Bewusstsein gerückt ist und die Bilder Adolf Dietrichs zeitlos an den Berlinger Maler erinnern, ist es um den Thurgauer Schriftsteller Alfred Huggenberger in den Jahren nach seinem Tod eher ruhig geworden. Dazu beigetragen hat auch unsere Volksschule: Bis in die 1960er-Jahre hatten Gedichte von Huggenberger ihren festen Platz in den Lesebüchern – und begleiten unsere ältere Generation nicht selten bis zum heutigen Tag. Danach hat die Schule Huggenberger vergessen.

Im kollektiven Erinnerungsschatz unseres Kantons hat Alfred Huggenberger jedoch immer einen gewissen Platz behalten. Davon zeugen Strassen, die seinen Namen tragen, die Alfred Huggenberger-Gesellschaft, die im Jahr 2000 ins Leben gerufen wurde, und – ganz besonders – die von den SBB im Dezember 2006 geplante Taufe eines ICN-Zuges auf den Namen Alfred Huggenberger. Diese Taufe wurde in der Folge abgesagt. Auslöser für den Rückzug der SBB war die offene Frage, wie der Thurgauer Schriftsteller mit dem nationalsozialistischen Deutschland verstrickt gewesen ist. Die kontroverse Diskussion in den Medien machte bewusst, wie wenig gesichertes Wissen über Leben und Werk Huggenbergers bisher vorlag. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Autor hatte bis anhin kaum stattgefunden. Behauptung stand gegen Behauptung.

Aus diesem Spannungsfeld heraus entstand das vorliegende Werk. Mit Beschluss Nr. 818 vom 28. Oktober 2008 erteilte der Regierungsrat den Auftrag, den «ganzen» Huggenberger ins Auge zu fassen, sein Leben und Werk nach wissenschaftlichen Krite-

rien zu erforschen und das Resultat in einer breit angelegten Werkbiografie darzustellen. Nun liegt das Referenzwerk zu Alfred Huggenberger vor. Es ist das grosse Verdienst des Autorenteams Rea Brändle und Dr. Mario König, dieses Ziel in der – nach wissenschaftlichen Massstäben – kurzen Zeit von rund zweieinhalb Jahren erreicht zu haben. Dem «ganzen» Huggenberger gerecht werden bedeutete unter anderem, mehr als 160 Schachteln seines Nachlasses in der Kantonsbibliothek des Kantons Thurgau zu sichten und zu verarbeiten, Archive in der Schweiz und in Deutschland zu durchforsten, seiner Korrespondenz nachzuspüren und sich mit seinem umfangreichen Gesamtwerk auseinanderzusetzen.

Die vorliegende Werkbiografie ermöglicht einen sachlich-objektiven Blick auf die Persönlichkeit Alfred Huggenberger. Sie zeigt einen Menschen, der gegensätzliche Rollen und Welten mit grosser Selbstverständlichkeit zu vereinen wusste und dabei von seiner Familie unterstützt wurde: Bauer und Dichter, Landarbeit und Literatur, Pflug und Feder. Sein Werk, das die ländliche Heimat und das Dorf zum Mittelpunkt der Welt macht, zeugt von einem vielseitig interessierten Schriftsteller, der mehr sein wollte als «Bauerndichter». Dieser überschaubare Mikrokosmos in einer zunehmend komplizierter werdenden Welt fand breite Bewunderung in den 1910er- bis 1930er-Jahren, nicht nur in die Schweiz, sondern auch in Deutschland. Auf der Suche nach Anerkennung und existenzieller Absicherung liess sich Huggenberger vom nationalsozialistischen Deutschland vereinnahmen und instrumentalisieren, indem er ihm politisch neutral und passiv begegnete. Alfred Huggenberger suchte in Nazi-Deutschland wohl weniger politisches Gedankengut als Bestätigung und Einnahmen.

Alfred Huggenberger erscheint somit nicht als makellostes Idol, sondern als Mensch mit Licht- und Schattenseiten. Sein Wille, sich autodidaktisch weiterzubilden, und seine Fähigkeit, unmittelbar erlebte Natur und Heimat in literarische Werke zu fassen,

beeindrucken. Umgekehrt erstaunen aus heutiger Sicht sein politisches Schweigen und Desinteresse im Kontext der Nazi-Herrschaft.

Die vorliegende Biografie ist eine Einladung, sich mit einer interessanten Persönlichkeit vertieft zu beschäftigen. Das Werk legt die Grundlage für weitere Forschungsarbeiten. Im Namen des Regierungsrates des Kantons Thurgau danke ich den Autoren Rea Brändle und Dr. Mario König für die sorgfältige Aufarbeitung eines wichtigen Teiles unserer jüngeren Geschichte. In diesen Dank schliesse ich auch die Projektgruppe ein, die in der Zusammensetzung von Dr. Werner Baumann, Prof. Dr. Rémy Charbon, Dr. Paul Roth (Leitung), André Salathé und Tanja Stenzl diese Werkbiografie kritisch begleitet hat. Auch die Alfred Huggenberger-Gesellschaft, Präsident Hans Wenzinger, hat das Projekt unterstützt. Ein spezieller Dank geht schliesslich an den Historischen Verein des Kantons Thurgau: André Salathé, Präsident, und Nathalie Kolb Beck, Redaktorin, haben die Redaktion und Drucklegung des Werks übernommen und die Aufnahme als Doppelband 148/149 in die Reihe der «Thurgauer Beiträge zur Geschichte» ermöglicht.

Frauenfeld, 15. Juni 2012

Regierungspräsidentin Monika Knill,  
Chefin des Departementes für Erziehung und Kultur

# Fragen um Alfred Huggenberger

Alfred Huggenberger, der aus bescheidenen ostschweizerischen Verhältnissen stammte, war einst verehrt und geliebt als Autor und Darsteller einer bäuerlichen Lebenswelt. Heute ist er nur noch der älteren Generation im Raum Ostschweiz ein Begriff. In der Gegend zwischen Winterthur und Frauenfeld erinnern ein Wanderweg, eine Bushaltestelle, ein paar Strassennamen und Gedenktafeln an ihn, seit 2000 bemüht sich eine Gesellschaft um die Bewahrung des Gedächtnisses. Seine Gedichte, denen einst jedes Kind der deutschen Schweiz begegnete, sind seit längerem aus den Schulbüchern verschwunden. Und an seine einstige Bekanntheit in Deutschland erinnert nur noch die beachtliche Zahl seiner Werke auf dem antiquarischen Buchmarkt.

Huggenberger wurde 1867 in einem Weiler des zürcherisch-thurgauischen Grenzgebiets in kleinbäuerliche Verhältnisse hineingeboren; sein Grossvater war Analphabet gewesen. Der schweizerische Bundesstaat war noch keine zwanzig Jahre alt. Die Industrialisierung veränderte das Leben auch im ländlichen Raum, die im Ausbau befindlichen Eisenbahnen und das einsetzende wirtschaftliche Wachstum beschleunigten den Verkehr. Jenseits der nahen Grenze lag das Grossherzogtum Baden; der Aufstieg Deutschlands zur europäischen Grossmacht hatte eben erst begonnen. Als Huggenberger über neunzig Jahre später, im Februar 1960, starb, waren die Schweiz und Europa teilweise kaum wieder zu erkennen. Sein Wohnort Gerlikon, wo zwischen 1909 und 1950 nur zwei Häuser neu gebaut worden waren, sein eigenes und dasjenige seines Schwagers, hatte sich äusserlich noch wenig verändert. Die Lebensweise aber war nicht mehr dieselbe, die bäuerliche Kultur schwand dahin. Zwei grosse Kriege, in denen Deutschland mit seinem Griff nach der Weltmacht scheiterte, hatten den Kontinent verwüstet. Dies alles hat er miterlebt. Zwischenzeitlich war er beinahe zum Grossbauer geworden, hatte dann sein Gut gegen ein kleineres eingetauscht, um Berufsschriftsteller zu werden und Bauer im Nebenerwerb.

Gross waren auch die Veränderungen im Literarischen: Als 1890 Huggenbergers erste Verse im Druck erschienen, lebte Gottfried Keller noch, als er sechzig Jahre später zum letzten Mal seine Gedichte für einen Sammelband zusammentrug, hatten Frisch und Dürrenmatt sich bereits einen Namen gemacht.

Sich mit Huggenberger befassen heisst, sich auf die Begegnung mit einem Mann einlassen, der aus einer engen Welt kam und mit Energie und Ehrgeiz danach strebte, die ihm gesetzten Grenzen zu überschreiten. Dies bis zu dem Punkt, an dem er in eine internationale literarische Öffentlichkeit gelangte und auf dem Massenbuchmarkt mit Zehntausenden von verkauften Büchern reüssierte. Der von einem mächtigen sozialen Wandel, von Industrialisierung und Verstädterung erfasste deutsche Sprachraum hungerte nach Schilderungen einer ländlichen Welt, wie Huggenberger sie zu bieten hatte. Es war ein spannungsvolles Umfeld, in dem er seinen Weg zum Erfolg antrat. Als er die Nachfragekonstellation begriff, nutzte er sie mit Geschick und Ausdauer. Dem über die Literatur vollzogenen Aufbruch zur Seite steht die Existenz im eng umgrenzten Raum, an dem er stets festhielt. Er wechselte nur einmal den Wohnort, über wenige Kilometer. Mehr als ein halbes Jahrhundert lebte er mit seiner Ehefrau Bertha Schmid. Sie war die unentbehrliche Stütze seiner schriftstellerisch-bäuerlichen Mischexistenz.

## Legenden, Beurteilungen, Verdächtigungen

Literatur über Huggenberger existiert kaum. Eine ältere Dissertation von Gertrud Wohak – sie erschien in Wien 1942 – taugt höchstens als Quelle, wie er zu jener Zeit wahrgenommen wurde. Wer sich über ihn orientieren will, stösst rasch auf die Darstellungen von Karl Heinrich Maurer (1917), Rudolf Hägni (1927) und Hans Kägi (1937), die aus Anlass seiner runden Geburtstage und unter seiner Mitwirkung erschie-

nen. Sie dienten Werbezwecken, sind aber nicht ohne Wert, denn die Autoren kolportieren sein stilisiertes Selbstbild, das man auf diesem Weg kennen lernt: ein Aussenseiter, der sozusagen aus dem Nichts der kleinbäuerlichen Armut heraus bei seiner Arbeit zum Dichten kam und schliesslich gegen alle Widerstände zum Erfolg gelangte, ohne Schulbildung, still und bescheiden, fast ohne äussere Förderung, ja gegen die Missgunst unverständiger Kritiker in der Heimat. Erst über die Anerkennung im Ausland, in Deutschland, heisst es da gern, sei der Durchbruch auch in der Schweiz gelungen.

Huggenbergers Werk gilt heute, wenn es überhaupt Beachtung findet, als eher konventionell und eingeschränkt. Immerhin wird ihm Authentizität und Glaubwürdigkeit in der Schilderung seiner bäuerlichen Charaktere zugestanden. Viel mehr ist nicht zu erfahren. Dabei betätigte er sich in einer Vielfalt der Genres: Theaterstücke, Lyrik und Prosa. Meist schrieb er in der Schriftsprache, manchmal auch in Mundart; er hinterliess gereimte Humoresken und an Wilhelm Busch geübte scherzhafte Bildergeschichten; er verfasste historische Dramen, versuchte sich mit Kinderbüchern und trat am Radio auf. Übersetzungen gab es kaum, zu einer Verfilmung kam es nie. Insgesamt ein sehr heterogenes Werk, das es zu sichten und beurteilen gilt.

Der Name Huggenberger verband sich früher mit respektvoller Verehrung; inzwischen ist er überschattet von einem Verdacht: Hat sich Huggenberger kompromittiert mit Sympathien für den deutschen Nationalsozialismus? Als vor einigen Jahren einer der nach Schweizer Schriftstellern benannten Züge der Schweizerischen Bundesbahnen seinen Namen erhalten sollte, wurde der Vorwurf laut und führte zum Scheitern des Vorhabens. Der Vorwurf greift auf Kontroversen zurück, die schon zu seinen Lebzeiten, in den späten 1930er-Jahren, einsetzten, dann aber lang zur Ruhe gelegt schienen. Angesichts der jüngeren Auseinandersetzungen um die Rolle der Schweiz in den Jahren der deutschen Diktatur führt kein Weg

daran vorbei, seine Haltung sorgfältig zu prüfen. Seine Bücher waren in Deutschland nach 1933 mehr denn je geschätzt, sie passten offenbar in die politisch geförderte Blut- und Bodentendenz; er erhielt Auszeichnungen und reiste bis weit in den Krieg hinein auf seinen Lesetourneen durch Deutschland. Das wirft viele Fragen auf.

### Vorgehen

Wir folgen Huggenbergers Biografie in einer chronologischen Darstellung, die ab und zu einen kleinen thematischen Rundblick unternimmt. Mit drei zeitlichen Zäsuren suchen wir diesem äusserlich so gleichförmig ablaufenden Lebensweg eine Struktur zu geben. Nahe liegender Weise stehen zunächst der familiäre und soziale Hintergrund und der frühe Werdegang als erfolgreicher Bauer im Vordergrund. Dann werden die Kapitel zahlreicher, die sich mit seinem Weg zum Schreiben, mit seinen Kontakten und literarischen Aktivitäten, den Etappen und Facetten seines Werks befassen. Hinzu kommen seine Verlagsbeziehungen, seine literarischen Stärken, Beziehungen zu Kollegen, die wichtigsten Werke, sein Bild in der Öffentlichkeit, die Ursprünge und Formen seiner Popularität, seine Begegnung mit dem Publikum auf seinen zahlreichen Lesetourneen. Mit dem Ersten Weltkrieg treten erstmals die Zeitumstände in den Vordergrund, sein Verhältnis zu Deutschland und den völkischen Strömungen in der deutschen Literatur sowie schliesslich seine Aktivitäten in den kritischen Jahren nach 1933.

Ein Anhang liefert zusätzliche Materialien, insbesondere das bisher fehlende Werkverzeichnis, sodann einen knappen Überblick seiner literarischen Einnahmen, womit seine schriftstellerisch-bäuerliche Mischexistenz sichtbar gemacht wird, ohne dass er damit zum rein kommerziell agierenden Textfabrikanten reduziert werden soll.

## Werkverzeichnis und Quellenfragen

Ein umfassendes Werkverzeichnis Huggenbergers existierte bisher nicht, sondern war aufgrund von Vorarbeiten Dritter und intensiven eigenen Recherchen erstmals zu erstellen. Sein vielfältiges, in verschiedenen Verlagen erschienenes Werk, die zahlreichen Mehrfachverwertungen von Texten stellen dem einige Schwierigkeiten in den Weg. Seine Werke bearbeitete er immer wieder, was nicht unbedingt kenntlich gemacht ist; insofern verdienen auch die Neuausgaben älterer Titel besondere Beachtung, da sie Licht auf die Arbeitsweise werfen. Erst recht gilt dies für die Erstabdrucke. Auch unser Verzeichnis wird nicht in allen Teilen Vollständigkeit beanspruchen können.

Der Nachlass Huggenbergers in der Thurgauischen Kantonsbibliothek in Frauenfeld ist umfangreich und reichhaltig. Er besteht aus über 160 Archivschachteln. Die Materialien trafen seit 1975 schubweise ein und erfuhren zwei grössere archivarisches Bearbeitungen, die leider nicht einheitlich ausfielen. Kleinere, nachträglich eingelieferte Bestände sind ganz ungeordnet. Es finden sich nur vereinzelt Manuskripte, hingegen eine Fülle von Notizen, Umengen von Presseberichten, manchmal auch Entwürfe, wirtschaftliche und soziale Dokumente aus seinem Leben. Festzuhalten ist, dass der Nachlass praktisch keine unveröffentlichten Werke enthält. Die Korrespondenz umfasst fast ein Drittel der Bestände, mehrheitlich Briefe, die Huggenberger erhielt. Seine eigenen Briefe sind nur zum kleinsten Teil vorhanden, teilweise in Form von Entwürfen, da er keine Schreibmaschine benutzte und daher auch keine Durchschläge ablegen konnte. Seine Briefe in allenfalls existierenden Nachlässen der Korrespondenzpartner aufzufinden, war eine Spurensuche, die manchmal vergebens blieb, öfter aber auch unerwartete Funde zutage förderte. Als umfangreich und sehr wertvoll erwiesen sich die Verlagsarchive von Huber und

Sauerländer; das Archiv seines wichtigsten Verlags, L. Staackmann in Leipzig, ist im Krieg verbrannt. Durch Materialien aus den verschiedensten Archiven konnten wir den Nachlass in Frauenfeld wesentlich ergänzen. Zahlreiche aufgefundene Briefe Huggenbergers vermitteln vielfältige Eindrücke von Persönlichkeit, Denken und Arbeitsweise des Verfassers. Die Einzelheiten gehen aus dem Quellenverzeichnis hervor. Nur relativ bescheidene Ergebnisse erbrachte hingegen die Suche nach staatlichen Akten in Deutschland. Die Unterlagen des Propagandaministeriums, dessen Werbe- und Beratungssamt Huggenbergers Lesetourneen organisierte, wurden gegen Ende des Kriegs weitgehend zerstört. Immerhin ist die kleine Akte über seine Zugehörigkeit zur Reichsschrifttumskammer erhalten; ebenso übrigens seine «Fiche» in den Beständen der Bundespolizei in Bern, mitsamt einigen zugehörigen Akten.

In Verbindung mit dem Nachlass tauchte gerade in jüngster Zeit wiederholt die Frage auf, ob dort wirklich alles vorhanden sei, ob nicht kompromittierende Unterlagen entfernt wurden. Die Frage ist heikel, denn es geht nicht an, blindlings Personen zu beschuldigen, die Zugang zum Material hatten. Infrage kommen würden nur Huggenberger selber und seine einzige Tochter, Martha Büchi, die sich nach dem Tod der Eltern um die Hinterlassenschaft kümmerte. Wir fanden jedoch keine Hinweise, dass der Nachlass in systematischer Weise gesäubert wurde. Zwar weist er zahlreiche Lücken auf, wie nicht anders zu erwarten bei einem so langen Leben. Jedoch ist daran zu erinnern, dass niemand verpflichtet ist, eine umfassende Dokumentation aller seiner Aktivitäten anzulegen. Bekannt sind die Verluste infolge des Brandes seines Hauses im Oktober 1903; wie unsere Bearbeitung des Nachlasses ergab, war die Zerstörung keineswegs so umfassend, wie in den älteren biografischen Darstellungen behauptet. Günstig wirkte sich zudem aus, dass Huggenberger über ausreichend Platz verfügte und ab 1909 nie mehr den

Wohnort wechselte. Insgesamt ist es bemerkenswert, was alles erhalten blieb. So finden sich zum Beispiel massenhaft Abschnitte von Posteingahlungsscheinen, die Mitgliedschaften in Organisationen, Spenden, Abonnements von Zeitschriften und vieles mehr belegen. Anderes wurde weggeworfen, etwa alle Unterlagen aus seiner zwölfjährigen Tätigkeit als Parlamentarier im kantonalen Grosse Rat. Manuskripte seiner Werke sind nur in geringer Zahl erhalten, es fehlen auch die Druckvorlagen. Sodann gibt es tatsächlich Lücken zu seinen Aktivitäten nach 1933, die zu markant sind, um auf Zufall oder Unachtsamkeit zurückgeführt werden zu können. So fehlt zu seinen späten Reisen in Deutschland 1941 das meiste Material; und zur letzten Reise vom November 1942 fehlt sozusagen alles, Reiseunterlagen, Termine und Korrespondenz wie auch die Presseberichte über die Lesungen, die er sich jeweils von einer beauftragten Presseagentur zustellen liess. Auch die Unterlagen zu seiner Mitgliedschaft in der Europäischen Schriftstellervereinigung, einer nationalsozialistischen Gründung von 1941/42, sucht man vergebens. Es ist möglich, dass er selber diese Papiere unmittelbar nach dem Krieg im Verdruss entsorgt hat, da sie sich mit einer ihm höchst unangenehmen Untersuchung des Schweizerischen Schriftstellervereins über politische Aktivitäten seiner Mitglieder verbanden. Doch ist es müssig, darüber zu spekulieren. Neben den erwähnten Beispielen wird im Text und den Fussnoten von Fall zu Fall auf vorhandene oder fehlende Unterlagen hingewiesen.

Die Diskussion um eine denkbare Zensurierung des Archivs führt auch aus einem sehr einfachen Grund nicht weit: Huggenbergers Briefe, in denen man politisch kompromittierende Aussagen – sofern sie existieren – am ehesten suchen würde, liegen mehrheitlich gar nicht in Frauenfeld, sondern an anderen Orten. Sie finden sich in den teilweise erhaltenen Nachlässen der Empfänger, wo die Möglichkeit eines steuernden Eingriffs gar nicht gegeben war. Ein

grosser Teil seiner Korrespondenz aber ist unzweifelhaft verloren gegangen nach dem Tod der Empfänger oder auch durch Kriegszerstörung in Deutschland.

## **Anfänge: Auf Umwegen zum Naheliegenden (bis 1909)**

*Hineingeboren in eine kinderreiche Bauernfamilie und aufgewachsen in einem Weiler, überfällt Alfred Huggenberger schon früh ein sehr ungewöhnlicher Hunger nach Lektüre. Bald nach der obligatorischen Schulzeit beginnt er zu schreiben: Es ist Angelesenes, das er sich anverwandelt, zu Gedichten und kleinen Theaterstücken, die er mit Gleichaltrigen inszeniert. Ebenso wie als Jungbauer treibt ihn auch als Autor ein ungemein starker Ehrgeiz. Er sucht Kontakt zur literarischen Szene in Zürich. Während Jahren vergrössert er seinen ererbten Besitz, verliert sich daneben in historischen Stoffen, balladesken Formen, ehe er über solche Umwege auf die eigene Umwelt als literarisches Thema stösst. Ein erster internationaler Erfolg mit einem Gedichtband veranlasst ihn – Ehemann und Vater inzwischen – seinen durch eigene Anstrengung stattlich gewordenen Bauernhof im Jahr 1908 gegen ein kleines Anwesen zu vertauschen, um eine Schriftstellerexistenz führen zu können.*





# 1 Familienverhältnisse

Eine der wenigen erhaltenen Zeichnungen von Alfred Huggenberger zeigt sein Geburtshaus im zürcherischen Bewangen. Es ist ein sogenanntes Vielzweckgebäude, wie sie im schweizerischen Mittelland zu Zeiten der Dreifelderwirtschaft sehr verbreitet und namentlich in den Kantonen Zürich und Thurgau als Folge des kleinteiligen Erbrechts zur häufigsten ländlichen Wohnform geworden waren.<sup>1</sup> Nur die reicheren Bauerfamilien konnten es sich im 19. Jahrhundert leisten, frei stehende Häuser, Scheunen und separate Ställe zu bauen.

«Vom Dichter aus der Erinnerung gezeichnet» heisst es auf der Bildlegende (Abb. 1). Obwohl sich die Zeichnung von der Fotografie des Huggenberger-Hauses aus dem Jahr 1901 frappant unterscheidet, ist an ihrem Wahrheitsgehalt nicht zu zweifeln: zwei aneinander gebaute Wohnhäuser mit mehreren Ökonomiegebäuden. Als solche sind sie bis Ende der 1880er-Jahre in den Brandassekurrenzbüchern eingetragen, und in den Grundbuchprotokollen ist der ganze Komplex etwas genauer beschrieben: Beide Haushaltungen bestanden aus Stube, Küche, Keller, zwei Zimmern im Obergeschoss und einer Vorratskammer im Estrich. Wie auf der Zeichnung ersichtlich, muss die eine Haushälfte etwas grösser gewesen sein, sie enthielt laut Grundbuch einen Anbau und eine zusätzliche Kammer, die als Nebengemach der Stube bezeichnet wird.<sup>2</sup>

Zwei Kleinbauernbetriebe also, beide mit sehr verstreut gelegenem Land, wie dies bereits im Helvetischen Kataster von 1801 festgehalten ist; damals gehörten zu beiden Häusern rund dreissig winzige Grundstücke.

Zerstückelter Besitz war im Kanton Zürich nichts Aussergewöhnliches und auf zwei Umstände zurückzuführen. Zum einen bestand der gesamte Gemeindebesitz traditionell aus drei Zelgen, die in genossenschaftlicher Weise bewirtschaftet wurden. Dies machte es nötig, dass jeder Bauer in allen drei Abteilungen ungefähr gleich viel Grundbesitz haben

musste; «zusammenhängende Güter innerhalb einer Ortschaft waren ausgeschlossen».<sup>3</sup> Zum andern galt im Kanton Zürich, im Unterschied zum Bernbiet zum Beispiel, ein Erbrecht, das nicht einen Haupterben begünstigte, sondern die Realteilung des Besitzes zwischen allen Geschwistern verlangte.

Der kleinere Hausteil blieb ununterbrochen im Familienbesitz der Huggenbergers. Er wurde 1847, mit wesentlich weniger Land, von Urgrossvater Peter auf Grossvater Salomon und von diesem 1875 auf Vater Salomon überschrieben. Der grössere Hausteil gehörte ursprünglich Urgrossonkel Samuel Huggenberger, der bei seinem Konkurs 1846 das gesamte Eigentum an auswärtige Gläubiger abtreten musste. Innert kurzer Zeit wechselte dieser Hausteil mehrmals den Besitzer, ehe ihn die Huggenbergers erwerben und samt etlichen kleineren Liegenschaften wieder in die Familie zurückführen konnten.

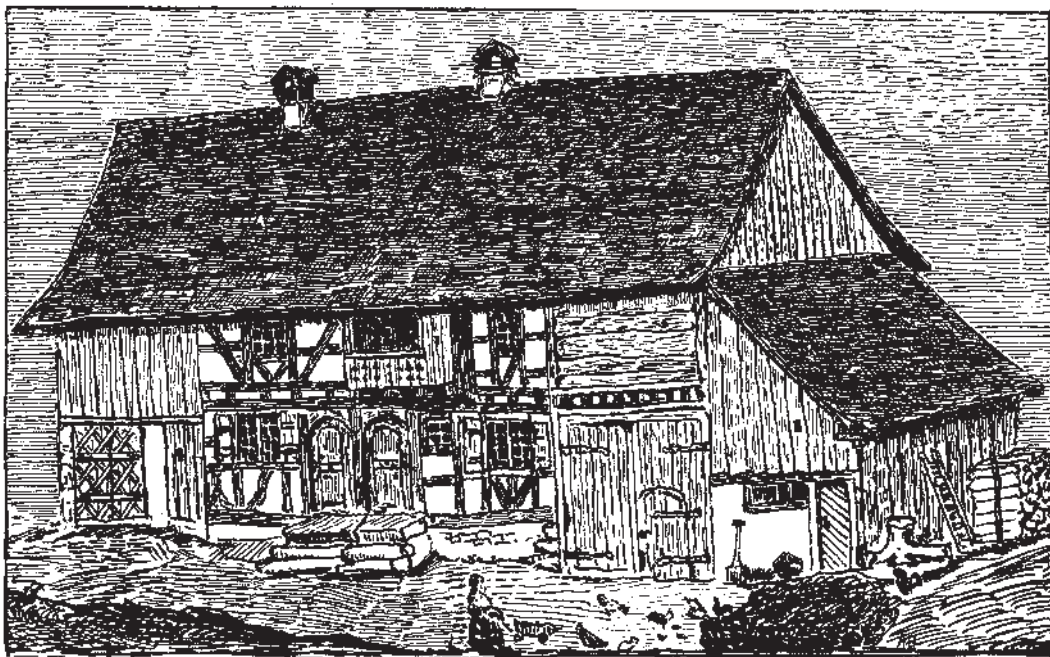
Aufgewachsen im kleineren der beiden Hausteile war Vater Salomon als einziger von vier Geschwistern in Bewangen geblieben. Und er hatte sich, obwohl er der Älteste war, mit Heiraten am längsten Zeit gelassen. In jungen Jahren hatte er wie Grossvater Salomon in der Textilfärberei Greuter in Islikon gearbeitet und nebenher eine kleine Landwirtschaft betrieben, als sogenannter Halbbauer oder Nebenbauer, wie dies in der ärmeren Landbevölkerung damals üblich war. Auch einige seiner Vorfahren hatten es so gehalten: Ururgrossvater Samuel (1730–1786) wird in den genealogischen Studien als «Schuhmacher von Bewangen» bezeichnet, ebenso der Ururgrossvater, über dessen Identität sich die Familienforscher uneins sind. Im älteren Stammbaum

1 Hermann/Fortuna/Irniger, Bauernhäuser Zürich, S. 32–40 und S. 214–224, sowie Tanner, Bauernhäuser Thurgau, S. 62–65.

2 Grundbuchamt Elgg, Grundprotokolle Bertschikon, 29.5.1844.

3 Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein, S. 10.

Abb. 1: Das Geburtshaus in Bewangen, von Alfred Huggenberger aus dem Gedächtnis gezeichnet.



heisst er Hans Ulrich (1698–1748)<sup>4</sup>, laut dem neueren müsste es dessen Bruder Samuel (1688–1759) gewesen sein;<sup>5</sup> übereinstimmend jedoch berichten beide Quellen, dass der erste Schuhmacher von Bewangen aus dem nahen Sammelsgrüt herübergezogen kam, einem Weiler, der in den Kirchenbüchern auch Greuth und Samuelisgreut hiess und im Gachnanger Bevölkerungsverzeichnis als Teuffels Grüt eingetragen ist; dort waren die Huggenbergers seit mindestens 1636 ansässig, nachdem sie, wie der Name sagt, aus Huggenberg heruntergekommen waren, einem Dörfchen am Schauenberg, südöstlich von Elgg, wo ihr Geschlecht im Jahre 1287 erstmals urkundlich erwähnt ist.<sup>6</sup>

Auch Samuelisgreut ist ein sprechender Name und besagt, dass die Nachkommen jenes Samuel

Huggenbergers, der gemäss Stammbaum 1636 als Hochzeiter der Witwe Anna Gubler ins Teuffelsgrüt kam, den dortigen Hof im Lauf der Jahre beträchtlich vergrössert hatten. Samuel war über lange Zeit der häufigste Vorname in der Familie, wie in den Registern der Kirchenbücher nachzulesen ist.<sup>7</sup> Auch Salomon, Hans Ulrich, Adam und Jakob waren gebräuchliche Namen. Von den sieben aufgeführten Familienmitgliedern namens Adam ist einer in Bewangen ge-

4 KBTG Hu Sch 125.

5 [www.huettenberger.homepage.t-online.de](http://www.huettenberger.homepage.t-online.de) (Stand 1.12.2011).

6 Ebd.

7 Evang. Kirchgemeindarchiv Gachnang: Totenregister 1666–1813, S. 117–119.

storben,<sup>8</sup> nämlich 1733, er könnte jener Adam Huggenberger gewesen sein, von dem die Familiensaga berichtet, dass ihm einst sämtliche Höfe von Bewangen gehört hätten. Mehrspännig sei er im Land herumgefahren und habe sich im nahe gelegenen Städtchen Wil «anheischig gemacht, mit seinem von vier Pferden gezogenen Kornwagen mit angezogener Bremse den steilen Torweg hinaufzufahren, wenn dafür zu seinen Ehren die grosse Glocke geläutet werde. Er habe den Spass fertig gebracht und es sei erst viel später ausgekommen, dass die Hälfte seiner Fruchtsäcke mit Spreu gefüllt gewesen».<sup>9</sup>

Zu belegen allerdings ist Adams Geschichte nicht. Aus den Grundbuchprotokollen geht vielmehr hervor, dass der oben genannte Adam Huggenberger verschiedene Nachbarn mit Besitz in Bewangen hatte; es ist daher unwahrscheinlich, dass ihm der ganze Weiler gehörte.<sup>10</sup> Ausserdem taucht im Jahr 1665 ein Adam Huggenberger in Schnabelsgrüt auf;<sup>11</sup> das könnte ein Gehöft oder ein Weiler gewesen sein, eine mysteriöse Ortsbezeichnung jedenfalls, die ausserhalb der Grundbuchprotokolle des 17. Jahrhunderts nirgends zu finden ist. Und festzuhalten bleibt, dass in keinem der beiden Stammbäume ein Adam als direkter Vorfahre von Alfred Huggenberger aufgeführt ist.

Die Geschichten vom Reichtum relativieren sich ohnehin, sobald man die Dimensionen der Huggenbergerschen Vermögensverhältnisse im Detail vorzustellen versucht. Als Urgrossvater Peter am 22. Dezember 1809 ein Darlehen von 200 Gulden aufnahm, wurde im Grundbuch als eines der Pfänder «der dritte Teil von sieben Achteln an einem Schopf»<sup>12</sup> eingetragen. Unabhängig davon, ob die Legende vom einstigen Familienreichtum zutraf oder nicht, sei hier festgehalten, dass sie einen Generationen übergreifenden Traum nährte, die eigene soziale Stellung zu verbessern.

## Eine Kindheit in Bewangen

Es war das zürcherische Bewangen, wo die Huggenbergers sich niedergelassen hatten. Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Weiler im Thurgau, der von den Zürchern auch Hinterbewangen genannt wurde und sich heute auch Beewange schreibt. Zwei kompakte kleine Siedlungen, noch immer von der Kantonsgrenze getrennt, zudem voneinander abgeschnitten durch die Autobahn, die Winterthur mit St. Gallen verbindet. Und was den öffentlichen Verkehr betrifft, liegt die Gegend um Bewangen bis heute im Abseits, rund vier Kilometer sind es zu den nächsten Bahnstationen, eine Stunde zu Fuss nach Islikon und ebenso weit bis Elgg. Und wie im 19. Jahrhundert irritieren die Zugehörigkeiten: Politisch gehört das zürcherische Bewangen zur Gemeinde Bertschikon im Bezirk Winterthur, kirchlich zu Gachnang im Kanton Thurgau.

Schon Grossvater Salomon hatte hin und wieder ein kleines Grundstück gekauft, rund zwei Hektaren insgesamt, womit sein Besitz sich im Lauf der Jahre fast verdoppelte. Trotzdem blieb er zeitlebens Fabrikarbeiter, wohingegen Vater Salomon systematischer vorging: Mit 26 Jahren hatte er auf Kredit die Nachbarliegenschaft samt fünf Hektaren Kulturland und einem grösseren Waldstück erworben, in der Hoffnung, möglichst bald von der Landwirtschaft leben zu können. Den grösseren Hausteil hatte er vorerst vermietet.

8 Zu Adam Huggenberger in Bewangen siehe auch StAZH H I 169 sowie StAZH B XI Elgg, Bd. 64, S. 29, S. 115 und S. 129.

9 A. H., Brunnen der Heimat, S. 240.

10 StAZH H I 169 sowie StAZH B XI Elgg, Bd. 64, S. 29, S. 115 und S. 129.

11 StAZH B XI Elgg, Bd. 63, S. 89; Schnabelsgrüt: Vorsatzblatt von StAZH B XI Elgg, Bd. 61.

12 StAZH B XI Elgg, Bd. 67, S. 160.

Abb. 2: Der Weiler Bewangen um 1900 in einem Aquarell von Hermann Rau.



Rund zehn Jahre später war es so weit. Salomon Huggenberger, 35-jährig inzwischen, kündigte seine Stelle in der Textilfärberei, nachdem er sich am 28. Januar 1862 mit Margaretha Büchi verheiratet hatte. Sie war elfeinhalb Jahre jünger als er, kam aus einer kinderreichen Familie. Ihr Vater betrieb neben seiner Schreinerwerkstatt einen landwirtschaftlichen Familienbetrieb an der Hintergasse in Elgg. Viel Geld hatte sie wohl kaum mit in die Ehe gebracht, dafür eine halbe Jucharte Ackerland, ein ebenso grosses Stück Kleewiese und fünfzehn Aren Reben, behaftet mit einem Schuldbrief von 505 Franken.<sup>13</sup> Zudem war sie von klein auf gewohnt, wo immer nötig mitzuhelfen, mit vier jüngeren Brüdern und einer kleinen Schwes-

ter; vier weitere Geschwister waren im Säuglingsalter gestorben.<sup>14</sup>

Ihre vielseitig erprobten Fähigkeiten konnte Mutter Margaretha in Bewangen gut gebrauchen, zumal es – neben dem Land der Schwiegereltern – rund sechs Hektaren zu bewirtschaften gab, einen weitläufig-heterogenen Kleinbetrieb nach damaliger Art: überwiegend Ackerbau auf fünf Zelgen in verschiedenen Gemeinden, mehrere Wiesenstücke für ein paar Kühe und Ziegen, Hanfpünthen hinter dem

13 StAZH B XI Elgg, Bd. 29, S. 8–9.

14 StAZH E III 33.2b, S. 107.

**Abb. 3: Elternhaus von Margaretha Büchi an der Hintergasse in Elgg.**



Haus, ein grosser Gemüsegarten und etliche Reihen Rebstöcke in den Weingärten am Schneitberg. Wie verschiedenartig der Huggenbergersche Boden beschaffen war – ob sumpfig, lehmig, flach oder steil –, lässt sich selbst für Ortsunkundige zumindest erahnen angesichts der Flurnamen, wie sie in den Grundprotokollen von Rechts wegen verwendet wurden: Binzwiese, Erlenstück, Weiherwiesen, Berglitzel, Rebenäckerli, Brunnenwiesli, äussere Zelglizel, Grenzacker, Flachrütizel, im Löchli, Grossmutter's Weidwies, Langacker, Bewangeracker, in der Halden, im Spitz, am unteren Graben, Nächstenacker, hintere Hauspünt, Oberrietwiesen.

Inzwischen waren die zwei Wohnhälften vereinigt und bald auch die beiden Haushalte zusammen-

gelegt worden, nachdem Grossmutter Susanna Huggenberger 1865 gestorben war. Denn man brauchte mehr Platz für die rasch wachsende Familie. Fast Jahr für Jahr kamen die ersten fünf Kinder zur Welt: Susanna am 5. November 1862, Hermann am 21. November 1863, Marie am 7. Februar 1865 (im Kindesalter gestorben), Bertha am 8. Mai 1866, und so waren die vier Kammern im kleinen Doppelhaus schon ordentlich ausgelastet, als Alfred Huggenberger am 26. Dezember 1867 geboren wurde. Nicht erstaunlich deshalb, dass er in seinen frühesten Erinnerungen meistens von einer Schar Kinder umgeben ist. Und er blieb nicht lange der Jüngste. Am 8. August 1871 kam Emma zur Welt, am 3. November 1872 eine zweite Marie (die übers Jahr am Keuchhus-

ten starb), am 17. Dezember 1886 die Nachzüglerin Pauline.

In den 1870er-Jahren wurden die familiären Besitzverhältnisse notariell bereinigt. Vater Salomon bekam den elterlichen Hof überschrieben und verpflichtete sich dafür, seine beiden Schwestern auszuzahlen, 1435 Franken an Elisabetha Grob-Huggenberger in Oberbertschikon und 1500 Franken an Susanna Maugweiler-Huggenberger in Hagenbuch, die Gotte übrigens des kleinen Alfred. Schwieriger war es, die Erbansprüche des sieben Jahre jüngeren Bruders Jacob abzugelten. Zwar hatte dieser dank seiner Ausbildung zum Primarlehrer auch finanziell eine gute Basis mitbekommen. Nach den üblichen Vikariaten wurde er in Rüti angestellt und wechselte 1860 nach Zwillikon, einer Aussenschule der Gemeinde Affoltern am Albis. Zwei Jahre später heiratete er Barbara Hubschmid aus dem Nachbardorf Fehrenbach, erlitt kurz darauf einen Zusammenbruch und wurde ins Irrenhaus nach Zürich gebracht. Weil man ihm dort nicht helfen konnte, landete er im Alten Spital, einem Refugium für schwierige Fälle, als Kostgänger zu einem Tagesansatz von 80 Rappen. Vom Zürcher Erziehungsdirektor hatte er eine einmalige Abfindung von 1000 Franken erhalten, Vater Salomon setzte für seinen Bruder Jacob einen Betrag von 4000 Franken aus, der jährlich zu viereinhalb Prozent zu verzinsen war. Besserung war keine zu erwarten: Vom Alten Spital am Zürcher Predigerplatz wurde Jacob Huggenberger mit den sogenannt unheilbaren Kranken in die neu eröffnete Pflegeanstalt Rheinau gebracht, wo er 1877 starb.<sup>15</sup>

Auch wenn Onkel Jacob im Nachlass von Alfred Huggenberger nirgends erwähnt wird, heisst das nicht, dass dieser von seiner Familie geächtet worden wäre, im Gegenteil, Vater Salomon übernahm die Vormundschaft für seinen kranken Bruder, dessen Frau Barbara und den kleinen Jacob, der 1863 in Affoltern am Albis geboren worden war.

Auch mütterlicherseits gab es auffällige Persönlichkeiten. Onkel Jacob Büchi etwa war Schuhmacher

und nach Amerika gereist, um alles vorzubereiten für die Auswanderung mit seiner Frau und den vier Kindern. Er kam nie mehr zurück und wurde für verschollen erklärt. Erst viele Jahre später gelangte die Mitteilung nach Elgg, dass Onkel Jacob sich 1883 bei seiner Ankunft in Newark erschossen hatte.<sup>16</sup>

Obwohl Alfred Huggenberger noch keine sieben Jahre alt war, als Grossvater Salomon starb, hatte sich ihm ein starkes Bild eingepägt. Erstmals zum Ausdruck kommt dies im kurzen Briefwechsel mit Bundesrat Ludwig Forrer, der sich erkundigte nach jenem gross gewachsenen Mann namens Huggenberger, der seiner Zeit in Islikon am Bach droben die Farbkuppen unter sich gehabt habe. Seine Hände seien blau gewesen, und als Kind habe er ihm vor Ostern jeweils Batiken zum Eierfärben abgebettelt, schrieb der Bundesrat.<sup>17</sup> Ja, antwortete Alfred Huggenberger, der Mann mit den blauen Händen sei sein Grossvater gewesen: «Alles war blau an ihm, wenn er heimkam, Hände, Kleider und Gesicht. Manchmal brachte er auch ein Schwipschen mit», und im Postskriptum fügte er bei, dass sein Grossvater nicht schreiben gelernt hatte.<sup>18</sup>

In den gedruckten Jugenderinnerungen hat auch Grossvater Salomon einen kurzen Auftritt als der, «der doch alles weiss».<sup>19</sup> Und in den verschiedenen Varianten der biografischen Texte wird die Erinnerung etwas ausführlicher, am schönsten in der Szene, wo der Grossvater den kleinen Alfred bei der Hand nimmt, um mit ihm – ohne all die vielen andern Kinder – einen Spaziergang in den Wald zu machen:

15 Über Jacob Huggenberger siehe StAZH E III 42a.14, S. 48 und S. 55; H I, S. 680, H I, S. 688, H I, S. 709, UU 2.10, S. 304, UU 2.11, S. 400, UU 2.12, S. 45, UU 2.13, S. 514/1; Z 297.13 sowie Z 362.2582; Grundbuchamt Elgg, Grundprotokolle Bertschikon, Bd. 12, S. 209.

16 StAZH E III, 33.2b, S. 107.

17 KBTG Hu B 273: Forrer an A. H., 10.2.1908.

18 ZB Zürich, Ms Z II 553: A. H. an Forrer, 13.2.1908.

19 A. H., Brunnen der Heimat, S. 11.

«Die Eichhörnchen im Holz waren zahm zu ihm. Er hat mit einem Baum, mit einer Wiese ernsthafte Gespräche führen können. Einmal hat er mir in einer Laubhalle im Bodengehölz ein Geheck von fünf jungen Igelchen gezeigt.»<sup>20</sup> Ausgerechnet er, der Analphabet, sei seine früheste literarische Inspirationsquelle gewesen, gibt Huggenberger zu erkennen. Neben der Mutter, so wäre zu ergänzen. Einerseits liess sie schon den Kleinsten genügend Freiheit, mit den älteren Geschwistern und den Nachbarkindern die Hügel, Wälder, Sümpfe und Bäche der Umgebung zu erkunden, und wenn andererseits die ersten der zahlreichen Kinderarbeiten zu verrichten waren – Rebholz auflesen, Kartoffeln entkeimen, Rüben putzen und selbstverständlich bei Saat und Ernte mit-helfen –, wusste die Mutter «mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern»<sup>21</sup> die immer gleichen Handbewegungen etwas kurzweiliger zu machen. Von ihr lernten die Huggenberger-Kinder, eigene Geschichten zu erfinden, wie in «Brunnen der Heimat» verschiedentlich erwähnt wird. Die Schwestern mochten wie die Nachbarmädchen am liebsten Wundersames über Feen und Blumenkinder, Bruder Hermann war ein Spezialist für Fuchsgeschichten, bei der eintönigen Arbeit im Kartoffelkeller, und Alfred wählte für seine Geschichten verschiedene Feldtiere aus, am häufigsten Hasen und Igel.

---

20 KBTG Hu M 156.

21 A. H., Brunnen der Heimat, S. 165.

## 2 Schulzeit

Als Teil des Kirchspiels Gachnang war das zürcherische Bewangen ursprünglich auch schulpolitisch der weitläufigen Nachbargemeinde im Kanton Thurgau zugeordnet. Das Schulhaus befand sich neben der Trotte, dort unterrichtete seit vielen Jahren Johann Georg Schmid als einziger Lehrer sämtliche Klassen, zeitweise mehr als hundert Kinder. Mit Jahrgang 1804 gehörte er zur letzten Generation derer, die noch vor der Eröffnung des kantonalen Lehrerseminars Kreuzlingen (1833) in den Schuldienst hineingerutscht und zeitweilig auf einen Nebenerwerb angewiesen waren. In den Inspektionsberichten wurde auf die erschwerte Situation hingewiesen und bei allem Verständnis festgehalten, dass Lehrer Schmid nicht in der Lage sei, die Kinder zu selbständigem Arbeiten anzuleiten. Mittlerweile war er über sechzig Jahre alt, oft krank und infolge der unzulässig hohen Schülerzahl hoffnungslos überfordert. Von den verschiedenen Aushilfen aber wollte niemand bleiben, was auch am Gehalt gelegen haben könnte. Gachnang zahlte kaum mehr als das gesetzliche Minimum, damit nur halb so viel wie das nahe gelegene Frauenfeld, wenn man von den Naturalien absah: Wie in den meisten Landgemeinden wurde einem verheirateten Schulmeister die Lehrerwohnung zur Verfügung gestellt, mit dem Anrecht auf eine halbe Juchart Pflanzland.<sup>1</sup>

Möglicherweise gab es noch weitere Gründe für die Verzögerung bei der Stellenbesetzung, jedenfalls war es erst nach Pfingsten 1870 gelungen, einen zusätzlichen Lehrer zu engagieren: Jakob Tuschmid war für die oberen Klassen zuständig, und zwei Jahre später konnte mit Johann Jakob Widmer auch die Unterstufe neu besetzt werden. Die beiden Kollegen übernahmen zudem den obligatorischen Fortbildungsunterricht sowie die freiwilligen Zeichnungskurse und leiteten sonntags die Singschule.

So profitierte Alfred Huggenberger von wesentlich verbesserten Verhältnissen, als er im Frühling 1873 eingeschult wurde. Er war fünfjährig und hatte pro Woche bei Lehrer Widmer achtzehn Schulstunden

zu besuchen, auf jeweils neun Halbtage verteilt. Dazu kam ein ausgiebiger Fussmarsch, eine halbe Stunde von Bewangen über die Hügelkuppe und durch den Hangetenwald hinunter nach Gachnang; der Rückweg dauerte etwas länger, bei ganztägigem Unterricht also waren es gut zwei Stunden. Bei garstigem Wetter allerdings und wenn hoher Schnee lag, blieben die Huggenberger-Kinder über Mittag im Schulhaus und assen den Imbiss, den sie von zu Hause mitgenommen hatten, so berichtete Jahre später der gleichaltrige Jakob Müller über seinen Freund Alfred: «Aber nie fehlte er. Ich glaube nicht, dass er eine einzige Absenz während der ganzen Schulzeit hatte.»<sup>2</sup>

Ein Schuljahr hatte 42 Wochen. Das Sommersemester dauerte von März bis Oktober, unterbrochen von mehreren kurzen Ferien, die von Gesetzes wegen ausdrücklich in die Zeiten der Frühlingsaussaat und der verschiedenen Ernten zu legen waren. Ab dem ersten Novembermontag folgte das Wintersemester, mit 21 Wochen am Stück; danach war Examen. Am 2. März 1876 zum Beispiel: Dreissig Kinder besuchten die Unterstufe bei Lehrer Widmer, Alfred Huggenberger war ein Drittklässler, als Dr. Fehr aus Frauenfeld im Visitationsbericht zuhanden des Erziehungsrates kommentierte: «Das Lesen ging durchschnittlich geläufig. Erzählt wurde mit einiger Gewandtheit. Die schriftlichen Arbeiten waren sauber und nett geschrieben. Sie zeigten eine gewisse Selbständigkeit. In der dritten Klasse, wo schwierigere Themata gegeben wurden, fanden sich wohl deshalb etwas viel orthografische Fehler. Im Rechnen wurden gute Leistungen ausgewiesen; die Erklärungen waren angemessen und die Zahlen deutlich. Im Zeichnen wurde einiges geleistet. Gesang frisch und kräftig.»<sup>3</sup>

Schon bei einem früheren Schulbesuch war Inspektor Fehr aufgefallen, wie trefflich Lehrer Widmer

---

1 StATG 4'723'0: Kinkelins Enquete 1871.

2 KBTG Hu L Sch 62/2: Müller an Walther Huber, 23.2.1925.

3 Schularchiv Gachnang 0.502.



Abb. 4: Gachnanger Ansichtskarte, undatiert.



mit seinen Methoden die Aufmerksamkeit der Kinder zu wecken vermochte. Auch Kollege Tuschmid erhielt viel Lob in den Visitationsberichten. Er hatte in der Oberstufe mehr als doppelt so viele Schüler zu unterrichten und engagierte sich in den sonntäglichen Zeichnungskursen über das Pflichtpensum hinaus. Zudem betreute er die Gachnanger Schulbibliothek. 1871 hatte sie einen Bestand von siebzig Büchern, hauptsächlich «Franz Hoffmann-Bändchen», eine etwas einfältige Lektüre, wie Huggenberger rückblickend festhält.<sup>4</sup> Hoffmann war ein Vielschreiber, allein für seine Reihe «Franz Hoffmann's Jugendbibliothek» im Stuttgarter Verlag Schmidt und Spring verfasste er über zweihundert Bändchen und illustrierte sie mit jeweils vier Stahlstichen. Es waren teils Nacherzählungen von weltberühmten Jugendbüchern und von bedeutenden historischen Ereignissen, teils eigene Ge-

schichten mit unverkennbar erzieherischen Absichten, sehr eindimensionalen Botschaften, nach den Titeln zu schliessen: «Die Kinder sollen dankbar sein den Eltern», «Hüte dich vor dem ersten Fehltritt», «Ein rechtschaffener Knabe», «Brave Leute», «Die Macht des Gewissens», «Treue Diener», «Folgen des Leichtsinns», «Wenn man nur recht Geduld hat», «Äusserer Glanz und innerer Werth», «Durch Nacht zum Licht», «Reue versöhnt», «Der Schein trügt, die Wahrheit siegt», «Jung gewohnt, alt gethan» und so weiter.

Ob Lehrer Tuschmid am Erwerb der Hoffmann-Reihe festhielt, ist nicht zu eruieren, sicher aber

4 A. H., *Brunnen der Heimat*, S. 189; siehe auch Klotz, *Kinder- und Jugendliteratur*, S. 280–294, sowie Wild, *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur*, S. 141.

setzte er sich schon in seinem ersten Gachnanger Jahr dafür ein, dass fünfzig Franken in Neuanschaffungen von Büchern investiert wurden.<sup>5</sup>

Schulzeugnisse sind von Alfred Huggenberger keine überliefert. In den Akten des lokalen Schularchivs ist er bloss zweimal namentlich erwähnt, auf den Schülerlisten der Jahre 1873 und 1884, beim Eintritt und beim Abgang also.<sup>6</sup> Von exzellenten Leistungen hingegen berichtet Jakob Müller im oben genannten Schreiben. Demnach war Freund Alfred «allen Klassengenossen durch seine Kenntnisse und Talente bedeutend voraus und jeder beneidete ihn wegen seinen Fähigkeiten». Was jedoch nicht heissen soll, dass solche Überlegenheit ihn zum Einzelgänger oder gar zu einem unbeliebten Aussenseiter gemacht hätte. «Wir achteten und schätzten ihn hoch und bei allen Spielen und Unternehmungen fügten wir uns willig seinen Anordnungen», betont Müller, erwähnt die Hilfsbereitschaft seines Freundes den Schwächeren gegenüber, dessen Kontaktfreudigkeit und soziale Kompetenz und versucht dies ein Stück weit anhand von Episoden zu beschreiben: «Im Sommer oder Frühherbst brachte er uns Kameraden stets die ersten Kirschen, Äpfel und Birnen. Manchmal lud er zwei oder drei von uns nach Hause ein, wo wir einige gemütliche Stunden verlebten. Freund Alfred wusste, wo verlockende Frühäpfel waren. Fremde Äpfel schmecken bekanntlich besser als eigene. [...] Auch hatte es im nahen Bächlein Krebse, die wir so viel als möglich weggingen.»

Auf das sechste Schuljahr folgte entweder die Sekundarschule oder ein zweijähriger Ergänzungsunterricht. Dieser wurde nach älterer Bezeichnung auch Repetierschule genannt, ein passender Name, denn er basierte noch immer darauf, dass im Winterhalbjahr die siebte Klasse zusammen mit den Fünftklässlern und die achte Klasse mit den Sechstklässlern absolviert wurde; im Sommer dagegen mussten vier Stunden pro Woche plus Singschule genügen. Schwer vorstellbar deshalb, wie Lehrer Tuchschnid

seinen zweifellos begabtesten Ergänzungsschüler zwei Jahre lang für einen solch wiederholten Unterricht motivieren konnte. Vermutlich war er es, der ihn im Zeichnen förderte, und sicher gab er ihm so viel wie möglich zu lesen, die Bücher der Schulbibliothek zunächst, und als dieses Potenzial ausgeschöpft war, den einen und andern Band aus der «bescheidenen Sammlung des Kirchdorfer [das heisst: des Gachnanger] Lesevereins»<sup>7</sup>, namentlich eine Reisebeschreibung, erinnert sich Alfred Huggenberger und schildert bis in die Einzelheiten, wie er als Zwölfjähriger während der Lektüre alles um sich herum völlig vergessen hatte, so dass eine der Kühe falsches Futter bekam und fast hätte notgeschlachtet werden müssen.<sup>8</sup>

Und schliesslich, betont Alfred Huggenberger in all seinen autobiografischen Texten, sei es einer der ehemaligen Lehrer gewesen, der ihn 1884 anleitete, die Kantonsbibliothek in Frauenfeld zu benutzen.

Warum die Eltern ihm nicht erlaubt hatten, die Sekundarschule in Elgg zu besuchen, ist nicht eindeutig zu erklären. Ob dies aus rein finanziellen Gründen geschah, wie es die autobiografischen Texte nahe legen? Oder war die Geldfrage bloss vorgeschoben, weil Vater Salomon wegen gesundheitlicher Probleme auf eine Mithilfe nicht verzichten konnte? Und womöglich befürchtete, auch sein jüngerer Sohn könnte nach dem Besuch einer weiterführenden Schule nicht mehr Bauer werden wollen, sondern Lehrer wie Hermann, der ältere Bruder, der mittlerweile das Seminar in Küssnacht besuchte? Wie auch immer, solche Überlegungen versanden im Spekulativen, festzuhalten jedoch bleibt, dass im Zusammenhang mit Ausbildungsfragen praktisch nie von den vier Schwestern die Rede ist. Nur einmal ist in einem

---

5 StATG 4'723'0: Kinkelins Enquete 1871.

6 Schularchiv Gachnang, Schachtel Verschiedenes.

7 A. H., Brunnen der Heimat, S. 189.

8 Ebd., S. 189–204.

Brief an den Schriftsteller Karl Ernst Knodt in einem Nebensatz erwähnt, dass seine Schwestern Susanna und Bertha Huggenberger nach der Schule als Stickerinnen in der Fabrik gearbeitet und ihren Lohn zuhause abgegeben hatten.<sup>9</sup>

Wer nach den obligatorischen acht Jahren an der Volksschule keine Berufslehre machte, hatte bis zum 18. Geburtstag den obligatorischen Fortbildungsunterricht zu besuchen. Dieser wurde auch Nachtschule genannt, weil er während der Wintermonate zweimal wöchentlich von sechs bis acht Uhr abends angesetzt war. Dienstags gab es jeweils Sprach- und Rechnungsübungen, freitags Realien und Lektüre, während die Fortbildungsschülerinnen ausschliesslich den freiwilligen Handarbeitsunterricht besuchen durften. Es war der individuellste Unterricht, den es damals in Gachnang geben konnte: Mit nur zehn Mitschülern belegte Alfred Huggenberger drei solcher Zyklen, und wie nirgends sonst durften sich die Lehrer einige Freiheit herausnehmen, wie sie den weit gefassten Stoffplan konkretisieren wollten. Lehrer Widmer hatte sich auf landwirtschaftliche Themen spezialisiert, er befasste sich mit Düngerlehre und bäuerlicher Betriebsbuchhaltung, während Lehrer Tuchschnid die Deutschstunden und allgemein bildenden Fächer vorzog, speziell den Geschichtsunterricht. Die pädagogischen Leistungen beider Lehrer wurden in den Visitationsberichten lobend anerkannt, zu bemängeln gab es einzig, dass sie kein detailliertes Schultagebuch führten.

So positiv indessen die Visitationsberichte ausfielen, so gab es in der Gemeinde selbst doch kritische Stimmen. In den ersten Anstellungsjahren schon wurde Lehrer Tuchschnid vorgeworfen, er habe häufig das Schulzimmer verlassen, um nach seiner kranken Frau zu sehen. Etliche Stunden, ja, ganze Vormittage seien ausgefallen und teilweise während der Ferien nachgeholt worden, ohne dass Tuchschnid um die erforderlichen Bewilligungen beim Schulrat nachgesucht hätte. Missfallen erregte auch, wie hef-

tig der junge Schulmeister zuweilen dreingeschlagen hatte; zudem stiessen sich die einen an der mangelhaften sittlichen Erziehung, andere monierten, dass der Oberstufenlehrer sich im Beisein der Schulkinder am Dorfklatz beteilige. Die Opposition spitzte sich zu, als Tuchschnid angeklagt wurde, das Vermögen seiner minderjährigen Schwägerin nicht korrekt verwaltet zu haben. Wohl war noch vor Prozessbeginn ein Vergleich zustande gekommen, doch dies trug nichts zur Entspannung bei, im Gegenteil: Der Gachnanger Gemeindeverwalter brachte vierzig Unterschriften zusammen – was einem Drittel der Stimmberechtigten entsprach – mit der Forderung an die kantonale Erziehungsbehörde, den umstrittenen Lehrer abzusetzen. Trotz der Schlichtungsversuche von übergeordneter Stelle kam es am 19. April 1882 zu einer ausserordentlichen Bürgerversammlung. Von den 110 Anwesenden stimmten 48 für und 62 gegen eine Entlassung des umstrittenen Lehrers.<sup>10</sup> Wie Vater Salomon sich entschieden hat, wissen wir nicht, sicher aber hatte er sich an der Unterschriftenaktion nicht beteiligt.

Trotz der etwas pauschal geführten Schultagebücher ist einiges über den Unterricht zu erfahren. Dass die Fortbildungsschüler im Winter 1883/84 drei Aufsatzthemen gestellt bekamen – «Ein Entschuldigungsschreiben», «Erkundigung nach einem verlorenen Gegenstand» und «Bericht über den diesjährigen Herbstertag in Briefform» – und ausserdem passende Argumente zu einem der Themen «Unbesonnener Spass» oder «Wahre Freunde erkennt man in der Not» zusammenzutragen hatten.<sup>11</sup> An die letztere Arbeit konnte sich Alfred Huggenberger noch in

9 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 21.1.1908.

10 Siehe StATG 4'701'22, 1882, § 77c, sowie StATG 4'701'23, 1882, § 134, 2.

11 Schularchiv Gachnang 1.201: Tagebuch Fortbildungsschule, 29.1.1883.

hohem Alter erinnern. «Mi erscht Erzehlig, we'me si so tarf nenne, han ich scho als Nachtschüeler gschriben [...]. Emol hä'mer d'Huusufgob übercho, d'Woret vome Sprüchwort dur irgend e Begebeheit z'erhärte. Ich ha de Spruch gewählt «Ein Freund wird in der Not erfunden» und ha ime kurze Gschichtli probiert z'bewyse, dass dem so sei. Das Gschichtli ist dänn am Exame richtig prysgekrönt worde. Nid dass es die Herre Schuelvorsteher öppe glese hettid, si händ bloss d'Site zellt, und uf das hii sind sie zum Schluss cho, dem Werk ghöri de Vorzug, allerdings mit der Yschränkg, ich hetti nid prucht 16 Schuelheftsiten vollzschmiere, wo die andere mit einer uscho seigid.»<sup>12</sup>

Seinen letzten Fortbildungskurs besuchte Alfred Huggenberger bei den Lehrern Albert Müller und Christian Oswald. Zum Wintersemester 1884/85 war Johann Jakob Widmer mit knapp sechzig Jahren aus dem Erwerbsleben verabschiedet worden, «unter bester Verdankung seiner vieljährigen Dienste»<sup>13</sup>, wie der Schulrat bekannt gab. Im Jahr zuvor hatte auch Jakob Tuchschnid den Schuldienst verlassen, allerdings nicht freiwillig. Er war im Mai 1883 verhaftet worden, weil er eine Unterschrift gefälscht hatte. Er habe dies getan, um von den Gläubigern seines bankrotten Schwagers nicht behaftet werden zu können, so lautete die Anschuldigung, was Tuchschnid jedoch stets von sich wies. Am 29. November 1883 wurde er in Weinfelden vom Geschworenengericht zu einjähriger Haft in der Strafanstalt Tobel verurteilt und für immer vom Schuldienst ausgeschlossen.<sup>14</sup> Nach Verbüssung seiner Strafe wurde er Cafétier in Lausanne.

Es finden sich keine Hinweise, dass Alfred Huggenberger in Kontakt blieb mit seinen zwei langjährigen Lehrern, denen er, wie in den autobiografischen Texten betont wird, Wesentliches verdankt.

---

12 Larese, Alfred Huggenberger, S. 74 (aus einem Radiogespräch).

13 Amtsblatt des Kantons Thurgau 1884, S. 722.

14 StATG 6'13'25, S. 159–163.

### 3 Lesen und Schreiben: Initialzündungen

Schon als Kind las Alfred Huggenberger, was ihm in die Finger kam. Neben den Beständen der Schulbibliothek war dies ein kleiner Bücher-Posten, den Vater Salomon einst an einer Gant erworben hatte und seither im Stubenwandschrank aufbewahrte: ganze Zeitschriftenjahrgänge mit Fortsetzungsgeschichten, Lehrbücher, abgegriffene Lederbände, Volksausgaben, Kalender und anderes, auf die der Junge mangels neuer Lektüre mehrmals zurückgriff. Namentlich ein paar Erzählbände von Heinrich Zschokke, «Das erfüllte Versprechen» von Jakob Frey, Gabriel Gottfried von Bredows «Merkwürdige Begebenheiten der Allgemeinen Weltgeschichte» und eine Darstellung der höfischen Dichtung mit schwer verständlichen Werkproben von Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg und Walther von der Vogelweide. Für kein anderes Buch aber habe er eine derart starke Zuneigung entwickelt wie für «Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier» von Friedrich Wilhelm Zachariä, schreibt Alfred Huggenberger in seinen Jugenderinnerungen, «ich beschäftigte mich so oft und so eindringlich mit ihm, dass ich noch heute, nach mehr als vierzig Jahren, eine Reihe der darin enthaltenen Texte halb oder ganz hersagen kann».<sup>1</sup> Als Beispiel zitiert er unter anderem das Gedichtchen «Der Dichter und der Bauer», das für ihn im Rückblick wohl eine zusätzliche, stark subjektiv gefärbte Bedeutung erhalten hatte: «Ein junger Dichter las das Haus,/ Von einem reichen Bauern aus,/ Um da mit lesen und mit schreiben/ Vergnügt die Zeit sich zu vertreiben./ Einst trat sein Wirt zu ihm herein:/ <Wie Freund, nur immer so allein?>/ <Das bin ich nur,> sprach der Poet,/ <Seitdem ihr, Freund, hier vor mir steht».<sup>2</sup>

Zu Lebzeiten von Zachariä (1726–1777) war das Fabelbuch anonym erschienen. Beim Exemplar der Familie Huggenberger muss es sich deshalb um jene «Neue Ausgabe» gehandelt haben, die Johann Joachim Eschenburg 1777 in der Fürstlichen Waisenhausbuchhandlung Braunschweig und im darauffolgen-

den Jahr bei Schmieder in Karlsruhe veröffentlichte. Dafür spricht auch Alfred Huggenbergers Hinweis auf die «hübschen Schnörkelzeichnungen» sowie die Bemerkung, sein Zachariä-Buch sei, als er es gelesen habe, exakte hundert Jahre alt gewesen. Tatsächlich wurde die «Neue Ausgabe» 1782 und 1784 nachgedruckt.

Weil aber unseres Wissens das einst recht populäre Fabelbuch seither keine Verbreitung mehr fand und, von elektronischen Kopien abgesehen, selbst aus den Bibliotheken weitgehend verschwunden ist, seien hier ein paar Erläuterungen angebracht: Zachariäs Texte sind weitgehend Nachdichtungen aus dem mehrbändigen Werk von Burkhard Waldis (1490–1556), einem weit gereisten Autor mit spannungsvoller Biografie. Franziskaner ursprünglich, war er nach der Reformation verhaftet worden und anschliessend als Kannegiesser in halb Europa herumgekommen, ehe er 1541 Theologie zu studieren begann und protestantischer Pfarrer wurde. Nun nutzte er seine Bildung, um die Fabeln des Aesop ins Deutsche zu übersetzen. Er versah sie mit ausschweifenden Kommentaren und berichtete, ebenfalls in Knittelversen, was er auf seinen ausgedehnten Reisen beobachtet und erlebt hatte. Rund drei Dutzend von Waldis' Texten sind im Anhang der «Neuen Ausgabe» abgedruckt, und obwohl Herausgeber Eschenburg in seiner Auswahl darauf verzichtete, die Kunst der sprachlichen Bearbeitung in den Vordergrund zu rücken – nur gerade sechs Episoden sind in beiden Versionen berücksichtigt –, kommt gut zum Ausdruck, wie souverän Zachariä die zweihundertjährigen Verse in seine eigene Zeit übertrug und sich, wie im Titel verheissen, «nach Burkhard Waldis Manier» zu eigenen Dichtungen hinreissen liess.

Angesichts dieses vielschichtigen Buches wirkt es befremdlich, dass sich dem jungen Leser in Bewan-

---

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 212.

2 Ebd.

gen, neben dem Gedichtchen vom Bauern und dem Dichter, ausschliesslich belehrende Tiergeschichten eingepreßt haben. Drei Beispiele zieht Alfred Huggenberger heran, sie handeln von Standesunterschieden und Heuchelei, hingegen erwähnt er keine der erotischen Erzählungen wie «Der unvermuthete Ehe-segen», «Der Teufel und das alte Weib» oder «Der Bräutigam und der Tod». Auch über die antiklerikalen Spottgedichte verliert er kein Wort, obwohl doch «Sanct Peter, der Gott seyn wollte», «Die junge Frau im Beichtstuhl» und «Der Bischoff und der Bettelbube» einem Pubertierenden hätten aus dem Herzen sprechen müssen. Während Alfred Huggenberger seine Lektüre von Zschokkes Erzählung vom Feldweibel und der schönen Klementine als emotionalen Prozess darstellt – «ich las sie immer wieder mit gleicher Spannung, mit gleichem Herzklopfen, mit derselben Genugthuung über das endliche Zusammenfinden der beiden Liebesleute» –, bleibt er ausgerechnet in der Erinnerung an sein allerliebstes Buch merkwürdig vage, er schildert keine persönlichen Eindrücke, keine Empfindungen oder gar Leidenschaften, nur in einem der zahlreichen autobiografischen Entwürfe hält er fest, dass ihm die Texte von Burkard Waldis im Anhang «ihrer eigentümlichen Sprache wegen besonders gut gefielen».<sup>3</sup>

Das ist ein aufschlussreiches Bekenntnis. Tatsächlich begann Alfred Huggenberger sich ungewöhnlich früh für entlegene Epochen zu interessieren, ganz besonders für die mittelalterliche Lebensweise in all ihren Ausprägungen und für die Zeit der Bauernkriege. Es war ein unerklärlich starkes Interesse, und während etlicher Jahre beschäftigte er sich sehr intensiv mit diesen Themen, ohne sich deswegen neuen Interessensgebieten zu verschliessen. «Zufälle regieren meinen wunderlichen Bildungsgang», kommentiert er selbst seine autodidaktische Weiterbildung.<sup>4</sup>

Von seinen vielseitigen und zugleich auch sehr ausgefallenen Vorlieben zeugt ein Heft, beschriftet

mit «Kurzer Katalog für 1884–1892».<sup>5</sup> Es enthält zahlreiche einzelne, meist abgekürzte Stichwörter und eine dazugehörige Zahl, was sich in den allermeisten Fällen einem bestimmten Titel im Gesamtverzeichnis der Thurgauischen Kantonsbibliothek aus dem Jahre 1886 sowie dem ersten Supplement zu den Neuanschaffungen zuordnen lässt. Das heisst, für die Zeit zwischen 1884 und 1892 hat sich Alfred Huggenberger eine persönliche Leseliste mit 738 teils mehrbändigen Werken zusammengestellt, geordnet nach seinen sechs persönlichen Themenschwerpunkten: Vermischtes/Interessantes (166 Titel), Deutsche Geschichte (183), Literatur (145), Schweizer Geschichte (166), Weltgeschichte (26) und Alpen (55). Ein immenses Programm! Wenn man bedenkt, dass die Bücherausgabe der Bibliothek nur Mittwoch nachmittags geöffnet war, wären dies Woche für Woche zwei Ausleihen gewesen.<sup>6</sup>

Zwar ist nicht zu beweisen, ob der junge Alfred Huggenberger all die aufgelisteten Bücher tatsächlich gelesen hat und wie intensiv er dies allenfalls tat, dennoch lassen sich Rückschlüsse über seine generellen Vorlieben und konkreten Favoriten ziehen. Letzteres ist mit wenig Aufwand zu eruieren, weil Alfred Huggenberger seine Präferenzen mittels Grossbuchstaben oder einfachen, doppelten, ja bis zu fünffachen Unterstreichungen markierte. Demnach rückte Joseph Victor von Scheffel zum neuen Lieblingsautor auf, als Nachfolger von Zachariä/Waldis. Weitere Favoriten waren der Historiker Leopold von Ranke, Romancier Gustav Freytag, der vielseitige Josef Viktor Widmann, Rudolf Baumbach mit seinen Landsknechtliedern, «Das alte Zürich» von Salomon Vögelin, Johann Kaspar Zellwegers «Geschichte des Kan-

---

3 KBTG Hu L Sch 61/3: März 1913.

4 Ebd.

5 KBTG Hu Sch 130.

6 Siehe Rea Brändle, A. H. und die Kantonsbibliothek Thurgau, Ts., in: KBTG Hu Sch 130.

tons Appenzell», Carl Georg Jacob Sailer's «Chronik von Wyl», Wilhelm Gottlieb Soldans «Geschichte der Hexenprocesse, aus den Quellen dargestellt» und von Friedrich Christian Schlosser die Untersuchung «Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadler und Lobredner, besonders in Beziehung auf die Zeit von 1800–1813». In der nächst untern Kategorie figurieren Homer und Goethe, neben Gottfried Keller, Fritz Reuter, Friedrich Rückert, Peter Rosegger und Georg Rollenhagen mit dem «Froschmeuseler». Kürzer ist die Liste der Äquivalente im Sachbuchbereich mit «Conrad Widerhold» und «Die Schweden am Bodensee», beides Werke über den dreissigjährigen Krieg, «Deutscher Volkshumor» von Moritz Busch und diverse Thurgoviana von Johann Adam Pupikof, der ab den 1860er-Jahren in Frauenfeld das Staatsarchiv sowie die Kantonsbibliothek betreute.

Die Liste der favorisierten Bücher liesse sich mühelos erweitern, während es zusätzliche Detailarbeit erfordert, die Huggenbergerschen Interessensschwerpunkte herauszukristallisieren, zumal seine sechs Kategorien sehr allgemein gehalten sind und sich bei näherem Hinsehen als in manchem ungenau erweisen. Dies im wörtlichen Sinn: Die Habsburger zum Beispiel werden der deutschen Geschichte einverleibt, ebenso die Liederbücher Detlev von Liliencrons, eine Biografie über den Schwedenkönig Gustav Adolf sowie eine Kurzfassung von Grimmels Hausens «Abenteuerlichem Simplicissimus». Ulrich Bräkers Lebensbericht ist der Schweizer Geschichte beigegeben, Charles Dickens der Rubrik des Vermischten, desgleichen Aesop, der «Eulenspiegel» und Adalbert Stifter. Bei all diesen kleinen Schönheitsfehlern jedoch sei ausdrücklich auf die kompetente Auswahl der internationalen Belletristik hingewiesen: Homer, Sophokles, Vergil, Dante, Shakespeare, Cervantes, Lessing, Voltaire, Rousseau, Heine, Cooper, Andersen, Tolstoi – und wenn die grossen französischen Romanciers fehlen, ist dies darauf zurückzuführen, dass die Thurgauer Kantonsbibliothek diesbezüglich schwach be-

stückt war. Als Berater für Weltliteratur betätigte sich vermutlich Hermann Huggenberger, inzwischen Lehrer in Zünikon, das wie Bewangen zur Gemeinde Bertschikon gehörte. Schon als Seminarist hatte er seinen jüngeren Bruder für Schillers Dramen begeistert, und wahrscheinlich waren da zusätzliche Personen, die dem Bauernjungen mit seinem Bücherrucksack in der Kantonsbibliothek den einen oder andern Lesetipp gaben. Zum belletristischen Schwerpunkt gehörten mehrere Texte in mittelhochdeutscher, ja sogar ein paar in althochdeutscher Sprache. Es war dies ein weiteres Element seiner jahrelangen, schier unerschöpflichen Vorliebe für Mittelalter und Frühe Neuzeit, wobei sich auf der Leseliste ebenso Liederbücher finden wie Chroniken und alltagsnahe Enzyklopädien, samt historisierenden Ritterballaden, Heldengesängen und andern romantisierenden Nachdichtungen. Auch begann sich die anfänglich eher diffuse Begeisterung für historische Themen zunehmend auf Lokalgeschichte zu konzentrieren, neben dem Kanton Bern waren dies Zürich und der Thurgau und damit die eigene Umgebung.

So verdichtet sich unser Eindruck von Alfred Huggenberger als einem wissbegierigen jungen Mann, der sich um Allgemeinbildung bemühte, sich dabei aber nicht auf Lehrbücher und Einführungstexte abstützte, sondern sich lieber auf Primärliteratur einliess. Auffallend auch, dass er naturwissenschaftliche Themen weitestgehend ausblendete. Dass er sich bei der Wahl seiner Lektüre nicht vom Nützlichkeitsdenken leiten liess, ist am besten mit einem Beispiel aufzuzeigen: So vehement Alfred Huggenberger alles in sich aufzog, was mit den Bauern, ihrer Geschichte, Kultur und Lebensweise, ihren Kämpfen und Niederlagen zu tun hatte, so wenig interessierte er sich für landwirtschaftliche Fachliteratur. Nur ein paar wenige Bücher über den Wald figurieren auf seiner umfangreichen Liste. Und dass er bei all den verschrobene[n] Liebhabereien auch die populären Lesevorlieben seiner Zeit teilte, ist dem immen-

Abb. 5: Alfred Huggenberger, 1886.



sen Konsum von Alpenliteratur und Napoleonbiografien zu entnehmen.

Alfred Huggenberger las soviel er konnte, selbst am Mittagstisch. Neue Bücher zu beschaffen war problemlos und deshalb nicht mehr nötig, sie mehrmals zu lesen. Auch blieb das Auswendiglernen nicht Alfred Huggenbergers einzige Methode, sich Literatur anzueignen. Er führte Buch über seine Entdeckungen und begann, Aufzeichnungen zu seiner Lektüre zu machen, notierte sich imposante Sätze, exzerpierte längere Passagen, wie Studenten dies tun, machte sich Stichworte zum Inhalt und schrieb eigene Zusammenfassungen mit Seitenangaben und Querverweisen, eine Technik, die er in den 1890er-Jahren zunehmend perfektionierte.

«Ich las nicht mehr bloss, ich schwelgte im goldenen Überfluss. Und dann nahm es seinen Anfang»,

erinnert sich Alfred Huggenberger.<sup>7</sup> Wann «es» anfang und mit welcher Art von Texten, dazu gibt es keine eindeutigen Angaben. «Zuerst nur heitere Mundartreime für die Wiedergabe in geselligen Kreisen» seien es gewesen, «aber bald wagte ich mich auch an ernsthafte Aufgaben»,<sup>8</sup> schreibt er am einen Ort, am andern will er sich als erstes «an kleinen Lustspielen und Schwänken» nebst ersten Entwürfen «zu historischen Dramen und zu einer epischen Dichtung aus der Geschichte von Kyburg» versucht haben,<sup>9</sup> während in den Jugenderinnerungen sich die frühesten Versuche um «schwülstige Szenen» drehten, Anfänge zu «Dramen und epischen Gesängen».<sup>10</sup>

Bei allen widersprüchlichen Angaben indes lassen sich doch eindeutige Folgerungen ziehen. Die Anfänge seines eigenen Schreibens gehen auf die Zeit vor dem zwanzigsten Geburtstag zurück, und schon da müssen es verschiedene Textsorten gewesen sein, die er nebeneinander ausprobierte. Und, wichtiger noch, es war nicht ein bestimmtes Ereignis, keine ausserliterarische Erfahrung, die das Schreiben initiiert hatte. Auslöser waren Bücher. Dies unterscheidet Alfred Huggenberger von den meisten Autodidakten.

---

7 Larese, Alfred Huggenberger, S. 60.

8 Ebd.

9 KBTG Hu L Sch 61/3: Biografische Notizen, 18.2.1910.

10 A. H., Brunnen der Heimat, S. 222 und S. 223.



## 4 Schritte ins Erwerbsleben

Über Vater Salomon gibt es von Alfred Huggenberger einen merkwürdigen Satz. «Ich fürchtete ihn nicht», heisst es in den Jugenderinnerungen und weiter, als wäre dies eine Erklärung: «Er konnte in vielen Dingen sehr engherzig und kleinlich sein; auch kam seine Liebe nie auf den äussersten Ast, ich kann mich nicht an ein Kosewort von ihm erinnern und bin doch gewiss, dass er meinewegen manche Stunde schlaflos lag.»<sup>1</sup>

Auch wenn solch emotionale Zurückhaltung üblich gewesen sein soll in ländlichen Familien, der «schweigenden Milieus»,<sup>2</sup> scheint es doch selbst im winzigen Bewangen sehr unterschiedliche Erziehungsstile gegeben zu haben. Vater Bräm etwa, wie einer der Nachbarn in den Jugenderinnerungen genannt wird, ist nicht nur für seine eigenen Kinder eine beängstigende Erscheinung; Jaköbli Stoller, ein gleichaltriger Bub aus einer weiteren Nachbarsfamilie, wird wegen einer zerbrochenen Vase so lange mit dem Lederrücken traktiert, bis nicht nur die Schreie des Jungen, sondern auch das Keuchen des Züchters durch die Hauswände im ganzen Weiler zu hören sind.

Von Tätlichkeiten Vater Salomons hingegen ist weder in den Erinnerungen noch sonst wo etwas überliefert. Abgesehen davon, dass er nicht das choleriche Temperament eines Bräm besass, scheint er generell auf eher rationale Erziehungsmethoden gesetzt zu haben. Trotzdem hört sich das obige Zitat nach einem spannungsvollen Verhältnis an. Dies wird verständlich, wenn man sich die besondere Situation der Huggenbergers vergegenwärtigt. Für Vater Salomon war Alfred ein Sohn und zugleich der Lehrbub, früh schon zum Nachfolger prädestiniert, und deshalb von klein auf angeleitet, begutachtet, erzogen. Durch die Arbeit aufeinander angewiesen, waren die beiden oft auf Schritt und Tritt zusammen, während der Ernte bis zu sechzehn Stunden am Tag. Dies mag in der vorhergehenden Generation ähnlich gewesen sein, mit dem entscheidenden Unterschied freilich,

dass Vater Salomon als junger Mann schon sein eigenes Geld verdient hatte. Ob der schulentlassene Alfred Huggenberger von seinen Eltern einen Lohn oder zumindest ein Taschengeld erhielt, entzieht sich unserer Kenntnis. Es ist nicht auszuschliessen, dass er während den ruhigeren Zeiten bezahlte Gelegenheitsarbeiten übernahm.

Die Verdienstmöglichkeiten verbesserten sich dauerhaft, nachdem Alfred Huggenberger für den Militärdienst rekrutiert worden war. Am 20. September 1886 fand in Winterthur die Aushebung statt, der Achtzehnjährige aus Bewangen gehörte mit seinen 171 Zentimetern zu den gross Gewachsenen, erzielte in allen theoretischen Fächern die Bestnote, das heisst in Lesen, Aufsatz, Rechnen, und Vaterlandskunde.<sup>3</sup> So kam er, wie er sich das gewünscht hatte, zur Kavallerie, wurde der Dragoner-Schwadron 18 zugeteilt und absolvierte im darauffolgenden Sommer zwei Monate lang die Rekrutenschule in der Zürcher Kaserne. Wie einst als Schulkind konnte er wieder von verbesserten Verhältnissen profitieren. Bis 1874 hatten die Kavalleristen ihr eigenes Pferd in den Militärdienst mitzubringen, oft nahmen sie auch einen persönlichen Rossknecht mit in die Kaserne; seither stellte ihnen die Armee ein eigenes Bundespferd zur Verfügung, den sogenannten Eidgenoss, und dies zu folgenden Bedingungen: Der Dragoner hatte für sein Pferd die Hälfte des Schätzungswertes von maximal 1800 Franken zu bezahlen und verpflichtete sich, auch ausserhalb der Dienstzeit für das Wohlergehen des Tieres zu sorgen, was periodisch kontrolliert wurde. Nach der Rekrutenschule hatten die Dragoner jedes Jahr zu einem knapp zweiwöchigen Wiederholungskurs einzurücken, und nach jedem dieser Einsätze erhielten sie zehn Prozent ihrer Einzahlung zurückerstattet, so dass sie nach zehn Jahren, dem

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 239.

2 Witzig, Polenta und Paradeplatz, S. 174–186.

3 KBTG Hu L 1.

**Abb. 6: Militärische Zusammenkunft als geselliger Anlass: Vorne Alfred Huggenberger (mit Theaterbart) am Landsturmtag, dem 2. Januar 1894, vor dem Schulhaus in Schneit.**



Ablauf der Dienstzeit, über ihr Pferd als Eigentümer frei verfügen konnten.<sup>4</sup>

Alfred Huggenberger bekam einen Wallach, den er Gregor nannte.<sup>5</sup> Dieser leistete auf dem Hof in Bewangen gute Dienste, überdies gab es mit ihm auf Jahre hinaus Geld für Fuhrdienste verschiedener Art zu verdienen, für Privatpersonen zunächst, später auch vertragsmässig für die Gemeinde<sup>6</sup> und die Milchkonsumgenossenschaft Winterthur. Nicht zu unterschätzen schliesslich ist der indirekte Nutzen des Pferdes. Weil Gregor täglich ausgeritten werden musste, kam Alfred Huggenberger sehr oft aus dem kleinen Bewangen heraus, traf sich sonntags mit sei-

nen Dienstkameraden, unterhielt sie mit Humoresken. Er war beliebt und verschaffte sich Respekt auch ausserhalb des Militärs. Noch siebzig Jahre später erinnert sich Redaktor Arnold Kübler, der im Restaurant Löwen in Wiesendangen aufgewachsen war, wie sehr ihm Huggenberger imponierte, «wenn er gelegentlich auf dem Kavalleriepferd vom Dienst oder ei-

4 Schoellhorn, 50 Jahre Dragoner-Regiment 6, S. 46–47; über A. H. siehe ebd. S. 214–216.

5 KBTG Hu Z Sch 104: Schweizer Kavallerist, 25.8.1959.

6 Zwei Verträge Fuhrleistungen 1899 und 1902 in: KBTG Hu L Sch 60/1.

ner Inspektion kommend, vor dem Löwen Halt machte, vielleicht gar nicht vom Pferd stieg, sondern oben sitzend geradewegs in unsere hochgelegene Stube hineinschaute, sein Glas leerte, Spass mit meiner grossen Schwester machte, die seinem Tier derweilen einige Zucker ins Maul schob, dann davon ritt oder aber abstieg und bis spät in die Nacht mit andern Gästen an unseren Tischen sitzen blieb, obgleich er doch einen so weiten Heimweg nach den Hügeln hinter den Wäldern vor sich hatte.»<sup>7</sup>

Möglich, dass Vater Salomon in solchen Nächten schlaflos blieb.

In den Jugenderinnerungen, speziell in der Geschichte «Revolution auf dem Kornfeld», macht Huggenberger uns glauben, sein Vater sei der rückständigste Bauer weit herum gewesen. Ob selbiger tatsächlich in allem antimodern eingestellt war, wie das Buch dies wahrhaben will, ist ein gutes Stück weit zu bezweifeln. Schon 1883 hatte Vater Salomon bei einer Grenzberichtigung seines Besitzes unter anderem eine Kiesgrube erworben und im folgenden Frühling einen Kredit von 13 000 Franken aufgenommen. Damit baute er während der nächsten drei Jahre ein freistehendes Ökonomiegebäude mit einem Versicherungswert von 4000 Franken. Anschliessend wurde das Wohnhaus vergrössert, was dessen Wert laut Angaben im Brandassekuranzbuch verdreifachte. Gleichzeitig wurde auch die Scheune beträchtlich ausgebaut. Dies alles deutet darauf hin, dass die Huggenbergers in den 1880er-Jahren damit begannen, das Schwergewicht ihres Mischbetriebs auf Vieh- und Milchwirtschaft zu verlegen, was von Vater und Sohn gleichermaßen forciert wurde und ohnehin im Trend lag, wie den Statistiken zu entnehmen ist: Zwischen 1820 und 1860 war im Kanton Zürich der Rindviehbestand von 48 540 auf 77 399 angestiegen, 1886 waren es 88 637, bis 1921 nahm die Zahl um gut 30 000 zu;<sup>8</sup> etwas weniger steil verlief die Entwicklung im angrenzenden Kanton Thurgau, 1834 zählte man einen Bestand von 27 806, 1901 mit 52 701 das

Doppelte.<sup>9</sup> Selbst im kleinen Bewangen ist die Expansion augenfällig. In allen vier Haushalten hatten sich die Verhältnisse in den 1860er-Jahren stabilisiert, wie in den Assekuranzbüchern nachzulesen ist, seither gab es keine Besitzerwechsel mehr. Ebenso wie die Huggenbergers begannen auch die Familien Müller, Fröhlich und Reinhard ihre Häuser zu vergrössern und mit neuen Ökonomiegebäuden ihre Betriebe zu modernisieren. Es war eine Phase ausgesprochener Prosperität, die allerdings nur zehn Jahre anhielt. Es folgten krisenhaftere Zeiten, welche die Umstellung auf Vieh- und Milchwirtschaft beschleunigten. Damit einhergehend war auch die Verschuldung gewachsen.<sup>10</sup>

Die Investitionen waren kostspielig, erforderten vermehrte Marktorientierung und kaufmännisch-kalkulierendes Verhalten. Man musste Kühe kaufen, brauchte für sie grössere Ställe und mehr Futter. Dies liess sich realisieren entweder mit Landzukaufen mittels Krediten oder mit Bodenqualitätsverbesserungen, also Meliorationsarbeiten im weitesten Sinn. Alfred Huggenberger tat beides. Kaum volljährig geworden, kaufte er am 10. Januar 1888 für siebzig Franken ein Stück Wiese von gut acht Aren im Riet. Im Verlauf des Jahres kamen weitere Erwerbungen dazu, wobei der junge Käufer darauf achtete, dass die neu gekauften Parzellen an den Familienbesitz angrenzten. Im Juni war es eine Rietwiese von zwanzig Aren in Oberschneit für hundert Franken, im November für 940 Franken drei Wiesenstücke von insgesamt über fünfzig Aren. Auf diese Liegenschaften

7 Kübler, In Alfred Huggenbergers Land, S. 13.

8 Bernhard, Landwirtschaftlicher Atlas, Karte 18; siehe auch Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein, S. 130–131.

9 Schoop, Wirtschaftsgeschichte, S. 94; siehe auch 150 Jahre Thurgauischer Landwirtschaftlicher Kantonalverband.

10 Siehe Geschichte des Kantons Zürich, S. 38 ff.; Baumann, Bauernstand, S. 47 ff.

hatte er einen Kredit von 500 Franken aufgenommen; Vater Salomon und Bruder Hermann waren Bürgen.<sup>11</sup>

Damit hatte er innert zwölf Monaten mehr als eine Hektare Rietland erworben. Während der nächsten acht Jahre kaufte er vor allem Waldparzellen, über eine Hektare insgesamt, die Arbeit im Wald entwickelte sich zu einer weiteren lebenslänglichen Leidenschaft. Auch pflanzte er auf seine Wiesen etliche Obstbäume, die er selbst aus Kernen gezogen hatte. Dieser Erwerbszweig übrigens war, anders als im nahen Thurgau, in der zürcherischen Grenzregion um Bewangen erstaunlich schwach entwickelt.<sup>12</sup>

Schon vor seinem zwanzigsten Geburtstag hatte Alfred Huggenberger versuchsweise damit begonnen, kleinere Rietparzellen trockenulegen. Vielleicht tat er dies mit Hilfe jenes Drainagekurses, der am 10. Februar 1888 im «Winterthurer Volksblatt» für junge Landwirte aus der Gemeinde Bertschikon ausgeschrieben war. Entwässerungsprojekte hatten bereits eine längere Tradition, schweizweit und speziell im Grenzland zwischen Winterthur und Frauenfeld, wie das Beispiel von Elgg zeigt. Als dort 1855 das fast vierzig Hektaren grosse Blankenmoos trockengelegt wurde, war dies «die erste systematische, im Kanton Zürich durchgeführte Drainage, die im ganzen Land herum Bewunderung erweckte», schreibt Johannes Girsberger, der kantonalzürcherische Kulturingenieur, und vermerkt, dass nicht nur in allen Schweizer Tageszeitungen, sondern auch in der ausländischen Presse berichtet und «überall von dem heroischen Entschluss der Gemeinde Elgg mit Verwunderung gesprochen» worden sei.<sup>13</sup> Zehn Jahre später gab es zwei zürcherische und vier thurgauische Drainageröhrenfabriken.<sup>14</sup>

Drainieren war also schon lange keine Pioniertat mehr, wie dies in den älteren biografischen Texten über Huggenberger dargestellt wird. Ungewöhnlich aber war das Ausmass an sumpfigem Boden, das der junge Bewanger ohne fremde Hilfe bearbeitete. Als

erstes grösseres Projekt nahm er sich 1888 die Weiherwiesen vor, wo schon im Frühling rostgelbes Stummelgras vom frischen Grün der Umgebung abstach. Einen ersten Zipfel von gut zwanzig Aren dieses Sumpflandes hatte Vater Salomon einst als junger Mann gekauft, mittlerweile gehörten gut zwei Jucharten der Weiherwiesen zum Familienbesitz, so viel jedenfalls, dass eine Drainage sich lohnen würde, wie Alfred Huggenberger seinem Vater vorrechnete: «In zwei bis drei Jahren könnten wir dann vier Stück Grossvieh mehr halten.»<sup>15</sup>

Und das war erst der Anfang. In den folgenden Jahren war Alfred Huggenberger jeden Herbst ein paar Wochen mit Drainieren beschäftigt, so lange immer, bis der Boden gefroren war. So kam er Jahr für Jahr ein Stück weiter, dreissig Jucharten sollen es insgesamt gewesen sein.<sup>16</sup> Dies sind gut zehn Hektaren oder, in heutigen Grössenvorstellungen ausgedrückt, rund fünfzehn Fussballfelder. Mehr als 10 000 Rohre hatte er nach eigenen Angaben verlegt,<sup>17</sup> und für sie alle musste er Gräben ausschaufeln, jeder mindestens anderthalb Meter tief, nach den Empfehlungen der Experten.<sup>18</sup>

Zur Ertragssteigerung gehörten auch hochwertiges Saatgut, Kunstdünger und Schädlingsbekämpfungsmittel. Weil solche Anschaffungen für einen einzelnen Betrieb teuer zu stehen kamen, schlossen die Bauern sich zu landwirtschaftlichen Genossenschaften zusammen, um sich gemeinsam mit Neue-

---

11 KBTG Hu L Sch 60/1: Bürgschein, 23.12.1888.

12 Bernhard, Landwirtschaftlicher Atlas, Karte 17 a.

13 Girsberger, Meliorationswesen, S. 41.

14 Kopp, Anleitung zur Drainage, Beilage B.

15 A. H., Brunnen der Heimat, S. 240.

16 KBTG Hu M Sch 54, sowie Larese, Alfred Huggenberger, S. 77.

17 KBTG Hu L Sch 61/3: Biografische Notizen, 18.2.1910.

18 Kopp, Anleitung zur Drainage, überarbeitete Aufl., S. 54.

rungen einzudecken und sie im Depot zu führen.<sup>19</sup> Am 4. Oktober 1885 wurde in Gundetswil, einem der grösseren Weiler in der Gemeinde Bertschikon, eine solche Selbsthilfeorganisation geschaffen. Vater Salomon war nicht unter den Gründern, sein Sohn Alfred aber war laut Protokoll kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag als Mitglied eingetragen und anwesend, als an der nächsten Jahresversammlung der Anschluss an den Bezirksverband Winterthur und der Eintrag ins Handelsregister des Kantons Zürich beschlossen wurde.<sup>20</sup> Der Genossenschaftsboom zeugt vom Bedürfnis der Bauern, sich zu organisieren. Daneben entstand zu Beginn der 1890er-Jahre als Protestbewegung der Zürcher Bauernbund, der zum Kampf gegen die Verschuldung aufrief.<sup>21</sup> Es gibt keine Anzeichen, auch nicht im Tagebuch, dass Alfred Huggenberger sich hier engagiert hätte. Politisch hielt er es in dieser Zeit mit den Demokraten.

---

19 Zum Boom der Genossenschaften siehe Baumann, Bauernstand, S. 57–58.

20 Herrmann u. a., Bertschikon, S. 147.

21 Siehe Baumann, Bauernstand, S. 60 ff.

## 5 Erste Erfahrungen mit dem Theater

Das Wörtchen «Nütigen» im Titel des letzten Textes der Jugenderinnerungen steht für die skeptische Haltung von Vater Salomon. «In Nütigen ist nüt zu holen», kommentiert er die literarischen Ambitionen seines Sohnes.<sup>1</sup> Dieses Misstrauen war nur eines von verschiedenen Erschwernissen bei Huggenbergers ersten dramatischen Versuchen, wie in der Geschichte vom «Aufbruch nach Nütigen» nachzulesen ist, auch wenn da rückblickend wohl manches etwas übertrieben dargestellt ist. Dass es mit der väterlichen Ablehnung nicht gar so schlimm gewesen sein dürfte, wird vom Autor selbst eingeräumt. Und dass es in der Umgebung von Bewangen keine ausgeprägte Theatertradition wie in katholischen Gegenden gab, ist zwar unbestritten, doch wurde zu Jugendzeiten von Huggenberger im östlichen Teil des Bezirks Winterthur fleissig Theater gespielt: in Seen, Kollbrunn, Elsau-Rümikon, Rätterschen und besonders in Elgg, wo zudem gelegentlich Tourneeproduktionen gastierten und jedes Jahr auch ein spezielles Kinderprogramm aufgeführt wurde. Die Programme sind den Inseraten im «Winterthurer Volksblatt» zu entnehmen. Auch in der «Thurgauer Zeitung» ist viel Aktivität entlang der Kantonsgrenze festzustellen, in Gachnang, Kurzdorf, Frauenfeld und speziell in Aadorf. Da nahm man sich oft ausgewachsene Schauspiele vor, «Der zerbrochene Krug» von Heinrich von Kleist oder Fünfkter wie «Die Lieder des Musikanten» von Rudolf Kneisel, «Der Sonnwendhof» von Salomon Hermann Mosenthal, «s'Nullerl» von Carl Morré, «Die Hexe von Gäbistorf oder die Ermordung König Albrechts» von Philipp Walburg-Kramer, «Hedwig, die Banditenbraut» und «Toni oder Der Negeraufstand in Santo Domingo» von Theodor Körner. Ebenfalls häufig waren komische Einakter mit zugkräftigen Titeln: «Dr. Krankis Sprechstunde», «Der verfehlt Heiratsantrag», «De läzt Herr Meyer», «Er ist nicht eifersüchtig», «Dienstboten oder Liebschaften in der Herrenküche», «Der versteckte Liebhaber» oder August von Kotzebues «Der gerade Weg, der beste». Gern

pflegte man Schweizer Dramatik, von Thomas Bornhauser mit «Gemma von Arth» über Stücke von Jakob Stutz, August Corrodi, Adrian von Arx, Charlotte Birch-Pfeiffer und Ulrich Farner bis zu Arnold Lang, dem Grütlianer mit «Der Fabrikler oder die falsche Freundschaft». Manches also für jeden Geschmack, diverse Betätigungsmöglichkeiten für einen theaterverrückten jungen Mann, doch sich mit einer Nebenrolle zu begnügen – in «Chrutwehe» mit den Gachnangern oder in «Reisebekanntschaften» der Elgger – dürfte den jungen Alfred Huggenberger kaum gereizt haben. Ihn drängte es nach umfassender Verantwortung, einem eigenen Projekt. Dabei kam ihm zugute, dass er sich mit ein paar Freunden regelmässig zum Singen traf und sie alle fürs Theaterspielen begeistern konnte: Johann Truninger, Jakob Ernst, Karl Gubler, Karl Peter, Albert Kappeler, Johann Hofreber sowie Samuel und August Grob.<sup>2</sup> Geleitet wurde der kleine Männerchor von Hermann Huggenberger, der im Frühling 1887 nach längeren Vikariaten in Hittnau und Schlieren als Lehrer im nahen Zünikon angestellt wurde. Wie stark er sich im Theaterprojekt engagierte, ist nicht sicher, jedoch ist anzunehmen, dass er seinem jüngeren Bruder bei der Suche nach einem geeigneten Stoff behilflich war.<sup>3</sup> Kein einfaches Unterfangen, denn das ideale Stück musste verschiedene, teilweise sich widersprechende Erwartungen erfüllen. Es sollte mindestens ein Dutzend möglichst gleichberechtigte Männerrollen enthalten, hingegen ohne weibliches Personal auskommen und trotzdem «neben ausgelassenen lustigen Szenen einige glänzende Rühreffekte aufweisen»<sup>4</sup>, im weitesten Sinn also von Liebe handeln. Fündig wurde man gleicher-

---

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 239.

2 KBTG Hu B Sch 43: Grob an A. H., 28.4.1955.

3 Über Hermann Huggenberger siehe auch: Evang. Kirchgemeindegarchiv Gachnang: Pfarrer Walther Huber, Chronik der Kirchgemeinde Gachnang, 2. Bd., S. 56 a.

4 A. H., Brunnen der Heimat, S. 226.

Abb. 7: Für seine allererste Theaterproduktion inserierte Alfred Huggenberger sowohl im «Winterthurer Volksblatt» wie in der «Thurgauer Zeitung».

**Theatralische Aufführung**  
im vergrößerten Saale zum „Grünenhof“ in Birmensdorf  
Sonntag den 8. April 1888.

**Programm:**

**1) Studentenstreiche**  
(Luftspiel mit Gesang in 6 Aufzügen nach „die alte Jungfrau“ v. G. E. Lessing).

**2) Lebende Bilder**  
(Studentenkneipe, Andreas Hofer, Abschied etc.).

Eintritt: I. Platz 80 Cts., II. Platz 60 Cts., Kinder die Hälfte.  
Kassa-Öffnung 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, Anfang 4 Uhr.  
Gesang- und Theaterfreunde ladet ein Die Gesellschaft.

massen bei Gotthold Ephraim Lessing und bei Joseph Victor von Scheffel (1826–1886), dem damals populärsten Schriftsteller. Von diesem übernahm Huggenberger laut den Jugenderinnerungen das Atmosphärische, die Vorliebe für Burschenherrlichkeit samt weinseligen Gesängen, während «Die alte Jungfer», ein Jugendstück von Lessing den Plot geliefert hatte und deshalb im Inserat für die «Studenten-Streiche» auch gebührend erwähnt ist.

Wie die Vorlage, 1749 in Berlin uraufgeführt, dreht sich auch Huggenbergers Stück um eine begüterte Altledige, die mit ihren Heiratsabsichten einen jungen Verwandten in Verlegenheit bringt. Als Alleinerbe in spe hatte er bisher für sich und seine Kommilitonen beliebig oft Kredit erhalten, und um weiterhin vom lockeren Geldfluss zu profitieren, sucht er mit Hilfe seiner Freunde die bevorstehende Ehe zu verhindern, unterstützt auch von einer jungen Bediensteten im Haus der reichen Jungfer. Während Lessing die

(selbst-)verliebten Kapriolen einer betagten Braut ins Zentrum rückt, fokussiert Huggenberger auf nahe liegenden Gründen auf die Studenten und ihre Aktionen. Gemeinsam ist beiden die Vorliebe für sprechende Namen: Kräusel heisst bei Lessing ein Poet, Spätmann in den «Studenten-Streichen» die alte Jungfer, auch den Kreditgebern wird besonderes Augenmerk geschenkt, bei Lessing haben sie dem jungen Mann «mit 12 Procent so christlich ausgeholfen»<sup>5</sup>, von Huggenbergers Studenten hingegen werden sie als Wucher- und Schacherjuden bezeichnet, antisemitischen Ausdrücken, wie sie damals in der hiesigen Bühnenliteratur verbreitet waren.

Bei solch detaillierten Vergleichen darf jedoch nicht vergessen gehen, dass «Studenten-Streiche. Ein Burschenstück in drei Akten» erst elf Jahre nach der

5 Lessing, Die alte Jungfer, S. 270.

Abb. 8–10: Zwischen 1888 und 1894 brachte Huggenberger jeden Silvester ein neues Stück in einem der Schulhäuser von Zünikon und Schneit zur Uraufführung.

1) Tobias Schmalze, Nachtwächter in einer Provinzialstadt.  
 2) Röschen, seine Nubme.

3) Ernst Wachtel } zwei Studenten.  
 4) Karl Felbig }  
 5) Des Nachtwächters Nachbarn, unter ihnen der Bürgermeister.

Kassaeröffnung  $\frac{1}{2}$  5 Uhr. Anfang 5 Uhr.  
 Eintritt: I. Platz 80 Cts., II. Platz 60 Cts.

**Zwischenpausen werden mit Musik ausgefüllt.**

Hauptprobe für Kinder Sonntag den 30. Dezember, nachmittags 3 Uhr. Eintritt 20

---

**Musikalisch-dramatische Aufführung**  
 Montag den 31. Dez., als am Silvester,  
 im Schulhaus Zünikon.

Programm:

1. Musik- und Liedervorträge.
2. **Der Dorfproh.** Volksstück mit Gesang in 3 Akten.
3. Vorträge der Musikgesellschaft und des Männerchors.
4. Lebende Bilder.

Kassaeröffnung  $\frac{1}{2}$  8 Uhr, Anfang 8 Uhr. Eintritt 40 Rp. Kinder 20 Rp.  
 Zu jedem Besuche ladet ein

3502 Der Männerchor.

---

**Theater in der Linde in Madort**  
 am 1., 6. und 13. Januar 1889, abends je 5 Uhr,

Uraufführung veröffentlicht und zwischenzeitlich vom Autor zweifellos stark überarbeitet wurde. So hatte er das Personal von neun auf elf Figuren erweitert, Jungfer Spätmann zu Fräulein Althaus umbenannt und auch die übrigen weiblichen Rollen stark ausgebaut im Vergleich zur ursprünglichen Version. Dort mussten die unumgänglichen Kurzauftritte der älteren Frau von einem der jungen Männer übernommen werden. Noch rätselhafter erscheint eine weitere Frauenfigur. Im Inserat heisst sie Frau André, in der gedruckten Fassung hingegen gibt es ein Röschen, und Mitspieler August Grob erinnert in seinem bereits erwähnten Brief daran, dass schon 1888 eine

junge Frau namens Rösli in Erscheinung getreten sei, gespielt von Emma Huggenberger.<sup>6</sup> Sie, die jüngere Schwester, hatte auch den Vorhang genäht und sich um die Kostüme der fünf «Studenten» gekümmert.

Gesang war für beide Versionen vorgesehen. Trotz ihrer sechs Akte aber war die erste Version vermutlich eher kürzer als das veröffentlichte Stück mit seinen 76 Druckseiten, zumal solche Länge mit dem mehrteiligen Rahmenprogramm kaum zu vereinbaren war und, entscheidender noch, für ein unerfahrenes

6 KBTG Hu B Sch 43: Grob an A. H., 28.4.1955.



Der Turnverein.

**Nachher Tanzbelustigung.**

NR. Der Saal ist geheizt. 3321

# Zünikon. Sylvesterfeier.

## Musikalisch-dramatische Aufführung,

angereicht vom  
Männerchor Zünikon unter gest. Mitwirkung der hiesigen Musik-  
gesellschaft Mittwoch den 31. Dezember im Schulhaus dahier.

P r o g r a m m:

1. Männerwache	Männerchor.
2. Der Liebesbrief (Dialektstück in einem Akt).	Männerchor,
3. Heimweh	Quartett
4. 6' Svanöl	
5. Die Junggesellen (Dialektstück in einem Akt).	Männerchor.
6. Trummelt auf den Tisch	
7. Lebende Bilder.	

In den Zwischenpausen Musik.

Eintritt 40 Rp. Kinder die Hälfte. Kasseneröffnung abends 7 Uhr. An-  
fang punkt 7,5 Uhr.

NB. Nachher gemütliche Unterhaltung.  
Freundlichst lobet ein

Der Männerchor.

# Christbaumfeier

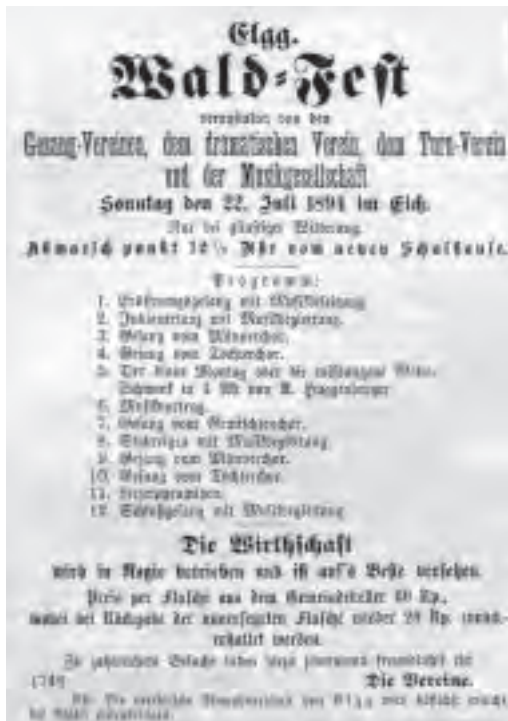
Ad-hoc-Ensemble viel zu viel Text enthalten hätte. Es ist deshalb auch nicht anzunehmen, dass die ursprüngliche Spielversion hochdeutsch abgefasst war wie später das gedruckte Stück; auch mit einer Mundartvorlage war es für einen Zwanzigjährigen schwer genug, eine Gruppe von gleichaltrigen Männern nebst zwei Familienangehörigen zu motivieren und sie alle als Autor, Regisseur und Mitspieler beisammen zu halten.

Auch die Suche nach einem geeigneten Aufführungsort erforderte einigen Aufwand. Weder ein Schulhaus noch ein grösserer Wirtshaussaal schienen für ein Trüpplein von Anfängern in Frage zu kommen, bis schliesslich im Nachbarweiler, dem thurgauischen

Bewangen, ein Wirt ihnen Gastrecht bot. Allerdings verfügte sein «Grünenhof» nicht über die erforderliche Infrastruktur, so dass Alfred Huggenberger zusammen mit August Grob alias Meyer vulgo Spazzo selbst eine Bühne zimmerte; das Holz dazu hatte er von einer zurückgebliebenen Föhre im Tobel und ein paar verküppelten Fichten aus dem elterlichen Suchliwald.<sup>7</sup> Es war wohl eher eine Art grösseres Podest, nur vom Saal her gelangte man auf die Bühne, der gezogene Vorhang musste das fehlende Backstage

7 A. H., Brunnen der Heimat, S. 230–231, sowie KBTG Hu B Sch 43: Grob an A. H., 28.4.1955.





verkauften, obwohl die Schulgemeinde ein sehr viel geeigneteres Areal besitzt. Mit dem Versprechen auf Schnaps hat er ein paar Säufer auf seine Seite gezogen und sich so anlässlich der Gemeindeabstimmung eine knappe Mehrheit verschaffen können. Doch es gibt Opposition seitens der Jungen. Verkleidet als Inspektoren der übergeordneten Instanz, gelingt es einem der Widersacher und dessen Helfern, ihn des Betrugs zu überführen, worauf er nicht nur auf den Grundstückverkauf verzichtet, sondern auch seine Ämter abgibt. Einer Andeutung in Huggenbergers Tagebuch zufolge hatte die Titelfigur des «Dorfprotz» ein reales Vorbild,<sup>8</sup> einen bereits verstorbenen Politiker; ob das Publikum dies bemerkt hatte, muss allerdings offen bleiben.

Auf den «Dorfprotz» folgten «Die Werbung» und «Die Junggesellen». Damit waren es drei Silvesterproduktionen im Schulhaus Zünikon, alle vom kleinen Männerchor dargeboten. Dank ihm, seinem ersten Hausensemble gewissermassen, hatte Alfred Huggenberger die Möglichkeit, Verschiedenes auszuprobieren und später zu grösseren Stücken umzuarbeiten. Er benutzte dazu zwei gegensätzliche Methoden. Die eine ist als pragmatisch zu bezeichnen; unterdessen nämlich war der Autor samt einem Teil seines Männerchors in den neu gegründeten gemischten Chor Schneit übergetreten, dies erlaubte es ihm, sich mit komödiantischen Liebesdingen zu beschäftigen. Er zeigte «Die Werbung» in einer überarbeiteten Fassung und schuf dabei die Figur des unbeholfenen jungen Mannes namens Heinrich, nach einem Modell, das er in seinem Werk immer wieder neu einsetzte: Er ist schüchtern, er ist verliebt und kann nicht tanzen. Zudem brauchte sein gemischter Chor neue Stücke für die Silvesterpremieren im Schulhaus Schneit, 1894 waren dies «Backfischlaunen» sowie «Der Heiratsvermittler», mit dem Autor in der Hauptrolle.<sup>9</sup>

Die reinen Männerstücke hingegen, «Der Dorfprotz», «Die Junggesellen» sowie «Der blaue Montag», wurden nur wenig überarbeitet und relativ rasch gedruckt, ersteres bei Franke in Zofingen, die zwei andern in Zürich bei Caesar Schmidt, was Huggenberger über die engere Region hinaus bekannt machte. So kam es, dass «Die Junggesellen» in der leicht veränderten gedruckten Fassung am 17. Februar 1895 vom Grütliverein in Thun uraufgeführt wurde<sup>10</sup>. Bei dieser zweiten Arbeitsmethode, der Überarbeitung auf dem Papier, muss Huggenberger einige Vorteile entdeckt haben. Er konnte sich die Freiheit herausnehmen, zusätzliche Rollen und

8 KBTG Hu L Sch 60/3: [20.]5.1891.

9 Winterthurer Volksblatt, 4.1.1895.

10 Täglicher Anzeiger. Tagblatt für die Stadt Thun und das Berner Oberland, 17.2.1895.

Abb. 12: Mitglieder des Gemischten Chors Schneit spielten mit Alfred Huggenberger (3. von rechts) Anfang 1894 dessen Volksstück «Die Werbung».



Schauplätze einzusetzen und, wenn die Stoffe dies verlangten, entsprechende Figuren erfinden – ältere, jüngere, männliche, weibliche – je nach Thema, überdies bei jedem Stück nach Belieben zwischen Mundart und Schriftdeutsch entscheiden. Letzteres lag ihm ohnehin näher; verschiedene Ausdrücke deuten darauf hin, dass Huggenberger seine frühesten Stücke quasi vom Hochdeutschen her in einen nicht sehr ausgeprägten Dialekt übersetzte. Dies ist im «Dorfprotz» für den verkleideten Inspektor mit seinen amtsdeutschen Floskeln berechtigt, wirkt jedoch etwas hölzern, wenn der Lokalpolitiker sich empört, man habe ihm «die schönste Plän z'nüte gmacht» und sein eigener Sohn sei ihm «i de Gmeindsversammlungig betreffend dem Schuelhusbau»<sup>11</sup> in den Rücken gefallen. Oder wenn er vorschlägt, «jetzt wä'mer is afgmach i d'Rueh begäh», und der Sohn

die Versöhnung erleichtert kommentiert: «Ich danke für das Entgegekemme».<sup>12</sup> Ähnlich Papierenes findet sich in späteren Stücken, «worum nid gar!»<sup>13</sup> zum Beispiel, «jetzt gseh-n-i würlki e chli ame Herr glich».<sup>14</sup> Nicht immer jedoch ist eindeutig, ob Huggenberger bei seinen Sympathieträgern eine hölzerne Sprache als humoristisches Stilmittel einsetzt, in der Liebeserklärung des schüchternen Heinrich etwa: «Ich ha welle luege, wie's sich us nähm, wenn ich Ihne än Hürotsatrag wür mache.»<sup>15</sup>

So kurzlebig sich das Experiment mit dem Männerchor Zünikon erwies, soll es doch nicht unter-

11 A. H., Der Dorfprotz, S. 7.

12 Ebd., S. 39.

13 A. H., Die Werbung, S. 27.

14 A. H., Ein Mann, ein Wort, S. 12.

15 A. H., Die Werbung, S. 26.

schätzt werden. Huggenberger konnte daraus nachhaltige Lehren ziehen. Er hatte Erfahrungen im und mit Theater gesammelt; das kam ihm beim Schreiben zugute, und auch künftig trachtete er danach, neue Texte vor der Drucklegung spielen zu lassen und bei den Proben dabei zu sein, um rechtzeitig Schwachstellen ausmerzen zu können.<sup>16</sup>

---

16 STAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 8.3.1918, 29.5.1922, 28.7.1936.

## 6 Die lyrischen Anfänge

Ungefähr eine Woche nach den Aufführungen der «Studenten-Streiche» sei es gewesen, beim Furchenziehen am oberen Rebensteig, schreibt Alfred Huggenberger in den Jugenderinnerungen, da habe er sich sein allererstes Gedicht ausgedacht, inspiriert von strahlendem Wetter und einer Weitsicht bis in den Schwarzwald hinein.<sup>1</sup> Das müsste gegen Ende April 1888 gewesen sein, beim Gedicht könnte es sich um «Frühling» gehandelt haben, vielleicht auch um «Frühlingsträume» oder «An den Frühling», möglicherweise gar um «Maienzeit». Vermutlich aber war keins von allen vier das erste Gedicht und Alfred Huggenberger hat dies bloss behauptet, weil es dramaturgisch so gut passt: Dass am gleichen Tag, an dem er sich zum allerersten Mal an einem lyrischen Text versuchte und damit zum Dichter wurde, er auch den Plan gefasst hatte, die Weiherwiesen zu entwässern und also ein erfolgreicher Bauer zu werden.

Wie auch immer, all die genannten Frühlingsgedichte sind Teil einer Sammlung von dreissig Texten, die nebst ein paar weiteren zur frühesten Lyrik von Alfred Huggenberger gezählt werden dürfen.<sup>2</sup> Mit feiner Feder schrieb er sie ins Reine, übertrug sie aus einem der weitgehend unleserlichen Notizbüchlein in ein dunkelbraunes Wachstuchheft, betitelt mit «Alfr. Huggenberger, 1889», und schmückte jeden einzelnen Text mit einer Vignette.<sup>3</sup> Die Titel der Gedichte sind in Zierschrift – man müsste fast sagen: – gemalt, unterlegt meist mit einer kleinen farbigen Zeichnung. Es gibt aus den folgenden Jahren mehrere solcher Hefte, zum Teil mit denselben Gedichten, doch hat Huggenberger sie jedes Mal in neuer Reihenfolge angeordnet und bald schon in einzelne Zyklen unterteilt, versehen mit Titeln wie «Fidelio», «Im Volkston», «Adalbert», «Die Fahrt nach dem Glück», «Lieder eines kranken Mannes», «Fröhlich und frei», «Alt-Heidelberg», «Phlegma auf Reisen». Rund ein Dutzend solcher Unterabteilungen sind auszumachen und immer wieder «Farbige Blätter», das war über Jahre die umfangreichste der Sammlungen, eine Art eisernes Repertoire.

Ein so ausgeprägter Hang zu Schönschrift und Strukturierung könnte ein Hinweis darauf sein, dass Huggenberger von allem Anfang an nicht einfach drauflos fabulierte, sondern sehr bald schon an eine Veröffentlichung dachte. Eines der Hefte ist denn auch mit «Alfr. Huggenberger. Probearbeiten»<sup>4</sup> beschriftet, in einem andern Reinschriftheft aus den frühen 1890er-Jahren findet sich zu einzelnen Gedichten der Vermerk «bleibt vorläufig aus der Sammlung weg»;<sup>5</sup> tatsächlich sind einige der frühesten Gedichte nie veröffentlicht worden.

Ein weiterer Beleg für den frühen Drang, die eigenen Texte zu veröffentlichen, findet sich in einem Brief von Otto Schulthess, der in jungen Jahren an der Kantonsschule Frauenfeld alte Sprachen unterrichtet hatte und Huggenberger daran erinnert, wie «du mit unfertigen Einträgen zu mir in die «Krone» in Frauenfeld kamest und nachdem ich mit Blaustift manche Stelle beanstandet hatte, mitunter etwas missmutig und geknickt den Heimweg wieder antrate».<sup>6</sup>

Wie bereits aus grösserem Zusammenhang ersichtlich, versuchte sich Alfred Huggenberger von Anfang an in verschiedensten Genres. Eine breite Ausrichtung äussert sich auch innerhalb der gut drei Dutzend Gedichte, die nachweislich zu seinen frühesten gehören. Thematisch und zum Teil auch formal umfassen sie ein sehr weites Spektrum, wie im Folgenden veranschaulicht werden soll. Bereits erwähnt wurde die Gruppe der Frühlingsgedichte, dazu im Kontrast stehen ebenso viele Texte, die sich mit dem Gedanken des Memento mori beschäftigen. «Ein Kreuzlein»<sup>7</sup>

1 A. H., Brunnen der Heimat, S. 236–239.

2 KBTG M Sch 76: Heft 1; zudem Sch 69, Sch 74/2, Sch 92 sowie Sch 124: Manuskripte IV.

3 KBTG Hu M Sch 76: Heft 1.

4 KBTG Hu M Sch 76: Heft 3.

5 KBTG Hu M Sch 74/2: Heft 1.

6 KBTG Hu B 922: Schulthess an A. H., 1.1.1938.

7 KBTG Hu M Sch 76: Heft 1; wo nicht anders vermerkt, gilt dies auch für die folgenden Gedichte.

etwa sinniert über den tödlichen Unfall eines jungen Bergsteigers, über seine möglichen Lebensträume, zugleich steht das Holzkreuz auf dem Felsvorsprung für das mittelalterliche «*Media vita in morte sumus*». Um die Begrenztheit des Lebens kreist auch «*Verlorne Stunden*»; das lyrische Ich, ein Greis, wendet sich ausdrücklich an ein junges Lesepublikum mit der Mahnung, die Zeit nicht nutzlos verstreichen zu lassen. Dasselbe Thema wird auch in «*Ans Herz*» abgehandelt, in zwei längeren Strophen, beide bestehend teils aus Kreuz-, teils aus Paarreimen. Kein Einzelfall übrigens, dieses lyrische Ich, das so gut wie gar nichts mit der Lebenswelt des jungen Autors gemein hat: In «*Neuschwanstein*» ist es König Ludwig II. von Bayern, in «*Mein Kämmerlein*» ein Einsiedler, in «*Abschied*» ein Handwerksgeselle, der zur Walz aufbricht, ein Thema, zu dem ihn Rudolf Baumbach (1840–1905) inspiriert haben dürfte, wie Joseph Victor von Scheffel ein überaus populärer Autor.<sup>8</sup> Zwei weitere Texte haben das Verhältnis von Müttern zu ihren Töchtern zum Thema, auf diametral entgegengesetzte Weise: Während in «*Kleine Geschichte*» die Mutter zur Jagd auf einen möglichst reichen Mann anstachelt und dadurch ein Unglück auslöst, wird in «*Mitgabe*» die Tochter ermahnt, in der Nähe zu bleiben «*wie das Veilchen im grünen Hag*», weil es so leichter sei, nicht vom richtigen Weg abzukommen. Solch biedermeierliche Anklänge übrigens sind ein auffälliges Merkmal der frühen Gedichte Huggenbergers; sie haben etwas Altkluges. Ein Glück deshalb, dass das lyrische Ich in der kleinen Trilogie «*im Volkston*» und zwei weiteren Liebesgedichten einen anderen Ton anschlägt – und sich auch ein bisschen über sich selber lustig macht.

Eine weitere Vorliebe gilt dem Studentenleben, dem Hoch auf Wein, Weib und Gesang. Mindestens zwei dieser Texte, «*Fass*» und «*Finke*»,<sup>9</sup> wurden wahrscheinlich für die Uraufführung der «*Studenten-Streiche*» verwendet, in der gedruckten Stückfassung jedoch kommen sie nicht mehr vor. Auch «*Narrenlogik*» und «*An Hortense*»<sup>10</sup> wurden nicht weiter verfolgt.

Das Studenten-Thema dürfte Huggenberger nur kurze Zeit interessiert haben; «*Gaudeamus*» hatte ihn dazu inspiriert, ein schmales Bändchen von Joseph Victor von Scheffel.

Auch Gebrauchslyrik im engeren Sinn findet sich unter den frühesten Gedichten. «*Ausmarsch zum Schützenfest*», «*Schweizer Wehrmannslied*» und «*Ein Veteran*» wurden im Hinblick auf das Eidgenössische Schützenfest von 1890 in Frauenfeld geschrieben und in einzelnen Nummern der Festzeitung abgedruckt.<sup>11</sup> Und gerne wüsste man, ob auch «*Hymnus*» irgendwo veröffentlicht wurde. Datiert ist es mit «*Herbst 1888*» und entstand zur kantonalen Volksabstimmung vom 9. Dezember 1888. Es ging um zwei Änderungen im zürcherischen Schulgesetz, die beide per Referendum bekämpft wurden. Zum einen betraf dies den Ausbau des Ergänzungsunterrichts in der Primarschule – auf ein Niveau, wie es im Nachbarkanton Thurgau schon seit über zehn Jahren erreicht war – , verbunden mit einer Reduktion der zulässigen Schulclassengrösse auf achtzig Kinder und der Einführung von lateinischen Buchstaben anstelle der deutschen Kurrentschrift (auch Sütterlin-Schrift genannt). Zum andern war darüber zu entscheiden, ob künftig die Schulbücher auf Primar- und auf Sekundarschulstufe je hälftig vom Kanton und von den Gemeinden bezahlt und somit sämtliche Eltern von diesen Kosten befreit werden sollten. In der Hauptsache also Anliegen, die ein bekennender Autodidakt wie Huggenberger, so wäre zu erwarten, aus voller Überzeugung hätte unterstützen müssen. Er tat dies tatsächlich, wenn auch weder leidenschaftlich noch

8 Siehe Baumbach, Lieder eines fahrenden Gesellen.

9 KBTG Hu M Sch 74/2: Heft 4, sowie Sch 76: Heft 1.

10 KBTG Hu M Sch 76: Heft 2.

11 Festzeitung auf das Eidg. Schützenfest in Frauenfeld 1890, Frauenfeld: Huber, 1890, Sp. 81–83 (Ausmarsch zum Schützenfest), Sp. 233–234 (Schweizer Wehrmannslied), Sp. 289–290 (Ein Veteran).

gradlinig, eher verquast und mit einem belustigten Unterton über die begriffsstutzigen Zürcher. Vom kantonalen Bauernverband wurde Annahme empfohlen.<sup>12</sup> Dennoch war der Schulreform gerade in ländlichen Gegenden massiver Widerstand seitens des Bauernbundes erwachsen, einer Bewegung, die den Anliegen der «Federhelden» prinzipiell mit Misstrauen begegnete.<sup>13</sup>

Die Vorlagen wurden denn auch beide ganz knapp abgelehnt. Im Bezirk Winterthur war die Stimmung mit 5474 Ja : 3029 Nein respektive 5565 : 2831 nicht so bildungsfeindlich wie beispielsweise in den Bezirken Dielsdorf, Hinwil, Bülach und Pfäffikon. In der Gemeinde Bertschikon, wo die Huggenbergers stimmberechtigt waren, gab es 79 Ja und 85 Nein, respektive 76 Ja und 89 Nein und mit vierzehn respektive elf leeren Stimmzetteln auffallend viele Unentschiedene.<sup>14</sup>

Angesichts der Werkliste von Huggenberger würde man nicht vermuten, dass die Ursprünge seiner Humoresken bis in die 1880er-Jahre zurückreichen. Wie «Herr Weisheitszahn» macht sich auch «Der Büchernarr» über Gebildete lustig, ohne einen Funken von Selbstironie, wie dies zu einem Belesenen gepasst hätte. Die Titelfigur ist ein wohlhabender Gelehrter, der drei Zimmer voller Bücher besitzt und – welch unvermeidliche Frage – sie nur zum kleinsten Teil gelesen hat. «Ein Schatz sind diese Bücher wol;/ Doch dass man's nicht vergessen soll:/ Mehr Arbeit gibt es, als man glaubt,/ Nur bis sie täglich abgestaubt.»

Wenn die frühen Humoresken nicht veröffentlicht wurden, heisst das nicht, dass sie unbeachtet liegen blieben. «Romeo» zum Beispiel, die Persiflage auf die Missgeschicke eines Kiltgängers, war integriert ins mehrteilige Rahmenprogramm des Männerchors Zünikon bei dessen Theaterabend am Neujahrsabend 1890.<sup>15</sup> Solche Nummernveranstaltungen waren in der Ostschweiz verbreitet und wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Standard der

Unterhaltungsabende von Musikgesellschaften, Chören, Grütlianern, Turnvereinen, Veloclubs, konfessionellen Jugendgruppen und verschiedensten Bildungszirkeln. Entsprechend gross war die Nachfrage nach einer speziellen Textsorte, die in den Inseraten als komische Vorträge, manchmal auch als Deklamationen bezeichnet wurden. Es gab sie als Monologe und Duette; sie wurden so beliebt, dass man sie auch für den privaten Rahmen kultivierte, an Familienfesten und Hochzeiten vor allem.

Schliesslich sei auf die Heldengesänge, Balladen und historischen Gedichte hingewiesen, ein Genre, das Huggenberger ebenfalls als Zwanzigjähriger auszuprobieren begann und in den nächsten Jahren sehr intensiv pflegte. In seinem frühesten Versuch schrieb er in Gedichtform über eine historische Figur: Georg von Frundsberg (1473–1528) gilt als bedeutendster Kriegsunternehmer zu Beginn der frühen Neuzeit. Er kämpfte im Dienst verschiedener Machthaber, unter anderem auch gegen die Eidgenossen. Wie der junge Dichter aus Bewangen auf diese Figur gestossen war, ist nicht zu rekonstruieren und noch weniger, wieso sie ihn fasziniert hat. Belegen hingegen lässt sich, dass er das Gedicht ohne kritischen Vermerk in die Schönschreibhefte übertragen hatte, sich dann aber doch lange nicht zu einer Veröffentlichung entschliessen konnte. Im letzten Moment verzichtete er darauf, das Gedicht in der Neuausgabe seiner Sammlung «Hinterm Pflug» zu publizieren,<sup>16</sup> 1913 erschien es, leicht überarbeitet, im Gedichtband «Die Stille der Felder», und im selben Jahr wurde es in «Frühlicht» aufgenommen,<sup>17</sup> eine Buchreihe, die sich an jugendliche wandte. In Band 7 tat sie es seltsamerweise mit

12 Der Zürcher Bauer 1888, S. 285–286 und S. 295–296.

13 Ammann, Bauernbund, S. 95 f.

14 Amtsblatt für den Kanton Zürich 1888, S. 623.

15 Inserat in: Winterthurer Volksblatt, 27.12.1889.

16 StATG 8'405, 3/254: A. H. an Huber, 14.8.1912.

17 KBTG Hu B 718: Moser an A. H., 26.7.1913.



Abb. 13: Der erste Gedichtband, 1890 auf eigene Kosten veröffentlicht.

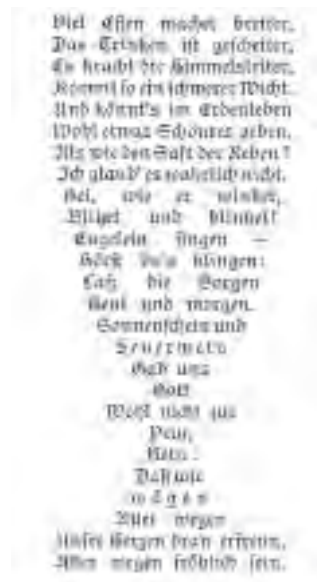


dem Thema «Von Krieg und Kriegersleuten». In eine ähnliche Richtung wie «Jörg Frundsberg» geht das «Altdeutsche Reiterlied», das an Silvester 1889 im Rahmenprogramm vom Männerchor im Schulhaus Zünikon aufgeführt wurde.<sup>18</sup>

Thematisch gesehen sind diese beiden Texte Extremfälle auf einer breiten Skala historischer Gedichte: am einen Ende die Kriegslieder, am andern Humoresken nach Scheffels Vorbild. Genau diese Mischung von blutigem Ernst und verulkenden Untertönen wählte Alfred Huggenberger für seinen ersten Gedichtband, den er 1890 veröffentlichte. «Reiter-Poesie» erschien im Eigenverlag, wurde zwar von Huber in Frauenfeld gedruckt, doch nicht ins Verlagsprogramm aufgenommen. Über die Höhe der

Auflage ist nichts bekannt, sie dürfte allerdings nicht sehr hoch gewesen sein, der Autor selbst hat sämtliche Exemplare vertrieben, vorwiegend im Kreis seiner Militärdienstkameraden, und sich später verschiedentlich von seinem Erstling distanziert.

Ein paar Indizien jedoch lassen uns zögern, «Reiter-Poesie» als unambitiöse Publikation zu betrachten. Alfred Huggenberger hatte kaum das Geld, sich ohne Hintergedanken eine Veröffentlichung zu erlauben, in einer offensichtlich teuren Ausstattung zudem. Und auch wenn wir den inhaltlichen Gehalt des Bändchens nicht überbewerten wollen, überrascht doch die Experimentierfreude in den angewendeten Formen. Neben jambischen sind es trochäische Verse, verschiedene Strophenmuster und manchmal unkonventionell kühne Zeilenarrangements:



18 Winterthurer Volksblatt, 27.12.1889, siehe auch A. H., Reiter-Poesie, S. 123–124.

## 7 Eilfertigkeiten, Vorstösse und Resonanz

Am 19. April 1891 begann Alfred Huggenberger ein Tagebuch zu führen. Er tat es recht diszipliniert, während fünf Jahren füllte er ein Pressbandheft fast bis zur letzten Seite. Eine Fortsetzung ist im Nachlass nicht vorhanden, leider, auch kein Vorläufer; zudem ist manches nicht restlos zu entziffern, weil sich der Autor über weite Passagen einer rasch hingeworfenen Schrift bedient und viele Abkürzungen benutzt. Im Übrigen ist sein Tagebuch auffallend sachlich gehalten, stichwortartig oft, und vermittelt gerade deshalb ein alltagsnahes Bild von einem jungen Mann und seinen Bemühungen, zwei verschiedene Betätigungen – die Landarbeit und die Literatur – ernsthaft nebeneinander betreiben zu können und darüber hinaus ein geselliges Leben zu führen. Dazu gehörten die häufigen Ausritte durch die Dörfer, Treffen mit Freunden in Wirtschaften und den Weinlokalen in Frauenfeld, Besuche von Theateraufführungen, Festen, Tanzveranstaltungen, auch verschiedene Liebschaften, im Tagebuch allerdings nur angedeutet, mit Initialen behandelt.

Oft kamen die unterschiedlichen Bedürfnisse sich in die Quere. In einem der ersten Einträge schliesst der Tagebuchschreiber mit sich selbst ein Abkommen, die nächsten zehn Tage, also bis Auffahrt, kein Wirtshaus mehr zu betreten, um sich auf ein literarisches Projekt zu konzentrieren. Wie schwierig dies war, ist in der folgenden Woche im Detail nachzulesen:

Tagesordnung für Sonntag, den 3. Mai [1891]  
½ 6 bis 7 Uhr füttern  
7 – 8 Uhr Reinigungsarbeiten etc. (Umkleiden)  
8 – 11 Uhr Fortsetzung des Dialektstückes «Die Werbung»  
11 – 12 Uhr Ruhepause, Mittagessen  
2 – 6 Uhr Dialektst. «Die Werbung»  
6 – 8 Uhr Füttern

3. Mai, Abend neun Uhr: Tagesordnung innegehalten?

6 – 8 ¾ füttern, bis 9 ½ Umkleiden, 9 ½ – 12 Fortsetzung von «Die Werbung», Mittagessen, ½ 1 bis ½ 2 Schreiben an «Die Werbung», Hierauf kommt Joh. Truninger, der in Frauenfeld als Rekrut laboriert, zu Pferd. Reite mit ihm über Schneit, Hagenbuch, Burg links liegen lassend. Nach Frauenfeld. Emma Lipp. kredenzt uns ein halben Liter im oder beim «Bären». Nachher Promenade durch die Stadt, dann nach Mesenried, halb fünf Uhr zu Hause, Schalter flicken, füttern. ½ 8 – 9 Uhr an «Die Werbung».<sup>1</sup>

Immer wieder stellt sich im Tagebuch heraus, dass sich Huggenberger zu viel vorgenommen hatte. Speziell was die literarische Arbeit betraf, setzte er sich selbst unter Druck. Am 17. Dezember 1891 etwa nahm er sich vor, in zehn Tagen «muss «Die misslungene Wette» fertig und «Die Studentenbraut»<sup>2</sup> abgesandt sein. Ferner mindestens 30 Gedichte eingeschrieben. Höhere Gewalt vorbehalten.» So versuchte er sich anzutreiben, wohl wissend vermutlich, dass ein derartiges Pensum neben den Theaterproben für Silvester nicht zu bewältigen war. «Von nun an soll wenigstens jede Woche eingeschrieben werden»<sup>3</sup>, relativierte er seine Forderungen und schwieg sich dann im Tagebuch bezeichnenderweise bis zum Jahresende aus. «Wieder einige Sonntage todt gemacht! Wollte zu Hause bleiben – und kam erst recht fort», notierte er am 2. März 1892 und scheint sich mittlerweile hinter die Schliche gekommen zu sein: «Der Weg zum Übel ist mit guten Vorsätzen gepflastert.»<sup>4</sup>

Nicht nur sich selbst gegenüber, sondern auch nach aussen hin formulierte der junge Huggenberger zuweilen unrealistische Zeitrechnungen. So kündigte er dem Verlag Caesar Schmid neue Theaterstücke an,

1 KBTG Hu L Sch 60/3 [= Tagebuch].

2 Arbeitstitel des Stückes «Studenten-Streiche», das 1899 im Druck erschien.

3 KBTG Hu L Sch 60/3: 17.12.1891.

4 Ebd.: 28.2.1892.

die noch nicht einmal als Entwürfe existierten.<sup>5</sup> Die vorschnellen Versprechungen scheinen seinem Wesen entsprochen zu haben, einer Eilfertigkeit, die ihm bis ins hohe Alter zu schaffen machte.

«Beschlüsse beim Schollen im Riedacker, unter Benutzung von einigen Stücken aus <R. P.> ein Büchlein <Im Stegreif> zu machen und das Manuskript (bis etwa Neujahr) an Oberst Wille zu schicken», liest man im Tagebuch.<sup>6</sup> Mit «R. P.» ist der Gedichtband «Reiter-Poesie» gemeint, Oberst Wille ist der spätere General und das Zitat ein Indiz dafür, wie eng der Antriebsdruck zum Schreiben mit dem Wunsch nach Resonanz verknüpft war. Auch dies ein Thema, das im Tagebuch verschiedentlich zur Sprache kommt und damit Spuren zu bisher nicht bekannten Veröffentlichungen und Verlagskontakten liefert. Im ersten Eintrag vermerkt Huggenberger, dass in der «Schweizerischen Rundschau» noch nichts von ihm erschienen sei, einer neuen dreisprachigen Zeitschrift, herausgegeben von Ferdinand Vetter, dem Bruder eines Schwiegersohns von Verleger Jacques Huber. Im folgenden Jahr dann erschien in der «Rundschau», passend zur Jahreszeit, das Gedicht «Frühlingsträume»<sup>7</sup> und im Herbst «Der glückliche Bauer», allerdings mit der fehlerhaften Autorenzeile «J. Huggenberger, Islikon, Frauenfeld».<sup>8</sup> Zur gleichen Zeit merkwürdigerweise, mit demselben Gedicht und dem nämlichen Druckfehler begann seine Mitarbeit beim «Schweizerischen Familien-Wochenblatt für Unterhaltung und Belehrung».<sup>9</sup> Beide Zeitschriften veröffentlichten fortan gelegentlich Gedichte, letztere während über zwanzig Jahren. Die lyrische Sammlung war mittlerweile auf rund hundert Texte angewachsen, eine Reihe von Balladen war dazugekommen – für Huggenberger reichlich Gelegenheit, seine Kenntnisse über das Mittelalter anzuwenden.

Ein wesentlicher Teil der «Farbigen Blätter» lag seit dem 15. Januar 1892 zur Prüfung beim Huber-Verlag. «Viel Lob – aber wenig Aussicht» hatte Huggenberger anlässlich der Manuskriptübergabe im Tagebuch notiert.

Es war nicht sein einziger Vorstoss. «Sendung an Cotta, Probestücke», heisst es im April 1893 im Tagebuch, und dank dieses Eintrags sind wir auf ein Schreiben an das renommierte Verlagshaus gestossen, eine Bewerbung, die von so viel Selbstbewusstsein und Tüchtigkeit zeugt, dass sie im Folgenden integral abgedruckt sei:

Bewangen, 4. Mai 1893

Tit. Verwaltung der J. Cotta'schen Verlagshandlung, Stuttgart

Im Besitze einer grösseren Sammlung liter[arischer] Arbeiten beehre ich mich, Ihnen beiliegend eine Anzahl Probestücke vorzulegen mit der höflichen Bitte, sie zu durchgehen und mir Mitteilung zu machen, ob ev. an derlei Stoff die Druckkosten zu wagen wären.

Auf Wunsch hin wäre ich gern bereit die vollständigen Manuskripte einzusenden (Farbige Blätter – Fröhlich und frei –) sowie ein grösseres Epos, noch nicht vollkommen ausgearbeitet: Die Alpfahrt. Ein Lied aus den Schweizerbergen.

Ich muss bitten, Bericht oder Rücksendung bis zum 20. dies zu geben, indem ich von da ab möglicherweise eine Zeit lang landesabwesend sein werde.

Hochachtend ergebenst,

A. Huggenberger<sup>10</sup>

Unnötig zu sagen, dass sich keinerlei Hinweise auf einen Auslandsaufenthalt finden lassen.

Auch für seine Theater Texte suchte Huggenberger schon bald neue Vertriebskanäle. Weder Franke in Zofingen noch Caesar Schmidt in Zürich wollte er

5 Ebd.: 18.3.1892.

6 Ebd.: Oktober 1894 (ohne genaues Datum).

7 Schweizerische Rundschau, 1892, I. Halbbd., S. 702–702.

8 Ebd., 1892, II. Halbbd., S. 308.

9 Nummer vom 17.9.1892, S. 92.

10 DLA, Cotta-Archiv, Briefe.

seine neuen Stücke anvertrauen. Eine Anfrage an den Zürcher Verlag Albert Müller war ergebnislos geblieben; doch dies bedeutete keine Entmutigung, wie aus dem Tagebuch hervorgeht: «Altes und Neues und ‹Studentenstreiche› habe gestern an Bloch in Berlin geschickt. Wollen sehen! ‹Im Kantonement› und ‹Die Werbung› sowie ‹Ein Mann, ein Wort›, welche, das erste ausgenommen, fertig sind, will ich womöglich noch diese Woche an Sauerländer schicken, damit mir die Sachen einmal vom Halse kommen und ich zu Besserem Zeit habe.»<sup>11</sup>

Mit dem «Besseren» waren vermutlich historische Arbeiten gemeint. Seit einiger Zeit schon arbeitete Alfred Huggenberger an verschiedenen Projekten. Während ein «Unspunnen»-Epos<sup>12</sup> im Nachlass nur noch dem Namen nach existiert, gibt es über ein verschiedentlich erwähntes Epos namens «Hugo, das Singerlein» immerhin ein paar Notizen, aus denen hervorgeht, dass es eine Liebesgeschichte zwischen Hatheburg und Hugo enthalten und in der Grafschaft Kyburg spielen sollte.<sup>13</sup> Einen weiteren lokalhistorischen Stoff, der sich mit der Gründung von Frauenfeld beschäftigen sollte, schob er längere Zeit vor sich hin, und auch mit seinem bevorzugten Interessensgebiet, den Bauernkriegen, kam er nicht weiter. Wohl hatte er umfangreiche Materialien aus zahlreichen Büchern exzerpiert und sich dabei mehr und mehr auf den Bauernführer Niklaus Leuenberger konzentriert, den er «Bauernkönig» nannte, unschlüssig jedoch, welches literarische Genre sich für diese Figur am besten eignen würde. Wie aufreibend es sein konnte, diese verschiedenen Projekte nebeneinander zu betreiben, lässt der letzte Tagebucheintrag erahnen: «Ich habe schon einige Äcker (Zelgli, Flachrüti) mit Haber besät. Es waren goldige Tage, rechter Frühling. Jetzt ists wieder die ganze Woche kalt und winterlich. Schnee. – Ich arbeite fieberhaft, an allem möglichem – und doch vorläufig an nichts. Meinte, dies Frühjahr unbedingt mich einmal im Erzählen zu versuchen, die rechte Lust will aber nicht kommen.

‹Frauenfeld› liegt mir jetzt am nächsten. Auch mache ich eifrig Sammlungen für ‹Der Bauernkönig›. Es kommt nun viel auf Haymons ‹Klaus Leuenberger›<sup>14</sup> an, ob ich diesen Stoff fest an die Hand nehme oder nicht. Eine Erzählung zum Mindesten muss heraus. ‹Unspunnen› tritt in den Hintergrund. Manchmal reuen mich die vielen Sammlungen, die ich gemacht; manchmal denke ich, es war doch nichts umsonst. Ich kann mich nicht zwingen, ich muss das tun, wozu es mich zwingt.»<sup>15</sup>

Einem ungeduldigen jungen Mann wie Alfred Huggenberger dürfte es grosse Mühe bereitet haben, dass die Veröffentlichung seiner eingereichten Gedichte sich fast vier Jahre lang hinzog. Vermutlich hatte der Huber-Verlag die Einsendung zunächst retourniert, denn am 7. Januar 1894 heisst es im Tagebuch, die Ausfertigung der «Farbigen Blätter» erfordere grossen Fleiss, das Manuskript müsse bis Ende Monat wo möglich bei Huber zur Einsicht vorliegen. Tatsächlich sind, verglichen mit der ursprünglichen Fassung von 1892, ein paar neue Gedichte dazugekommen, darunter «Im Herbst», und wahrscheinlich auch der eine und andere Text weggelassen worden. Im Übrigen aber belies es Huggenberger bei kleineren Überarbeitungen, respektive Kürzungen einzelner Gedichte, wie «Wunsch und Hoffen», «Ausfahrt», «Wildröschen», «An verlassner Strasse» oder «Das alte Ungarpferd».<sup>16</sup> Sicher war die Textauswahl für die «Farbigen Blätter» von Anfang an stringenter als es die allerersten lyrischen Versuche waren, auch wurde im Unterschied zur «Reiter-Poesie» auf Humo-

11 KBTG Hu L Sch 60/3: 29.1.1895.

12 Hermann Menzi über A. H. in: KBTG Hu L Sch 62/1.

13 KBTG Hu M 205.

14 Gemeint ist vermutlich: Arnold Heimann, Klaus Leuenberger. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten, Biel: Ernst Kuhn, 1895.

15 KBTG Hu L Sch 60/3: 3.4.1896.

16 Ältere Fassungen siehe: KBTG Hu M Sch 74: Heft 1.

resken verzichtet; ein eigener Stil allerdings ist noch nicht zu erkennen.

Wieder liess die Reaktion des Verlags auf sich warten. «Günstige Mitteilung von Huber», heisst es zuversichtlich am 8. März, wohingegen am 29. September griesgrämig vermerkt ist: «Gedichtsammlung liegt immer noch bei Huber in Frauenfeld. Weiss durchaus nicht, woran ich bin.»

Die Verunsicherung dürfte gegenseitig gewesen sein, denn nur wenige Tage zuvor hatte Huggenberger dem Verlag mit «Wirbeltanz» und «Sonett» zwei neue Gedichte nachgeliefert, wie im Tagebuch festgehalten ist. Ob dies ein Einzelfall war und auf wessen Initiative welche weiteren Gedichte dazugekommen sind, lässt sich nicht rekonstruieren, weil aus diesen frühen Jahren keine Korrespondenz mit Verleger Jacques Huber vorhanden ist.

Am 27. November 1895 war es so weit. Unter dem Titel «Lieder und Balladen» wurden rund sechs Dutzend der Texte aus den «Farbigen Blättern» gedruckt. Wie in den Reinheften ist nach jedem Text eine Vignette angebracht, gezeichnet offenbar vom Autor selbst. Diesmal war Alfred Huggenberger ins Verlagsprogramm integriert, mit einer Auflage von 550 Exemplaren.

In der «Neuen Zürcher Zeitung» wurde das Buch von Jakob Christoph Heer, dem Feuilletonredaktor (und späteren Erfolgsschriftsteller) relativ ausführlich besprochen. Er lobte die Anschaulichkeit, den volkstümlichen Ton mancher Gedichte und zog die Naturlieder entschieden dem verbrauchten Genre der Ritter- und Reitergesänge vor.<sup>17</sup> In der Zwischenzeit hatte Huggenberger den Verlag bedrängt, sich mehr für «Lieder und Balladen» einzusetzen, worauf Jacques Huber ihm versicherte, man habe neun Rezensionsexemplare mit handschriftlichen Begleitbriefen an die grösseren Zeitungen in Zürich und Basel geschickt, zudem an die «Allgemeine Schweizer Zeitung», die «Appenzeller Zeitung» und den «Freien Rhätier»; somit an «diejenigen Blätter, von denen

nach unsern bisherigen Erfahrungen noch am ehesten Besprechungen von Büchern wie das Ihrige zu erwarten sind», und etwas pikiert heisst es weiter: «In welchen Blättern sonst Sie noch Besprechungen veranlassen wollen, überlassen wir gern Ihnen; denn es richtet sich ja nach den Verbindungen, die Ihre Bekannten haben.»<sup>18</sup>

Tatsächlich hatte Huber einiges für die Gedichte unternommen. In den kleinen Zeitungen rund um Winterthur war kurz vor Weihnachten für «Lieder und Balladen» inseriert worden, und aus den Geschäftsunterlagen geht hervor, dass der Verlag tausend Prospekte druckte und sie an Buchhandlungen sowie den Kundenkreis verschickte; auch wurden acht weitere Freiexemplare in Umlauf gesetzt.<sup>19</sup>

Nicht dass der Effekt sehr gross gewesen wäre, doch wurden im ersten Jahr immerhin 95 Exemplare verkauft. Für ein lyrisches Werk eines erst regional bekannten Autors war dies im Rahmen des Erwartbaren, für Alfred Huggenberger jedoch eine masslose Enttäuschung, noch Jahrzehnte später beklagte er sich über die mangelnde Resonanz in seinen ersten Schriftstellerjahren. Sein Eindruck, dass man als Dichter auf dem Land scheel angeschaut werde, wäre allerdings etwas zu relativieren. Als junger Theaterautor erhielt er rasch öffentlichen Beifall: «Grosse Anerkennung verdient der weit herum bekannte Verfasser», schrieb das «Winterthurer Volksblatt» anlässlich einer Uraufführung in Elgg und wünschte dem Stück den verdienten Durchbruch auf einer grösseren Bühne.<sup>20</sup>

Dass die Literatur ihn nicht zum Aussenseiter werden liess, wie er gelegentlich etwas kokett behauptete, zeigt sich an den politischen Ämtern, die

17 Neue Zürcher Zeitung, 17.2.1896.

18 Huber Geschäftsleitungsarchiv, Korrespondenz 1895–1898, hier 5.2.1896.

19 StATG 8'405, 2/\* (Druckkosten, Bd. 1), S. 19.

20 Winterthurer Volksblatt, 7.1.1896.

Abb. 15: Von 1895–1908 wirkte Alfred Huggenberger als Gemeinderat von Bertschikon.



machte seine Sache zur allgemeinen Zufriedenheit, so dass er bei der nächsten Wiederwahl am 15. Mai 1898 die meisten Stimmen holte.

ihm schon in jungen Jahren anvertraut wurden. An den Wahl- und Abstimmungssonntagen hatte er nach der Chorprobe jeweils die Urne mit den Stimmzetteln von Stegen zum Gemeindepräsidenten zu bringen, ist 1891 im Tagebuch festgehalten.<sup>21</sup> Nur kurz vermerkt ist, dass er am 7. Mai 1895 in den Gemeinderat von Bertschikon gewählt wurde. Als einziger der Neuen hatte er es im ersten Wahlgang geschafft. Für den Erfolg war nicht so sehr die parteipolitische Zugehörigkeit ausschlaggebend, es handelte sich um Persönlichkeitswahlen, ausserdem war streng darauf zu achten, dass die verschiedenen Ortsteile der weitläufigen Gemeinde im fünfköpfigen Gremium vertreten waren; für Huggenberger waren dies Stegen, Samelsgrüt und Bewangen. In seinem zweiten Amtsjahr wurde er ratsintern zum Vizepräsidenten und Gemeindegutsverwalter ernannt<sup>22</sup> und

21 KBTG Hu L Sch 60/3: 26.4., 9.8. sowie 6.12.1891.

22 Gemeindearchiv Bertschikon, Gemeinderatsprotokoll, 28.5.1896.

## 8 Der eigene Hausstand

Die älteren Schwestern von Alfred Huggenberger hatten beide 1889 geheiratet und waren weggezogen, Bertha als Bäuerin zu Jakob Kappeler nach Schneit, Susanna nach Bussnang, wo ihr Mann Jakob Greminger neben der Landwirtschaft als Küfer arbeitete. Keine weiten Distanzen also, man verlor sich nicht aus den Augen, half einander bei Engpässen während der Ernte und lieh sich Arbeitsgeräte aus. Hermann hatte Bewangen als Seminarist verlassen, ab 1887 wohnte er im Schulhaus von Zünikon.<sup>1</sup> Er war als Lehrer sehr beliebt, das zeigte sich eindrücklich, als er 1892 von der Bevölkerung einstimmig wieder gewählt wurde.<sup>2</sup> Auch in Fachkreisen kam er zu Ansehen, gerade wegen seiner bedächtigen Art, laut einem eidgenössischen Expertenbericht: «Es gibt wenige Lehrer, die eine Rechenaufgabe so vielseitig und so gründlich zu behandeln verstehen wie es Herr Huggenberger kann.»<sup>3</sup> 1900 heiratete er Elise Greuter, blieb bis 1909 Lehrer in Zünikon und anschliessend bis zu seiner Pensionierung in Gundetswil, auch dies ein Weiler in der Gegend.

Aus dem einstigen Dreigenerationenhaushalt war um 1890 eine Rumpffamilie geworden, bestehend aus den Eltern Margaretha und Salomon, der neunzehnjährigen Emma, der kleinen Nachzüglerin Pauline, vierjährig mittlerweile, und dem designierten Hoferben Alfred, der als junger Erwachsener im Alltag mehr und mehr die Führung übernahm. Vater Salomon hatte seit längerem gesundheitliche Probleme. Neuerdings machte ihm auch ein Augenleiden zu schaffen, so dass er 1896 den Betrieb offiziell seinem Sohn übergab. Zu diesem Zweck war ein Auskaufvertrag ausgehandelt worden, mit den folgenden Bestimmungen: Die beiden verheirateten Schwestern Susanna und Bertha erhielten je 1500 Franken gutgeschrieben, für Hermann wurde in Anbetracht der bereits geleisteten Ausbildungskosten ein Anspruch von tausend Franken errechnet. Emma sollte 2300 Franken bekommen, zugunsten von Pauline wurden 2600 Franken vorgesehen, in diesen

beiden letzteren Beträgen waren je eine Aussteuer von achthundert Franken inbegriffen, für die kleine Pauline zudem dreihundert Franken als Ausbildungspauschale mitberücksichtigt. All diese Guthaben seiner Geschwister hatte Alfred Huggenberger bis zum Tod beider Eltern mit jährlich vier Prozent zu verzinsen, zudem für Pauline bis zu deren Konfirmation aufzukommen und im Notfall die alleinige finanzielle Unterstützung von Vater und Mutter zu übernehmen. Mit der Überschreibung des elterlichen Eigentums gingen auch sämtliche Hypotheken an den Hoferben, dies waren Schulden von gut 30 000 Franken.

Im Gegenzug wurde Alfred Huggenberger zum alleinigen Eigentümer von Haus, Vieh und Boden. Es waren dies etwas mehr als acht Hektaren Wiese, gut vier Hektaren Acker, rund anderthalb Hektaren Wald, Rebstöcke auf einer halben Hektare und die kleine Kiesgrube in Schneit. Dazu kamen seine eigenen Erwerbungen, insgesamt also über sechzehn Hektaren oder, wie man nach altem Massstab gern sagte, rund 44 Jucharten. Die einstige Kleinbauern- und Fabriklerfamilie hatte einen weiten Weg zurückgelegt. Flächenmässig gehörte der Betrieb in die zweitoberste Kategorie von Höfen im Kanton, die 7,2 Prozent der Betriebe ausmachten.<sup>4</sup> Diese Angaben sind der Betriebszählung von 1896 entnommen, dergemäss zerstückelte Bauernbetriebe im Kanton Zürich immer noch weitaus in der Mehrzahl waren. Mit über vierzig Grundstücken lag Huggenberger, was das Ausmass der Parzellierung betrifft, ein gutes Stück über dem Durchschnittswert, beachtlich sind zudem die Distanzen, die es bei der Arbeit zurückzulegen gab, das Land war über fünf verschiedene Gemeinden ver-

---

1 Hofmann/Schär, Zünikon, S. 403.

2 Winterthurer Tagblatt, 15.3.1892.

3 Zitiert nach Mietlich, Elgg, S. 325.

4 Bernhard, Betriebswirtschaftliche Verhältnisse, in: Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein, S. 78.

**Abb. 16: Susanna Greminger-Huggenberger, die älteste Schwester, auf einer undatierten Aufnahme.**



streut: Bertschikon, Gachnang und Hagenbuch, die Waldstücke in Frauenfeld, die Rebstöcke am Hang von Schneit, das zur Gemeinde Elgg gehört.

Am 12. März wurde der Vertrag im Notariat in Elgg besiegelt, sieben Monate später, am 7. Oktober 1896, ist Salomon Huggenberger gestorben. Sein Sohn Alfred wurde Haushaltsvorstand in Bewangen und Vormund der jüngsten Schwester.

Trotz seiner nicht geringen finanziellen Verpflichtungen riskierte der Jungbauer Huggenberger in den nächsten Jahren einige grössere Investitionen. Ein paar Tage nach Vertragsunterzeichnung kaufte er eine Jucharte Wald, im Juli des folgenden Jahres löste er das Patent für eine Gastwirtschaft in Bewangen, die Sommerau. Dem Namen nach scheint es sich um einen saisonal geführten Betrieb gehandelt zu haben,

eine sogenannte Besenwirtschaft mit willkürlichen Öffnungszeiten. Aufwendige Werbekarten und verschiedene Inserate deuten jedoch darauf hin, dass das Lokal zumindest an Sonntagen regelmässig in Betrieb war. Spätestens an Ostermontag wurde die Kegelbahn geöffnet, übers Jahr verteilt gab es etliche Veranstaltungen, Unterhaltungsabende mit Musikkapellen, Theatervorstellungen für Kinder und für Erwachsene.

Die Sommerau wurde zu einem beliebten Lokal für Sonntagsausflügler, ein Treffpunkt von tanzfreudigen Cliquen aus den umliegenden Dörfern ebenso wie für städtische Honoratioren und feuchtfröhliche Männerunden. Jahrzehnte später wird Alfred Huggenberger von Ernst Voegeli aus Winterthur auf seine einstige Gastwirtschaft angesprochen: «Sie dürfen sich wohl noch erinnern, dass um die Jahrhundertwende jeweils im Frühling und Herbst eine fröhliche, sorgenfreie Schar Concordianer zu Ihnen nach der Sommerau in Bewangen hinauswanderte und dort bei Gesang, Becherklang und Kegelspiel frohe Stunden verlebte. Es war uns Concordianern immer eine besondere Freude, den Semesterbummel Richtung Gerlikon-Bewangen zu machen und wir lenkten ja unsere Schritte auch sonst gelegentlich nach Bewangen».<sup>5</sup>

Später konnte man, bei rechtzeitiger Anmeldung, einfache Mahlzeiten oder auch mehrgängige Menus für geschlossene Gesellschaften bekommen.<sup>6</sup>

Ob die Sommerau in den Anfangszeiten ausschliesslich von Mutter Margaretha und Schwester Emma geführt wurde, lässt sich nicht belegen. Unklar ist auch, ob Emma weiterhin mithelfen konnte, nach-

5 KBTG Hu B 1116: Voegeli-Thalmann an A. H., 9.3.1938. Bei den Concordianern handelte es sich um eine Kantonschülervereinigung.

6 KBTG Hu Sch 34: Dramatischer Verein Töss, 10.5.1904; B Sch 7: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Winterthur an A. H., 10.5.1906.



Abb. 17: Hermann Huggenberger mit seinen Schulklassen in Zünikon, undatiert.



dem sie sich am 2. November 1899 mit Alfred Müller verheiratet hatte und nach Gerlikon zog. Alfred Huggenberger gefiel sich in der Rolle des Gastwirts, betonte aber mehrmals in seinen autobiografischen Auskünften, dass er in der Sommerau kein einziges Mal gejasst habe.

Auf dem Foto von 1901 (S. 61) ist ein stattliches Haus zu sehen; es hatte im Lauf der Jahre mit verschiedenen baulichen Veränderungen eine derartige Metamorphose erlebt, dass es kaum mehr an das einstige Doppelhaus mit den zwei Wohnhälften erinnert. Der Stall auf der linken Seite war zwar noch in Betrieb, doch er genügte schon lange nicht mehr für den sukzessiv vermehrten Viehbestand, ja auch das freistehende Ökonomiegebäude, das Vater Salomon dreizehn Jahre zuvor errichtet hatte, war bereits zu

klein. So wurden nun die Stallungen vergrössert, ein Schopf angebaut und im Wohnhaus ein gewölbter Keller installiert, was den Wert der Gebäulichkeiten um mehrere tausend Franken steigen liess.<sup>7</sup> Noch im gleichen Jahr kaufte Alfred Huggenberger eine halbe Hektare Wiese im Riet, die vermutlich entwässert werden musste, 1902 mehrte er seinen Landbesitz durch verschiedene Zukäufe um weitere zwei Hektaren, liess das Hausdach neu decken, kaufte einen neuen Häufelpflug und so viele Hühner, dass künftig nebenher ein kleiner Eierverkauf betrieben werden konnte. Bei den neu erworbenen Grundstücken wa-

7 Gemeindecarchiv Bertschikon, Brandkataster 1859 ff., IV.B. 7.3.

**„Sommerau“ Bewangen**  
Sonntag den 14. August:  
**Großes Konzert** Musikgesellschaft Elgg  
(24 Mann).  
Aufführung von 2 Kinderidyllen:  
„De Purestand“ und „Berufsleiden.“  
Eintritt 20 Rp.  
Von halb 4 Uhr an:  **Ganzbelustigung.**  
Ergebenst ladet ein **E. Huggenberger.**

ren, entgegen der allgemeinen Entwicklung, auch zwölf Aren Reben dabei. Huggenberger baute auf eine feste Kundschaft für seinen selbst gekelterten Wein.<sup>8</sup> 1903 ist das freistehende Ökonomiegebäude nochmals ausgebaut und im Brandkataster neu eingetragen worden als «Scheune mit doppelter Stallung und Futtertenne, 1222 Kubikmeter, plus Schopfanbau, 77 Kubikmeter».<sup>9</sup>

So verschiedenartig sich die einzelnen Investitionen präsentieren, deutet doch alles darauf hin, dass Alfred Huggenberger sich noch stärker auf die Vieh- und vor allem die Milchwirtschaft konzentrierte. Dies ist auch mit Zahlen zu belegen, Einträgen in den beiden Kassabüchern<sup>10</sup>, den einzigen Dokumenten übrigens mit Alltagsangaben in solcher Ausführlichkeit. Daraus lässt sich für den Zeitraum 1902–1904 errechnen, dass Huggenberger jährlich fast 7600 Franken mit der Milch verdiente, gut vierzig Prozent seiner gesamten Einnahmen von rund 18 000 Franken und mithin der einträglichste der verschiedenen Erwerbszweige. An zweiter Stelle folgte mit 3450 Franken

der Verkauf von Vieh und Fleisch, danach in absteigender Reihenfolge: die Einnahmen aus der Gastwirtschaft, der Erlös aus dem Holz, der Handel mit Obst und Most und Entschädigungen für Transportaufträge. Aus der Schriftstellerei stammte mit 142.50 Franken ein Betrag im Promillebereich, der Ackerbau wird merkwürdigerweise nicht erwähnt, weil er ausschliesslich der Selbstversorgung diente.

Neben Gregor standen jetzt zwei weitere Pferde im Stall. Seit Bauern in den umliegenden Weilern ihre Milch der Molkereigenossenschaft Winterthur abliefern, holte Alfred Huggenberger mit seinem Gefährt zwei Mal täglich die Kannen bei den Sammelstellen ab und brachte sie nach Islikon zur Bahnstation. Jeden Monat nahm er in Winterthur das Milchgeld

8 KBTG Hu L Sch 60/1: 10.10.1903 sowie Sch 35.

9 Gemeindearchiv Bertschikon, Brandkataster 1903–1972, IV.B. 7.4, Bewangen Nr. 1.

10 KBTG Hu Sch 64: Kassabücher 1902–1904 und 1904–1907.

**Thur. Wochenzeitung** Druckerei — in grosser Anzahl  
vertrieben (Halt 1000 — 12000 Stück)  
4 % Rabatt — Ausgabe für die  
Gemeindebezirke u. Bezirke 1/2 Stk.

**Sommerau Bewangen.**  
Sonntag den 24. 9.  
Preiskegeln  
in Ordnung von 120 bis 122. Gewinne schön  
Das Spiel mit und ohne Geld ist ein  
Lust- und Gewinnbringendes. Gewinne sehr schön.  
H. Guggenberger.

**Daher Glog**  **Caroussel.**  
Sonntag den 24. März in dem Dörfli zwischen Brühl und  
Hörsingen. Gewinne sehr schön. Gewinne sehr schön.  
**Schiessbude**  
H. Guggenberger.

**Das  
Dipol der Evangelischen Gesellschaft**  
Buchhandlung für christl. Literatur und Kunst  
(Alte Str. 4).  
Gegründet im Jahr 1818.  
**im Hôtel Augustinerhof (Neubau)**  
Hauptstrasse, Peterstrasse 8 & Münsterstrasse, 11. Stock.  
und empfiehlt sich für jeden Kunden weitestgehend.  
H. Guggenberger.

**Sommerau Bewangen.**  
Mit Zuhilfenahme  
Öffentliche Abendunterhaltung  
Sonntag den 24. 9.  
**Ländliche Brautwerbung**  
Hauptstrasse 11 & 12. Von 8. bis 10. Uhr.  
Gewinne sehr schön.  
Nachher gemütliche Unterhaltung  
in einem gemütlichen Saal.  
— Eintritt 2000 —  
Von 10. bis 12. Uhr.  
Gewinne sehr schön.  
Höherer Abendunterhaltung.  
Gewinne sehr schön.  
H. Guggenberger.

**Sylvesterabend. Gasthaus „zur Krone.“**  
Der hiesige Temperanz-Verein, beschliesst am 31. 12. 1911  
gleiches, veranstaltet am Sylvesterabend, von 4 Uhr an, eine  
**gemütliche Abendunterhaltung**  
mit Zuhilfenahme, Gedächtnisreden und dramatischen  
Vorfällen, wobei Bier und andere Getränke konsumiert werden  
können und dabei Jedermann, sowohl Männer als Frauen,  
Jünglinge und Jungfrauen als Fremdbürgerliche ein, den  
Sylvesterabend in unterhaltender und angenehmer Weise mit ihnen zu  
feiern.  
Eintritt frei.

entgegen und verteilte es an die Lieferanten.<sup>11</sup> Keine leichte Aufgabe, diese Vermittlerposition, denn er war auch die Ansprechperson bei Reklamationen der Genossenschaft. Solche gab es in den Anfangsjahren 1903/04 häufig. Viele Bauern mussten regelrecht dazu erzogen werden, dass sie ihre Milch nicht nach Belieben, sondern in vereinbarter Menge und Qualität zu liefern hatten.

Ein weiteres Nebenamt also in einer stetig wachsenden Reihe von öffentlichen Aufgaben im Gemeinderat. Ab 1904 amtierte er zudem als Friedensrichter, und eine besondere Genugtuung dürfte für ihn gewesen sein, dass er seit Frühling 1900 in seinen Inspektionsberichten als Bezirksschulpfleger die Leistungen der Sekundarschullehrer zu bewerten hatte.

Auch innerbetrieblich war das Ausmass der Arbeit beträchtlich gestiegen. «Bis zum Tod des Vaters

behalf man sich ohne Knechte. [...] Im Heuet und Emdet, immer zirka sechs Wochen, wurde fast jeden Tag von früh halb vier bis gegen Mittag gemäht, zu zweit oder allein. Im Winter wurde mit der Handdreschmaschine gedroschen, dann Wald- und Feldarbeit besorgt.»<sup>12</sup> Inzwischen war das Pensum ohne Personal nicht mehr zu bewältigen, was verschiedene Hinweise bestätigen. In den Kassabüchern ist ein Knecht namens Anton aufgeführt nebst diversen Hilfskräften, die während der Ernte im Wochenlohn angestellt waren.<sup>13</sup> Ein Schriftenempfangsschein, ausgestellt auf «Johann Schärli von Willisau, Knecht,

11 KBTG Hu Sch 35.

12 Hans Menzi in: KBTG Hu L Sch 62/1, S. 4.

13 KBTG Hu L Sch 64: Kassabücher.

Abb. 21: Männergesellschaft in Bewangen mit Alfred Huggenberger (4. von rechts).



geb. 28. Februar 1880»<sup>14</sup> belegt, dass es Angestellte gab, die über längere Zeit im Haus der Huggenbergers wohnten. Wohl eher zu den Ausnahmen gehörten befreundete Personen, die eine Zeitlang als Gäste nach Bewangen kamen und sich im Alltag nützlich machten wie Hermann Rau, der später verschiedene Bücher von Huggenberger illustrierte.<sup>15</sup>

Angesichts der enorm gewachsenen Arbeitslast brauchte es weit mehr als ein gewisses Faible, um bei der Schriftstellerei zu bleiben. Neben manch ungeduldigen Äusserungen überrascht deshalb ein gelassener Ton, der hin und wieder zu vernehmen ist. «Pflug oder Feder, eins muss immer wieder für eine Zeit einrosten; jetzt ist die Reihe am ersteren», schrieb Huggenberger an einem ruhigen Wintertag dem

Schriftsteller J. C. Heer.<sup>16</sup> Selbst während der sommerlichen Feldarbeiten liess er sich nicht entmutigen: «Aber einmal – diese feste Zuversicht verlässt mich keinen Augenblick – wird mir doch ein Werklein gelingen. Freilich wohl erst dann, wenn ich es wage, wie Sie mit Herzblut zu schreiben.»<sup>17</sup> Und dass mit «Herzblut» ein professioneller Anspruch gemeint war, verdeutlicht eine aufschlussreiche Briefstelle aus demsel-

14 KBTG Hu Sch 131.

15 KBTG Hu B 799 in Sch 17: Rau an A. H., 15.9.1902 und 6.5.1903.

16 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637, 28.1.1901.

17 Ebd., 7.8.1902.

**Abb. 22: Das Geburtshaus in Bewangen mit der Wirtschaft Sommerau nach dem Ausbau von 1901.**

**Abb. 23: Alfred Huggenberger (rechts im Bild) mit seinen Gehilfen, 1903.**



ben Zeitraum: «Ich habe nun etwa seit zwölf Jahren jede freie Stunde mein Steckenpferd geritten. Nach und nach ist die Lust und der Mut gewachsen. [...] Aber wenn man nicht mit dem zufrieden ist, was man zu Stand bringt, wenn man sich sagt: du könntest mehr, wenn du nicht so ängstlich am Ufer hinschleichen und die Wasserblumen trockenen Fusses ergattern wolltest? In einen Kahn! Frisch hinaus! Der Wind macht stark und der Kampf mit dem Ungewohnten!»<sup>18</sup>



---

18 Ebd., 2.2.1901.

## 9 Kontinuität, neue Verlagsbeziehungen, Historiendramen

Vom Schriftstellerischen gibt es aus den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende zunächst nicht viel Neues zu berichten. Alfred Huggenberger schrieb weiterhin Gedichte und publizierte sie in verschiedenen Zeitschriften. Dies waren, wie bereits erwähnt, die «Schweizerische Rundschau» und das «Familien-Wochenblatt», ab 1895 zudem die Sonntagsbeilage der «Thurgauer Zeitung», vier Jahre später «Die Schweiz», eine Kulturzeitschrift mit aparter Aufmachung im Jugendstil. Für die Humoresken kamen 1901 die satirischen «Basler Fliegenden Blätter» dazu, für Inniges ein Jahr später die «Schweizer Familie». Gleichzeitig begann die Mitarbeit bei «Am häuslichen Herd», ein illustriertes Monatsheft zur Unterhaltung und Belehrung, redigiert vom Schriftsteller Adolf Vögtlin. Mit den regelmässigen Veröffentlichungen in so verschiedenartigen Publikationen erreichte Huggenberger eine breite Leserschaft und konnte seine verschiedenartigen Vorlieben ausleben. Mindestens so wichtig war für ihn die Möglichkeit, mit literarisch versierten Persönlichkeiten in Kontakt zu kommen. Er tat dies mitunter in bemerkenswert geschäftlichem Ton: «Wie schon erwähnt, würde ich gern über dies und jenes mit Ihnen Rücksprache nehmen und werde ich mir erlauben, Sie nächsten Dienstag oder Mittwoch Vormittag zwischen 10 und 12 Uhr in Ihrem Bureau aufzusuchen. Falls Ihnen ein anderer Zeitpunkt besser passen sollte, bitte um Mitteilung. Ich bin im Fall, mich nach Ihnen richten zu können», schrieb er Karl Bühler, dem Redaktor der «Schweiz», nachdem er dort erstmals Gedichte veröffentlichten konnte.<sup>1</sup>

Dank seiner Kontinuität erreichte Huggenberger als Lyriker bald einen gewissen Bekanntheitsgrad, so dass sein Gedicht «Heimliches Glück» in eine prominent bestückte Anthologie aufgenommen wurde.<sup>2</sup> Einer der Herausgeber war der junge Emil Ermatinger, damals Gymnasiallehrer in Winterthur, später Germanistikprofessor an der ETH und an der Universität in Zürich.

Mit der lyrischen Praxis hatte sich der Sinn für Qualität geschärft. «Herbststimmung» sei ja nett, «Der alte Baum» aber die viel schwerere und gelungenerere Arbeit, er habe zwei Jahre daran gefeilt. Und bei «Winter» wäre es ein Leichtes, die Schlusszeile jeder Strophe dem obigen Silbenmass anzupassen, schrieb Huggenberger dem befreundeten Sekundarlehrer Heinrich Sulzer nach Elgg: «Ich möchte das aber nicht tun, denn ich würde somit in meinen Augen die Hauptschönheit des Gedichts zerstören zugleich mit der eigenartigen Melodie. Verleger, Herr Huber, hat mir zu diesem Stückchen gratuliert.»<sup>3</sup>

Allerdings veröffentlichte Huggenberger damals zwei verschiedene Gedichte mit dem Titel «Winter», beide mit verkürzter Silbenzahl in der Schlusszeile jeder Strophe. Das eine ist am 9. Februar 1902 in der Sonntagbeilage der «Thurgauer Zeitung» abgedruckt worden, das andere am 6. Dezember 1902 in der «Schweizer Familie». Wahrscheinlich ist ersteres gemeint, und das Lob kam von Rudolf Huber, der es als Redaktor in die Beilage aufnahm. Für den 1907 entstandenen Lyrikband im Huber-Verlag wurde es allerdings gründlich überarbeitet und erschien als «Winterabend», während das zweite Gedicht fast unverändert als «Lied des Winters» im selben Buch abgedruckt wurde. Die häufige Änderung von Titeln übrigens wurde zu einer zuweilen irritierenden Angewohnheit von Huggenberger; sie erschwert Recherchen zur Entstehungsgeschichte einzelner seiner Werke.

Das zweite der beiden Wintergedichte ist das interessantere. Zwar gehört es nicht zu den bekanntesten, auch nicht zu den besten in Huggenbergers Lyrik, markiert aber einen beachtlichen Entwicklungsschritt: weg von der altklugen Symbolik, kein forcier-

1 SLA B-2-Kü-H, NL Waser: A. H. an Bühler, 7.7.1899.

2 Ermatinger/Haug, Dichterbuch, S. 129.

3 ZB Zürich, MS Briefe, Huggenberger: A. H. an Sulzer, 4.6.1902.

ter Humor, dafür eine Leichtigkeit, die sich als eine Stärke dieses Dichters erweist. Ebenso wie eine sehr direkte Beziehung zur Natur, quasi auf Augenhöhe, so dass diese nur in den seltensten Fällen bedrohlich erscheint.

#### Das Lied vom Winter

Der Winter will, der strenge Greis,  
Jetztund sein Zeppter schwingen,  
Sein Hut ist Schnee, sein Mantel Eis.  
Und dennoch soll in unserm Kreis  
Sein Lob gar hell erklingen.  
Ein süsser Schmeichler ist er nicht  
Der wenig hält und viel verspricht:  
Gradaus vor allen Dingen.

Gradaus! Und ob der Kaiser käm'.  
Sein Bart müsst ihm gefrieren.  
Und wenn ihn der beim Ärmel nähm':  
«Ei, Winter, kommst mir unbequem!»  
Das würd' ihn kaum genießen.  
Er blies' ihm Flocken ins Gesicht  
Und spräch: Mein Kaiser bist du nicht,  
Glück zu! Du musst parieren.

Frau Sonne hat von alters her  
Als Stiefkind ihn gehalten;  
Drum liebt er sie nicht allzu sehr,  
Spannt um die Welt sein Nebelmeer,  
Zum Trotz der guten Alten.  
Drob fällt das Herz ihr in die Schuh',  
Sie sieht nur so von weitem zu  
Und lässt ihr Reich erkalten.

Der Winter ist ein Edelmann,  
Im Schenken unbescheiden,  
Bringt Glück und Lust so viel er kann,  
Und ist's ihm recht gelungen dann,  
Wird nährisch er vor Freuden.

Darüber lacht ihn alles aus;  
Er macht sich still zum Land hinaus,  
Kann keinen Spott erleiden.<sup>4</sup>

Nebst den Gedichten entstanden um 1900 zahlreiche dramatische Arbeiten. Es sind so viele und so unterschiedliche Texte, dass hier nur die Bandbreite abgesteckt werden soll: hauptsächlich komische Vorträge (sogenannte Deklamationen), Einakter und Schwänke; teils in Mundart, oft gereimt oder in freien Versen, seltener in Prosa, knapp die Hälfte in bauerlichem Milieu spielend, mal in fiktiven Örtlichkeiten wie Bretzmühl oder Dingsda angesiedelt, mal konkret verortet in Andelfingen oder Frauenfeld.

Mit solch heterogener Produktion belieferte Huggenberger befreundete Theatergesellschaften ebenso wie seine neuen Verlage, nach einem – freilich nicht streng durchgehaltenen – Prinzip. Demnach erschienen die Texte zweiter Wahl anonym oder unter dem Pseudonym Dr. Hans Meyerlein bei Gottfried Feuz in Elgg, über den nur wenig in Erfahrung zu bringen ist. Neben seiner Buch- und Spielzeugwarenhandlung führte er ab 1900 einen Verlag für dramatisches Kurzfutter. Den Grossteil der Huggenbergerschen Produktion hingegen bekam Jacques Wirz in Grüningen, ein umtriebiger gelernter Buchbinder.<sup>5</sup> Mit einem Dutzend verschiedener Kalender hatte er sich den Grundstock für ein kleines Druckerei- und Verlagsunternehmen geschaffen, das er mit seiner Frau und zwei Angestellten führte. Er gab verschiedene Modejournale und mit dem «Wochenblatt für den Bezirk Hinwil und das Zürcher Oberland» auch eine politische Zeitung heraus, und sooft er freie Kapazitäten hatte, druckte er Theatertexte und lancierte 1895 «Die Volksbühne», ein Blättchen im Zweiwochenrhythmus mit Wissenswertem für Laienspieler,

4 A. H., Hinterm Pflug, S. 50.

5 Gehri, Johannes Jakob Wirz, S. 35–41.

Abb. 24: Das erste Historienspiel, uraufgeführt an Neujahr 1896, wurde unter dem Titel «Der letzte Landenberg auf Schloss Elgg» veröffentlicht.

**Theatralische Aufführung im Schulhaus Elgg**  
am Neujahrestag 1896

**Der Gefangene auf Schloss Elgg.**

Historisches Schauspiel aus der Zeit der Napoleonkriege.  
In fünf Aufzügen.  
Von **A. Huggenberger.**

**PERSONEN:**

Ulrich Hugener	Bürger von Elgg.	Schweizerische Bediente im Dienste Oesterreichs
Klaus Martlein		
Heini Klein		
Hans Ruffler		
Adolf Oesterer, Diener		
Hermann von Landenberg, Wapberg zu Elgg	Thüringische Bediente	
Heinrich von Landenberg zu Sonnenberg, genannt Wit.		
Ulrich von Hohenlängen	im Dienste Oesterreichs	
Albert von Hohenlängen		
Severin von Wadnung, genannt Mäuch	Kontab. Kavallerie, Hauptmann der Kavallerie	
Benjens		
Wegel	Kriegsleute	
Ulrich Hob, Vogt zu Elgg		
Albrecht v. Wall, Bürger v. St. Gallen	Kriegsleute	
Walter v. Wall, seines Braters Bruder		
Werkliud	Kriegsleute	
Landenbergs Tochter		
Kriegsbediente beider Theile.		

Ort der Handlung: Theils Schloss Elgg, theils Schenke am Unterkof.

Zeit 1497.

Aufnahme in genau historischer Ausföhrung von Oebrüder Jäger in St. Gallen.  
Kostenvoranschlag 6 Uhr, Anfang 6½ Uhr.

**Erster Platz 80 Rp., zweiter Platz 60 Rp.**

Programme können an der Kasse à 5 Cts. bezogen werden.

Die Zuschauerkarten werden von der Musikgesellschaft Elgg ausgetheilt.

**Samstag den 20. und Montag den 21. Dezember, Abends halb 8 Uhr.** Eintritt für Kinder 20 Cts.

Es wird ergeblich ein

3235 **Der dramatische Verein.**

Vorabdrucken ganzer Stücke in Fortsetzungen und einer ausführlichen Theateragenda. Letztere sollte einerseits die vielfältigen Aktivitäten wiedergeben, andererseits Transparenz herstellen, um erfolgreicher vorgehen zu können gegen Vereine, die neuere Stücke aufführten, ohne dafür die Rechte erworben zu haben. Um diese zu erhalten, musste man die erforderliche Anzahl von Textbüchern kaufen, in der Regel waren dies so viele wie Rollen im Stück. Zeitweise führte Wirz in seiner Zeitschrift eine schwarze Liste der unrechtmässigen Inszenierungen.

Bei so viel Aktivität war an eine sorgfältige Edition nicht zu denken. Druckfehler nahm Wirz in Kauf und versprach, sie in der nächsten Auflage zu korrigieren. Dies führte gelegentlich zu Protestbriefen aus Bewangen. Auch gegen die Honorarpraxis – der Verlag zahlte einen Franken pro gedruckte Seite – hatte

Huggenberger von Anfang an opponiert. Er habe sechs neue Stücke anzubieten, werde dies aber nur tun, «wenn wir uns einig werden», schrieb er in einem seiner ersten Briefe, «ich habe mir vorgenommen, auch kleinere Stücke nicht mehr unter 40 Franken abzutreten. Das ist ja immerhin nicht mehr als Schreibgebühr. Andernfalls lasse ich's bleiben».<sup>6</sup>

Als einer der zugkräftigsten Hausautoren konnte Huggenberger sich verschiedentlich Sonderkonditionen aushandeln, zudem sorgte «der Theaterwurz» für viel Publizität, ein Vorteil, der nicht zu unterschätzen war. Wie dem Veranstaltungskalender der «Volksbühne» zu entnehmen ist, gab es bald schon kein Wochenende mehr zwischen Silvester und Fasnacht, an dem nicht irgendwo mindestens ein Stück von Alfred Huggenberger aufgeführt wurde.

Eine spannungsgeladene Zusammenarbeit also und verständlich deshalb, dass Huggenberger seine ambitionierten Stücke nicht dem «Theaterwurz» anvertraute. Dies betraf als erstes die Historienschauspiele, ein Genre, mit dem er sich über einen Zeitraum von fast zehn Jahren beschäftigte. Begonnen hatte es mit einer Auftragsarbeit. Der Dramatische Verein Elgg hatte am Neujahr 1894 Carl Biedermanns «Williburga von Elgg» uraufgeführt, ein Historienspiel aus der Zeit von 1250 bis 1275, und damit einen so grossen Erfolg verzeichnet, dass man möglichst bald ein weiteres Stück aus der eigenen Geschichte auf die Bühne bringen wollte. Huggenberger kam die Anfrage gelegen; seit längerem und inzwischen etwas freudlos laborierte er an seinen mittelalterlichen Lokalstoffen, mit einem verbindlichen Termin schien sich seine Schreibhemmung wie von selbst zu lösen, zumal er die meisten Spieler persönlich kannte.

Am Neujahr 1896 wurde «Der Gefangene auf Schloss Elgg», ein Schauspiel in fünf Aufzügen, im

6 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Wirz, 18.12.1899.



Schulhaus uraufgeführt. Drei Vorstellungen waren ausverkauft, die Besprechungen sehr positiv, der Autor aber gab sich mit dem Erfolg nicht zufrieden. Er sei dabei, das Stück «Der Gefangene» umzuschreiben und werde die neue Fassung so rasch wie möglich «Sekundarlehrer Schweizer in Frauenfeld und andern zum Lesen übergeben»<sup>7</sup>, notierte er im Tagebuch und konnte sich zwei Monate später über ein positives Echo freuen.

Die Änderungen sind im Detail nicht zu rekonstruieren, ein paar Vermutungen indessen zulässig. Vergleicht man die Besetzungslisten im Inserat und in der gedruckten Fassung, sind bloss ein paar Nebenfiguren ausgewechselt worden. Augenfällig hingegen ist, dass die gedruckte Fassung eine andere Titelfigur bekam. Es ist nicht mehr der Gefangene, ein St. Galler Bürger namens Albrecht von Watt, sondern sein adliger Gegenspieler, Hermann Landenberg, Burgherr zu Elgg. Dass die Beiden im Stück zu Kontrahenten werden, hat nicht mit persönlicher Unverträglichkeit zu tun – dafür sind sie sich in ihrer Standhaftigkeit zu ähnlich –, es ist eine politisch motivierte Feindschaft, verursacht durch ein unerhörtes Ereignis: die Aufstände im Appenzellerland zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Ihrem Beispiel folgend, beginnen zwischen Konstanz und Winterthur die Untertanen aufzubegehren, in Freischärlerzügen stürmen sie die verhassten Burgen, wo sich der Adel als letzte Bastion von Habsburg-Österreich erweist. In einem sich ausweitenden Krieg werden reihum Ortschaften in Brand gelegt, beide Seiten haben überall ihre Spione. Darüber reden die Bürger von Elgg zu Beginn des Stücks. Im Weitern handelt dieses von der bisher geheim gehaltenen Beziehung zwischen der jungen Mechtild von Landenberg und dem Gefangenen, der als Spion der St. Galler verdächtigt wird. Ihre Liebesgeschichte wird jedoch mehr und mehr überlagert von einem zweiten Thema, dem Komplott des Landenberg mit den adligen Herren von Sonnenberg, Gachnang, Hohenklingen und mit Eckbert von

Randegg, dem lebenswürdigen Grossmaul. Sie verhöhnern die Appenzeller, und ihr ständischer Zorn richtet sich ebenso gegen deren neue Verbündete, die Eidgenossen. Während seine Freunde sich auf verschiedene Weise mit den veränderten Machtverhältnissen zu arrangieren suchen, ist der Landenberg von seiner Haltung nicht abzubringen. Dies hat zwar seine Entmachtung zur Folge, trägt ihm gleichzeitig aber auch Respekt seitens seiner Gegner ein.

Unter dem Titel «Der letzte Landenberger auf Schloss Elgg» erschien das Stück 1897 bei Ernst Kuhn, einem kunstsinnigen Verleger, der heute mit seinen Fotografien zur Stadtgeschichte von Biel bekannt ist.<sup>8</sup> Dass er als Berner sich für das Landenberg-Drama erwärmte, ist nicht selbstverständlich. Im Unterschied zur vaterländischen Geschichte mit ihrer zentralschweizerischen Perspektive, wie sie damals im Schwange war, behandelt Huggenberger ein Stück Vergangenheit aus einem ungewohnten Blickwinkel, einer ostschweizerischen Sicht. Und sein Schauspiel umfasst über hundert Seiten, besteht aus freien Versen in hochdeutscher Sprache; es erfordert mehrere Szenenwechsel und damit auch technisch einigen Aufwand. Doch es wurde in den folgenden Jahren in verschiedenen Landesgegenden aufgeführt, wie der «Volksbühne» zu entnehmen ist, unter anderem in Grenchen und Frauenfeld (1897), in Zürich-Wiedikon, Amriswil-Köpplishaus und Hugelshofen (1898), im luzernischen Hochdorf (1899), in Inszenierungen des Arbeitervereins Erlach (1900) und des Turnvereins Neftenbach (1901), von den Dramatischen Gesellschaften in Hittnau und Horgen (1901), Töss (1903) und Herisau (1904). Eine zweite Auflage erschien 1909.

Zwei kleinere dramatische Arbeiten zur Geschichte von Elgg blieben von lokalem Interesse.

7 KBTG Hu L Sch 60/3: 1.2.1896.

8 Ernst Kuhn, Biel: Photographien, hrsg. vom Bieler Stadtarchiv, Biel 1995.

**Theater in Frauenfeld**  
Sonntag den 29. Januar 1899  
**Gastspiel des Ensemble vom Zürcher Volkstheater,**  
unter persönlicher Leitung des Direktors **Otto Binzer**  
und unter Mitwirkung der **Stadtmusik-Kapelle Frauenfeld** zur Einweihung  
des neu erbauten Theater- und Konzert-Saales im **„Hotel Bahnhof“.**

**Eröffnungs-Prolog,**  
verfasst von **A. Huggenberger**, gesprochen von **Frl. Ellen-Roth.**  
Hierauf:

**Die Hochzeit von Frauenfeld.**  
Historisches Schauspiel in 4 Akten von **A. Huggenberger.**  
**Raffaeröffnung 3 Uhr. Anfang 4 Uhr. Ende 6 Uhr.**  
Preise der Plätze: Sperrsitze (numeriert) **Fr. 1. 50**, Parterre und Gallerie **1 Fr.**  
Billette im Voraus sind von Freitag den 27. ds. Mts. im Papiergeschäft des  
**Herrn Karl Walder** zu haben.

«Verleihung des Freiheitsbriefes an Elgg 1371» wurde als dramatische Einlage für den dortigen Aschermittwochsumzug des Jahres 1900 geschrieben (und ein Vierteljahrhundert später wieder aufgenommen). Das Lustspiel «Der Meisterschuss oder Ein Schützenfestlein zu Elgg vor 333 Jahren» wurde in gedruckter Form von Wirz vertrieben, gehörte aber wie «Studenten-Streiche» und «Backfischlaunen» zu den wenigen Huggenberger-Stücken, bei denen «der Erlös nicht einmal den Zins für das ausgelegte Geld bringt», wie der Verleger sich ausdrückte.<sup>9</sup> Auch zwanzig Jahre später noch gehörte der «Meisterschuss» zu den umsatzschwächsten Theaterstücken von Huggenberger.<sup>10</sup>

Auch das nächste der grossangelegten Historienschauspiele beschäftigt sich, in Prosa diesmal, mit einer chaotischen Zeit in der Ostschweiz, den Unruhen von 1645/46. Die Gegend um Frauenfeld wird in einen überregionalen Konflikt hineingezogen und belagert von den Rechbergschen Reitern (über die Huggenberger zuvor schon mehrere Balladen geschrieben hatte). Walther Fuog, Sohn eines Schankwirts, wird verdächtigt, für die Gegenseite zu spionieren und einen Anschlag verübt zu haben.

9 KBTG Hu B 1191 in Sch 25: Wirz an A. H., 11.12.1903.

10 Ebd.: 28.6.1922.

Abb. 26: Szene aus «Die Hochzeit zu Frauenfeld».



Das erweist sich im Verlauf der weiteren Ereignisse als haltloses Gerücht, per Meineid in die Welt gesetzt von einem jungen Mann, der sich in dieselbe Frau wie Fuog verliebt hat. Konsequenter als im Landenberg-Stück fokussierte Huggenberger auf eine Liebesgeschichte, die – wie der Titel besagt – zu einem Happy End führt. Und fast prophetisch schwenkt einer ein Fähnchen und wünscht sich, dass sich «nach manchem Sturm und Strauss diese schönen Gauen dem starken Schweizerbund für immer vermählen».

«Die Hochzeit zu Frauenfeld» mit über zwanzig Rollen und ebenso vielen Statisten wurde am 29. Januar 1899 zur Eröffnung des dortigen Hotels Bahn-

hof vom Zürcher Volkstheater aufgeführt. Mit der Ausstattung war Richard Patzig vom Zürcher Stadttheater beauftragt worden (und damit jener Spezialist, der im selben Jahr die Kulissen für die erste Inszenierung im Tellinghaus von Altdorf schuf).<sup>11</sup> Leider habe die Diktion einzelner Darsteller zu wünschen übrig gelassen, zudem sei oft zu hastig gesprochen worden, wurde in der «Thurgauer Zeitung» beanstandet: «Vielleicht mochte es aber auch am dramatischen Aufbau des Stückes liegen, dass einzelne Stadien im Entwicklungsgang desselben nicht als

11 Thurgauer Zeitung, 24.1.1899.



genügend motiviert und vorbereitet erschienen sind.»<sup>12</sup>

So ist wohl auch zu erklären, dass sich keine weiteren Aufführungen nachweisen lassen. Das Stück wurde von Huggenberger nochmals überarbeitet und dabei von vier auf fünf Akte erweitert.<sup>13</sup> Zwar sandte er das Manuskript dem Verleger Caesar Schmidt in Zürich zur Ansicht, hielt jedoch im Begleitbrief fest, er wolle «den Versuch noch einige Jahre im Pult ausreifen lassen»;<sup>14</sup> es blieb unveröffentlicht.

Es ist kaum schlüssig erklärbar, weshalb Alfred Huggenberger sich mit seinem Schauspiel «Der Bauernkönig» über den grossen Volksaufstand von 1653 so schwer tat und fast zehn Jahre lang immer wieder daran arbeitete. Am Thema kann es nicht gelegen haben. Der Stoff enthielt fast alles, was zu einem gross angelegten Werk dieses Genre gehört: Charisma der Titelfigur, ein Kampf für die gute Sache, Rebellierende, Mitläufer, Profiteure sowie Intrigen auf beiden Seiten, Liebe und Tod. Erleichternd kam dazu, dass die Geschichte des Bauernführers Niklaus Leuenberger im 19. Jahrhundert sehr populär war, nicht nur

im westlichen Mittelland, den einstigen Originalschauplätzen zwischen Bern, Luzern und Solothurn, sondern auch im Kanton Zürich: Zur Fasnachtszeit 1863 wurde in Stäfa der grosse Schweizer Bauernkrieg von rund 400 Mitwirkenden auf die Bühne gebracht und dabei «sogar Gefechte mit Infanterie, Kavallerie und Infanterie regelrecht ausgeführt».<sup>15</sup> 1882 waren in der Richterswiler Inszenierung gar über 500 Laien auf der Bühne.

Nicht dass Huggenberger mit seinem Stück solche Dimensionen angestrebt hätte, offensichtlich aber wollte er den Verlauf der Ereignisse in der ganzen Turbulenz nachzeichnen. Dabei kam ihm entgegen, dass er als nicht mehr unerfahrener Dramatiker weite Spannungsbögen aufbauen konnte und zudem die Technik der sogenannten Mauerschau anzuwenden wusste. Das heisst, Nebenfiguren berichten von gleichzeitig stattfindenden, auf der Bühne jedoch nicht sichtbaren Volksversammlungen, Belagerungen und Kriegseinsätzen. Auch seine präzisen Regieanweisungen zeugen von einer inzwischen weit entwickelten szenischen Fantasie. Mit spärlich eingesetzten Liedern suchte Huggenberger zusätzliche Register zu ziehen. Komponiert hatte sie Wilhelm Decker, der Musiklehrer am Lehrerseminar Kreuzlingen. Auch Carl Vogler interessierte sich aufgrund des «Bauernkönigs» für eine weitere Zusammenarbeit.<sup>16</sup>

«Der Bauernkönig» kommt inklusive Nebenrollen mit rund dreissig Spielenden aus. Das unterscheidet das Stück von den Massenspektakeln, zugleich wird in dieser Grössenordnung verhindert, dass politische Konflikte im Stil eines Kammerstücks auf das Psychogramm der Hauptfigur begrenzt werden. Be-

12 Ebd., 31.1.1899.

13 KBTG Hu M Sch 81/3.

14 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Schmidt, 4.6.1902.

15 Zitiert nach Müller, Schweizer Theatergeschichte, S. 356.

16 KBTG Hu B Sch 24: Vogler an A. H., 21.2.1903.

zeichnenderweise hat der Bauernführer selbst nur wenige Auftritte.

Abweichend von früheren Gewohnheiten gab Huggenberger das Stück bereits in Druck, wieder dem Verlag von Ernst Kuhn in Biel, noch ehe er es zur Aufführung freigab. Drei Theatergesellschaften machten sich fast gleichzeitig an die Inszenierung. Als Uraufführung hat die Arbeit des Sängerbunds Mühlebach in Amriswil zu gelten. Er spielte das Stück erstmals am 25. Januar 1903 in seiner Konzerthalle, einer alten Kirche mit 450 Zuschauerplätzen.<sup>17</sup> Weitere Premieren folgten im Februar durch den Dramatischen Verein Gachnang im Gemeindehaus und die Theatergesellschaft Rohrbach im Kronensaal.<sup>18</sup>

Noch während der ersten Aufführung des «Bauernkönigs» habe er gewusst, «es war eine Totgeburt»<sup>19</sup>, heisst es sieben Jahre später im Entwurf zu einer autobiografischen Skizze. Auch wenn diese Distanzierung sich als nicht ganz so absolut herausstellte, markiert sie doch eine wichtige Zäsur im literarischen Schaffen von Huggenberger. Mit dem «Bauernkönig» war seine Beschäftigung mit historischen Themen abgeschlossen, die zahlreichen Exzerpte konnte er ebenfalls beiseite legen, um Platz für Neues zu schaffen: seine Prosatexte, die er mehrmals schon angekündigt hatte.

---

17 Thurgauer Zeitung, 24.1.1903 (Inserat) und 1.2.1903 (Bericht).

18 Thurgauer Zeitung, 21. und 28.2.1903, sowie Jahrbuch des Oberaargaus, 1989, S. 105.

19 KBTG Hu L Sch 61/3: 18.3.1913.

## 10 «... eine Gefährtin, die mich versteht»

Wenn Alfred Huggenberger in einigen seiner Gedichte, gereimten Deklamationen und Theaterstücken und sonstigen Verlautbarungen das Junggesellentum kultivierte, hat er dies wohl selbst nicht ganz ernst genommen. Eile war nicht geboten. Die Männer in seiner Familie waren bei ihrer Hochzeit alle mindestens dreissig Jahre alt. Während bei Grossvater und Vater Salomon die wirtschaftliche Situation fürs Zuwarten eine Rolle gespielt haben mag, fällt dies für die nächste Generation ausser Betracht.

Mit seinen Beteuerungen, wonach die Schriftstellerei ihm so manchen Korb eingetragen habe, dürfte Huggenberger in koketter Art etwas übertrieben haben. Sicher war ihm sehr an einer verständigen Partnerin gelegen, dies mag die Suche erschwert haben, und in diesem Zusammenhang ist durchaus denkbar, dass er im Umgang mit Frauen zwar nicht so schüchtern wie seine Heinrich-Figuren war, aber doch etwas unbeholfen und sehr merkwürdig wirkte. So jedenfalls hatte ihn Bertha Schmid bei der ersten Begegnung im Jahr 1900 erlebt: «Da kam der angehende Schriftsteller Alfred Huggenberger in unsere Wirtschaft und machte mir kurz darauf einen schriftlichen Heiratsantrag. Ich war aber erst neunzehn Jahre alt und von Liebe auf den ersten Blick hatte ich nichts gespürt. So schrieb ich ihm, dass ich mich nicht entschliessen könne, seinen Antrag anzunehmen. Im Laufe des folgenden Jahres kam hie und da ein abgedrucktes Gedicht und im Frühling 1902 die in der neuen Zürcher-Zeitung erschienene Erzählung «Ölers Rose». Es war also mehr eine geistige Annäherung.»<sup>1</sup>

Diese Bemerkung stammt nicht aus einem eigentlichen Lebenslauf; es ist bloss eine lose Folge von Erinnerungen, nicht in chronologischer Reihenfolge aufgezeichnet und mit langen Intervallen zwischen den einzelnen Einträgen. Nicht einmal in einem eigenen Heft hat die Verfasserin ihre autobiografischen Fragmente festgehalten, sondern sie im Blindband eines Kinderbuchs von Ehemann Alfred notiert, in

fester Schrift und wohlthuend sachlichem Stil. So ist im Weiteren zu erfahren, dass die beiden im Juni 1902 einen ersten Ausflug zusammen ins Appenzellerland machten. Sie musste Medikamente für die kranke Mutter besorgen, er hatte seine beiden Gedichtbände mitgenommen und ihr daraus vorgelesen auf einem Bänklein: «Das war der Anfang unseres gemeinsamen Lebensweges.»<sup>2</sup>

Bertha Schmid stammte aus wohlhabenden Verhältnissen. Ihre Eltern, Johann und Elisabeth Schmid, besaßen neben der Gastwirtschaft einen Bauernhof, eine Sägerei und die Margenmühle im gleichnamigen Weiler, einem abgelegenen Flecken in der Gemeinde Bussnang.<sup>3</sup> Deshalb durfte sie im eigenen Milchwagen nach Mettlen mitfahren, wo es eine Gesamtschule gab. Den Unterricht empfand sie als eher langweilig, sie war unterfordert und interessierte sich deshalb weit mehr für alles, was in den obern Klassen verhandelt wurde. Am liebsten sagte sie Gedichte auf, und bald hatte sie die ganze Schulbibliothek gelesen.

Zu ihrem Bruder, dem acht Jahre jüngeren Hans, hatte Bertha keine enge Beziehung, den Vater erlebte sie als jähzornig und lieblos.<sup>4</sup> Die Mutter hatte sehr häufig gesundheitliche Probleme. «Zum Glück war sie eine Froh-Natur, in guten Stunden spielte sie Gitarre und sang mit schöner Stimme alte liebe Lieder»<sup>5</sup>, schreibt die Tochter und erinnert sich auch, wie gern sie ganze Tage bei den Grosseltern mütterlicherseits verbrachte, weil die beiden einen grossen Bauerbetrieb mit herrlichem Obstgarten besaßen und eine sehr harmonische Ehe führten: «Sie assen immer zusammen aus dem gleichen Teller, den in der Mitte eine rote Rose zierte. Auch ich bekam jedes Mal so

---

1 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Eintrag 1946, XI.

2 Ebd.

3 Adressbuch vom Kanton Thurgau 1902, S. 281 f.

4 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Einträge 1941 und 1953.

5 Ebd.: Eintrag 1941.

Abb. 28: Alfred Huggenbergers selbst gebastelte Collage zu einem seiner Lieblingsthemen um 1900.



einen schönen geblühten Teller.»<sup>6</sup> Sie starben beide kurz hintereinander, als Bertha noch zur Schule ging.

Nicht erstaunlich, dass sie die Gelegenheit nutzte, sooft wie möglich von zu Hause wegzukommen. Nach der Sekundarschule machte sie ein einjähriges Praktikum bei der Buchhalterfamilie Simmler an der Florastrasse im Zürcher Seefeld. Es gab nur ein einziges Kind im Haushalt, den fünfjährigen Karl, seine Mutter war eine ehemalige Erzieherin, ausserdem lebte eine der Grossmütter in derselben Wohnung. Bei Tisch waren auch zwei Lehrlinge vom Musikhaus Hug und ein Pensionär. Aus dieser Zeit blieb Bertha die herablassende Art der Städter in Erinnerung.

Danach fuhr sie für drei Monate als Kochlehrtöchter nach Arbon ins Hotel Bär, wo sie täglich von

morgens um halb sechs bis Mitternacht arbeiten und obendrein neunzig Franken Lehrgeld zahlen musste. An ihrem einzigen freien Tag besuchte sie die Zentnarfeier in Weinfelden, ein Erinnerungsfest an die Befreiung des Thurgaus. Im drauffolgenden November reiste sie nach Vevey, um das damals beliebte Welschlandjahr zu absolvieren. Als Au-pair-Mädchen der Eisenbahnerfamilie Bonzon-Stegemann hatte sie auf die beiden Kinder aufzupassen, Handarbeiten zu machen und nebenher Französisch zu lernen. Von Vater Schmid erhielten die Gastgeber jeden Monat 45 Franken und boten seiner Tochter dafür die Möglichkeit, die Romandie zu erkunden, nahmen sie auf

6 Ebd.: Eintrag 1941.

**Abb. 29: Die Margenmühle in einem unsignierten Aquarell. Ein Hochzeitsgeschenk von Bertha Huggenberger an ihre Grossnichte Ruth Schmid.**



Bergtouren mit, zu den Narzissenfeldern von Avent und nach Châtel St-Denis im Kanton Freiburg.

Ungern kehrte die achtzehnjährige Bertha Ende 1899 nach Bussnang zurück. Kurz danach starb ihr einjähriges Schwesterchen an einer Lungenentzündung; es war die Folge einer Grippeepidemie, an der auch die Mutter erkrankt war. Sie schien sich nicht mehr davon zu erholen. In dieser Zeit war es, dass Alfred Huggenberger erstmals in die Wirtschaft gekommen war. Den Eltern wäre lieber gewesen, wenn ihre einzige Tochter den Kavalleristen Ernst Eberli geheiratet hätte, ihren langjährigen Verehrer aus dem thurgauischen Oppikon.

Im folgenden Jahr hatte das angebliche Ischiasleiden von Mutter Schmid sich als Gebärmutterkrebs herausgestellt. Nachdem die Geschwulst entfernt

worden war, entdeckte man eine weitere, so tief im Beckenknochen, dass an eine Operation nicht zu denken war. Aus diesem Grund wohl wollte Bertha Schmid ihre Liebesbeziehung auch nach dem Ausflug ins Appenzell vorläufig geheim halten. Alfred Huggenberger bekannte gegenüber Heinrich Sulzer bloss, dass er «ein bisschen verl.»<sup>7</sup> sei, er verdeutlichte die Bemerkung mit zwei ineinander geschobenen Kreisen und bat um Diskretion. Etwas deutlicher wurde er im Brief an J. C. Heer: «Ich möchte Ihnen heute etwas verraten, was Sie vielleicht ein wenig interessiert: ich bin im Stillen verlobt. Ein liebes, ver-

---

7 ZB Zürich, MS Briefe, Huggenberger: A. H. an Sulzer, 4.6.1902.



Abb. 30: Bertha Schmid und Alfred Huggenberger an ihrem Hochzeitstag, dem 28. Juli 1903.



sonnenes Mädchen. Bauernblut; aber keine von denen, die nur an Raps und Korn denken können. Sie nimmt warmen Anteil an meinem Schaffen und hat in manchem ein überraschend sicheres Urteil.»<sup>8</sup>

Am 9. Oktober 1902 wurde auf der Kyburg offiziell Verlobung gefeiert, bei einem einfachen Mittagessen, im kleinen Rahmen, dies vermutlich, weil kurz zuvor Mutter Schmid gestorben war. Endlich konnten die Anzeigen verschickt werden. Zu den ersten Gratulanten gehörte J. C. Heer. Er schrieb aus seiner Klause im Bregenzerwald. In der Antwort zeigte Huggenberger sich erneut sehr beglückt darüber, die richtige Frau gefunden zu haben, eine intelligente, verständnisvolle Person, die ihn voll unterstützen würde und – wichtiger noch – seiner Ungeduld etwas entgegenzusetzen hatte: «Sie ist eine jener

rührigen Naturen, die warten können, wo sie an endlichen Erfolg glauben. Ich kann ganz gut sagen, dass ich sie eigentlich «erdichtet» habe. Sie ist bestimmt der Meinung, ich werde noch durchdringen, meint aber, ich müsse das nicht erzwingen wollen. Wenn ich die nächsten fünf Jahre wieder soviel vorwärts komme, wie die letzten, so sei das genug.»<sup>9</sup>

Am 28. Juli 1903 fand in der Kirche von Gachnang die Trauung statt. Die Hochzeitsreise, schreibt Bertha Huggenberger-Schmid, musste um zwei Tage verschoben werden, weil der Ehemann noch einen Text fertig stellen musste. Für 36 Franken

8 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637, 7.8.1902.

9 Ebd., 30.10.1902.

hatten sie ein Rundreisebillet mit einwöchiger Gültigkeit gelöst. Am ersten Tag fuhren sie nach Zürich, gingen ins Kino, anderntags nach Basel in den Zoologischen Garten. In Frick wurde ein guter Weinkunde besucht und ennet dem Rhein das Denkmal des «Trompeter von Säkingen», der Titelfigur eines der bekanntesten Bücher des verehrten Joseph Victor von Scheffel. Dann reisten sie via Luzern über den Gott hard bis nach Bellinzona. «Es war der 1. August, aus allen Türmen bimmelten die Tessiner Glocken.»<sup>10</sup> Es folgte ein zweitägiger Abstecher nach Milano, einer Lieblingsdestination damaliger Hochzeitsreisender. Auf dem Rückweg stiegen sie in Göschenen aus, gingen zu Fuss die Schöllenschlucht hinauf nach Andermatt und übers Urserental auf den Furkapass. Eine weitere Tageswanderung führte zum Rhonegletscher und hinunter ins Wallis. Dank der vier Goldstücke der Braut konnten sie sich von Blitzingen eine private Kutschenfahrt nach Brig leisten, dort nahmen sie wieder den Zug: «Wir erreichten abends noch Bern, wo wir zum letzten Mal übernachteten. Dann begann der Alltag, das Korn war reif, der Emdet sollte beginnen, zwei Knechte und Hermann Rau warteten auf den Meister» – und damit enden die Einträge im Blindband.

Die junge Ehefrau hatte ihren Platz in der Haushaltung zu finden und sich dabei mit Schwiegermutter Margaretha und der siebzehnjährigen Schwägerin Pauline zu arrangieren. In der Gastwirtschaft mochte sie nicht so gern mithelfen, bei der Arbeit im Freien hingegen fühlte sie sich ausgesprochen wohl. Der Ehemann wusste dies zu schätzen. «Ein Glück für mich, dass ich eine Gefährtin gefunden habe, die mich versteht, die mich lieber am Schreibtisch sieht als hinterm Pflug und die mich doch nicht von der mir lieb gewordenen Scholle wegdrängen will», vertraute Huggenberger der Schriftstellerkollegin Nanny von Escher an.<sup>11</sup> Sie war zwölf Jahre älter als er, lebte mit ihrer Mutter auf dem Albis. Die Familie Huggenberger kannte sie schon seit langer Zeit, wahrscheinlich

von den Besuchen bei ihren Verwandten und Freunden in Wülflingen und auf der Kyburg. Dort hatte Bertha anlässlich ihrer Verlobung einen bleibenden Eindruck gemacht, wie Eduard Bodmer von der Kyburg nach Bewangen schrieb: «Dass Sie eine gute und für Sie passende Frau gefunden, das habe ich gleich erkannt, als Sie uns dieselbe letztes Jahr vorgestellt & zweifle ich nicht, dass Ihr kommendes Eheleben ein glückliches sein wird.»<sup>12</sup>

---

10 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Eintrag 1962.

11 KBTG Hu Sch 122: A. H. an von Escher, 3.7.1903.

12 KBTG Hu B 123 in Sch 3: Bodmer an A. H., 14.1.1904.

## 11 Anschluss in Zürich, Mitglied im Literarischen Klub

Am 12. August 1903, unmittelbar nach den Flitterwochen, wurde Alfred Huggenberger in den Literarischen Klub in Zürich aufgenommen. Dieser war im Dezember des Vorjahres gegründet worden, als Fachgruppe innerhalb des berühmten Lesezirkels Hottingen, und veranstaltete regelmässig Zusammenkünfte mit anschliessendem Souper intime.<sup>1</sup> Rund vierzig der bald über hundert Mitglieder trafen sich von November bis März jeweils am Samstagabend im Stammlokal, dem «Seehof» (später dislozierte man ins «Weisse Kreuz», zog weiter ins Hotel «Bellevue», danach in einen biedermeierlichen Saal im Park am Freudenberg in der Enge, schliesslich ins Zunfthaus zur Waag). Man sass an hufeisenförmig angeordneten Tischen, trank Wein, rauchte Zigarren. Jede Sitzung war einer einzigen Person mit ihrem literarischen oder wissenschaftlichen Vortrag gewidmet, das ergab im Lauf einer Saison ein vielseitiges Programm, weil dem Klub neben Schriftstellern auch Professoren und Feuilletonredaktoren angehörten. Manchmal wurden Schauspieler zu Lesungen beigezogen, Frauen waren prinzipiell nicht zugelassen.

Man kann es nicht genug betonen: Im städtisch dominierten Klub war ein Schriftsteller wie Huggenberger eine absolut rare Erscheinung. Nur gerade elf der mittlerweile rund hundert Mitglieder wohnten nicht in der Stadt Zürich, drei von ihnen kamen aus den Nachbarorten Küsnacht und Kilchberg, zwei weitere aus Horgen und Spreitenbach. Zu den weiter entfernten gehörten Dr. Ehrenfeld aus Olten, die beiden Brüder René und Jean Morax aus Morges sowie Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker, die damals beide am Winterthurer Gymnasium unterrichteten.

Unter den Vortragenden hingegen waren schon in den ersten Jahren zahlreiche auswärtige Autoren – Carl Spitteler aus Luzern zum Beispiel, Hermann Hesse aus Gaienhofen, Carl Albrecht Bernoulli aus Basel, Gaspard Vallette aus Genf, Rudolf von Tavel aus Bern, Eduard Platzhoff-Lejeune aus Tours oder Emanuel von Bodman aus Gottlieben am Bodensee.

Wie unterschiedliche Temperamente da aufeinander stiessen und welche verschiedene Stilrichtungen und ästhetische Fraktionen vertreten waren, ist in den Erinnerungen des Literaturprofessors Robert Faesi nachzulesen.<sup>2</sup>

Ab 1916 lasen im Klub öfters auch internationale Autoren: Rainer Maria Rilke, Frank Wedekind, Klabund, Stefan Zweig, Ludwig Rubiner, um nur die Bekanntesten zu nennen. Im Publikum sass Leonhard Frank und Gerhart Hauptmann.

Während des Sommerhalbjahres gab es höchstens drei Zusammenkünfte im Klublokal, dafür aber gemeinsame Besuche von Festspielen und thematische Ausflüge: auf den Spuren von Gottfried Keller in Glattfelden, eine Kahnfahrt von Eglisau zu den Ruinen bei Kaiserstuhl, eine Badenfahrt wie in den Zeiten von David Hess (1770–1843), ein Besuch bei Oberst Ulrich Wille in der Villa in Mariafeld bei Meilen, eine Exkursion in den Aargau mit Erläuterungen von Professor Adolf Frey über das Seetal und seine Dichter, eine Erinnerungsfeier für Johann Gaudenz von Salis-Seewis auf Schloss Marschlins oder, für einmal im Winter, die Einkehr bei Ernst Zahn im Bahnhofbuffet Göschenen mit anschliessender Schlittenfahrt ins Urserental. Die Ostschweiz wurde von Anfang an stark in die Expeditionen einbezogen: Es gab eine Fahrt an den Bodensee, einen literarischen Vortrag von Emil Ermatinger auf Schloss Kyburg, einen Spaziergang von Elgg nach Frauenfeld mit Zvieri bei den Huggenbergers und einer Lesung des Gastgebers.<sup>3</sup> Im folgenden Jahr rezierte er beim Nachmittagsausflug auf Schloss Elgg ein paar neue Gedichte.<sup>4</sup>

1 Bleuler-Waser, Lesezirkel, S. 96–104 und S. 191–195; Bodmer u. a., Literarischer Klub, sowie Ulrich, Lesezirkel Hottingen, S. 37–38.

2 Faesi, Erlebnisse, S. 130–153.

3 Am 22.10.1911.

4 KBTG Hu B 1234 in Sch 26: Neue Zürcher Zeitung (Marti) an A. H., 3.11. und 18.11.1912.

Abb. 31: Karikatur von Spyridon Sartoris: Der Literarische Klub hört lyrische Gedichte, 1906.



In den Klub eingeführt wurde Huggenberger vom gleichaltrigen Fritz Marti, der nach Heers Abgang in der «Neuen Zürcher Zeitung» für die Literatur zuständig war. Die beiden scheinen sich schon vorher recht gut gekannt zu haben, sie besuchten zusammen eine Theatervorstellung in Zürich, wahrscheinlich «Pension Schölller» auf der Pfauenbühne,<sup>5</sup> und Marti hatte charmanterweise eine Ansichtskarte vom Leuenberger-Denkmal ausgewählt, als er nach Bewangen schrieb: «Kommen Sie am 12. Dezember, wenn Hesse da ist. Ich erwarte Sie dann etwas vor sechs Uhr abends auf meinem Bureau», wohl wissend sicher, wie viel dem Adressaten an der Bekanntschaft mit dem deutschen Schriftsteller lag, der damals zu einer Lesung nach Zürich kam.<sup>6</sup>

Im Literarischen Klub bestritt Huggenberger insgesamt dreizehn abendfüllende Lesungen, die erste am 13. Februar 1904.<sup>7</sup> Bald schon riskierte er, aus unveröffentlichten Texten vorzutragen, Kostproben zum Beispiel aus dem Lustspiel «Der Presi» in Zürcher Mundart (einem Dreiakter, der zeitweise «Der Eisenbahnpresi»<sup>8</sup> hiess). Dieser Text soll zehn männliche und sieben weibliche Rollen enthalten haben, er war

5 KBTG Hu L Sch 64: Kassabuch, 28./29.11.1902.

6 KBTG Hu B 676 in Sch 14: Marti an A. H., 2.12.1903.

7 StAZH W I 30.40, 1-4: Einladungskarten.

8 KBTG Hu B 1191 in Sch 25: 22.12.1903; «Presi» ist der Zürcher Mundartaussdruck für «Präsident».

Abb. 32: Einladungskarte für Alfred Huggenbergers zweite Lesung in Zürich.



als Neuerscheinung angekündigt,<sup>9</sup> ist aber nie erschienen. Diese Lesung ist erwähnenswert als weiteres Indiz dafür, dass Huggenberger seine frühe Theaterarbeit nicht so minderwertig empfand, wie er es uns in seinen autobiografischen Skizzen glauben machen will.

Eine ausgesprochene Ehre bedeutete es, im Zyklus «Literatur und Kunst» vertreten zu sein, dem öffentlichen Vortragsprogramm des Lesezirkels mit jeweils vier bis höchstens acht Veranstaltungen pro Saison. Alfred Huggenberger las am 22. Dezember 1913 im Kleinen Tonhallensaal und wurde im neuen Periodikum «Der Lesezirkel» vorgestellt.<sup>10</sup> Es war der Nachdruck eines Aufsatzes von Heinrich Moser aus der «Deutschen Rundschau», so schön aufgemacht, dass Huggenberger davon unbedingt «etwa 50–100 Exemplare» kaufen wollte.<sup>11</sup>

Prestigereiche Auftrittsmöglichkeiten waren das eine, das andere die Kontakte. Auch wenn es sich Huggenberger nicht einrichten konnte, Samstag für Samstag nach Zürich zu fahren und nach den literarischen Abenden in der Stadt zu übernachten, gibt es in seinen Briefen doch Hinweise, dass er sich einige Besuche im Klub vorgenommen hatte und ein paar davon auch realisierte. Dann reiste er jeweils samstags schon am Mittag nach Zürich, um genügend Zeit

für Treffen mit Kollegen zu haben. Mit einigen unterhielt er auch brieflichen Kontakt.

Auf verschiedenste Art suchte Huggenberger sich im Klub nützlich zu machen. An den sogenannten Rechenmähli, dem traditionellen Essen der Klubmitglieder zum Jahresbeginn, unterhielt er die Tafelrunde mit launigen Versen. Er schrieb mit «Sängergrab» einen lyrischen Nachruf zur Trauerfeier für Josef Viktor Widmann, den Feuilletonchef des «Bund» in Bern.<sup>12</sup> Mit dem Gedicht «Fröhliche Fahrt» animierte er auf den Einladungskarten zum Ballfest «An der schönen blauen Donau» des Lesezirkels Hottingen. Er selbst blieb dem Anlass fern. «Erstens hatte ich weder Frack noch Kostüm und zweitens fürchtete ich die finanziellen Folgen. Am liebsten wäre ich unsichtbar einmal in den Räumen umherspaziert», entschuldigte er sich nachträglich bei Hans Bodmer, dem Geschäftsführer des Lesezirkels.<sup>13</sup> Ein Frack wäre übrigens nicht nötig gewesen, auch keine kostspielige Garderobe, nur etwas Fantasie. In diesem konkreten Fall wurden die Gäste gebeten, eine Nacht lang das Leben «An der schönen blauen Donau» zu versinnbildlichen, den «langen Zug der Völkerschaften, die an dem Strom von der Quelle bis zum Meer sich angesiedelt haben», dazu passend gab es Musik und Spiele aus dem Schwarzwald, aus den Salons des Wiener Biedermeier ebenso wie «von Zigeunern und stolzen Magyaren, von Tschechen, Südslaven, Türken».<sup>14</sup> Solche Kostümfeste gehörten zu den Spezialitäten des Lesezirkels und den jährlich wiederkehrenden Höhepunkten im Zürcher Gesellschaftsleben,

9 Die Volksbühne, 1903, S. 170.

10 Moser, Alfred Huggenberger, in: Der Lesezirkel, 1. Jg., S. 65–75. Erstabdruck in: Deutsche Rundschau, April 1913, S. 156–161.

11 StAZH W I 30.16: A. H. an Bodmer, 20.12.1913.

12 Abgedruckt auch in: A. H., Stille der Felder, S. 110.

13 StAZH W I 30.16: A. H. an Bodmer, 27.3.1909.

14 Sauter, Lesezirkel Hottingen, S. 15.

minutiös vorbereitet vom Stab der Experten im Festkomitee: Architekten, Kapellmeistern, Dekorateuren, Fotografen, Buchdruckern und Kaufleuten. Sie widmeten sich ausgesuchten Themen wie «Bilder aus dem schweizerischen Volksleben» (1896), «Orientfahrt» (1899), «Als der Grossvater die Grossmutter nahm» (1904), «Bauernkirchweih» (1907), «Die blaue Blume» (1910), «Frühlingsfest im alten Rom» (1912), «Patriotisches Kränzchen» (1916), «Amerikafahrt» (1918) und so weiter. Ob im Stadttheater, in der Tonhalle, im Grandhotel Dolder, im Baur au Lac oder unter freiem Himmel im Park, jedes Detail wurde bedacht, von Kulissen und Dekorationen der einzelnen Räume und Pavillons über die Musik, die Umzüge, die dramatischen Einlagen und die Tanzordnung bis zu den schön gemachten Begleitschriften. Für diese Publikationen, die dank professionell versierten Mitgliedern im Selbstverlag herausgegeben werden konnten, verfasste Huggenberger einige Beiträge, manchmal unter dem Pseudonym Alfredus Arator, für die antik angehauchte «Carmina Romana»<sup>15</sup> zum Beispiel, das «Münchner Fest»<sup>16</sup> oder die umfassende Anthologie über Schweizer Mundarten und Trachten, wo er explizit das «obere Weinland» vertrat.<sup>17</sup> Zuweilen tat er dies unaufgefordert wie mit dem Wintergedicht für das «Engadiner-Fest».<sup>18</sup>

Zusammen mit «Frohe Fahrt», dem bereits erwähnten Gedicht zum Donau-Fest, schickte Huggenberger auch eine Beitrittserklärung, um künftig nicht mehr nur als ausserordentliches Mitglied dem Literarischen Klub anzugehören. Als Vollmitglied des Lesezirkels durfte er regelmässig eine selbst zusammengestellte Lesemappe beziehen, was ihm sehr gelegen kam, wie er Hans Bodmer mitteilte: «Es ist mir eine grosse Erleichterung, statt zwei literarische Zeitschriften kann ich mir nun ohne Mehrausgaben deren zehn zugänglich machen.»<sup>19</sup>

Huggenbergers Aktivitäten im Klub sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass er nie zum inneren

Kreis gehörte, schon gar nicht zu den zwölf Säulenheiligen, wie sie in einem Kalender auf das Jahr 1907 in Texten und Zeichnungen porträtiert sind.<sup>20</sup> Seinen Geburtsmonat, den Dezember, erhielt Arnold Ott, Arzt und Dichter in Luzern. Was keine Hintansetzung bedeutete: Wie allen langjährigen Klubmitgliedern wurde Alfred Huggenberger zu seinem 60. Geburtstag ein Aufsehen erregendes Spektakel ausgerichtet, mit Hunderten von Mitwirkenden, und zehn Jahre später wurde er Ehrenmitglied des Lesezirkels.

15 Alfredus Arator, Erfüllung sowie Erlebnis, in: Carmina Romana, S. 40 sowie S. 5–53.

16 A. H., Streiflichter, in: s'Handörgeli, S. 21–23.

17 A. H., De Früehlig uf em Land, in: Schwyzerländli, S. 14.

18 StAZH W I 30.25: A. H. an Bodmer, 1.3.1910.

19 StAZH W I 30.16: A. H. an Bodmer, 19.2.1909.

20 Siehe Blümner, Hottinger Heiligen-Kalender für 1907, hrsg. und verlegt vom Lesezirkel Hottingen, Zürich 1906.

## 12 Hausbrand und Wiederaufbau, Verluste und erste Prosaversuche

In der Nacht zum 3. Oktober 1904, einem Montag, brach bei den Huggenbergers ein Brand aus. Kurz nach zwölf, das Wohnhaus stand in Flammen, die Nachbarn versuchten zu helfen. Als erstes trieben sie das Vieh ins Freie und holten so viel wie möglich aus der Wohnung. Die Frauen kümmerten sich um die hochschwängere Bertha, sie wurde ins Schulhaus Schneit gebracht. In der Wohnung der Lehrerfamilie Morf kam am folgenden Vormittag die kleine Martha zur Welt, sechs Wochen vor dem Termin.

Auch überregionale Zeitungen nahmen den Brand zur Kenntnis und berichteten, dass die Feuerwehren aller umliegenden Dörfer im Einsatz gewesen seien, sich aber bald darauf beschränken mussten, das freistehende Ökonomiegebäude und die Nachbarhäuser vor den Flammen zu schützen. Allorts war von Brandstiftung die Rede, Gerüchte machten die Runde. So meldete «der Landbote» am 5. Oktober, dass in Elgg am frühen Montagmorgen der mutmassliche Täter verhaftet worden sei. Dies wurde vom «Winterthurer Volksblatt» jedoch dementiert, ebenso die «Schauermär, man habe den Übeltäter in Bewangen ergriffen und ins Feuer werfen wollen».<sup>1</sup>

Im amtlichen Brandbuch wurde festgehalten, das Feuer sei vermutlich böswillig «in einem am Schopf aufgespeicherten Reisighaufen» entzündet worden.<sup>2</sup> Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen einen Verdächtigen namens D. Z., einen Vaganten, «dem es aber passt hie und da auch zu arbeiten. In Betracht gezogen wurde er, weil er sich in der Zeit des Brandes in der Gegend von Bewangen herumgetrieben hatte; indessen gelang es ihm, sein Alibi wahrscheinlich zu machen und jedenfalls liegt nichts wieder denselben vor.»<sup>3</sup> Andere Strafverfolgungen scheinen sich nicht aufgedrängt zu haben. Es blieb ein ungeklärter Fall. Wie so oft bei Verbrechen ohne identifizierten Täter bildeten sich bald verschiedene Mythen: ein Neider sei es gewesen, heisst es bis heute, und dies führt zu endlosen Spekulationen darüber, was solchen Neid erregt haben könnte.

Das Wohnhaus war bis auf die Grundmauern niedergebrannt, ebenso der angebaute Stall; das freistehende Ökonomiegebäude hatte nur wenig Schaden erlitten. So konnte der Betrieb notdürftig weitergeführt werden, von Gerlikon aus, wo Alfred Huggenberger mit Frau und Töchterchen im Haus seiner Schwester Emma ein Zimmer bezogen hatte. Mutter Margaretha und die achtzehnjährige Pauline waren bei den Fröhlichs in Bewangen untergebracht. Der Viehbestand war stark verkleinert worden, vierzehn Kühe und ein Zuchtstier wurden Mitte Oktober versteigert, zusammen mit einem verkauften Saugkalb ergab dies, wie im Kassabuch vermerkt, einen Erlös von 8464 Franken. Zwar war nur eine ihrer beiden Scheunen zerstört, doch die Huggenbergers brauchten offensichtlich Bargeld, weil die Schadenszahlungen sich hinzogen und dennoch der Wiederaufbau vorangetrieben wurde. Den ganzen Oktober waren mehrere Personen damit beschäftigt, den Schutt abzutragen und den Keller freizuschaufeln. Laut Kassenbuch erhielten sie Wochenlöhne von zwölf Franken, dies entsprach dem Honorar, das Huggenberger in der Regel von Zeitschriften für den Abdruck zweier Gedichte bekam.

Er selbst beschäftigte sich schon bald konkret mit dem Neubau. Am 7. November wurden die Profile ausgesteckt, «ein neues Wohnhaus mit Trottenanbau» war geplant, weitere landwirtschaftliche Nutzung im Neubau nicht mehr vorgesehen.<sup>4</sup> Kein Vielzweckgebäude wie das alte Huggenberger-Haus sollte entstehen, dafür aber das freistehende Ökonomiegebäude noch einmal vergrössert werden.<sup>5</sup>

Inzwischen lag eine Schadensberechnung der Mobilienversicherungsgesellschaft vor. Statt der

---

1 Winterthurer Volksblatt, 7.10.1904.

2 StAZH RR 77.3: Eintrag vom 8.12.1904.

3 KBTG Hu L Sch 61: 1, ohne Datum.

4 Winterthurer Volksblatt, 8.11.1904.

5 StAZH RR I 305b, Bewangen Nr. 1 und Nr. 2.

**Abb. 33: Aufräumarbeiten nach dem Hausbrand im Oktober 1904 (Alfred Huggenberger rechts im Bild).**



24 000 Franken wie in der Police vereinbart, bekamen die Huggenbergers nur 10 500 Franken. Dies ist nur zu einem Teil damit zu erklären, dass das Vieh – mit 6760 Franken ein gutes Viertel des versicherten Werts – hatte gerettet werden können. Die restliche Differenz läpperte sich aus verschiedenen Abzügen zusammen, die zum Teil von krasser Kleinlichkeit zeugen. So wurden für die Küchengeräte statt der versicherten 431 Franken bloss 411 Franken ausbezahlt, bei den Kleidern gab es eine Abschreibung von 369 Franken, und fast zynisch wirkt der Abzug von vierzig Franken wegen Holz und anderem Brennmaterial, das aus den Trümmern herausgezogen wurde.<sup>6</sup> Da war es zumindest ein Trost, dass nach dem Brand viele aufmunternde Briefe und auf Weihnachten hin überdies einige Geschenke eintrafen. Eduard Bodmer

von der Kyburg schickte 100 Franken, kleinere Geldgaben trafen aus Schneit, Elgg und Sirnach ein, zwanzig Franken aus Winterthur von Rudolf Hunziker, dem Gymnasiallehrer und Herausgeber der Werke von Jeremias Gotthelf. Die Kollegen vom Literarischen Klub solidarisierten sich mit einem Beitrag von 300 Franken und zahlreichen Büchern, die als Grundstock für eine neue Bibliothek gedacht waren. Von Vater Schmid ist lediglich verbürgt, dass er im darauffolgenden Jahr zwei Unterbetten aus einer Frauenfelder Werkstatt schicken liess.<sup>7</sup> Ob er, der reiche Müller, der Familie seiner einzigen Tochter Unter-

6 KBTG Hu L Sch 62/16.

7 KBTG Hu B Sch 43: Hans Schmid an Bertha Huggenberger, 6.12.1905.



Abb. 34: Das wiedererstellte Wohnhaus mit der Sommerau.



stützung gewährte, darf bezweifelt werden. Umso mehr als sich das Verhältnis auch nach der Geburt von Martha nicht verbessert hatte, wie Huggenberger in einem seiner Briefentwürfe notierte: «Zu ihm gehe ich nicht. Er hat von dem «Verslimachen» nie etwas wissen wollen. Meine Frau war tapfer genug, es gegen seinen Willen mit mir zu wagen, nun werden wir nicht zu ihm betteln gehen.»<sup>8</sup> Nicht dass es zum Bruch gekommen wäre. Man hielt Distanz, beliess es bei kurzen Briefen, im Übrigen fuhr Bertha Huggenberger in den nächsten Jahren an Fasnacht zu Besuch in die Margenmühle, um ihrem Bruder die

geliebten Küchlein zu backen. Wäre er ein paar Jahre älter gewesen, hätte man ihn wahrscheinlich als Götti der kleinen Martha in Betracht gezogen. Jetzt war es Hermann Huggenberger, der die Patenrolle übernahm, zusammen mit Hedwig Vollenweider, einer Freundin von Bertha aus Weinfeldten.

Mit der Auszahlung der Mobiliarversicherung im Dezember 1904 gab es etwas Luft, die laufenden

---

8 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Brunner, undatiert.

Abb. 35: Werbekarte für die neue Sommerau.



Baukosten zu begleichen und ein paar Möbel anzuschaffen. Es wurde nun damit begonnen, die Vieherde sukzessive wieder zu vergrössern, auch dies ist im Kassabuch festgehalten. Von der Gebäudeversicherung erhielten die Huggenbergers am 30. Januar nahezu den vollen Assekuranzwert für das abgebrannte Wohnhaus ausbezahlt sowie ein Supplement von 115 Franken, das ihnen drei Monate später für die Schäden am freistehenden Ökonomiegebäude zugesprochen wurde.<sup>9</sup> Da sie das einstige Doppelhaus für 13 500 Franken versichert hatten, mussten sie sich, theoretisch jedenfalls, beim Wiederaufbau mit dieser Summe begnügen. So erklärt sich, warum dem Wohnhaus, kaum dass es fertig war, in einer zweiten Etappe einige ergänzende An- und Ausbauten verpasst wurden: eine Laube mit Abtritt, ein

Waschhaus, ein Schopf, so dass der neu erbaute Gebäudekomplex auf 22 500 Franken eingeschätzt wurde.<sup>10</sup> Noch einmal etwas verteuert wurde das Bauprojekt schliesslich durch einen Wagenschuppen und die freistehende Trinkhalle.<sup>11</sup> Auch wenn man Versicherungswerte nie für bare Münze nehmen soll, zeigt sich doch die Grössenordnung der Investitionen, die von den Huggenbergers getätigt wurden für ihr neues Wohnhaus und die Sommerau, die am 28. Mai 1905 wiedereröffnet wurde.

Schwieriger einzuschätzen sind die Verluste, die Alfred Huggenberger als Schriftsteller erlitten hatte.

9 StAZH RR 77.3.

10 StAZH RR I 305b, Bewangen Nr. 2.

11 Ebd., Bewangen Nr. 25 und 26.

Abgesehen von der Bibliothek, die mit 140 Franken wohl unterversichert, aber doch vollständig ersetzbar war, ging es vor allem um emotionale Werte. «Alles ist mir in dieser Nacht verbrannt, was mich an die Jugendzeit erinnern konnte: Briefe, Manuskripte, auch die lieben Sachen, die meine Frau ins Haus gebracht»,<sup>12</sup> formuliert Huggenberger vielsagend und ist sicher nicht unschuldig daran, dass in der Sekundärliteratur, speziell in den Geburtstagsbeiträgen seiner Bewunderer betont wird, die Brandnacht habe ihm einen unermesslichen Schaden zugefügt und die schriftstellerische Entwicklung stark beeinträchtigt. «Wie manche ernste Stunde, wie viel unablässiges Mühen und wie viel beharrliche Arbeit sind da umsonst gewesen», heisst dies aus hagiografischer Sicht, «alles ist ihm durch das Unglück verloren gegangen [...], alles.»<sup>13</sup> Noch ein Vierteljahrhundert nach dem Brand wird kolportiert, «alle seine Manuskripte, eine Menge kleiner Skizzen und Entwürfe, die Frucht vieljährigen Schaffens und Ringens sowie fast auch alle seine Zeichnungen aus jüngeren Jahren» seien den Flammen zum Opfer gefallen.<sup>14</sup> 1937 schliesslich wird in einem weiteren Geburtstagsbeitrag versucht, die Brandschäden zu konkretisieren; angefangene und vollendete Gedichte, Erzählungen sowie das Epos «Hatheburg» seien es gewesen, resümiert Hans Kägi, selbst er, der sachliste der drei Biografen, zieht eine dramatische Bilanz: «Den schwersten, unersetzlichen Verlust erlitt Huggenberger dadurch, dass die Notizhefte mit den Beobachtungen, gleichsam dem Rohmaterial zu künftigen Werken, eingeäschert wurden.»<sup>15</sup>

Nicht dass wir jegliche Verluste bestreiten würden, doch sind die Schadensmeldungen stark zu relativieren, allein schon angesichts der zahlreichen Unterlagen, die aus den Jahren vor 1904 im Nachlass zu finden sind. Bemerkenswert ist überdies, dass Huggenberger bereits am 3. Februar 1905, also nur vier Monate nach dem Brand – und mitten in der Wiederaufbauphase! – dem Cotta-Verlag erneut Texte an-

bot. Er tat dies nicht mehr ganz so forsch wie zwölf Jahre zuvor im bereits zitierten Schreiben, aber auch diesmal mit geheimnisvollen Andeutungen (praktisch gleichlautende Briefe übrigens schrieb er später auch an die Deutsche Verlags-Anstalt nach Stuttgart und nach Berlin an Egon Fleischel und den S. Fischer-Verlag).<sup>16</sup>

Bewangen, 3. Februar 1905

An die tit. Direktion J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart  
Hochgeehrter Herr!

Ich nehme mir die Ehre Ihnen in den Beilagen einige Probearbeiten aus meiner Mappe vorzulegen. Falls Sie bei der Durchsicht derselben die Überzeugung gewinnen sollten, dass diese und ähnliche Sachen sich eventuell für Ihren hochgeschätzten Verlag eignen könnten, bin ich gerne bereit, Ihnen nachfolgende Manuskripte zu überweisen.

1. Meine Nachbarn und ich. Bilder und Geschichten aus dem Bauernleben, enthaltend: Ölers Rose, Der blinde Hannes, Drei Bauernhäuser, Die Hauss, Der Holzschuhmacher.

2. Hinterm Pfluge. Lieder im Volkston (ca. 60 Gedichte).

In der Folge könnte ich Ihnen dann auch einen Roman, «Das Bauernglück», der fast fertig vorliegt und eine epische Dichtung «Hugo, das Singerlein» übermachen. Für einmal [jedoch]

12 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 21.1.1908.

13 Maurer, Alfred Huggenberger, S. 24–25.

14 Hägni, Alfred Huggenberger, S. 29.

15 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 32.

16 KBTG Hu B Sch 38, Mappede Verlage: A. H. an Egon Fleischel und Deutsche Verlags-Anstalt, Februar 1909. Antwort in: KBTG Hu B Sch 5: S. Fischer Verlag an A. H., 24.3.1906.

würde es sich in erster Linie um die Novellensammlung «Meine Nachbarn und ich» handeln. Bitte, wollen Sie mir nicht als Unbescheidenheit anrechnen, wenn ich als junger Anfänger ohne Namen mich an einen ersten Verlag wende. Falls sich nicht eben ein solcher für meine Arbeiten interessieren kann, so ziehe ich es vor, dieselben vorläufig im Manuskriptfrieden schlummern zu lassen.

Sollten Sie den Probearbeiten keinen Geschmack abgewinnen können, so ist es nicht gerade nötig, dass Sie mir die Blätter zurücksenden. Aber für eine gütige Mitteilung wäre ich Ihnen herzlich dankbar.

Beziehungen habe ich in Deutschland bis jetzt keine, bin jedenfalls auch nicht bekannt. Einzig Karl Busse hat sich mehrmals in aufmunternden Briefen für mich interessiert. Auch habe ich von mir unbekanntem Verlagen Übernahmsanträge erhalten, auf welche ich aber aus vorerwähnten Gründen bis jetzt nicht eingegangen bin.

Zum Schluss will ich meine Arbeiten, namentlich die Erzählung, noch recht Ihrer freundlichen Beachtung empfehlen und zeichne mit Hochachtung als Ihr ergebener A. Huggenberger<sup>17</sup>

Auf die frühe Prosa wird noch im Detail einzugehen sein, hier soll die Feststellung genügen, dass es sich bei der Sammlung «Meine Nachbarn und ich» vorwiegend um Texte handelt, die bereits in der «Neuen Zürcher Zeitung» und der «Schweiz» erschienen waren.<sup>18</sup> Es waren gewissermassen Urfassungen von Erzählungen, die 1910 in Alfred Huggenbergers erstem Prosaband in überarbeiteter Form und zum Teil unter neuen Titeln erscheinen sollten.<sup>19</sup> Eine kurze Passage namens «Drei Bauernhäuser» findet sich in einem der Notizhefte.<sup>20</sup> Der Titel wird auch in einem Brief an J. C. Heer erwähnt, allerdings als ein Romanprojekt, das «noch ein paar Jahre unterm Deckel schlummern» werde.<sup>21</sup> «Die Hauss» schliesslich

hatte Huggenberger an Karl Busse nach Berlin geschickt;<sup>22</sup> sie ist als Motiv in die Erzählung «Der Hofbauer» eingeflossen, als Beschreibung nämlich des Brauches, wie ein auswärtiger Bräutigam die jungen Männer im Dorf der Braut zu entschädigen hat.<sup>23</sup> Sechzig Gedichte hatte er zweifellos beisammen. Ein Bluff hingegen sind wahrscheinlich die erwähnten Übernahmeangebote, und sicher nicht wahrheitsgemäss ist der Satz von Huggenberger, er werde seine Texte vorderhand niemand anderem anbieten. Er hatte dies längst getan. Während einiger Zeit lag «Der Holzschuhmacher» mit weiteren kurzen Prosatexten beim Huber-Verlag, ehe aus Frauenfeld, zusammen mit dem Bedauern über das Brandunglück, die Antwort kam, für das laufende Programm sei es zu spät, er solle sich doch im nächsten Jahr wieder melden, «vielleicht wächst dann zu den bereitliegenden Erzählungen doch noch eine hinzu, was nicht ohne wäre, da uns ein Umfang von sieben bis acht Bogen für einen Novellenband doch etwas gar zu klein erscheint.»<sup>24</sup> Absender des Briefs war Arnold Huber, der ältere Sohn des Verlagsbesitzers und wie sein Vater ein strenger Lektor, der beste, den Huggenberger je hatte.

17 DLA, Cotta-Archiv, Briefe, 3.2.1905.

18 Ölers Rose, in: Neue Zürcher Zeitung, 1.–14.1.1902; Der blinde Hannes, in: ebd., 24.2.–1.3.1904; Der Holz-Schuhmacher, in: Die Schweiz, Heft 20, S. 457–464.

19 A. H., Von den kleinen Leuten, darin: Der Hofbauer (Ölers Rose), S. 55–124, Der Holz-Schuhmacher, S. 12–147, sowie Am Heidenweiher [Der blinde Hannes], S. 149–182.

20 KBTG Hu Sch 9: Heft 2, S. 17.

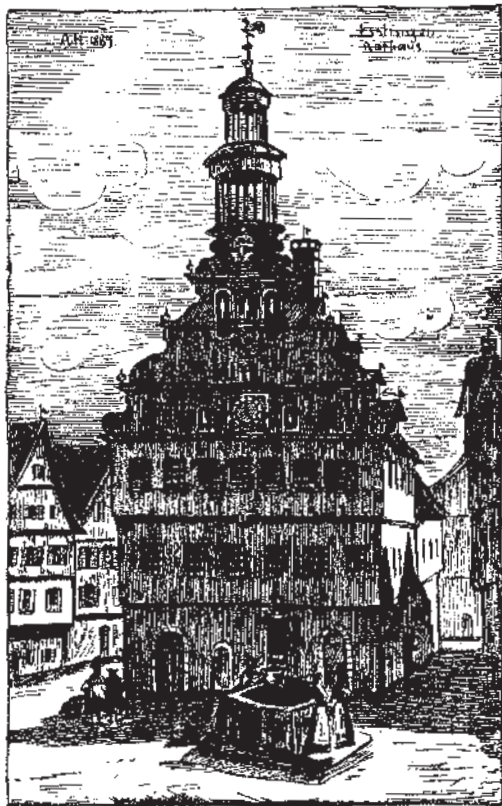
21 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637: A. H. an Heer, 7.8.1902.

22 KBTG Hu M Sch 75/1: Vorsatzblatt. Siehe auch: Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz, NL Busse: Huggenberger, Alfred, 7.8.1902.

23 Der Hofbauer, in: A. H., Von den kleinen Leuten, S. 74, sowie S. 95–102.

24 StATG 8'405, 0/26: Verlag Huber (Arnold Huber) an A. H., 18.10.1904.

Abb. 36: Rathaus Esslingen, Federzeichnung von Alfred Huggenberger aus dem Jahr 1889.



Eine positive Antwort hingegen kam fast gleichzeitig von der Zürcher Sektion des Vereins für Verbreitung guter Schriften. Das war ein Verein, 1890 gegründet, der sich – wie der Name sagt – zum Ziel gesetzt hatte, das Lesebedürfnis breiter Volksschichten zu befriedigen, auf dass dieses nicht der Schundliteratur überlassen werde. Wie die Sektionen von Basel und Bern gaben die Zürcher jedes Jahr vier Hefte heraus, zu einem Preis von höchstens zwanzig Rappen. Gedruckt wurden die Zürcher Hefte von Jean Bollmann, die Auflage betrug «in der Regel 25 000 Exemplare».<sup>25</sup> Für die Textauswahl war eine

Kommission von sieben Mitgliedern zuständig; die meisten von ihnen kannte Huggenberger aus dem Literarischen Klub, als er im Herbst 1904 seine Prosatexte zur Begutachtung einreichte: die Schriftsteller Ernst Zahn und Meinrad Lienert, die Professoren Adolf Frey und Otto Haggenschmied, Primarlehrer Heinrich Moser, ein Pfarrer Koller sowie Redaktor Fritz Marti, der mit der weiteren Realisierung des Huggenberger-Projekts beauftragt wurde. Er entschied sich für dieselben zwei Texte, die er zuvor in seinem Feuilleton abgedruckt hatte, zwei hochdramatische Liebesgeschichten. «Der blinde Hannes» erzählt von der hasserfüllten Rivalität zweier Männer um eine Frau, die keine andere Möglichkeit mehr sieht, als sich das Leben zu nehmen. «Ölers Rose» handelt von einer unstandesgemässen Liebesbeziehung, die sich nur realisieren lässt, weil der Vater der Braut sich umbringt. Im November 1905 wurde das Büchlein vom Verein zur Verbreitung guter Schriften herausgebracht. Für ein breites Publikum gedacht, verkaufte es sich gut und war bald vergriffen. Heute dürfte es speziell diejenigen interessieren, die sich mit der Entstehungsgeschichte und den Vorstufen von Huggenbergers Erzählungen beschäftigen.

Und der angekündigte Roman «Das Bauernglück», der laut Brief an den Cotta-Verlag im Frühling 1905 fast fertig vorgelegen haben soll? Jener ominöse Roman, der seit 1900 in Huggenbergers Briefen unter verschiedenen Titeln immer wieder aufgetaucht ist? Und von dem es später hiess, er sei samt den Entwürfen im Hausbrand verloren gegangen? Es fällt schwer, letzteres zu glauben. Eher will es scheinen, als hätte Huggenberger dem Brand die Schuld dafür gegeben, dass er mit seinen Prosatexten nicht so rasch vorwärts kam, wie er sich das wünschte. Genauso wie zuweilen die schwere Landarbeit dafür erhalten musste, wenn der Schriftsteller Huggen-

25 ZB Zürich, Ms ZIII 262: Protokolle, S. 374.

berger sich Unmögliches vorgenommen und zu vieles zu rasch angekündigt hatte.

Nachzutragen schliesslich bleibt ein Wort über die verbrannten Zeichnungen, die in den Geburtstagsartikeln regelmässig wieder erwähnt werden. Von Huggenberger selbst gibt es dazu widersprüchliche Äusserungen. Was immer ihm an Holzschnitten in die Hände gekommen sei, habe er kopiert, meist Landschaftsbilder, auch an Porträts habe er sich versucht, alles Federzeichnungen, beschreibt er seine Arbeiten, um dann einen weiten Bogen zu ziehen: «Mein Traum war, Maler zu werden. Aber durch das viele Nacharbeiten litten meine Augen Not, ich musste aufhören. Nach und nach begann ich mich ins Unvermeidliche zu fügen, ich verbauerte.»<sup>26</sup> Im Brief an den Maler Gustav Gamper lässt er durchblicken, einzig aus finanziellen Gründen habe er auf seinen Traumberuf verzichten müssen. «Was wollte ich machen ohne Schule? In der Literatur kommt man noch eher ohne fremde Hilfe vorwärts.»<sup>27</sup>

Die Behauptung, im Grunde wäre er lieber Maler geworden, ist nicht ganz ernst zu nehmen. Zumal Huggenberger, von seinen Vignetten abgesehen, nie den Versuch machte, seine Bücher selbst zu illustrieren. Auch verliert er merkwürdigerweise in den Jugenderinnerungen kein Wort über den einst angeblich so innigen Berufswunsch! Eines der wenigen erhaltenen Werke, «Rathaus von Esslingen» aus dem Jahr 1889, zeigt ihn als talentierten Zeichner, über seine künstlerische Begabung jedoch können aus den wenigen vorliegenden Proben keine Schlüsse gezogen werden.

---

26 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 21.1.1908.

27 KBTG Hu B 1307: A. H. an Gamper, 10.12.1910.

## 13 Endlich Erfolg: «Hinterm Pflug» und Vorstösse im Ausland

Ein paar Wochen vor seiner Hochzeit hatte Alfred Huggenberger eine kleine Sammlung von Gedichten im Huber-Verlag deponiert und sich daraufhin mehrmals persönlich in Frauenfeld nach dem Stand der Dinge erkundigt. Jacques Huber reagierte zurückhaltend auf das Projekt, er konnte namentlich den Landsknechtliedern nichts abgewinnen. Solche Butzenscheibenlyrik, wie er sie nannte, sei allzu sehr Rudolf Baumbach nachempfunden, nichts als eine Mode und längst ausser Kurs. Würde man jedoch all die fragwürdigen Texte ausscheiden, argumentierte er, bleibe so wenig übrig, dass nicht mehr von einem Bändchen, höchstens noch von einem Heftchen die Rede sein könne.<sup>1</sup>

Diesmal tat Huggenberger wesentlich mehr, als an den beanstandeten Texten herumzupolieren. Er liess sich Zeit für neue Gedichte, belieferte damit weiterhin «Die Schweiz» und gelegentlich andere Zeitschriften. Manchmal schrieb er sehr direkt über sich und sein Leben, vom Hausbrand und den Folgen zum Beispiel, dem Umgang mit der Mähmaschine, ein Dankesgedicht an Bertha, von der Doppelexistenz als Bauer und Dichter. Gelegentlich liess er ein weibliches Ich über die Liebe berichten. In manchen Texten geht es um Träume, in andern um Lebenserfahrungen, ja, wenn etwas Gemeinsames über die Gedichte aus dieser Phase gesagt werden müsste: die Themenwahl ist ungezwungener, das Versmass luftiger geworden.

So dauerte es gut vier Jahre, bis Huggenberger sein Lyrik-Projekt in Frauenfeld erneut zur Sprache brachte und auf die positiven Signale hin eine grössere Sammlung einreichte. «Hinterm Pflug» nannte er sie, es waren gut 70 Texte, darunter nur fünf Landsknechtlieder und sieben Balladen, von denen bloss eine einzige noch im Mittelalter spielt. Er musste nicht lange auf eine Antwort warten. Es seien prächtige Gedichte darunter und er habe sich bereits einen Plan für die Ausstattung zurechtgelegt, schrieb Arnold Huber am 23. Oktober 1907 und bat Huggenberger, an einem der nächsten Tage vorbeizukommen, um die Abfolge der Gedichte festzulegen, damit der Band noch im

Herbst herausgebracht werden könne. Die Zusammenarbeit verlief reibungslos. Zwar hatte Vater Huber geraten, den Untertitel «Verse eines Bauern» wegzulassen, da er überflüssig sei. Doch weil er sich im Vorjahr aus dem Unternehmen zurückgezogen hatte, überliess er alle Entscheidungen seinen Söhnen.

Am 26. November konnte mit der Auslieferung begonnen werden. 550 Exemplare waren gedruckt worden, ebenso viele wie seinerzeit bei «Lieder und Balladen», jetzt aber gab es so viele Vorbestellungen, dass am 11. Dezember eine zweite Auflage von 500 Exemplaren nachgeschoben werden musste, obwohl der Gedichtband in den überregionalen Feuilletons noch nicht zur Kenntnis genommen worden war. Mitte Dezember dann, noch rechtzeitig auf Weihnachten hin, erschienen die Kritiken in den grösseren Zeitungen, zusammen mit Werkproben, wie dies für Lyrikbesprechungen üblich war. Bauern seien wie Könige, Krieger, Zigeuner und Seefahrer den Objekten der Poesie zuzurechnen, eröffnete der führende Literaturkritiker Josef Viktor Widmann seine Besprechung: «Vernimmt man, dass ein König, eine Königin, ein Bauer dichtet, so ist der erste Gedanke ein unbehaglicher, etwa so, wie wenn man die Anzeige liest, dass echte Rothäute im Zirkus reiten und kämpfen werden.»<sup>2</sup> An diesem Satz hatte Huggenberger zeitlebens zu kauen, als würde er partout nicht sehen wollen, dass die etwas flotte Einstiegsformulierung dazu diene, den Dichter aus Bewangen als eine Ausnahmeerscheinung zu würdigen. Ausdrücklich verweist Widmann auf ein gutes Dutzend ihm «besonders zusagende Gedichte»,<sup>3</sup> und unmissver-

1 STATG 8'405, 0/20: Jacques Huber an A. H., 7.7.1903.

2 Der Bund, 16./17.12.1907.

3 Ebd.; genannt werden: Der Pflüger, Der Mähder, Hochzeit, Wenn der Flieder blüht, Verscherzte Stunde, Mädchenlied, Blaue Blumen, Jung Heinrich, Reiters Frühlingslied, Kirchturmlied, Mütterchen, Das Knechtlein, Herbststimmung, Jahreswende, Traum.

Abb. 37: Der Pflug als Pegasus, Zeichnung von Otto Marquard.



ständig ist das abschliessende Urteil: «Ich wüsste nicht gleich ein schweizerisches Gedichtbuch zu nennen, das so wie dieses jedermann Freude machen und Erquickung bringen kann, dem schlichsten Leser im Volk so zugänglich wie dem höher Gebildeten.»

Offenbar hatte «Hinterm Pflug» einen Nerv getroffen. Die Gedichte berührten. Weil hier nicht die Figur des Bauern symbolisch eingesetzt, vielmehr manches aus seinem Alltag fast beiläufig in Reimen der Leserschaft näher gebracht wird: Grasmähen in aller Herrgottsfrühe, die Freuden des Waldes, Arbeit im Wechsel der Jahreszeiten sowie im Lauf des Lebens, Zwiegespräche mit den Tieren, Verbundenheit über Generationen. Freilich gilt dies nur für die bes-

ten der Gedichte; als Ganzes ist die Sammlung von unterschiedlicher Intensität, wie in den Rezensionen zu Recht bemerkt wurde – freundlich von Widmann, differenziert von Fritz Marti in der «Neuen Zürcher Zeitung». Für ihn enthält der Band einige «Gedichte und Lieder, die blosser Anempfindung entsprungen sind und deshalb keine persönliche Physiognomie erkennen lassen. Sie stammen offenbar aus einer Zeit, da der Dichter noch unter dem Bann der Ritter- und Landsknechtromantik stand. Auch das Volkslied hat er bewusst nachgeahmt. Dabei wird man die Formgewandtheit bewundern, mit der der Dichter den Ton dieser verschiedenen Gattungen getroffen hat», schreibt Marti, um dann auf die besten von Huguenbergers Gedichten hinzuweisen, «die ei-



gentlichen Ausweise für die Echtheit seines Talentes.»<sup>4</sup>

Unverzüglich muss Huggenberger interveniert haben. Das zeigt eine Bleistiftnotiz, die er im Zug nach Steckborn verfasste.<sup>5</sup> Ob er das Schreiben im selben Wortlaut überhaupt abgeschickt hat, ist nicht auszumachen, weil Fritz Marti den Brief nicht aufbewahrt hat, verwundert offenbar über Huggenbergers Reaktion. Da liege ein Missverständnis vor, antwortete er postwendend, seine Einwände seien ja ausdrücklich nur auf einen kleinen Teil der Sammlung bezogen. Jeder unbefangene Leser werde die Kritik auffassen, wie sie gemeint sei, «als eine sehr günstige. [...] Das wird sich auch zeigen im Erfolg des Bändchens.»<sup>6</sup> Er sollte Recht behalten, drei Wochen später wurde die dritte Auflage vorbereitet, mit 1000 Exemplaren; Huggenberger aber wollte die Argumentation von Marti nicht gelten lassen, die Beziehung zwischen den beiden blieb auf Dauer verkrampft.

Eine auffallend hohe Empfindlichkeit auf Kritik, das Gefühl, nicht gebührend gewürdigt zu werden, dies erwies sich als Charaktereigenschaft von Huggenberger und hat sicher auch dazu beigetragen, dass er versuchte, den Gedichtband im deutschsprachigen Ausland mit einer regelrechten Kampagne zu lancieren. Hermann Hesse hatte ein paar Namen möglicher Rezensenten genannt, sich auch da und dort persönlich für «Hinterm Pflug» stark gemacht. Arnold Huber erklärte sich bereit, einen neuen Prospekt samt siebzig Begleitbriefen für zusätzliche Rezensionsexemplare zu drucken, Huggenberger verbrachte ganze Wochen damit, die Bücher an Schriftsteller, Literaten und Kritiker im deutschsprachigen Ausland zu verschicken. Im Begleitbrief erwähnte er die positiven Kritiken von Widmann und Victor Hardung, einem Schriftsteller aus St. Gallen, schrieb auch ein paar Sätze über sich selbst, seine Herkunft und die mangelhafte Schulbildung. Dabei prägte er die später sehr häufig verwendete Formu-

lierung vom «Autodidakt, der mit heissen Mühlen, oft mit blutenden Fingern sich selber aus der Erde gegraben hat».<sup>7</sup> So steht es im Brief an den Schriftsteller Karl Ernst Knodt nach Bensheim im Odenwald. Zuvor hatte Huggenberger unter anderen Ludwig Thoma<sup>8</sup> und Will Vesper<sup>9</sup> in München beliefert und schickte weitere Sendungen an Ludwig Finckh nach Gaienhofen, an Franz Karl Ginzkey nach Wien,<sup>10</sup> Hans Bethge nach Berlin,<sup>11</sup> Peter Rosegger in die Steiermark,<sup>12</sup> Gustav Falke nach Hamburg,<sup>13</sup> Gustav Frenssen auf dessen Bauernhof in Schleswig-Holstein<sup>14</sup> sowie Stefan Zweig nach Wien,<sup>15</sup> um nur einige zu nennen. Es waren einflussreiche Personen, mit denen Huggenberger zum Teil in längerwährender Brieffreundschaft verbunden blieb. Fast nebenher startete er eine zusätzliche Aktion in der Schweiz, belieferte im März sämtliche landwirtschaftlichen Schulen mit

- 
- 4 Neue Zürcher Zeitung, 15.12.1907. Als Favoriten werden genannt: Auf der Mähmaschine, Der alte Bauer, Zweierlei Bauern, Der Mähder, Der Pflüger, Weggefährten.
  - 5 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Marti, 17.12.1907.
  - 6 KBTG Hu B 1234 in Sch 26: Neue Zürcher Zeitung (Marti) an A. H., 18.12.1907.
  - 7 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 12.1.1908.
  - 8 Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München, LT B 90: A. H. an Thoma, 10.1.1908.
  - 9 Laut KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Lang, sowie KBTG, NL Castell, Ca Sch 7/5, undatiert (Januar 1908).
  - 10 Wienbibliothek, NL Ginzkey, HIN 167975: A. H. an Ginzkey, 12.1.1908.
  - 11 KBTG Hu B Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Bethge, 12.1.1908.
  - 12 Steiermärkische Landesbibliothek, NL Rosegger, Huggenberger: A. H. an Rosegger, 14.1.1908.
  - 13 Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, N Fa, B: 47/2: A. H. an Falk, 1.2.1908.
  - 14 Laut KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Frenssen, 1.2.1908, sowie Schleswig-Holsteinsche Landesbibliothek Cb 21.56, 969,20: A. H. an Frenssen, 13.2.1908.
  - 15 KBTG Hu B Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Zweig, 1.2.1908.

Gratisexemplaren von «Hinterm Pflug»; die Adressliste bekam er von Ernst Laur, dem Direktor des inzwischen zehnjährigen Schweizerischen Bauernverbands, der ebenfalls mit einem Widmungsexemplar beschenkt worden war und sehr positiv reagiert hatte. Die beiden blieben während Jahrzehnten in freundschaftlichem Kontakt.

Die Vorstösse zeitigten Wirkung. Der Schriftsteller Ludwig Thoma, zusammen mit Hesse im Redaktionskollektiv der neuen Literaturzeitschrift «März», nahm «Hinterm Pflug» zum Anlass für einen kurzen Essay, mokierte sich über die empfindsamen städtischen Naturlyriker im Allgemeinen und lobte ihren Antipoden aus dem schweizerischen Bewangen im Besonderen. Über dessen Gedichte ist im Detail nichts zu erfahren, umso markigere Sätze fallen dafür über Alfred Huguenberger: «Ein gescheiter und feiner Mensch betrachtet mit offenen Augen die Welt und bringt sie in Zusammenhang mit seinem Schaffen, mit seinem Hoffen und seinem Erinnern. Die Form der Gedichte ist bewundernswert. Sie ist schlicht wie in Volksliedern. Und oft hatte ich beim Lesen das Gefühl, dies und das müsste am Dorfbrunnen gesungen werden, und wieder ein anderes müssten mir die Kinder lernen.»<sup>16</sup> Der Text von Thoma wurde mit Verweis auf das Original im «Winterthurer Volksblatt» vom 10. April 1908 nachgedruckt. Huguenberger beschaffte sich zahlreiche Exemplare davon und brachte sie, so ist aus den zahlreichen Rückmeldungen zu schliessen, in Umlauf bei weiteren potentiellen Rezensenten und auch bei Schweizer Bekannten. Ein nicht ganz so starkes Aufsehen wie Ludwig Thoma fanden Karl Busse und Ludwig Finckh mit ihren Besprechungen in «Velhagen & Klasings Monatsheften» respektive den «Propyläen», renommierte Zeitschriften, die Huguenberger gut ins Spiel zu bringen verstand. Nicht zu unterschätzen sind die vielen weiteren Fürsprecher, die sein Buch weiterempfohlen, ja man kann sich wundern, wo überall in der Folge die Verse eines wenig bekannten Dichters aus der Schweiz besprochen

wurden, von der «Tagespost» in Graz über das «Neue Wiener Tagblatt», «Tagesbote aus Mähren», «Ostpreussische Zeitung», «Literarisches Echo», «Norddeutsche Allgemeine Zeitung», «Deutschnationales Echo», «Krefelder Zeitung», «Breslauer Zeitung», «Heidelberger Tageblatt», «Stadt-Anzeiger für Württemberg», «Neue Bayerische Landeszeitung» bis zur «Deutschen Zeitung in Moskau». Über vierzig Zeitungsausschnitte mit Rezensionen zu «Hinterm Pflug» sind im Nachlass versammelt, weit mehr als die Hälfte davon aus ausländischen Zeitungen.<sup>17</sup> Erwähnenswert ist die ausführliche Rezension im «Kunstwart» wegen des expliziten Lobes für jene Art von Texten, die in der Schweiz nicht so gut angekommen waren. Huguenberger habe sich eine bewundernswerte Bildung zu eigen gemacht, «seine gelegentlich etwas altfränkischen, grösstenteils jedoch originell und schlagkräftig durchgeführten Balladen und Landsknechtlieder lassen das noch besser erkennen als die Bauernbekenntnisse und die echt sangbaren Lieder im Volkston.»<sup>18</sup>

Unsererseits sei auf ein merkwürdiges Detail im Gedicht «Der Mähder» hingewiesen, eines der meist gerühmten in der Sammlung: «Die Wipfel glühn in Morgenpracht./ Das Märchen lehnt am Stamm in Ruh/ und blickt erstaunt dem Mähder zu./ Der mäht durchs reife Gras sich Bahn.»<sup>19</sup> Man möchte das «Märchen» für einen Druckfehler halten, es durch «Mädchen» ersetzen. Was allerdings ein Trugschluss wäre, wie den Vorabdrucken<sup>20</sup> und auch der «dritten durchgesehenen Auflage» zu entnehmen ist. Ein paar Jahre später wurde der Titel allerdings für ein ganz anderes Gedicht verwendet; «Der Mähder»<sup>21</sup>

16 Der März, 1908, S. 473–475.

17 KBTG Hu Z Sch 116/3.

18 W. Rath, Dichter und Bauer, in: Kunstwart XXV, 1908, S. 324–326.

19 A. H., Hinterm Pflug, S. 15.

20 Die Schweiz, 1905, S. 184, sowie Schweizerisches Familienwochenblatt, 22.10.1905, S. 129.

21 A. H., Stille der Felder, S. 13–15.

enthält nichts Irrationales und gehört zu Huggenbergers berühmtesten lyrischen Texten.

Nicht dass die zahlreichen Besprechungen in Deutschland und Österreich den Verkauf des Büchleins exponentiell in die Höhe getrieben hätten. Es waren vielmehr die Buchhandlungen in Zürich und Winterthur, die mit ihren Nachbestellungen den Verlag bewogen, Ende November in einer vierten Auflage nochmals 550 Exemplare herauszubringen. Wieder drängte Huggenberger zu Sonderanstrengungen, 5500 neue Prospekte wurden gedruckt, was Arnold Huber lakonisch als eine längerfristige Investition beurteilte.<sup>22</sup> Auch dem Vorschlag, den Prospekt der Zeitschrift «Literarisches Echo» beizulegen, vermochte der Verleger wenig abzugewinnen und wollte vor allem einen zusätzlichen Versand von Belegexemplaren stoppen: «Wer sich weiter für Ihr Büchlein interessiert, soll's freundlichst kaufen; es ist ja so billig.»<sup>23</sup> Tatsächlich kostete ein broschiertes Exemplar zwei Franken; für drei Franken erhielt man das Bändchen in Leinen gebunden, mit Jugendstilornamenten und dezent gemustertem Vorsatzblatt aus festem Papier.

Was Alfred Huggenberger dem Verlag vermutlich nicht geschickt hatte, ist sein Bekenntnis zur offensiven Vermarktung. Er betrachtete die Buchwerbung als eine Existenzfrage, wie er in einem Briefentwurf an Arnold Huber argumentierte: «Mir ist immer, jetzt stehe mein Büchlein vor der Alternative: entweder muss es unbescheiden sein und sich ein Plätzchen an der Sonne erzwingen oder es wird sich mit einer kleinen stillen Gemeinde zufrieden geben und nach und nach von der Bildfläche verschwinden. Die gute Aufnahme, die die Verse bis jetzt gefunden, legt es nahe, noch an weiteren Erfolg zu glauben, jedoch glaube ich, dass solche nur durch Propaganda herbeigeführt werden kann.»<sup>24</sup>

---

22 STATG 8'405, 2/\* (Druckkosten, Bd. 3), S. 64.

23 KBTG Hu B 438, Huber Verlag: Arnold Huber an A. H., 28.12.1908.

24 KBTG Hu B 1308, Briefentwürfe: A. H. an Arnold Huber, 8.12.1908.

## 14 «Vertausche mein Heimet gegen ein kleineres»

Im Frühling 1908 ging eine Ehrengabe der jungen Schweizerischen Schillerstiftung an Alfred Huggenberger, weil er «als Landmann den Acker bestellt und daneben mit einem Büchlein frischer Lieder ›Hinterm Pflug› einen ungewöhnlichen Erfolg hatte, nachdem ihm in einer schlimmen Nacht die ganze Hofstatt mit Hab und Gut und allen Büchern und Manuskripten niedergebrannt war».<sup>1</sup> Mit 2000 Franken war es der höchste von fünf Beiträgen und entsprach muster-gültig dem doppelten Zweck der Vergabungen, die schwerpunktartig erfolgen und als Auszeichnungen verstanden werden sollten, vorausgesetzt allerdings, dass «mit dem literarischen Verdienst ein ökonomisches Bedürfnis zusammenfällt».<sup>2</sup> Es war der Beginn einer Förderpraxis, die zunehmend auf Ermöglichung professionellen Schaffens der Schriftstellerinnen und Schriftsteller ausgerichtet wurde.

Es waren vermutlich mehrere Personen, die Huggenberger ermunterten, sich für einen Beitrag zu bewerben. Sicher gehörte zu ihnen Hans Bodmer, der nebst der Geschäftsführung des Lesezirkels Hottlingen das Präsidium der Schillerstiftung innehatte. In einem vertraulichen Brief nach Bewangen forderte er Huggenberger dazu auf, ein Gesuch zu stellen, und gab ihm den Tipp, es müsse «der Nachweis erbracht werden, dass die bedrängte Lage, in die Sie vor einigen Jahren durch das Brandunglück gerieten, heute noch anhält und Sie an der freien Entfaltung Ihrer dichterischen Kräfte hindert».<sup>3</sup> Ausserdem liess er durchblicken, dass mit dem Zuspruch von Feuilletonredaktor Widmann zu rechnen sei und lobte sodann sowohl «Hinterm Pflug» wie dessen Besprechung von Ludwig Thoma.

Eine glaubwürdige Erklärung kann Huggenberger nicht schwer gefallen sein. Für die Bauten nach dem Brand hatte er einen Kredit von 26 500 Franken aufgenommen. Dadurch erhöhten sich die Hypothekarschulden auf 67 500 Franken. «Diese Last kann das Gut schon tragen, wenn es richtig bewirtschaftet wird. Aber dass hiezu eine halbe Kraft nicht ausrei-

chen kann, ist leicht begreiflich»,<sup>4</sup> hatte er sich vorge-rechnet im Entwurf eines Briefs an Alfred Brunner, den Ersten Zürcher Staatsanwalt. Die beiden kannten sich aus dem Literarischen Klub. Brunner gehörte zu den Gründungsmitgliedern, war ein erklärter Freund der Dichter, und anerbote sich, für Huggenberger das Gesuch an die Schillerstiftung zu verfassen, wobei er sich auf dessen Angaben stützte:<sup>5</sup> dass es neben der Bewirtschaftung von mittlerweile 70 Jucharten som-mers zwar möglich sei, hin und wieder ein Gedicht zu schreiben oder einen Schwank zu fabrizieren und während der Wintermonate auch eine Erzählung zu-stande zu bringen, dass aber für ein grösseres litera-risches Projekt wie der Roman es sei, nie genug Musse bleiben würde. So fiel das Resümee von Huggenberger deutlich aus: «Meine Verhältnisse, so wie sie jetzt liegen, stellen mich vor die Alternative: Entweder Bauer oder Poet. Der Bauer hat nun den Verse-macher 20 Jahre lang ernährt. Länger kann ers nicht mehr tun. Wenn mir nicht von irgend welcher Seite ein wenig geholfen wird, so muss ich vorläufig die Feder beiseite legen, um desto nachdrücklicher mit dem Spaten schaffen zu können.»<sup>6</sup>

Es war allerdings nicht die blossе Aussicht auf einen Beitrag der Schillerstiftung, was Huggenberger zu solch radikalen Einschätzungen verleitete. Aufge-wühlt vom Erfolg seiner Gedichte hatte er schon vor Bodmers Offerte damit begonnen, sich Gedanken über seine gegenwärtige Lage und eine mögliche Zukunft als Schriftsteller zu machen. Aus keiner and-ern Lebensphase sind so viele Reflexionen und Selbstvergewisserungen zu finden, merkwürdiger-

1 Bericht über die Schillerstiftung, S. 28.

2 Ebd., S. 32.

3 KBTG Hu B Sch 3: Bodmer an A. H., 7.3.1908.

4 KBTG Hu Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Brunner, undatiert.

5 StadtA Zürich, VII, 176: 11,1, 17.3.1908.

6 KBTG Hu Sch 38/1, Briefentwürfe: A. H. an Brunner, undatiert.

Abb. 38: So inserierte Alfred Huggenberger im Frühling 1908 in überregionalen Zeitungen, vor allem in der Innerschweiz und im Kanton Bern.



weise vor allem in Briefen an seine neuen Bekannten im Ausland. «Aus meinem Kreis heraus trete ich nie. Bauer ist Bauer. Nur dies Gut wird mir zu gross, es frisst mir alle, aber auch alle Zeit weg. Mein Ideal ist ein Häuschen und drei, vier Äcker, damit ich, wenn's mir einfällt, an die Sonne kann. Aber zum Journalismus gehen – puh! Das machte mich «tumb und todt». Das wäre wie wenn ich zu Ihnen sagte: Kommen Sie morgen mein Vieh putzen», schrieb Huggenberger dem jungen Willy Lang, einem Kreuzlinger, der in München studierte (und später unter dem Pseudonym Alexander Castell erotische Romane verfasste).<sup>7</sup>

Was sich da eher salopp anhört, äusserte Huggenberger auch gegenüber dem bestandenen Franz Karl Ginzkey, einem Beamten, der als Kartograf im militärgeografischen Institut in Wien arbeitete und nebenher einen Gedichtband veröffentlicht hatte und damit die Doppelbelastungen aus Erfahrung kannte. «Ja, der Frühling! Wie wollte ich mich auf den März und den Mai freuen, wenn der Frühling nur nicht so viel schwere Arbeit brächte. Ich habe die letzten Jahre vom April bis Ende Dezember gar nichts, aber auch gar nichts schreiben können. Da geht's

traurig langsam vorwärts», schrieb ihm Huggenberger am 24. Februar 1908. «Ich möchte die Last, die auf meinem Rücken liegt, einmal für zwei Jahre ablegen, oder auch nur für einen einzigen Sommer! Und mir ein Stücklein Welt ansehen!» Auf Dauer jedenfalls könne das so nicht weitergehen, auch seiner Frau Bertha werde das alles zu viel, sie reibe sich richtig auf, um ihm zu helfen. Was allerdings nicht heisse, dass eine Existenz ausserhalb der Landwirtschaft eine Option sein könne, nein, «ein Verpflanzen würde mein Lebensbaum nicht mehr ertragen. Früher hatte ich solche Träume, aber es ist gut, dass sie nicht wahr geworden sind. Mein Ideal wäre: ein Häuschen und ein Acker, darauf ich meinen Kohl pflanzen könnte. Dabei jeden Tag zwei drei Stunden für ferne Freunde und für mein Lebenswerk.»<sup>8</sup>

Plötzlich muss dann alles sehr schnell gegangen sein. Am 31. März erteilte Huggenberger der Agentur Krebser in Winterthur den Auftrag, sich nach einem Käufer für sein Gut umzusehen, ohne sich jedoch voll auf ihre Dienste zu verlassen. Die gleiche Anfrage erging an die Gebrüder Vogt in Winterthur. Zudem war schon ein paar Tage zuvor ein Eigeninserat in sechs Schweizer Zeitungen erschienen, gestaffelt in der «Neuen Zürcher Zeitung», im «St. Galler Stadt-Anzeiger», im «Luzerner Tagblatt», in der «Berner Volkszeitung», in den «Emmenthaler Nachrichten» und in der «Volkszeitung Herzogenbuchsee». Vermutlich gab es noch weitere Annoncen. Dass so viele Inserate im Kanton Bern publiziert wurden, ist einer lange anhaltenden Entwicklung zuzuschreiben. Als Grenzort zum Kanton Thurgau profitierte Bewangen vom Trend, dass verlassene Güter im Nachbarkanton seit Jahrzehnten vornehmlich von Bernern gekauft wurden.<sup>9</sup>

7 KBTG, NL Castell, Ca Sch 7/5, undatiert (Januar 1908).

8 Wienbibliothek, NL Ginzkey, HIN 167972: A. H. an Ginzkey, 24.2.1908.

9 150 Jahre Thurgauischer Landwirtschaftlicher Kantonalverband, S. 81.



Mit 68 000 Franken war der Preis nach oben verhandelbar, sehr stark sogar, denn «ohne Fahrhabe» will heissen, dass weder das Vieh – 24 Kühe, acht Rinder und die drei Pferde – noch die Vorräte, Maschinen, Geräte und das Inventar des Restaurants inbegriffen waren. Ausserdem signalisiert das Inserat einen nicht unbeträchtlichen Wert der Wälder.

In den nächsten Wochen gingen ein paar Offer-ten ein. Kein Interessent wirkte so entschlossen wie der 32-jährige Eduard Batschelet aus Nidau bei Biel – ein Berner also! –, der zusammen mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Ernst ein Gut in der Ostschweiz kaufen wollte. Am 21. April kam er zur Besichtigung nach Bewangen, anderntags telegrafierte Ernst Bat-

schelet aus Nidau, dass auch er mit allen Bedingungen einverstanden und somit bereit sei, die Fahrhabe zu übernehmen. Beide drängten auf einen raschen Umzug, weil sie den eigenen Hof auf den 1. Mai ihrem Nachfolger abtreten mussten.

Die Überschreibung wurde in den Details von der Winterthurer Firma Vogt abgewickelt. Sie kassierte 115 000 Franken von den Batschelets,<sup>10</sup> nachdem sie mit Huggenberger einen Kaufpreis von 102 000 Franken vereinbart hatte. Ihm blieben nach Tilgung der beiden Hypotheken rund 60 000 Franken, die ihm am 19. Mai auf dem Notariat Elgg bar ausbezahlt wurden.<sup>11</sup> Mit diesem Geld hatte er zudem den Baukredit von 23 000 Franken zu begleichen.

Seit dem 1. Mai lebte Alfred Huggenberger mit Frau und Tochter in einer Dreizimmerwohnung in Oberkirch bei Frauenfeld. Um die anderen ihm anvertrauten Familienmitglieder brauchte er sich nicht zu sorgen. Pauline war volljährig und seit gut einem Jahr mit dem Bauern Ernst Greuter in Gündlikon verheiratet. Mutter Margaretha war vorübergehend zu ihr gezogen. So war es für Alfred Huggenberger das erste Mal, dass er in einer Kleinfamilie lebte. Unge-wohnt intim hört sich an, was er nach einem zehntägigen Besuch bei Karl Ernst Knodt im Odenwald über seine Rückkehr berichtet: «Als mich das Martheli auf der Strasse kommen sah, rannte es ins Haus hinein und rief: «Mutter, Mutter! 's Dadali!» Das gab ein Wiedersehen, wir meinten, ein ganzes Jahr getrennt gewesen zu sein. [...] Am Morgen, als ich mich anzog, sagte es «Aber gäll, Mutter, 's Dadali darf nüme furt!»<sup>12</sup> Im nächsten Brief sandte er der Familie Knodt ein Foto seiner fast vierjährigen Tochter.

10 KBTG Hu Sch 34: 28.4.1908.

11 Grundbuchamt Elgg, Grundprotokolle Bertschikon, Bd. 21, S. 140 ff.

12 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 5.6.1908.

**Abb. 40:** Nach Plänen von Alfred Huggenberger erbaut, konnte das neue Heimet in Gerlikon im Juni 1909 bezogen werden.



Darüber dass es ihm nicht leicht gefallen sein dürfte, mit einer Tradition zu brechen und den Hof zu verkaufen, hat Huggenberger, von vereinzelt Gedichten abgesehen, sich ausgeschwiegen. Nur im Entwurf eines Briefs an den Historiker und Schriftsteller Eduard Heyck im thurgauischen Ermatingen bekennt er, dass der Verkauf des väterlichen Hofes wohl dem heissen Drang nach künstlerischer Betätigung zuzuschreiben sei, doch: «Ich hätte es kaum je gekonnt, wenn das alte, heimelige Haus noch stünde, das ein Raub des Feuers geworden.»<sup>13</sup> Ob er den Brief tatsächlich ins Reine geschrieben und abgeschickt hat – vielleicht gar mit weiteren Bekenntnissen –, konnte leider nicht überprüft werden, weil Heycks Nachlass unauffindbar blieb. Ebenfalls ins Spekulative führen müsste die Frage, was wohl geschehen wäre, wenn die Huggenbergers einen Sohn gehabt hätten. Martha blieb ihr einziges Kind.

Im selben Entwurf des Briefs an Heyck notierte Huggenberger, er habe inzwischen rund dreissig Anwesen in der Umgebung besichtigt und noch nichts Befriedigendes gefunden. Das Passende indessen

fand sich wie von selber, als er im Sommer der Familie seiner Schwester Emma in Gerlikon beim Heuen half. Das Dörfchen liegt auf einer Art Terrasse – Huggenberger bezeichnet selbige in seinen Büchern gern als Lehnen –, einem ebenen Landstrich am Hang. Man sieht von dort den Säntis, bei sehr gutem Wetter auch ein Stück der Glarner Alpen und sogar ein paar der Bergspitzen im Bündnerland. Nur eine knappe halbe Stunde ist es zu Fuss an den alten Wirkungsort, ja von der flachen Kuppe bei Bewangen sieht man sonnenhalb am Hang ein paar Häuser am Rand von Gerlikon.

Neben dem Anwesen des Schwagers, in der unteren Breite, war Land zu erwerben. Alfred Huggenberger kaufte am 9. Oktober 1908 für 6000 Franken drei Grundstücke von insgesamt vier Jucharten, das sind knapp anderthalb Hektaren. Gleichzeitig begann er zusammen mit Baumeister Baumann aus Aadorf die Gebäude zu entwerfen, in zwei nicht

13 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Heyck, undatiert, ca. 1910.

Abb. 41: Margaretha Huggenberger, undatiert.



Abb. 42: Briefpapier von Adele Debrunner, mit dem Bild der Villa Rosengarten.



sehr unterschiedlichen Varianten, wie die Zeichnungen im Nachlass zeigen.<sup>14</sup> Geplant waren bemerkenswert grosse und hohe Räume, im Parterre eine Wohnstube, eine Nebenstube und eine Küche von je rund zwanzig Quadratmetern; auf dem Alternativplan sind die drei Räume im Erdgeschoss etwas kleiner zugunsten einer zusätzlichen Kammer. Im Obergeschoss waren drei Zimmer vorgesehen. Neben dem Haus sollte ein Tenn von 35,5 Quadratmetern, ein 30 Quadratmeter grosser Stall und eine Mansarde von 23 Quadratmetern gebaut werden. Zur Diskussion standen ausserdem ein hausinterner Abtritt, eine Waschküche und ein separater Schweinestall.

Anfang 1909 konnte Huggenberger sich ein Stück Wald in der Watt überschreiben lassen, er hielt weiterhin Ausschau nach geeigneten Landstücken. «Einiges kaufe ich noch zu, immerhin nicht mehr, als

was ich und meine Frau allein bewirtschaften können», schrieb er an Ginzkey nach Wien.<sup>15</sup> Er sei seit längerem mehr Baumeister und Gärtner als Dichter und Mensch, entschuldigte er im Mai sein langes Schweigen in einem Brief an Knodt und konnte ihm zwei Wochen später berichten: «Nun sind wir glücklich ins neue Heim übersiedelt, die Heuernte ist jetzt im Gang und wir haben nicht viel Zeit für Betrachtungen. Aber es ist schön in den eigenen vier Wänden. Die Taufe des Höfleins hat noch nicht stattgefunden, aber ich glaube, es muss «Eigenhof» heissen.»<sup>16</sup>

14 KBTG Hu Sch 139.

15 Wienbibliothek, NL Ginzkey, HIN 167973: A. H. an Ginzkey, 27.3.1909.

16 UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138: A. H. an Knodt, 15.6.1909.



**Abb. 43: Adele und Alfred Debrunner mit ihren beiden Söhnen in ihrem Garten.**



Das Höflein, wie Huggenberger es meist nannte, hatte einen Assekuranzwert von 17 000 Franken.

Prosaisch, die Erinnerung von Bertha Huggenberger: «Nun begannen wir unser Leben als Kleinbauernfamilie aufzubauen mit dem Nebenberuf – oder war's der Hauptberuf? – des freien Schriftstellers. In Bewangen holten wir von unserem Nachfolger unsere erste Kuh, die Lisi. Ein Rind und ein Kälblein teilten mit ihr das Futter.»<sup>17</sup>

Es muss ein gastliches Haus gewesen sein, nach dem Inventar im Vertrag mit der Mobilversicherung zu schliessen, sieben Betten und ebenso viele Tische sind aufgelistet, Landwirtschaftsmaschinen hingegen keine verzeichnet.<sup>18</sup> Ein paar Jahre später schafften die Huggenbergers ein paar Schweine, Zie-

gen und Hühner an und erleichterten sich die Arbeit mit einem Heuwender.<sup>19</sup>

Auch Mutter Margaretha wohnte inzwischen in Gerlikon, vermutlich im Haus ihrer Tochter Emma, wo sie am 19. April 1911 gestorben ist.

Als Kleinbauer war Huggenberger nicht mehr für den Milchtransport verantwortlich. Dadurch verlor er Winterthur etwas aus den Augen. Seine politischen Ämter hatte er ebenfalls abgegeben, weil er jetzt im Kanton Thurgau wohnte. Allein schon aus geografischen Gründen wurde Frauenfeld zu einem

17 KBTG Hu Sch 128: Blindband, Eintrag 1953.

18 KBTG Hu Sch 60/1: Mobilvertrag 1909.

19 Ebd.: Mobilvertrag 1917.

wichtigen Bezugspunkt, es war der nächstgelegene Ort mit einem Bahnhof. Die Stadt war ihm ohnehin vertraut, seit er als Jugendlicher die dortige Bibliothek und später auch verschiedene Wirtschaften entdeckt hatte. Zudem hatte er hier seinen Verlag und langjährige Bekannte: Sekundarlehrer Schweizer hatte sich für Aufführungen seiner Historienstücke in Frauenfeld eingesetzt, Gymnasiallehrer Karl Matter die Gedichtbände in der «Thurgauer Zeitung» besprochen. Eine besondere Dankbarkeit verband ihn seit langem mit Alfred Debrunner, einem Arzt, der sich in der Freizeit mit Literatur beschäftigte und Aquarelle malte. Als Intellektueller hatte er den «Kunstwart» abonniert und die ausgelesenen Exemplare jeweils dem jungen Bibliotheksbesucher aus Bewangen geschenkt. Jetzt wurden Alfred und Bertha Huggenberger – manchmal auch die kleine Martha – zu den Abendgesellschaften in die Villa Rosengarten eingeladen.<sup>20</sup>

Gastgeberin Adele Debrunner liebte es, künstlerisch tätige Leute um sich zu haben und sie untereinander bekannt zu machen. Durch sie lernte Huggenberger den Maler Ernst Kreidolf kennen.<sup>21</sup> Erstaunlicherweise kam es laut Gästebucheintrag am 13. Januar 1909 im Rosengarten zu einem Treffen des vollzähligen Clubs der Waagrechten, einer trinkfreudigen Künstlerclique, die früher oft in der Sommerau verkehrt und Huggenberger auf Geheiss von Hermann Rau als Mitglied aufgenommen hatte. Seither sah man sich regelmässig in Feldbach, Zürich, Engstringen und Erlenbach, den zeitweiligen Wirkungsstätten einzelner Waagrechter, zu deren hartem Kern, neben Huggenberger und Rau, der Bildhauer Hermann Baldin, der Zeichner Hermann Hintermeister, die Brüder Johann und Emil Weber sowie der Dichter Liederbrand gehörten.

Es kam Alfred Huggenberger offensichtlich zugute, dass sich sein Schreiben nicht mehr vollständig den Rhythmen der Landarbeit unterzuordnen hatte. Kurz vor dem Umzug nach Gerlikon schickte er mit

«Jakob Spöndlis Liebschaften» eine neue Erzählung an «Die Schweiz».<sup>22</sup> Im Frühsommer machte er sich im neuen Haus an einen weiteren Prosatext, «Der Risten-Sali», eine Auftragsarbeit für «Der grüne Kranz», ein schön gemachter Kalender der Nahrungsmittelfabrik Maggi in Kempththal.<sup>23</sup> Als er kurz darauf für einen Schülerkalender des Huber-Verlags ein Gedicht verfasste, schrieb er im Begleitbrief, dass er mittlerweile ein paar neue Novellen beisammen habe und sich freuen würde, wenn der Verlag Interesse daran fände. Die Zusage folgte umgehend, mit der Bitte allerdings, die Manuskripte müssten bis in zwei Wochen, also spätestens Anfang September in Frauenfeld vorliegen, um noch für die Herbstproduktion berücksichtigt werden zu können. Im Sinne einer Probe schickte Huggenberger dem Verlag in den nächsten Tagen vier Texte, die er zuvor schon veröffentlicht hatte, jetzt aber überarbeiten wollte, und noch ehe Arnold Huber sich dazu äussern konnte, erhielt er «Daniel Pfund», eine der besten Geschichten, die Huggenberger geschrieben hat. Erzählt wird aus dem Leben eines Knechts und schon in den ersten Sätzen klargestellt, dass nichts Dramatisches zu erwarten, die Spannung subtiler aufgebaut sei: «Daniel Pfund kam mit zwölf Jahren als Dienstknecht nach dem Dörfchen Kalkacker oberhalb Reichenberg. Im vierundfünfzigsten starb er daselbst als lediger Güterknecht. Nicht dass er sich nie um die Mädchen gekümmert hätte. Ein hübsches Gesicht und zwei helle Augen sah er noch gern, als er schon graue Härchen im Schopf hatte. Aber er pflegte zu sagen, bei dieser

20 StATG 9\*, Debrunner Hans (1889–1971): Gästebuch Rosengarten, 28.7.1908, 13.1.1909, 20.6.1909, 9.10.1910, 20.11.1910, 10.2.1911, Juli 1911, sowie Gonzenbach, Nono, S. 25–26.

21 StATG 9\*, Debrunner Hans (1889–1971): Gästebuch Rosengarten, 20.6.1909; siehe auch: BBB, N Kreidolf 17.15: Briefe von Adele Debrunner an Kreidolf.

22 Die Schweiz, 1909, S. 322–328 und S. 341–348.

23 A. H., Der Risten-Sali, in: Der grüne Kranz, S. 5–12.

Sorte von Leuten kenne er sich nicht aus; es bekomme ihm besser, wenn er einen Schritt weit oder zwei weg bleibe.»<sup>24</sup>

In einem Atemzug habe er die Geschichte gelesen, schrieb Arnold Huber am 5. Oktober 1909 begeistert nach Gerlikon, und wollte den geplanten Band unbedingt mit «Daniel Pfund» eröffnen. Die Überarbeitungen der älteren Texte empfand er als bereichernd, angesichts der fortgeschrittenen Zeit akzeptierte er auch «Die Scholle», einen neuen Text von Huggenberger, auch wenn dieser nie an den prächtigen «Daniel Pfund» heranreiche, wie Huber in seinem nächsten Brief bemerkte.

Dass Huggenberger seit «Hinterm Pflug» und vor allem mit seiner «Pfund»-Geschichte eine neue Qualität erreicht hatte, kann auch seinen Schriftstellerkollegen nicht entgangen sein, zumal er im Literarischen Klub mehrmals aus unveröffentlichten Texten vorgelesen hat, wie Hans Bodmer im Rückblick berichtet: «Ich meine mich gut zu erinnern, wie die ersten Geschichten Huggenbergers noch etwas blass und konventionell wirkten, und wie lebhaft wir den vom Pflug her kommenden Lyriker und Erzähler später zu den ›Versen eines Bauern‹ und zu seinem ›Daniel Pfund‹ beglückwünschten, in denen ein echtes dichterisches Talent, das zu schönsten Hoffnungen berechnete, quellfrisch hervorbrach.»<sup>25</sup>

---

24 A. H., Daniel Pfund, in: Von den kleinen Leuten, S. 3.

25 Hans Bodmer, Literarischer Klub, S. 123.



## Ein allseits gerühmter Autor: Durchbruch, Neuland und Rückkehr (1909–1925)

*Um 1912 ist Alfred Huggenberger literarisch auf einem Höhepunkt angelangt. Er erhält überaus positive Rezensionen, veröffentlicht seine Prosa in einem erfolgreichen deutschen Verlag. Bekannte Autoren suchen den Kontakt zu ihm. Er ist ein Aushängeschild für den neu gegründeten Schweizerischen Schriftstellerverein, wird in eine Jury delegiert, schreibt ein Theaterstück für die Landesausstellung, reüssiert gleichermassen mit Lyrik und Prosa. In den folgenden Jahren experimentiert er mit weiteren Genres: Märchen, Fabeln, Bildergeschichten, Jugendliteratur. Bei allem Erfolg begleitet ihn eine merkwürdige Unruhe, die auch – aber nicht nur – mit den wirtschaftlichen Ungewissheiten infolge des Ersten Weltkriegs zu erklären ist. Als hätte er zu wenig neue Themen, beginnt Alfred Huggenberger sein eigenes Werk auszubeuten, mit Neuauflagen und Überarbeitungen. Und obwohl er nach wie vor nicht als Bauerndichter abgestempelt werden will, zementiert sich ein Image; er scheint sich nicht mehr dagegen zu wehren. Die Phase der literarischen Experimente geht Mitte der 1920er-Jahre zu Ende.*



## 15 Im Dorf angekommen: die ersten Prosabände

«Überarbeiten» ist ein unscharfer Begriff. Er ist deshalb mit Vorsicht zu verwenden, gerade bei einem Autor wie Alfred Huggenberger, der überaus häufig (und nicht immer zum Guten) an seinen Texten gefeilt hat. Trotz der zahllosen kleinen und kleinsten Korrekturen hat sich aber doch eine Art System herausgebildet, das wir von ihm übernehmen. Wenn ein Theaterstück oder ein Prosatext als überarbeitet zu gelten hatte, gab Huggenberger ihm einen neuen Titel. Er tat dies ohne Verweis auf die Urfassung. In seltenen Fällen nur – und fast ausschliesslich im dramatischen Schaffen – wurde eine Neuauflage explizit als erweitert, ergänzt oder mit ähnlichen Zusätzen bezeichnet.

So muss man mit dem Werk von Huggenberger einigermaßen vertraut sein, um die beachtliche Anzahl seiner Zweitverwertungen zu erkennen. Solche gab es schon in seinem ersten Prosaband, im November 1909 erschienen. «Von den kleinen Leuten» enthält sechs Erzählungen, nur zwei davon sind Erstveröffentlichungen. «Der Holz-Schuhmacher» ist wortwörtlich derselbe Text, wie er vier Jahre zuvor in der Zeitschrift «Die Schweiz» abgedruckt und dort als Skizze bezeichnet worden war. Die übrigen drei Geschichten sind Überarbeitungen. «Der Hofbauer» greift auf «Ölers Rose» aus dem Jahr 1902 zurück. «Am Heidenweiher» ist eine Neufassung von «Der blinde Hannes» (1904). Einzig die Verwandlung von «Jacob Spöndlys Liebschaften» in «Jakob Spöndlis Glücksfall» signalisiert allein schon vom Titel her eine inhaltliche Verwandtschaft.

### Von den kleinen Leuten und ihren Eigenheiten

Je weiter die Vorlagen zurückreichen, desto interessanter sind sie zu Vergleichszwecken, weil sich dabei Entfaltungen in der Huggenbergerschen Prosa beispielhaft herausarbeiten lassen. So erzählt der älteste der Texte, «Ölers Rose», zwei zeitlich verschobene Liebesgeschichten. Vater Bernhard war einst Knecht

im «Hof», dem grössten Bauerngut in Steg. Die schöne Meisterstochter hatte ihm Avancen gemacht, dann aber einen andern geheiratet, weil sie es nicht ertragen hätte, wenn die Leute ihr hätten nachreden können: «Sie hat den Knecht nehmen müssen.» Die Demütigung hat Bernhard dazu getrieben, das etwas heruntergekommene Gütchen «im Winkel» zu kaufen und es zusammen mit seiner Frau Regine fast dreissig Jahre lang so tüchtig zu bewirtschaften, dass sein Lebensziel nun bald erreicht und er der Besitzer des allerdings nicht mehr ganz so prächtigen «Hof» sein würde. Jetzt könnte Bert, sein einziger Sohn, eine gute Partie machen, doch er liebt Rose. Gegen sie als Person gäbe es nichts einzuwenden, wäre sie nicht die Tochter des Öler, eines alkoholsüchtigen ehemaligen Zuchthäuslers. Liebe oder Vernunft, der Konflikt dümpelt vor sich hin, Bert will sich nicht entscheiden, scheint jedoch dem Druck seiner Eltern auf Dauer nicht gewachsen, bis plötzlich sich an einem Fest die Spannung entlädt und sich wie von selber alles einrenkt: Rose hat Bert um einen Tanz gebeten, es wird ein Verlobungstanz; selbst die Eltern Bernhard und Regine lassen sich angesichts des schönen Paares in ihren Grundsätzen erweichen. Zur gleichen Zeit hat Öler, einen Unfall vortäuschend, sich das Leben genommen, um dem Glück seiner Tochter nicht mehr im Weg zu stehen.

Die überarbeitete Fassung, «Der Hofbauer», verzichtet weitgehend auf die Technik der Rückblenden. Die Liebesgeschichte von Rose und Bert wird gradlinig erzählt, unterbrochen einzig von jenem längeren Einschub, der Vater Bernhard von seinen Erfahrungen als junger Knecht im «Hof» berichten lässt; dies verleiht dem Text einen ruhigen Fluss. Zudem hat Huggenberger die einzelnen Passagen neu verzahnt, auch einiges gestrichen und so die reichlich konfuse Geschichte entdramatisiert: Regine und Bernhard, zunehmend beeindruckt von der starken Liebe ihres Sohns, beginnen viel früher, den Widerstand gegen Rose aufzugeben; es ist Vater Öler, der die Beziehung

verhindern möchte, aus Sorge darüber, dass Rose dasselbe passieren könnte wie einst seiner Schwester, die von einem wohlhabenden Bauernsohn sitzengelassen worden war. Weil Öler gegen diesen Mann tötlich wurde, musste er einst zwölf Jahre ins Zucht-haus; und weil er nun, dies ist erzählökonomisch entscheidend, am Schluss des Texts die Gelegenheit erhält, seine Tat gegenüber Bert und dessen Eltern zu begründen, braucht es in der Überarbeitung zum Glück des jungen Paares keinen Selbstmord mehr. In beiden Fassungen übrigens hat Rose das letzte Wort. «Mir ist so bange. Wenn ich nur gut genug bin für dich», sagt sie in der Urfassung zu Bert;<sup>1</sup> in der Überarbeitung hingegen heisst es: «Mir ist jetzt gar nicht mehr bange. Ich will dir helfen, so gut ich kann.»<sup>2</sup>

Nicht ganz so einfach ist nachvollziehbar, wie «Der blinde Hannes» zur Erzählung «Am Heidenweiher» umgearbeitet wurde. Nach einem entschlackten Einstieg beginnt der alte Trümpeler zu erzählen. Es ist über weite Passagen dieselbe Dreiecksgeschichte wie in der Vorlage. Hier wie dort ist Rolf ein Sonnyboy, dem von klein auf alles wie von selber zufliegt: die meiste Zuneigung als Kind, die Anführerrolle als Jugendlicher, er spielt die mutigsten Streiche, ist ein Held für die Gleichaltrigen, Schwarm der jungen Frauen. Als Mädchenkönig, wie man ihn nennt, gewinnt er selbstverständlich die Liebe von Julie, der Begehrtesten im Dorf. Einzig Martin will solche Überlegenheit nicht akzeptieren, zumal er ältere Rechte bei Julie zu haben glaubt. Das Verhängnis beginnt am Kirchweihsonntag beim Tanzen. Hingerissen von den Verführungskünsten einer auswärtigen Frau, verliert Rolf alles andere aus den Augen. Damit hat er den Bogen überspannt. Julie verlässt den Saal, geht nach Hause. Martin schleicht ihr nach, er weiss den Tröster zu spielen und kann ihr dabei ein Versprechen entlocken. Unnötig zu sagen, dass Julie es niemals wird halten können – und von diesem Punkt an laufen «Der blinde Hannes» und «Am Heidenweiher» in verschiedene Richtungen. In der Urfassung nimmt

Julie sich das Leben. Aufgerieben von der Rivalität der beiden Männer, ertränkt sie sich im Heidenweiher. Martin wird Gemeindepräsident und als Politiker stets der Erste, ein sehr ernster Mann sein. Rolf verzichtet auf seine Erbschaft, zieht sich in die Einöde zurück, auf ein Gütchen nah am Heidenweiher; man sagt, er schreibe ein Buch. In der Überarbeitung hingegen wird eine durchaus realistische Lösung angestrebt. Sie wirkt, obwohl auch nicht ohne Dramatik, doch viel überzeugender. Bei Holzarbeiten im Wald wird Martin von Rolf bedrängt, die Verlobung mit Julie zu lösen. Wie er dann, das Beil noch immer in der Hand, von seinem siegesgewissen Rivalen vor ein Fait accomplit gestellt wird, bringt ihn dies so sehr in Rage, dass er zuschlägt. Rolf stirbt an den Folgen der Verletzungen. Martin stellt sich gleichentags der Polizei, er kommt verhältnismässig gut weg. Julie stirbt ein paar Monate später im Kindsbett. So erzählt der Trümpeler und hat dabei auch Christine und Konrad nicht ganz aus den Augen verloren. Sie nämlich haben an jenem verhängnisvollen Kirchweihsonntag ebenfalls miteinander getanzt, dann zusammen das Kasperlitheater auf dem Chilbiplatz besucht. Jetzt sind sie alte Leutchen wie Martin, der Gemeindepräsident, und leben doch wie immer in schöner Eintracht nebeneinander her. So weiss Trümpeler und sagt zum Schluss: «Die ganz kleinen, die bescheiden abseits gehen und nicht in die Sonne schauen, kommen immer am besten weg.»<sup>3</sup>

In der «Spöndli»-Überarbeitung, der jüngsten der dreien, sind im Stofflichen keine Eingriffe zu registrieren, wohl aber ein paar stilistische Verbesserungen: Ein starker Anfang, die Handlung ist klarer strukturiert, die Schauplätze sind präziser situiert, die Dialoge knapper – dies alles zeichnet die Überarbeitungen der «Kleinen Leute» aus und gehört mithin zu

---

1 Ölers Rose, in: Neue Zürcher Zeitung, 14.1.1902.  
2 A. H., Kleine Leute, S. 124.  
3 Ebd., S. 182.



Abb. 44: Zeichnung von Hermann Rau zur letzten der Geschichten «Von den kleinen Leuten».



den Eigenheiten von Huggenbergers Prosa. Auffällig ist zudem eine Vorliebe für sehr kurze, in sich geschlossene Nebengeschichten wie die vom Autor mehrmals angekündigte «Haus», eingestreute Gedichte (darunter zwei sehr bekannte aus «Hinterm Pflug»), verschiedene Sprüche und Weisheiten sowie eine der humoristischen Deklamationen.

Je jünger die Texte der «Kleinen Leute» sind, desto weniger bauen sie auf dramatische Konstellationen. Es sind nicht mehr so sehr Novellen, im Sinne von unerhörten Begebenheiten; vielmehr interessiert sich Huggenberger für Geschichten und benutzt dabei gern ein bestimmtes Muster: Ein Ich-Erzähler trifft auf einen Fremden, der ihm eine Geschichte erzählt, so intensiv und selbstvergessen, dass die Begegnung der beiden sich wie eine Rahmengeschichte ausnimmt. Dies ist ein Hilfskonstrukt und wird in Huggenbergers besten Erzählungen entbehrlich. Vermutlich erlaubte ihm die Autorität dieses zweiten Ich-Erzählers, die Geschichten in einer Gegend anzusiedeln, die trotz fiktiver Namen der Ortschaften und sonstiger kleiner Verfremdungen unverkennbar die

seinige ist. Eine gewisse Distanz war auch für die Illustrationen nötig. Obwohl Hermann Rau während seiner wochenlangen Sommerbesuche in Bewangen in den umliegenden Dörfern gezeichnet hatte, fanden gerade diese Sujets aus naheliegenden Gründen in den «Kleinen Leuten» keine Verwendung.

Die Kritik werde Huggenberger als Novellenautor die Reverenz erweisen und besonders Daniel Pfund, den liebenswerten Knecht, ins Herz schliessen, hatte Arnold Huber in der Produktionsphase vorausgesagt. Er hat Recht bekommen, wie die Rezensionen belegen.<sup>4</sup> Doch mindestens so aufschlussreich wie die in überragendem Masse sehr positiv gehaltenen Zeitungsartikel sind die Reaktionen jener ungefähr gleichaltrigen Schweizer Schriftstellerkollegen, die sich in ihrem eigenen Werk ebenfalls einem bestimmten Landstrich zugewendet haben. Carl Albert Loosli etwa, der zur selben Zeit mit Texten in Emmentaler Mundart experimentierte, schrieb in seinem allerersten Brief nach Gerlikon: «Ihr Daniel Pfund, ein

4 KBTG Hu Z Sch 103 und StATG 8'405, 8/235.1.

Prachtkerl, Ihr Holz-Schuhmacher, Ihre Mädchen-gestalten lauter schöne, liebe und traute Gestalten.» Ehrlicherweise, fügt er bei, habe er auch ein paar Sachen auszusetzen. Es gebe im «Heidenweiher» und im «Hofbauern» einige kleine Szenen, die für seinen Geschmack ein bisschen zu süß geraten seien, wobei er zugeben müsse, selber bisher noch keine Liebesgeschichte geschrieben zu haben. Sein Gesamturteil scheinen die kleinen Vorbehalte ohnehin kaum beeinträchtigt zu haben: «Aber wie stellen Sie es nur an, alle Ihre Gestalten mit jenem verklärenden sonnigen Schimmer zu umgeben? Dass einem das Herz aufgeht dabei und man die würzige Luft voll Jubel einatmet.»<sup>5</sup> Ebenfalls aus dem Kanton Bern, dem Emmental, meldete sich Simon Gfeller, wie so oft in ruppigem Ton: «Ihren Daniel Pfund haben wir sofort gelesen und ich wünsche Ihnen nun, dass Ihnen noch viel von dieser Güte und Gediegenheit gelingen möge. Wie herzandringend wirkt ein solch schlichtes Heldentum im Vergleich», schreibt er, um sich dann zu enervieren über die «verrückten, verzerrten Seelenabenteuer, wie sie jetzt von reichsdeutschen Autoren so häufig auf den Büchermarkt gebracht werden!»<sup>6</sup> Differenzierter ist die Bemerkung von Josef Reinhart aus dem solothurnischen Erlinsbach. Er zielt nicht so sehr auf fragwürdige Schweizer Autoren, sondern auf deren Promotoren, wenn er seinem Kollegen ausdrücklich zum Erfolg im Ausland gratuliert: «Schon die eine grossartige Novelle ‹Daniel Pfund› wiegt Wagenladungen an Büchern auf, die oft draussen gelobt werden.»<sup>7</sup>

Mit allen dreien blieb Huggenberger über Jahre verbunden; man schrieb einander, besuchte sich gegenseitig und erwies sich den einen und andern Freundschaftsdienst.

## «Das Ebenhöch»: Blicke ins Innenleben

Vielleicht war es, wie Huggenberger sich in einem Brief an Josef Viktor Widmann ausdrückte, der «unbegreifliche Tod»<sup>8</sup> des erst 45-jährigen Arnold Huber gewesen, vielleicht auch nur die Konsequenz aus einer vorschnellen Ankündigung, jedenfalls musste im August 1910 der Erscheinungstermin für den nächsten Prosaband um ein Jahr verschoben werden. Die Arbeit schien gut voranzugehen, drei der fünf Geschichten waren bereits in namhaften Zeitschriften erschienen,<sup>9</sup> einen weiteren, ebenfalls schon publizierten Text, den «Risten-Sali», hatte er überarbeitet und ihn mit «Die Heuerin» betitelt. Statt sich jedoch wie vereinbart im darauffolgenden Sommer auf das Projekt zu konzentrieren, beschäftigte Huggenberger sich über Gebühr mit der Neuauflage der «Kleinen Leute». Stunden muss er damit verbracht haben, Silben pro Buchseite auszuzählen und diese zu vergleichen mit den entsprechenden Werten einzelner Werke von Meinrad Lienert, Lisa Wenger, Marie Steinbuch und anderer Huber-Autoren. Wären die «Kleinen Leute» im selben Layout herausgebracht worden wie beispielsweise «Das Bergspieglein» von Lienert, dann hätte es ein dickeres Buch abgegeben und, so folgerte Huggenberger, er müsste sich nicht sagen lassen, dass ein Fünfliber ein zu stolzer Preis für ein so mageres Büchlein wäre. Dies monierte er auch in seinem Brief vom 10. September 1911 an den Huber-Verlag. Er kritisierte die kleinliche Ausstattung der «Kleinen Leute», bezeichnete das Buch in der

5 KBTG Hu B 643: Loosli an A. H., 10.12.1909.

6 KBTG Hu B 348 in Sch 7: Gfeller an A. H., 12.11.1910.

7 KBTG Hu B 806 in Sch 17: Reinhart an A. H., 30.12.1910.

8 KBTG Hu B 160 in Sch 3: Der Bund an A. H., 15.2.1910.

9 Elsbeths Enttäuschungen, in: Deutsche Rundschau, Juli 1911, S. 23–39; Der Halbwild, in: Süddeutsche Monatshefte, August 1911, S. 184–197; Peter Wenks Heimsuchung, in: Raschers Jahrbuch, 1911, S. 276–317.

neuen Auflage als ein gelbbroschiertes Zwitterding und hielt fest, dass weder Neid noch verletzte Eitelkeit, sondern einzig die Wahrung seiner Geschäftsinteressen ihn veranlasse, sein neuestes Manuskript vorläufig zurückzuziehen. Am nächsten Tag schon wurde er zu einer Unterredung nach Frauenfeld gebeten, und bei diesem Gespräch muss der Verdacht geäußert worden sein, Huggenberger wolle sich vom Verlag absetzen. Was dieser heftig dementierte, auch schriftlich im Brief vom 16. September. Er versprach, in den nächsten Tagen das bereinigte Manuskript zu schicken, betonte aber zugleich, dass er im neuen Vertrag keine Optionsklausel für künftige Werke unterschreiben könne. Denn er müsse sich Bewegungsfreiheit sichern, falls seinen Arbeiten «in Bezug auf Ausstattung und Vertrieb im deutschen Sprachgebiet nicht die wünschenswerte Aufmerksamkeit»<sup>10</sup> geschenkt werde. Als dann eine gute Woche später noch immer kein Manuskript in Frauenfeld eingetroffen war, befürchtete Fritz Roth, dass er unter solchen Voraussetzungen für rechtzeitiges Erscheinen des Buchs auf Weihnachten nicht mehr garantieren könne.

Jetzt schickte Huggenberger seine Silbenauszählungen und Seitenberechnungen nach Frauenfeld, um noch einmal deutlich zu machen, dass sein erster Prosaband hätte dicker werden müssen. Was er aber gegenüber Roth und Huber verschwiegen hatte, war sein Plan, den neuen Prosaband dem Staackmann-Verlag in Leipzig anzubieten. Davon zeugt ein Briefentwurf mit der Auflistung aller Texte, die für den zweiten Prosaband vorgesehen waren sowie der Bemerkung, dass er schon viel zu lange seinem Schweizer Verlag angehangen habe und ungute Erfahrungen ihn nun nötigten, andere Wege zu gehen.<sup>11</sup> Huggenberger scheint den Brief tatsächlich abgeschickt zu haben, wie sich aus einem späteren Schreiben an den Huber-Verlag schliessen lässt,<sup>12</sup> eine Antwort aus Leipzig jedoch ist im Nachlass nicht zu finden.

Wie auch immer, Huggenberger tat sich bald wieder mit Huber zusammen und konnte vom leidigen Intermezzo in verschiedener Hinsicht profitieren. So erhielt er für sein neues Buch, «Das Ebenhöch», einen sehr vorteilhaften Vertrag – Zusicherung von zwanzig Prozent des Ladenpreises, eine Anzahlung von 2000 Franken, eine Startauflage von 3000 Exemplaren – und wurde während der Produktion wie ein rohes Ei behandelt. Der Verlag nahm in Kauf, dass auch diesmal die Manuskripte zu spät abgeliefert wurden und laut Druckkostenabrechnung volle 63 Stunden Extrakorrekturen zu bewerkstelligen waren. Auch diesmal reichte es nicht mehr, das Buch rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft in Deutschland zu lancieren.

Dass eine grosszügigere Ausstattung als in den «Kleinen Leuten» gewählt wurde, ist auf den ersten Blick ersichtlich und lässt sich ebenfalls in Zahlen ausdrücken: Im ersten Prosaband sind es 33 728 Lettern pro Bogen, im zweiten nur noch 25 440.<sup>13</sup> Was sich ganz in Huggenbergers Sinn auswirkte: Entgegen der ursprünglichen Kalkulation mit knapp 200, erhielt «Das Ebenhöch» dank veränderter Aufmachung 266 Seiten.

Rudolf Huber hatte Grund, dem Autor zu hofieren. «Das Ebenhöch» ist mehr als eine Fortsetzung der «Kleinen Leute». Auch wenn keine der fünf Geschichten so sehr herausragt wie «Daniel Pfund» es getan hatte, sind ein paar wesentliche Neuerungen in Huggenbergers Schreiben zu beobachten. Nie zuvor hatte er über Kinder und Pubertierende geschrieben, aus ihrer Sicht die Welt beleuchtet: Wie Elsbeth in der gleichnamigen Erzählung die eigenen, sexuell bedingten Gefühlsschwankungen verwundert zur

---

10 STATG 8'405, 3/254: A. H. an Verlag Huber, 16.9.1911.

11 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Verlag Staackmann, undatiert.

12 STATG 8'405, 3/254: A. H. an Huber Verlag, 5.9.1912.

13 STATG 8'405, 2/\* (Druckkosten, Bd. 3), S. 105 und S. 197.



er den Vater mit zwei dicken braunen Pferden auf der Herrenpünt sein Stoppelfeld ackern. Doch je älter Ferdi wird, desto schwerer liegt ihm das Auswanderungsprojekt auf dem Magen, zumal er mit seinem anstelligen Wesen bereits ein hübsches Sümmchen beisammen hat. Und doch muss er noch ein paar Jahre älter und um ein paar Erfahrungen klüger werden, bis er seine Jugendliebe heiraten und ein Stückchen von der schönsten Pünt erwerben kann. Damit enthält «Der Acker am Herrenweg» die Elemente eines Entwicklungsromans und ist denn auch die weitaus längste Geschichte im «Ebenhöch». Dazu passt auch, was in einer späteren Ausgabe (in der Reihe der «Guten Schriften» erschienen) im «Vorspruch des Verfassers» über die Entstehungsgeschichte zu lesen ist: «In Bezug auf Plan und teilweise Ausgestaltung ist «Der Acker am Herrenweg» meine älteste Prosaarbeit. [...] Zwischen die einzelnen Kapitel schob sich jeweilen eine Frist von zwei und mehr Jahren hinein.»<sup>14</sup>

Am meisten Echo in diesem Prosaband fand «Der Halbwild». Da wird mit viel Empathie erzählt, wie ein Bauer, der Brandstiftung am eigenen Haus beschuldigt, von der Dorfgemeinschaft ausgegrenzt und zum Randständigen wird. Nicht verwunderlich deshalb, dass gerade dieser Text bei einem sozial engagierten Menschen wie C. A. Loosli so gut ankam: «Darauf darfst Du Dir etwas einbilden, er ist eines der zartesten und diskretesten Kunstwerke moderner novellistischer Literatur. [...] Darin liegt Deine besondere Note, Deine schöne Originalität, in der Diskretion des schönen Schauens und ich werde nicht müde, Dich auf deinen Exkursionen in die Gefilde der Volksseele zu begleiten und mich ihrer zu freuen.»<sup>15</sup>

Diesmal hatte Huggenberger alle fünf Geschichten in derselben Landschaft angesiedelt, was zu Spekulationen führten musste. Zwar wurde auf Zeichnungen begrifflicherweise verzichtet, trotzdem haben immer wieder Leser versucht, auf der realen Landkarte die Schauplätze der einzelnen Geschichten

zwischen Elgg und Gerlikon zu verorten. «Ich bin in Versuchung, hinter dem und jenem Ebenhöcher (oder auch Ebenhöcherin!) bekannte Gesichter zu suchen. Könnten nicht die «Steinäcker» zum «Herrenwegacker» gehören?»<sup>16</sup>, fragte der Glarner Dramatiker Kaspar Freuler. Er hatte um 1910, ohne Huggenberger persönlich kennengelernt zu haben, seine ersten drei Berufsjahre als Lehrer in Hagenbuch verbracht. In der Antwort wird es für einmal konkret: «Sie haben nicht so weit daneben geraten, obschon die eigentliche Herrenpünt etwas mehr nach Westen liegt.»<sup>17</sup>

---

14 Erschienen 1937, auch KBTG Hu Sch 127.

15 SLA, NL Loosli, Ms B/SQ 15, 31: Loosli an A. H., August 1911.

16 KBTG, Hu B 288: Freuler an A. H., 4.1.1912.

17 Landesbibliothek Glarus, KF/KO 128: A. H. an Freuler, 8.1.1912.

## 16 «Die Bauern von Steig»: ein Roman und seine Begleiterscheinungen

Es gibt etliche Briefstellen, die darauf hinweisen, dass Alfred Huggenberger um 1900 mit der Arbeit an einem Roman begann und diesen, wie schon erwähnt, mehrmals umbenannte. «Das Bauerndorf», «Das Bauernglück», «3 Bauernhäuser» tauchen als früheste Bezeichnungen auf. In einem Brief an Hesse schreibt er, sein Roman «Gideon, der Maler» sei halb fertig,<sup>1</sup> gegenüber J. C. Heer hatte er viel früher schon eine Erzählung namens «Leberecht der Maler» erwähnt.<sup>2</sup> Wie viel von diesen frühen Texten in «Die Bauern von Steig», will heissen die definitive Fassung des Romans eingeflossen ist und wie die möglichen Zwischenstufen aussahen, kann zumindest in Umrissen skizziert werden.

Rohfassungen sind im Nachlass nicht zu finden, wohl aber verschiedene Dossiers, die aufschlussreiche Informationen zur Entstehungsgeschichte enthalten. Da ist insbesondere ein Bündel von Entwurfsfragmenten, 133 lose Blätter, undatiert, mit zahlreichen Wiederholungen, ohne fortlaufende Nummerierung.<sup>3</sup> Einiges ist durcheinandergeraten, und eine Wiederherstellung der Reihenfolge wäre zeitraubend und auch dadurch erschwert, dass die Rückseiten der einzelnen Blätter für andere Entwürfe benutzt wurden. Trotzdem lassen sich zwei sehr unterschiedliche Konzeptionen herausdestillieren und mit der nötigen Vorsicht folgendermassen deuten: Phasenweise arbeitete Huggenberger an einem Heimkehrerroman. Ein Ich-Erzähler namens Heinrich kommt nach Jahren in sein Dorf zurück und begegnet seinem einstigen Freund Gideon, der als Junge schon ein leidenschaftlicher Zeichner war und später das ganze Dorf malen wollte. Jetzt ist er ein Einzelgänger geworden, ein Halbverwilderter, verachtet von allen. Aus Teilen dieses Strangs hat sich «Der Halbwild» als selbständige Erzählung herausgelöst, einzelne Sätze sind wörtlich in die gleichnamige Geschichte im «Ebenhöch» eingeflossen.

In einem anderen Entwurfteil wird Gideon Reich zum Ich-Erzähler. Der Text verspricht schon in seinem

allerersten Satz eine Liebesgeschichte und lehnt sich sehr eng an die beiden Hauptfiguren: «Ich kann mich ganz genau an den Augenblick erinnern, da das mit Margrit Stamm bei mir anfang. Es war ein nasskalter Wintertag, wir stiegen nebeneinander auf den schmalen Treppen zum Schulzimmer empor. Da zupfte sie mich am Wamsärmel und flüsterte verstothen: «Du, Gideon, wirst du mich auch malen, wenn du einmal gross bist?» Nun stand ich still und sah sie ernsthaft an. «Ja, das will ich, weil du es so schön sagst. Und euer Haus, den Steinernen Platz, mal ich auch.» Von diesem Augenblick [...]» – und damit bricht der Entwurf ab. Er ist von Huggenberger unverkennbar in «Die Bauern von Steig» übernommen und dort ausgestaltet worden.<sup>4</sup>

Die Perspektive verschiebt sich in den Fragmenten vom Heimkehrer zum sesshaft gebliebenen Ich-Erzähler und damit von der beobachtenden Haltung eines Aussenseiters zur direkten Erinnerung. Das Dorf wird wahrgenommen mit den Augen eines Kindes, respektive eines Adoleszenten, in einer Optik jedenfalls, wie Huggenberger sie seit dem «Ebenhöch» meisterlich beherrscht. Und was dort in einer Erzählung wie «Der Acker am Herrenweg» im Kern schon angelegt ist, wird nun zum Programm: «Die Bauern von Steig» als Entwicklungsroman. Es ist dies die eher plebejische Variante zum bürgerlichen Bildungsroman, was ohnehin viel besser passt zu einer Erzählperspektive, die über das individuelle Fortkommen hinaus am Dorfleben interessiert ist. «Einem recht vielgestaltigen Völklein rückt er auf den Leib in diesem Roman, indem mit verblüffender Fixigkeit ein gutes Dutzend Charaktere auf Herz und Nieren ge-

1 SLA, Hesse-Archiv, Ms-L-83, Sch 29: A. H. an Hesse, 13.2.1905.

2 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637: A. H. an Heer, 24.11.1902.

3 KBTG Hu M Sch 86/16. Weitere Hinweise in: KBTG Hu M Sch 77/9.

4 A. H., Bauern von Steig, S. 39–40.

prüft werden. So ladet er ein tüchtiges Menschenfuder auf seinen Erntewagen», das unterscheide Huggenbergers Kunst von einem herkömmlichen Ich-Roman, schwärmte der junge Eduard Korrodi in Berlin, kurz vor seinem Eintritt in die Feuilletonredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung». <sup>5</sup>

### Souverän angelegte Erzählstruktur

«Die Bauern von Steig», das ist die Geschichte des jungen Gideon, von ihm selbst erzählt: Wie er, mit etwa drei Jahren, aus Andeutungen der Erwachsenen die materielle Not seiner Eltern mitbekommt, wie er zum Waisenkind und von der Gemeinde bei einem kinderlosen Schneiderehepaar fremdplatziert wird, nicht als Pflegekind, sondern als Kostjunge, und welche Erfahrungen er dort macht. Wie er wegen eines Fehlgriffs von einem bösen Lehrer und dem noch böseren Armenpfleger aus den bisherigen Lebenszusammenhängen herausgerissen und zu einem klugen Kleinbauern in die Lehre geschickt wird, mit ihm einen mustergültigen Mentor erhält. Und wie er sich nach kurzer Zeit auffängt, ein tüchtiger junger Mann wird, wie er die Liebe von Margritte gewinnt und sein verlorenes Elternhaus zurückkaufen kann, das Stelzenhöflein, von dem man sagt, es liege so schön in der Sonne.

Mit der literarischen Technik ging Huggenberger diesmal ein beträchtliches Risiko ein. Sein Ich-Erzähler benutzt eine zweifache Perspektive. Zum einen rekapituliert er seinen Werdegang mit dem Erfahrungshintergrund eines jungen Erwachsenen, zum andern tut er dies mit der Intensität des direkten Erlebens, das heisst auch, aus der Optik des Kindes, das er einst war. Eine solche Doppelstruktur erfordert gut überlegte Formulierungen, vor allem wenn es um frühkindliche Erinnerungen geht, die nicht die eigenen des Autors sein können: «Wie ich nachher aus dem Wäldi weg und in das Haus des Schneiders Enz ge-

kommen bin, darauf weiss ich mich sonderbarerweise nicht mehr zu besinnen. Ich erinnere mich nur, dass mein Pflügervater in der ersten Zeit, und auch nachher, da ich schon zur Schule musste, hin und wieder an einem schönen Sonntag mit mir durch den Wald hinauf zur Base Käther ging.» <sup>6</sup> Manches aus der eigenen Vergangenheit und speziell über seinen Vater weiss Gideon nur vom Hörensagen. Anderes wird beim Anblick bestimmter Gegenstände reaktiviert; ein Glück deshalb, dass es seinem Lehrmeister gelang, den bemalten Schrank aus der Konkursmasse von Gideons Eltern zu ersteigern! Stärker noch als von visuellen Eindrücken werden Erinnerungen vom Geruchssinn evoziert. Er lässt ein gestochen scharfes Bild aus dem Unbewussten heraufsteigen: Frisch gemähetes Korn auf dem Hausacker gibt «heimliche Kunde von einem Tag, den ich gelebt: Mit Vater und Mutter auf eben diesem Acker! Ganz gewiss. Von jenem Baum hatte die Mutter einen Zweig herabgebogen. Und der Vater hatte in der Grenzfurche gestanden und die Sichel gewetzt nach seiner Gewohnheit bei jedem Zug leicht mit dem Kopf wippend.» <sup>7</sup>

Während sich die Romankonstellation mit der Hauptfigur eines Verdingkindes deutlich von Huggenbergers Biografie abhebt, sind vor allem im zweiten Teil unverkennbare Erfahrungen des Autors in die Lebensgeschichte von Gideon Reich eingeflossen. Sie finden beide nach ihren gescheiterten Versuchen mit Zeichnen und Malen ein neues kreatives Betätigungsfeld. Im Nachbardorf hat Gideon eine Theateraufführung gesehen und macht sich sofort an ein eigenes Stück. Beim Verfassen seines ersten Schwanks lernt er die Tücken der Dichtkunst kennen: Es klappt nicht, fertige Gesprächspartikel auf die verschiedenen Rollenträger zu verteilen – «denn der gleiche Satz, der dem einen gut anstand, kam mir im Munde des an-

5 Korrodi, *Die Welt*, S. 320; auch in: KBTG Hu Z, Sch 102.

6 A. H., *Bauern von Steig*, S. 22.

7 Ebd., S. 179–180.

dem albern und lächerlich vor» –, die Figuren begannen ein Eigenleben zu führen und, schlimmer noch, sich untereinander zu verbinden und ihm, dem Autor, in den Rücken zu fallen, so dass sein künstlich aufgerichtete Gebäude über den Haufen geworden wird und er sich gezwungen sieht, «nach einer neuen Wendung und Verwicklung zu fahnden».<sup>8</sup>

Es sind nur Details, winzige Übereinstimmungen, die sich jedoch bemerkenswert häufen. Als Ergänzungsschüler erwärmt sich Gideon für ein dickes Geschichtsbuch.<sup>9</sup> Kaum ist er aus der Schule, führt er eine Zeitlang ein Tagebuch.<sup>10</sup> Und als Konfirmand beschäftigt ihn das Schicksal vom Hubacher-Franz, der nach Amerika ausgewandert und dort verschollen ist – genauso wie Onkel Jacob Büchi aus Elgg, der 1883 in die USA entschwand.<sup>11</sup> Auch später muss Gideon oft aus nichtigem Anlass an den armen Franz Hubacher denken.

Fast nebenher, so will es scheinen, erhält der Roman auch sein Lokalkolorit. Wie die Verortung zum Tragen kam, lässt sich in einem zweiten Dossier zur Entstehungsgeschichte studieren, einem dicken Heft mit weitgehend zusammenhanglosen Notizen. «Es hat viel verschrobene Leute auf der Steig, bei denen was nicht stimmt», heisst es da, und über das Armenhaus, die sogenannte Burdi: «In diesen Winkelhäusern muss es Menschen mit winkligen Gesichtern geben.»<sup>12</sup> An anderer Stelle findet sich ein ähnlicher Eintrag: «Armenhaus in Bussnang, eigene Gestalten. Trotzige Köpfe. Alberne und Halbdumme (die die Welt schaffen). Einer, der sich zu den Klugen rechnet, deshalb bettelt und trinkt.»<sup>13</sup>

Meistens sind es Beobachtungen, stichwortartig festgehalten, in der Art von Gedächtnisstützen. «Erste Obstladung in Märstetten. Die Bauern sind fröhlich und prahlen ein wenig»<sup>14</sup> oder: «Maiabend in Gerlikon (Steig). Kinder Arm in Arm auf der Strasse».<sup>15</sup> Es können auch leibhaftige Personen sein wie «die Böcklifamilie» oder eine etwas hartgesichtige Kellnerin, die ihn am 20. Juni 1908 in Sulgen be-

diente; mehrmals erwähnt wird ein real existierender Lehrer aus Elsau, den Huggenberger vermutlich als Bezirksschulrat kennengelernt hatte. Über ihn steht in einem weiteren Notizheft die zornige Bemerkung: «Elsau, Lehrer. Ich musste mir Gewalt antun, ihn nicht vor den Schülern zu verohrfeigen. Er hat die Herzen der Kinder vor meinen Augen misshandelt.»<sup>16</sup> Vermutlich war es diese Erinnerung, die ihn beim Schreiben der Szene vom Machtkampf zwischen dem kleinen Gideon und seinem fürchterlichen Lehrer animierte. Andere Bilder aus der unmittelbaren Nachbarschaft sind zumindest indirekt in den Roman eingeflossen: «Blitzartige Erkenntnis. Oberkirch. Eberhards jüngere Tochter steht schaffend am Brunnen und blickt auf. Sie ist schön und hat Sonntagsaugen. So ist Margrit. Deshalb ist sie umschwärmt von Gecken und Getreuen».<sup>17</sup>

## Ein unschöner Abgang

«Ich ochse immer am Roman und kann unmöglich was zwischenhineinschieben»,<sup>18</sup> entschuldigte sich Huggenberger zu Beginn des Sommers 1912 bei C. A. Loosli. Auch andern gegenüber klagte er über Zeitmangel. In der Korrespondenz mit dem Huber-Verlag hingegen findet das grosse Prosaprojekt keine Erwähnung. Da geht es um die Zweitaufgabe des «Ebenhöch» mit 4200 Exemplaren, die 12 000 mehrseitigen Prospekte für die Werbung in Deutschland,

8 Ebd., S. 257.

9 Ebd., S. 181.

10 Ebd., S. 161.

11 Ebd., S. 180.

12 KBTG Hu M 91/2, S. 11.

13 Ebd., S. 26 f.

14 Ebd., S. 72.

15 Ebd., S. 37.

16 KBTG Hu M Sch 87/4.

17 KBTG Hu M Sch 90/2, S. 80.

18 SLA Ms B/SQ 15, NL Loosli: A. H. an Loosli, 6.7.1912.



Abdruckgenehmigungen einzelner Geschichten in diversen Zeitschriften, das geplante Heft in der Reihe der «Guten Schriften» mit einem Abdruck von «Daniel Pfund» und «Peter Wenks Heimsuchung» sowie um gegenseitige Hinweise auf erfreuliche Rezensionen. Zudem wünschte Huggenberger sich in mehreren Briefen eine überarbeitete Ausgabe der vergriffenen «Lieder und Balladen», ein Ansinnen, das Rudolf Huber nicht gerade mit Begeisterung aufnahm, dann aber doch darauf einstieg, vorausgesetzt, man könne die Druckerarbeiten in die ruhigen Monate verschieben. Auch bei einem von Huber mehrmals gewünschten gemeinsamen Nachtessen in Frauenfeld war der Roman kein Thema. Zwei Wochen später, am 3. September, schrieb Huber nach Gerlikon, soeben habe er mit grosser Freude in der «Neuen Zürcher Zeitung» gelesen, dass der Roman vollendet sei. «Ich darf wohl voraussetzen, dass Sie uns auch diese Arbeit zur Herausgabe anvertrauen werden, und wäre Ihnen deshalb sehr dankbar, wenn Sie mir kurz mitteilen wollten, ob Sie das Erscheinen dieses Buches noch für dieses Jahr in Aussicht nehmen».<sup>19</sup>

Die Antwort Huggenbergers ist sehr gewunden. Er habe für seinen Roman diesen Sommer mehrere verlockende Angebote von deutschen Verlagshäusern erhalten, könne aber nicht darauf eingehen, weil er gebunden sei. Unvermittelt kommt er auf seine Vorwürfe vom Vorjahr zurück und betont, er habe sie nie ganz überwunden und deshalb dem Verlag Staackmann in Leipzig damals «Das Ebenhöch» angeboten. Weil dann die Auseinandersetzung mit Huber bereinigt worden sei, habe er sein Manuskript aus dem deutschen Verlagshaus zurückverlangt, was ohne «Anbieten einer folgenden Arbeit nicht denkbar gewesen wäre», also habe er eine Option unterschrieben. Und «obschon ich nun diesen Sommer noch nicht in der Lage war, dem Verlag Staackmann das neue Manuskript mehr als zur Hälfte vorlegen zu können, hat sich dieser ohne weiteres zur Annahme bereit erklärt und zwar zu Bedingungen, die ich nicht

zu stellen gewagt hätte, insbesondere was die Höhe der Auflage betrifft. Solche Anträge aufs Ungewisse abzulehnen, hatte ich bei meiner ökonomischen Lage schlechthin nicht verantworten können», rechtfertigt sich Huggenberger, um dann erneut ins Klagen zu kommen: Der Huber-Verlag sei immer so zurückhaltend mit Rezensionsexemplaren gewesen, dass er, Huggenberger, die Sache selbst habe an die Hand nehmen müssen. Auf eigene Kosten habe er sich 97 Exemplare des «Ebenhöch» beschafft und damit Kritiker und sonstige einflussreiche Persönlichkeiten beliefert. Für «Hinterm Pflug» und «Kleine Leute» seien es gar über 200 Exemplare gewesen. So beschwert sich Huggenberger und kommt dann zum sonderbaren Schluss: «Ich hatte im Sinne, Ihnen dieser Tage obgenannte Mitteilung zu machen, nachdem mein Versuch, dies Buch noch freizubekommen, missglückt war.»<sup>20</sup>

Rudolf Huber war zwar nicht sonderlich überrascht – «offen gestanden, habe ich seit längerer Zeit geahnt, dass Sie sich mit dem Gedanken einer Abwendung von unserem Verlage trugen» –, aber doch sehr enttäuscht. Er schreibt vom ungewöhnlichen Aufwand, der für Huggenbergers Bücher betrieben worden sei, was nun ein anderer Verlag ernten könne. «Nun anerkenne ich, dass Sie Ihren Schritt rückgängig zu machen suchten», schrieb er und erinnerte Huggenberger an eine frühere Zusage, indem er ihn fragte, «ob der gute Wille zur Wiederanknüpfung mit uns, den Sie bereits an den Tag gelegt haben, nicht auf anderem Wege zu einem greifbaren Ergebnis führen könnte. Wäre es Ihnen nicht möglich, uns schon jetzt Ihr nächstes Prosawerk zuzusagen?»<sup>21</sup> Er bat Huggenberger, sich den Vorschlag in

19 KBTG Hu B 438: Verlag Huber (Rudolf Huber) an A. H., 3.9.1912.

20 STATG 8'405, 3/254: A. H. an Verlag Huber (Rudolf Huber), 5.9.1912.

21 KBTG Hu B 438: Verlag Huber an A. H., 10.9.1912.

Ruhe zu überlegen, wohl wissend, dass er nicht so rasch eine Antwort bekommen würde.

Erwartungsgemäss kam ein vereinbartes Gespräch nicht zustande. Die Positionen waren verhärtet, daran gab es vorerst nichts zu ändern. So war es zwar unprofessionell, aber nicht ganz unverständlich, dass Rudolf Huber sich drei Monate später weigerte, in seiner «Thurgauer Zeitung» ein Inserat des Staackmann-Verlags für «Die Bauern von Steig» abzudrucken. Und schliesslich wäre nachzutragen, dass Huggenberger in seinem Verhalten gegenüber dem Huber-Verlag schon seit längerem von verschiedener Seite bestärkt wurde. Carl Bachmann beispielsweise, ein gebürtiger Gerliker mit eigener Buchhandlung in Zürich, hatte ihm zum Bruch geraten,<sup>22</sup> ebenso Karl Heinrich Maurer, der Verehrer aus Ermatingen und Schwager von J. C. Heer. Letzterer belies es nicht beim Hetzen, sondern suchte aktiv nach einer Alternative und brachte Gideon Karl Sarasin ins Spiel, der bei Wiegandt & Grieben in Berlin verlegerische Erfahrungen gesammelt hatte und nun ein eigenes Unternehmen mit schweizerischem Schwerpunkt gründen wollte.<sup>23</sup> Sicher aber hatte Huggenberger im Frühling 1912 auch der Deutschen Verlags-Anstalt die ersten Kapitel seines Romans geschickt,<sup>24</sup> was wiederum bedeutet, dass Staackmann nicht seine absolut erste Wahl war. Doch handelte es sich um den Verlag des verehrten Peter Rosegger und zudem um ein deutsches Unternehmen. Seit mit Alfred Staackmann die zweite Generation die Firma führte, hatten sich die Aktivitäten vom Zwischenbuchhandel im grossen Stil auf das Verlagswesen ausgeweitet. Eine Reihe neuer Autoren war dazu gekommen, Österreicher vor allem, und nun also auch Huggenberger, der erste Schweizer. Er passte gut ins Programm, das sich vermehrt am «Grenzlanddeutschen»<sup>25</sup> orientierte. Konservativ im literarischen Geschmack, deutschnational und grossdeutsch in der politischen Gesinnung, war der Verlag offensiv in den Vermarktungsmethoden. Neue Autoren wurden meist auf Empfehlung von

älteren gewonnen. Ein solcher Einfluss lässt sich für Huggenberger zwar nicht nachweisen, doch gilt es immerhin festzuhalten, dass er seit 1908 gute Kontakte zum Staackmann-Autor Franz Karl Ginzkey pflegte. Bleibt nachzutragen, dass der Verlag schon damals kein einwandfreies Image genoss. In seiner Zeitschrift «Die Fackel» taxierte Karl Kraus im Frühjahr 1914 das gesamte Verlagsprogramm als «Geist vierter Klasse, der aber in Deutschland erster und zweiter fährt».<sup>26</sup> Er spottete vor allem über die Werbefotografien des Verlags, die meist aus Freizeit und Sommerfrische stammten: «Alle in einer kreuzfidelten Stimmung festgehalten, wie sie als ständige Atmosphäre nur die Autoren des Verlags Staackmann, fürwahr ein fröhliches Völkchen zu umgeben scheint. [...] Sie schreiben auf der Scholle und ackern auf dem Schreibtisch.»<sup>27</sup> Auch Huggenberger bekam sein Teil ab, Kraus zitierte die Bildlegende zu dessen Foto und kommentierte: ««Alfred Huggenberger bei der Ernte. Ja, wenn alle Dichter sich so nützlich machen wollten wie die Schweizer.»<sup>28</sup> Alfred Staackmann, der damals in Österreich stark expandierte, war derart wütend über den Artikel, dass er wegen Ehrverletzung klagte, doch ohne Erfolg.<sup>29</sup>

---

22 KBTG Hu B 57 in Sch 1: Bachmann an A. H., 22.2.1905, sowie Hu B 57, 3.1.1912.

23 KBTG Hu B Hu B 686: Maurer an A. H., 14.12.1911, Beilage.

24 KBTG Hu B 1113: Deutsche Verlagsanstalt an A. H., 23.5. und 30.5.1912.

25 Siehe Heydemann, Im Windschatten Roseggers, S. 169 f.; über die Anfänge von Staackmann: Jäger, Geschichte des deutschen Buchhandels, S. 233 ff.

26 Kraus, Die Staackmänner, April 1914, S. 22.

27 Ebd., S. 23–24.

28 Ebd., S. 26.

29 Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 2, S. 535.

## Einstieg bei Staackmann

Besagte Notiz über das fertige Romanmanuskript in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschien als «eingesandt», war also eine PR-Meldung. Ein Verlag wird zwar nicht genannt, doch alle die genannten Autoren – Rudolf Hans Bartsch, Otto Ernst, Karl Ginzkey, Rudolf Greinz, Paul Schreckenbach, Karl Schönherr, Anton de Nora (ein Pseudonym des Arztes Anton Noder) – hatten ihre Bücher bei Staackmann in Leipzig herausgebracht. Wer immer jedoch dieses Werbetextchen verfasst hatte, war punkto Huggenberger nicht ganz auf neuestem Stand. Es stimmte nicht, dass sein Roman schon vollendet war, wie sich anhand der Verlagskorrespondenz rekonstruieren lässt. Demnach hatte Huggenberger anfangs Sommer die ersten paar Kapitel seines Romans nach Leipzig geschickt und vom Firmeninhaber per Telegramm den Bescheid erhalten, «dass Mitte August der äusserste Termin wäre, bis zu welchem Ihre Arbeit druckfertig in meinen Händen sein müsste, wenn das Buch in sorgfältiger Ausstattung noch rechtzeitig auf dem Büchermarkt (im Oktober) erscheinen soll».<sup>30</sup> Nach einigen Tagen hatte Alfred Staackmann die vorliegende Kostprobe gelesen und war so sehr entzückt, dass er vorschlug, sie schon setzen zu lassen; überdies erkundigte er sich nach den Wünschen von Huggenberger punkto Ausstattung und Honorar. Dies war am 12. Juli; es verstrichen dann aber immer jeweils vier bis fünf Wochen, bis wieder eine Fortsetzung in Leipzig eintraf, jeweils mit entschuldigendem Begleitbrief, der äussere Umstände für die Verspätung verantwortlich machte. Aus dem Notizheft von Huggenberger jedoch geht hervor, dass es inhaltliche Nöte waren, Probleme mit der Liebesgeschichte und mit der etwas spröden Figur der Margritte vor allem. «Muss Blut und Leben bekommen, ein Bauernkind, keine Heilige», heisst es über sie und auch, sie müsse «stark sinnlich werden. Gideon ist ihr zu jung und zu dumm.»<sup>31</sup>

In der ersten Oktoberwoche drängte Staackmann zur Eile, und als sich Huggenberger zwei Wochen später wegen einer Depression ausserstande erklärte, am Roman weiterzuarbeiten, wurde er postwendend nach Leipzig eingeladen: «Ich könnte Ihnen in meinem Hause eine absolut ungestörte Arbeitsgelegenheit verschaffen», da sollte es möglich sein, die Probleme zu besprechen, bot Staackmann an. So bestehe noch Hoffnung, das Buch zu Ende zu schreiben, die Korrekturen anzubringen, die Revisionen zu kontrollieren und «das Buch noch einigermaßen rechtzeitig für den Weihnachtsmarkt herauszubringen».<sup>32</sup>

Ein Aufenthalt von drei, vier Tagen war geplant, als Huggenberger am 23. Oktober in Leipzig eintraf. Es dauerte dann aber gut zwei Wochen, bis die Arbeiten tatsächlich abgeschlossen waren. In den zahlreichen, leider nicht immer datierten Briefen berichtet er seiner Frau Bertha von der Parforceleistung. Dass er ganze Nächte lang durcharbeitete, vormittags die Rouleaus zog, um zwei, drei Stunden schlafen zu können und danach weiter zu schreiben. Und dass er nebst der vielen Arbeit von Leipzig nur sehr wenig zu sehen bekam, das Wenige ihm aber sehr imponierte: eine improvisierte Lesung für Freunde des Hauses, ein kleiner Stadtbummel mit der Verlegersgattin Clara Staackmann, ein Rundgang durch die neuerdings mit dem Grossisten Volckmar fusionierten Bücherlager – «die reinste Fabrik, etwa 550–600 Angestellte, da sieht man etwas! Herr Huber sollte mal seinen Betrieb sehen!»<sup>33</sup> –, und am allerletzten Abend schliesslich ein Besuch im Schauspielhaus.

30 KBTG Hu B 969 in Sch 21: Staackmann an A. H., 8.7.1912.

31 KBTG Hu M Sch 91/2, S. 32 und S. 82; siehe auch ebd., S. 42 f.

32 KBTG Hu B 969 in Sch 21: Staackmann an A. H., 17.10.1912.

33 KBTG Hu B Sch 43: A. H. an Bertha Huggenberger, 6.11.1912.

Es war so penetrant von Nachtarbeit die Rede, dass Bertha Huggenberger sich Sorgen machte. «Die Hauptsache ist, dass die Arbeit gelungen ist und dass Dir die Schinderei nicht geschadet hat, gerade gut getan hat's Dir ja schon nicht, Du musst nun eine Zeit lang körperlich arbeiten, das wird Dir gut tun»,<sup>34</sup> schrieb sie und ermunterte ihn, doch auch mal ins Theater zu gehen. Wie belastend die letzten Monate in Gerlikon für die ganze Familie gewesen sein müssen, ist aus einem ihrer weiteren Briefe zu schliessen: «Auch ich habe mich schon vom letzten halben Jahr, das ich so bald nicht vergessen werde, erst ein wenig erholen müssen. Es ist mir ganz zur Gewohnheit geworden, über all meine kleinen Freuden und Leiden dir gegenüber zu schweigen, weil du mit deiner Arbeit der Mittelpunkt unsrer kleinen Welt geworden warst. Ich wusste wohl, dass du für mich keine Zeit hattest, dass deine Arbeit dich ganz in Anspruch nahm. So bin ich denn ein bisschen einsam geworden, und wenig mitteilbar, und weil ich von Natur schwerblütiger bin als du und niemand mich aufheiterte, hat mich deine Schreiberei in eine gedrückte Stimmung gebracht, die durch deine Vorwürfe, dass durch meine Schuld das Buch nicht fertig sei, nicht verbessert wurde. Es schien mir so traurig, mich immer als Hemmschuh betrachten zu müssen, wo ich doch den besten Willen zum Helfen hatte, und doch nicht helfen konnte, weil ich innerlich voll Angst und Sorge um dich und deine Arbeit war, dass ich dich nicht aufmuntern konnte. Ich hatte immer Angst, wenn ich Manuskripte zu lesen bekam, weil ich wusste, dass du auf meine Lobsprüche warten wärest, und es dir eine Enttäuschung sein würde, wenn sie ausblieben. Aber es geht beim besten Willen nicht, ich kann dir meinen Beifall nicht laut bezeugen, du musst schon zufrieden sein, wenn ich mich an deinen Arbeiten stillschweigend freue, und es nicht gleich als mangelndes Interesse deuten.»<sup>35</sup>

Im Übrigen zeigen diese sehr aufschlussreichen Briefe eine vielseitige Bertha Huggenberger. So ist zu

erfahren, dass sie eine Aquarellausstellung im Zürcher Helmhaus besuchte, was sich im Dorf ereignete, warum sie das Güllenloch reparieren musste und welche Eindrücke die Lektüre der neuesten Nummer von «Velhagen & Klasings Monatsheften» hinterlassen hatte.

Statt wie vorgesehen zu Beginn des Oktobers war es, knapp wie meistens bei Huggenberger, der 14. November, als der Verlag die ersten Rezensionsexemplare verschicken konnte. Höchste Zeit also fürs Weihnachtsgeschäft, und schon drei Tage später erschien tatsächlich ein längerer Aufsatz über den «Bauern hinterm Pflug», seinen neuen Roman und das bisherige Werk im «Hamburger Fremdenblatt», kurz darauf auch im «Berliner Tageblatt» und anderen Zeitungen. Es war ein eigentliches Auftragswerk, verfasst von Karl Heinrich Maurer, dem unermüdlichen Fan. «Du wirst aus der neuen Verbindung die grössten Vorteile ziehen – und bist seit der Stunde der Kontraktunterzeichnung ein gemachter Mann», gratulierte er Huggenberger zum Verlagswechsel, unterliess es aber nicht, ihn im selben Brief für sein feiges Verhalten gegenüber Rudolf Huber zu kritisieren: «Du hättest da entschieden anders vorgehen sollen.»<sup>36</sup>

So sehr sich Huggenberger auch diesmal für die Werbestrategie interessierte, konnte er – wohl wegen seiner Begeisterung für Alfred Staackmann – das Fragwürdige der Verlagspolitik nicht verhindern: dass er auf einem Plakat als «Dichter hinterm Pflug» gefeiert wurde. Zwar muss er, wie die Rechtfertigung aus Leipzig vermuten lässt, gegen das Etikett «Bauerndichter» protestiert haben, doch er tat dies wohl kaum mit der Vehemenz, wie er sie in seinen autobiografischen Entwürfen entwickelt und in zahlreichen

---

34 Ebd.: Bertha Huggenberger an A. H., undatiert (31.10.1912).

35 Ebd.: undatiert, (2.11.1912).

36 KBTG Hu B 686: Maurer an A. H., 11.10.[1912].

Briefen an Kollegen wieder und wieder vorgebracht hatte. «Als die grossen Windhunde kommen mir die vor, die mich als Bauerndichter an dem Halfter vorführen wollen», enerviert er sich über die Angewohnheit vieler Rezensenten, sein Werk nach seinem Brotberuf einzureihen. Warum man stets von sogenannter Bauernliteratur rede, wo es doch offenbar «keine Kategorie von Apotheker- oder von Schuhmachergesellenliteratur» gebe.<sup>37</sup> Wenn er über Bauern schreibe, so Huggenberger, dann aus dem einfachen Grund, dass er sich beim Schreiben an seine Figuren und ihre Welt zu halten habe, eine Welt halt, von der er etwas verstehe.

---

37 KBTG Hu L Sch 61/3: Biografische Notizen, März 1913.

## 17 In der vordersten Reihe

«Eine der schönsten, vollkommensten Erzählungen, die jüngst auf Schweizerboden geschrieben wurden», hatte Widmann über «Daniel Pfund» geschrieben.<sup>1</sup> «Son dernier volume, «l'Ebenhöch», le met certainement au premier rang des conteurs suisses», heisst es in «La semaine littéraire» in einem Text von Noémi Valentin,<sup>2</sup> die zuvor schon in der «Gazette de Lausanne» über die «Kleinen Leute» berichtet und damit wie C. A. Loosli und später der junge Charly Clerc den Ruhm Huggenbergers in die Romandie getragen hatte. Sie war es auch, die mit «Le champ du Herrenweg» und «Les tribulations de Pierre Wenk» zwei seiner Erzählungen aus dem «Ebenhöch» in der «Semaine littéraire» übersetzte.<sup>3</sup>

Innert kurzer Zeit war Huggenberger auf einen der vorderen Plätze der Schweizer Literatur gelangt. Deshalb war es eine kluge Aktion, ihn gewinnen zu können als einen der vier Unterzeichner des Gründungsaufrufs zum Schweizerischen Schriftstellerverein, dem nationalen Berufsverband. Neunzig Autoren, «dont plusieurs dames», antworteten auf den Appell, was darauf hindeutet, «dass das Bedürfnis für eine repräsentative Vereinigung der Schriftsteller allerseits vorhanden war».<sup>4</sup> Es ist aber auch ein Zeichen dafür, wie gut das Quartett zusammengesetzt war: Zum einen der frankophile C. A. Loosli mit seiner fortschrittlichen Haltung, zum andern der umtriebige junge Hermann Aellen, Redaktor im Hauptberuf und besorgt, zwei weitere Kollegen zum Mitmachen zu bewegen: Heinrich Federer stand für die katholische Schweiz und soll auf die Anfrage geantwortet haben, er sei mit allem sehr einverstanden, man könne seinen Namen «ruhig auf die Liste setzen, da es sich um ein vaterländisches und ein künstlerisch und schriftstellerisches Recht handelt».<sup>5</sup> Huggenberger war aussersehen, die ländliche Schweiz zu repräsentieren, auch wenn er dies nicht ganz freiwillig tat, wie er mehrfach betonte. Weil seine Antwort auf den Brief von Aellen nicht auffindbar ist, lässt sich nicht feststellen, ob er sich trotz einiger Vorbehalte prinzipiell

einverstanden erklärte, wie indirekt gefolgert werden könnte.<sup>6</sup> Oder ob er sich zu Recht gegenüber C. A. Loosli beklagte, er sei von Aellen genotzüchtigt worden und habe die Anfrage «auf das bestimmteste abgelehnt», wegen seiner Einsprachigkeit, aber auch, weil die Statuten des geplanten Berufsverbands eher einer Schreinerergewerkschaft als einem Zusammenschluss von Poeten entsprechen würden. Trotzdem habe er bis jetzt gute Miene zum bösen Spiel gemacht, nicht zuletzt weil er mit seinem Roman derart beschäftigt sei, dass er nicht einmal mehr dazu komme, alle Briefe zu lesen.<sup>7</sup> Von Aellen hingegen hatte Loosli die Mitteilung erhalten, Huggenberger sei «nunmehr eines Bessern belehrt worden & sichert nun auch seine bedingungslose Unterstützung zu, mit der Einschränkung allerdings, dass [er] eine Charce [sic] im Vorstand ablehnt.»<sup>8</sup>

Wie auch immer, Huggenberger beteiligte sich weder an den weiteren Vorbereitungssitzungen noch an der konstituierenden Versammlung vom 29. September in Olten, erschien auch nicht zum definitiven Gründungsakt am 17. November in Bern, ohne sich dafür zu entschuldigen wie Heinrich Federer, der von einer seiner bösen Asthmaattacken befallen wurde. Trotzdem blieb Huggenberger zeitlebens Mitglied des Schriftstellervereins, auch wenn er nie eine Funktion übernahm.

Wie geachtet und beliebt Huggenberger bei vielen seiner Kollegen war, lässt sich aus der umfang-

1 KBTG Hu B 160 in Sch 3: Der Bund (Josef Viktor Widmann), 15.12.1909.

2 La semaine littéraire, 1912, S. 236.

3 14.9.–19.10.1912 (Le champ du Herrenweg), 12. und 19.4.1913 (Les tribulations de Pierre Wenk).

4 Niederer, Geschichte des SSV, S. 38.

5 KBTG Hu B 9: Aellen an A. H., 26.8.1912.

6 Ebd.

7 SLA Ms B/SQ 15, NL Loosli: 27.9.1912; siehe auch BBB, Fa von Greyerz 97 (Huggenberger): A. H. an von Greyerz, 27.9.1912.

8 SLA Ms B/Lq 14, NL Loosli: Aellen an Loosli, 29.8.1912.

Abb. 46: Alfred Huggenberger, um 1910, fotografiert von Louis Zumbühl.



reichen Briefsammlung der Jahre um 1912 entnehmen. Mit Loosli und Gfeller war er inzwischen per du, besuchte sie beide zuhause, in Bümpliz und in Egg bei Grünenmatt im Emmental. Er übernachtete bei ihnen, und er beherbergte beide in Gerlikon. Man grüsste sich «von Haus zu Haus», wie die gebräuchliche Briefformel für Befreundete lautete.

Als Mitglied des Literarischen Klubs verfügte er, wie man das heute nennen würde, über ein gutes Beziehungsnetz. Was nicht heissen soll, dass er sich gern exponierte! Auch gehörte er keiner bestimmten Clique an. Auffallend ist vielmehr, dass er mit seiner Literatur auch von sehr gegensätzlich orientierten Kollegen anerkannt wurde. Vom streitbaren Jakob Bühler etwa, der gegen das schweizerische «Mitniemandemverderbenwollen»<sup>9</sup> polemisierte, will heissen, gegen die Auswirkungen einer mangelhaften Literaturkritik. Er habe kürzlich eine Liste der empfohlenen deutschschweizerischen Neuerschei-

nungen des Jahres 1912 studiert und feststellen müssen, «dass über 95 Prozent aller Erzählungen in einem Dorf oder auf den Bergen spielen und dass die dargestellten Personen in der Mehrzahl Bauern sind. Sehen wir uns dagegen die Schriftsteller an, so ist ein einziger ein Bauer, alle andern leben seit Jahren und Jahrzehnten in der Stadt und üben einen durchaus städtischen Beruf aus. Weiter ergibt sich die Tatsache, dass keiner ein echteres Bild vom Leben auf dem Land geschaffen hat, als eben jener einzige Bauer, Alfred Huggenberger, in seinem Buch «Die Bauern von Steig», und – mit Ausnahme von Spitteler natürlich – habe er neben dem Roman von Huggenberger nur ein einziges Büchlein entdeckt, Federers «Sisto e Sesto», von dem er guten Gewissens sagen dürfe, dass es sich um dichterische Arbeit handle, die es wert sei, Jahrzehnte zu überleben.<sup>10</sup>

Fast überraschender noch als der Beifall von Bühler ist ein Lob aus der expressionistischen Ecke. «Gestern hat mir Huggenberger geschrieben, und ich müsste ein Narr sein, wollte ich mich nicht darüber freuen, einem so hervorragenden Lyriker mit meinen Anfängersachen gefallen zu haben. Wie er schreibt, wünscht er einmal meine persönliche Bekanntschaft zu machen»,<sup>11</sup> berichtete der junge Dichter Karl Stamm dem Privatdozenten Alfred Schaer nach Zürich. Und gegenüber seinem gleichaltrigen Freund, dem Maler Eduard Gubler, freute sich Stamm, dass sein Lyrikband «Das Hohelied» bei Huggenberger gut aufgehoben sei. Denn dieser wolle sich dafür einsetzen, dass das Buch von Karl Franz Ginzkey in einer Wiener Zeitung vorgestellt werde.<sup>12</sup> «Hinterm Pflug» sei ausschlaggebend gewesen, dass er sich im Lehrerseminar an seine ersten Gedichte gewagt habe, schrieb der ernsthafte Dichter nach Gerlikon und

9 Bühler, Schweizer Schrifttum, S. 118.

10 Ebd., S. 120.

11 Stamm, Briefe, S. 60 [31.7.1913].

12 Ebd., S. 66 [3.12.1913].



schickte Huggenberger zwei Jahre später ein letztes Lebenszeichen aus dem Militärdienst in Lugano: «Lieber Freund! Dies Kärtchen [ist] ein Gruss von einem, der den bunten Rock der Republik trägt. Heut ist der 50. Dienstag. So sehen Sie, wie einfältig ich zähle, der Stunde gewärtig, die uns hundertfach zurückzahlt, was wir jetzt an allen möglichen Werten entbehren.»<sup>13</sup> Doch Karl Stamm erlitt im Militärdienst einen Nervenzusammenbruch und war lange Zeit krank; 1919 starb er, noch nicht dreissigjährig, an der Spanischen Grippe.

### Veränderte Rollenbilder

«Huggenberger reist im Land herum, Constanz, Aarau, Zug, Zürich und liest seine Gedichte und Novellen vor. Wir freuen uns an ihm und seiner Familie»,<sup>14</sup> hatte Adele Debrunner im Sommer 1911 aus Frauenfeld dem Künstler Ernst Kreidolf nach Mün-

chen berichtet, mit etwas gönnerhaftem Unterton, und wäre doch nur zu gern dabei gewesen, als wenig später die Mitglieder des Literarischen Klubs auf dem Hof in Gerlikon bewirtet wurden. Sie habe gehört, dass man hohen Besuch erwarte, schrieb sie Bertha Huggenberger. «Wie viele Gäste erwarten Sie? Dürfen wir Ihnen noch mit Wein aushelfen? Darf ich eine Torte spendieren.»<sup>15</sup>

Unversehens hatten eingefahrene Beziehungsmuster sich verändert. Besonders dürfte es Huggenberger gefreut haben, als die promovierte Redaktorin der «Schweiz», Maria Waser, in vertraulicher Angelegenheit nach Gerlikon gelangte. Seit Jahren schreibe sie an einem Roman und bereits habe ein hiesiges Verlagshaus ein Interesse bekundet, «nun wäre es aber für mich von so grosser Wichtigkeit bei einem guten deutschen Verlag anzukommen. [...] Dass mir Staackmann ganz besonders in die Augen sticht, werden Sie begreifen und mir hoffentlich doch nicht als Anmassung auslegen, denn ich weiss ja, dass es nicht lauter Huggenberger sind, die bis jetzt bei dem grosszügigen Verlag Zutritt fanden»,<sup>16</sup> hofierte sie und bat, in Leipzig ein gutes Wort für sie einzulegen. Ein Ansinnen, auf das der Umschwärmte ausgesprochen gelassen reagierte. «Ein Versuch bei Staackmann wäre gar nicht so aus der Welt», antwortete er und riet ihr gleichzeitig, die Offerte des Schweizer Verlags, sofern es sich um ein erstklassiges Haus handle, solange wie nötig offen zu halten, und allenfalls könne sie es ja auch bei Eugen Salzer in Heilbronn versuchen, «einem ganz rührigen Verlag».<sup>17</sup>

Adele Debrunner hatte nicht übertrieben. Nach dem erfolgreichen «Ebenhöch» wurde Huggenberger ein paar Jahre lang regelmässig zu rund einem

13 KBTG Hu B 44: Stamm an A. H., 20.10.1915.

14 BBB 17.15 (1), NL Kreidolf: Adele Debrunner an Ernst Kreidolf, 26.6.1911.

15 KBTG Hu B Sch 4: Adele Debrunner an A. H., 14.10.1911.

16 KBTG Hu B 919 in Sch 24: Waser an A. H., 28.3.1913.

17 SLA B-2-Kü-H, NL Waser: A. H. an Waser, 29.3.1913.



Dutzend Lesungen eingeladen, für die er ein spezielles Mischprogramm entwickelte: ein paar Gedichte, ein Filetstück aus «Die Bauern von Steig» und zum Schluss eine unveröffentlichte Erzählung aus dem heiteren Fach à la «Johann Benders Heiratsjahr» oder «Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde» und, wenn es auf Weihnachten zuging, «Der Maispacher holt seinen Christbaum». Inzwischen war «Die Schweiz» nicht mehr seine Hauptabnehmerin. Redaktionen führender Blätter baten um neue Texte und nahmen dies als Gelegenheit, den Werdegang des Dichters aus Gerlikon nachzuzeichnen, in ausführlichen Werkpräsentationen ebenso wie in biografischen Skizzen. Deshalb erkundigten sich verschiedene Kolleginnen und Kollegen nach Angaben zur Person. Hedwig Bleuler-Waser schrieb für das «Sonntagsblatt des <Bund>», Hermann Kesser für die «Kölnische Zeitung», Anselma Heine für «Das literarische Echo». Eine Zeitschrift, «Die Quelle», wurde mit Texten von und über Huggenberger eröffnet.<sup>18</sup> Auch regelrechte Reportagen sind schon um diese Zeit auszumachen, «Bei Alfred Huggenberger in Gerlikon» von Eduard Heyck in «Daheim» zum Beispiel, «Alfred Huggenberger, der Dichter hinterm Pflug» von Karl Heinrich Maurer in «Reclams Universum» oder «Volksschriftsteller Alfred Huggenberger» in einer Beilage des Zürcher «Tages-Anzeiger»<sup>19</sup> oder «Beim Bauerdichter in Gerlikon» im «Sonntagsblatt des <Schweizer Bauer>». Einige dieser Beiträge waren illustriert, die Fotos sind von ungewöhnlichem Gestus. Während Dichter in der Regel mittels Porträtaufnahmen oder ausnahmsweise in Denkerpose am Schreibtisch gezeigt wurden, liess sich Huggenberger mit geschulterter Sense fotografieren. Er inszenierte sich zusammen mit Frau und Tochter mal als Bauernfamilie bei der Arbeit, mal als bildungsbeflissene Kleinfamilie unter der Tischlampe im Wohnzimmer. Es gibt Aufnahmen aus der Zeit um 1912 von Huggenberger am Dangelstock, Huggenberger im Holzschopf, Huggenberger mit Töchterchen Martha auf dem Acker.

Der Blick ins Gerliker Wohnzimmer zeigt ein beachtenswertes Interieur, ein fourniertes Buffet mit Messingschlössern, ein ausladendes Kanapee, auf dem Täfer zahlreiche Bilder in schweren Rahmen.

Erstaunlich, dass die zahlreichen Fotos sowohl in Illustrierten wie Fachzeitschriften veröffentlicht wurden. Es bedeutet, dass Huggenberger mit seiner Sense sehr wohl in «La semaine littéraire» oder im «Lesezirkel» der Hottinger abgebildet werden konnte, ohne dass er deswegen im Text als literarisches Leichtgewicht abgetan worden wäre. Vielmehr kommt etwas zum Tragen, was der Germanist Robert Faesi als ein Huggenberger-Phänomen wahrgenommen hat: «Er ist eine der wenigen glücklichen Dichternaturen, denen es bestimmt ist, populär zu werden, ohne ihrem Talent etwas zu vergeben, und dem schlichten Mann eine Kost zu bieten, die der verwöhnte Kenner nicht zurückweisen muss.»<sup>20</sup>

### Auf der Höhe der Zeit

Auch aus heutiger Sicht ist die Wertschätzung gerechtfertigt. Mit einigen seiner Prosatexte und Gedichte war Alfred Huggenberger um 1912, was die deutschschweizerische Literatur betrifft, durchaus auf der Höhe der Zeit. Wie ein Grossteil seiner Generation ist er der Heimatliteratur zuzurechnen. Nach neuerer Definition subsumiert dieser Begriff «Texte, in denen eine herkunftsbezogene Perspektive vorherrscht und eine zumeist ländliche Welt durch vorwiegend realistische Darstellungsweisen thematisiert wird».<sup>21</sup> Als Kunstrichtung geniesst die Heimatlitera-

18 Der Fragebogen, in: Die Quelle, 8.1.1913, S. 2; auch in: KBTG Hu Sch 125.

19 Zeitbilder. Illustrierte Wochenbeilage zum Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich, 30.3.1912.

20 Undatierter Ausschnitt aus der Basler National-Zeitung, in: KBTG Hu Z, 118/1.

21 Charbon, Reallexikon, Bd. 2, S. 19.



Abb. 48–50: Inszenierungen der Familie Huggenberger, um 1911, fotografiert von Ernst Hausammann, Heiden.



tur kein hohes Ansehen, auch wenn zumindest einer der beiden Hauptvorwürfe etwas relativiert werden müsste: Anders als die deutsche Heimatkunstbewegung im Gefolge von Adolf Bartels und Ferdinand Avenarius gab es in der Schweiz weder den Slogan «Los von Bern» (analog zu «Los von Berlin») noch experimentelle künstlerische Manifeste, die man glaubte mittels einer ländlichen Gegenwelt bekämpfen zu müssen. Wenn ein Grossteil hiesiger Literatur auf dem Land spielte, wie Bühler zu Recht monierte, geschah dies nicht unbedingt aus militant-antimodernistischer Gesinnung (die es selbstredend auch gab), sondern oft aus Mangel an Mut und Phantasie, als Ausdruck einer gewissen Trägheit. Statt Neues auszuprobieren, wurde der poetische Realismus eines Gottfried Keller gepflegt, verfeinert und variiert –

«mehr oder weniger ungebrochen»<sup>22</sup> – was Eduard Korrodi bereits 1918 zur lakonischen Bemerkung veranlasste, es könne ihm «nicht genügen, wenn man mir sagt: die Welt müsse nach den Emmentalern auch die Thurgauer, Solothurner und Appenzeller Bauern kennen, zweiundzwanzig Bauernromane der Schweiz müssten dann um der Volkskunde willen geschrieben werden. Die kantonale Nuance in Ehren, aber das heisst Heimatkunst ad absurdum führen».<sup>23</sup>

Wie lange und wie stark der Kantönligeist nachwirkte, äussert sich lustigerweise bei Korrodi selbst. In «Schweizer Dichtung der Gegenwart» unternimmt er einen literarischen Spaziergang durch die verschiede-

22 Charbon, *Die Schweiz*, S. 153.

23 Korrodi, *Seldwylergeist und Schweizergeist*, S. 15.



nen Landesgegenden und bemerkt bei einem Abstecher in die Ostschweiz, man werde in Huggenbergers Figuren «den fröhlich diesseitigen Schlag der Thurgauer leicht finden, die sich zu einer erwerbsfleissigen Nüchternheit bekennen, die sie uns sonntäglich poetisch vergolden».<sup>24</sup> Dass jemand anders schreibt, weil er ein Schaffhauser und kein Aargauer, eine Solothurnerin und keine Luzernerin ist, diese Sichtweise hat sich im akademischen Schrifttum der Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert gehalten.

Alfred Huggenberger konnte solcher Kategorisierung nichts abgewinnen «Dieses verfluchte Wort: Heimatkunst! Kein grösserer Unsinn wurde je erfunden», mokierte er sich in einem seiner Notizhefte. «Entweder ists Kunst oder Seich.»<sup>25</sup>

---

24 Korrodi, Schweizerdichtung, S. 32.

25 KBTG Hu Sch 91: weisses Leinenheft, S. 10.

## 18 Vom guten Ruf und seinen Verfestigungen

Im Februar 1913, nur drei Monate nach Erscheinen der «Bauern von Steig», schickte Huggenberger sein nächstes Manuskript nach Leipzig. Es waren rund sechzig Gedichte für einen Band, der den schönen Titel «Die Stille der Felder» erhalten sollte. Am 6. März wurde die Sendung von Staackmann verdankt und vier Tage später ein Satzspiegel nach Gerlikon geschickt; ein inhaltliches Feedback erhielt Huggenberger nicht. Nachdem er von Jacques und Arnold Huber auf jedes seiner Lyrikprojekte kritische Anmerkungen erhalten hatte, ist durchaus vorstellbar, dass er die fehlende Beanstandung als eine Wohltat empfand.

Auffällig ist auch diesmal der Untertitel, «Neue Gedichte», was nicht heissen soll, dass es sich ausschliesslich um Erstabdrucke handelte. Rund die Hälfte der Texte war bereits in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, nur eine Handvoll jedoch mehr als vier Jahre zuvor, und einzig «Jörg von Frundsberg» wurde aus dem unveröffentlichten Stock der «Farbigen Blätter» übernommen. Ursprünglich übrigens bezeichnete Huggenberger seine neue Sammlung als «Mein Rosengarten».<sup>1</sup>

### «Die Stille der Felder»: selektive Wahrnehmungen eines vielseitigen Lyrikers

Wie zuvor «Hinterm Pflug» gliederte Huggenberger seine neue Gedichtsammlung in fünf Abteilungen. Er tat es in denselben Proportionen wie dort, und weil das neue Büchlein insgesamt um einiges dünner war, wurden die drei Mittelteile entsprechend sehr kurz. Wieder ist der erste Teil viel umfangreicher und erhielt auch diesmal von den Kritikern am meisten Lob. «Arbeit und Einkehr» heisst er und ist eine Art der Weiterführung von «Heimgarten» aus «Hinterm Pflug» mit seinen Pflügern und Mähdern, Träumern und Dichtern. Erneut und noch konsequenter geht es ums bäuerliche Schaffen im Lauf der Jahreszeiten, mit vie-

len persönlichen Details, so dass sich manche Gedichte wie Selbstgespräche lesen. Oder als Selbstvergewisserungen in gebundener Form, wie sich sagen liesse, würde dieser Begriff nicht zu penetrant nach Selbstbehauptung klingen. Das Versprechen der «Stille» wird hier eingelöst, die meisten Texte dieser Abteilung wirken ruhig, selbst die zahlreichen repetitiven Arrangements bewirken keine inhaltlichen Vergrößerungen. Es sind minimalistische Verdoppelungen, aus dem Musikalischen entlehnt – «wann kommt, wann kommt das grosse Jahr»<sup>2</sup> oder «'s ist lange her, 's ist lange her»<sup>3</sup> –, und in diesem Band noch mit der nötigen Zurückhaltung angewendet. Weitergetrieben hat Huggenberger die Übergänge von der Alltagsroutine ins Traumwandlerische, die Verschmelzung von Poetischem und Nützlichkeitsdenken. «[...] ich bin ein Mähder, wie Mähder sind,/ Gras ist Gras, aus Gras wird Heu,/Richtig, und man ernährt sich dabei [...]»<sup>4</sup>, heisst es in einem seiner meistgerühmten Gedichte, das noch viel weiter ausgedeutet werden könnte, im Hinblick nämlich auf die Gewalttätigkeit, wie die selbstverständlichsten Handgriffe des Bauern sie im Kosmos der Wiesen und für die Insekten darstellen.

Warum die neun Gedichte nach «Arbeit und Einkehr» eine eigene Abteilung namens «Mein Rosengarten» bilden, ist nicht recht nachvollziehbar; die märchenhaften Anklänge können es ebenso wenig sein wie die wechselnden Jahreszeiten, zumal sich diese Stimmungen auch durch die anderen Abteilungen ziehen. Einen eigenen Ton hingegen haben die sechs Gedichte, die unter «Jugend» rubriziert sind. Sie klingen sehr munter und sind wohl nicht zufällig in zwei Dutzend verschiedenen Liedern verwendet

1 GSA 81/VI, 5, 11, NL Rodenberg: A. H. an Rodenberg, 21.2.1912.

2 A. H., Stille der Felder, S. 76.

3 Ebd., S. 42; weitere Beispiele: S. 1, S. 43, S. 44, S. 88.

4 Ebd., S. 15.

worden; allein die «Tanzweise» mit ihrem stampfenden Rhythmus hat sieben Komponisten inspiriert, «Junger Mut» bringt es auf neun Vertonungen; insgesamt sind dem Bändchen über fünfzig Chorlieder zu verdanken.

In der letzten, ebenfalls verhältnismässig umfangreichen Abteilung, titulierte als «Nachernte», ist das bereits erwähnte Landsknechtlied «Jörg von Frundsberg» untergebracht, auch Gelegenheitsdichtung zum Neujahr und «Sängergrab», ein Nachruf auf den verehrten Josef Viktor Widmann. Man könnte den einen und andern Text als Füller bezeichnen oder gar die disparate Abteilung als Ganzes eine Verlegenheitslösung nennen, gäbe es nicht die drei Gedichte für Kinder, eines sogar in Mundart, ein Novum in einem Huggenbergerschen Lyrikband. Er liess sich auch diesmal einen Spielraum offen, um Neues auszuprobieren.

Von einem Experiment wäre auch zu reden bei den acht Gedichten, die als «Nachdenkliches Zwischenspiel» eine eigene Abteilung bilden. Weniger musikalisch als alle andern Texte im Buch, sind sie weitgehend der Gedankenlyrik zuzurechnen. Dies gilt für die beiden pazifistischen Texte «König Unfried» und «Der Friede» ebenso wie für «Winter» und «Sterbender Baum», die wir heute als symbolistische Texte für Naturzerstörung lesen und deshalb von der Bildkraft her als recht verbraucht empfinden. Ganz anders wirkte das Baum-Gedicht beim ersten Erscheinen. Im «Bund» etwa wird es als eine Perle bezeichnet, dann aber festgehalten, dass solche Art der Lyrik nicht dem Talent von Huggenberger entspreche.<sup>5</sup> Genau dieses merkwürdige Denkmuster hat Ida Axelrod in der «Leipziger Volkszeitung» aufgegriffen, indem sie festhielt, wie wenig Rezensenten mit den modernen Themen im «Nachdenklichen Zwischenspiel» anzufangen wussten: «Gedichte wie «Das tote Wort» konnten begrifflicher Weise ihr Wohlgefallen nicht finden [...], aber offen gesteht man es nicht, sondern es wird beteuert, des Dichters Gaben

lägen auf einem andern Gebiet.»<sup>6</sup> Tatsächlich ist dieses Muster nicht nur im «Bund» zu finden, auf dessen Rezension sich Axelrod bezieht; in manchen Kritiken werden die Gedichte des «Nachdenklichen Zwischenspiels» mit keinem Wort erwähnt, oder es geschieht so spekulativ wie in der ausführlichen Rezension von Robert Faesi, dem künftigen Professor für deutschsprachige Literaturgeschichte in Zürich: «Huggenberger bringt neben seiner schweizerischen Stammseele auch die Zeitseele zum Ausdruck. Andererseits muss der Bauerndichter das Zeitalter der Grossstadt mit seiner friedlosen Unrast, seiner gewalttätigen, ehernen Gebärde als etwas Fremdes, Unheimliches und Unseliges empfinden. Am Horizont ragen gleich drohenden Fingern die schwarzen Fabrikschlote, ein Netz von Eisenschienen umgarnt den Acker und durch die Stille der Felder redet ein fremder Ton»,<sup>7</sup> schreibt Faesi in der Basler «National-Zeitung», er bezieht sich explizit auf «Nachtgesang» und projiziert recht viel in das kurze Gedicht von Huggenberger:

### Nachtgesang

Die Drähte singen hoch am Mast,  
Ein starkes Klingen meilenweit.  
Verwundert lauschen Baum und Feld  
Dem Harfenspiel der neuen Zeit.  
Kein Windhauch rührt die Saiten an,  
Wer weckt im toten Mund den Ton?  
Ist's ein verholner Klage laut  
Der Urkraft, die verdammt zur Fron?<sup>8</sup>

5 KBTG Hu Z Sch 118, undatiert.

6 Leipziger Volkszeitung, 31.12.1913; auch: KBTG Hu Z 102.

7 KBTG Hu Z 118/1.

8 A. H., Stille der Felder, S. 70.

«Aber die Stille der Felder ist dennoch weit und mächtig genug, diesen drohenden Laut in sich verklängen und ihr Dichter stark und einheitlich genug, uns die Wohltat der ruhigen und reinen Natur empfinden zu lassen»,<sup>9</sup> argumentiert Faesi, mit dem Wunschenken eines Intellektuellen, einer verbreiteten Haltung, wie Ida Axelrod zu Recht kritisiert: «Bei allem Anerkennen seiner Kunst meinen manche Kritiker seine Wegleiter zu sein. Vor allem möchten sie, dass Huggenberger sich mit Problemen des modernen Lebens nicht befassen solle. Daraus mag auch zu erklären sein, weshalb einige von ihnen die neue Gedichtsammlung ›Die Stille der Felder‹ nicht nach dem ästhetischen Werte eingeschätzt haben.»<sup>10</sup>

Man hätte dem Bändchen den Willen zur Moderne ansehen können, rein äusserlich schon. Zwar verwendete der Verlag auch für die broschiierte Ausgabe eine frakturähnliche Schrift, die Zeichnung von Otto Marquard hingegen zeigt als Ausschnitt in zart gelb-grün-türkis Tönen eine menschenleere Landschaft, die sich gegen den Horizont hin fast schon abstrahierend aufzulösen beginnt.

### Intermezzo am Gardasee

Schon während seines Besuches in Leipzig war Alfred Huggenberger vom Ehepaar Staackmann für den kommenden Frühling in die verlagseigene Villa am Gardasee eingeladen worden, auch dies eine Tradition, von der etliche Hausautoren gerne Gebrauch machten. Wegen anstehender Landarbeiten musste Huggenberger die Reise auf den Herbst 1913 verschieben, und als er dem Kollegen Ginzkey nach Wien davon berichtete, wollte dieser in der zweiten Oktoberhälfte ebenfalls für ein paar Tage nach Gardone kommen, zumal er um diese Zeit zusammen mit seiner Frau ohnehin im nahen Südtirol weilte.

Am 12. Oktober reiste Huggenberger vorerst nach Leipzig, um seinen neuen Geschichtenband,

«Die Dorfgenossen», zum Abschluss zu bringen. Viel gab es nicht mehr zu tun, die Texte waren fertig und zum Teil bereits gesetzt. Nach zwei Tagen gingen die letzten in die Druckerei, die restlichen Fahnen wollte Staackmann seinem Autor an den Gardasee nachschicken. Neben der Arbeit hatte Huggenberger die Bauausstellung besucht und bereute nun, sich mit dem Ehepaar Ginzkey verabredet zu haben, denn lieber wäre er noch ein paar Tage in Leipzig geblieben und hätte die Einweihung des Völkerschlachtdenkmal miterlebt, wie er in einem Brief nach Hause berichtete.

So machte er sich am 15. Oktober auf nach München, um dort den Maler Ernst Kreidolf zu treffen und anderntags über den Brenner an den Gardasee weiterzufahren. Im Zug las er ein Buch von Ginzkey, «Der Wiesenzaun», das soeben bei Staackmann herausgekommen war. «Ich musste mich zu jeder Seite zwingen, es ist ganz schlecht gemacht», schrieb er nach Gerlikon. «Ich wäre fast lieber einige Tage in München geblieben. [Ich] glaube kaum, dass ich lange in Gardone bleiben werde. Im Notfall, wenn's mir nicht gefällt, werde ich schon eine Ausrede finden.»<sup>11</sup>

Hätte er sich nicht die Fahnen nach Gardone nachschicken lassen, wäre Huggenberger vermutlich sehr bald wieder abgereist. Er scheint sich mit Ginzkey nicht so gut verstanden zu haben. Bertha Huggenberger riet ihm, sich nach der langen Reise entsprechend Zeit zu nehmen. «Bleibe nur solange es Dir gefällt [...], wer weiss, wann Du wieder dorthin kannst»<sup>12</sup>, schrieb sie nach Gardone. Sie selbst war sehr beschäftigt, wie sie in ihren Briefen berichtete: Das milde Oktoberwetter liess es zu, das Vieh täglich

---

9 KBTG Hu Z 118/1.

10 KBTG Hu Z 102: Leipziger Volkszeitung, 31.12.1913.

11 KBTG Hu B 43: A. H. an Bertha Huggenberger, ohne Datum (15.10.1913).

12 Ebd.: ohne Datum.

mit frisch gemähtem Gras zu versorgen. Sie freute sich auf einen Ausstellungsbesuch in Zürich und war mehrmals in der Margenmühle, weil es ihrem Vater nicht gut ging. Er wollte nun unbedingt den Betrieb seinem Sohn Hans überschreiben. Am 16. Oktober wurde im Notariat ein Auskaufvertrag ausgehandelt. Demnach hatte Hans Schmid die Ansprüche des Vaters und seiner einzigen Schwester mit 50 000 Franken abzugelten. Das heisst, er musste die Hypothek von 40 000 Franken vollumfänglich übernehmen und zudem eine Schuld von 10 000 Franken zugunsten von Vater und Schwester mit jährlich vier Prozent verzinsen sowie dem Vater das lebenslängliche Wohnrecht im ererbten Elternhaus gewähren.<sup>13</sup>

Die Korrekturen seien demnächst fertig, und «so schön es hier ist, so habe ich doch nicht im Sinn, noch mehr als zwei bis drei Tage zu bleiben», heisst es im nächsten Brief aus Gardone. «Herr Ginzkey will mich überreden, erst am Samstag mit ihm über Innsbruck heimzufahren und ich habe zugesagt: vorausgesetzt, es komme kein ungünstiger Bericht wegen Deines Vaters. Nun bitte ich Dich mir sogleich umgehend zu schreiben, dass es mit seinem Befinden nicht am besten stehe (oder vielleicht hast Du eine andere Ausrede) ergo: Du musst den dringenden Wunsch äussern und motivieren, dass ich ungesäumt heimkomme. Man ist hier auf so einen Bericht vorbereitet; ich muss natürlich den Brief vorzeigen können.»<sup>14</sup> Um mögliche Missverständnisse zu vermeiden, bat er sie, vor das Datum unbedingt ein Sternchen zu setzen, falls es *nicht* ernst gelte.

In ihrem nächsten Brief schrieb Bertha, sie habe ihren Vater im Frauenfelder Spital besucht, es gehe ihm gar nicht gut. «Er wusste gar nicht, wer er war. Die Krankenschwester sagte mir, dass er jeden Tag schwächer werde und dass zu befürchten sei, dass der Schlaganfall sich wiederhole. Wenn es Dir möglich ist, wäre ich schon froh, wenn Du bald zurückkäme, denn wenn ich Dich auch telephonisch heimrufen könnte, wenn er plötzlich sterben sollte, so

würden doch fast zwei Tage vorbeigehen bis Du hier sein könntest. Ich hätte es Dir ja von Herzen gegönnt, wenn Du noch einige Zeit in Gardone hättest bleiben können, Du bist ja gar gut aufgehoben.»<sup>15</sup> Zwar ist der Brief nicht datiert, doch der Vermerk «Dienstagabend» bedeutet, dass er am 21. Oktober geschrieben wurde.

Alfred Huggenberger setzte sich in den nächsten Zug, wie er Kreidolf auf einer Ansichtskarte berichtete;<sup>16</sup> am Freitagvormittag kam er in Gerlikon an. Zwei Tage später starb Vater Johann Schmid im Krankenhaus in Frauenfeld und wurde am 29. Oktober in Bussnang beerdigt.

Es ist fraglich, ob Huggenberger sich mit Ginzkey noch einmal getroffen hat, als er im folgenden Monat zu Lesungen nach Wien reiste. Der schriftliche Kontakt zwischen den beiden jedenfalls ist nach einem höflichen Brief aus Gerlikon endgültig abgebrochen.<sup>17</sup>

Ein halbes Jahr nach dem Begräbnis von Johann Schmid hatte die Familie Huggenberger einen weiteren Todesfall zu beklagen. In Gerlikon starb Emma Müller-Huggenberger mit 42 Jahren an Krebs. Zu spät hatte sie sich von Ferdinand Sauerbruch im Zürcher Kantonsspital operieren lassen. Zeitlebens war sie ihrem Bruder Alfred sehr nahe gestanden und für die Schwägerin Bertha bald zu einer guten Freundin geworden.

---

13 KBTG Hu L Sch 60/1: Abschrift des Überlassungsvertrags vom 16.10.1913.

14 KBTG Hu B Sch 41: A. H. an Bertha Huggenberger, 19.[10.1913], morgens.

15 KBTG Hu B Sch 43: Bertha Huggenberger an A. H., ohne Datum (21.10.1913).

16 BBB, NL Kreidolf, 17.24 (Alfred Huggenberger): 23.10.1913.

17 Wienbibliothek, NL Ginzkey, HIN 167974: A. H. an Ginzkey, 15.11.1913.



Abb. 51: Ehepaar Hans und Emilie Schmid-Bartholdi vor der Margenmühle, undatierte Postkarte.



### «Die Dorfgenossen», Liebesgeschichten

Genau so gut wie «Die Dorfgenossen» hätte das neue Buch «Die Verliebten» heissen können. Denn dies ist das Thema aller sechs Geschichten des Bandes und zieht sich durch verschiedene Lebensalter. Der älteste unter den Verliebten kommt nicht über den Tod seiner ersten Frau hinweg, der jüngste ist ein Schuljunge, der sich zu Mutproben hinreissen lässt, um einer neu zugezogenen Mitschülerin zu imponieren.

«Ein Plauderer mit wortreicher Zunge», spottete Wolfgang Schumann über den Autor.<sup>18</sup> Zuvor schon hatte er im «Kunstwart» gegen den Schweizer Roman im Allgemeinen polemisiert – «fast Buch für Buch eine Enttäuschung» – und dabei, als einziger Rezensent, «Die Bauern von Steig» grundsätzlich ver-

rissen.<sup>19</sup> Er tat dies mit einem sehr formalen Ansatz, wie Eduard Korrodi en passant bemerkte.<sup>20</sup> Noch weiter ging Schumann nun in der Kritik des neuen Erzählbands, der Autor der «Dorfgenossen», schrieb er, sei ein Epigone seiner selbst, einer, der sich endlos kopiere.

Liebesgeschichten sind in der Prosa von Huggenberger tatsächlich nichts Neues. Umso beachtlicher sind die formalen Verfeinerungen. Wie schon im «Ebenhöch» gibt es auch hier wieder das Muster vom Mann, der einem andern Mann eine Geschichte erzählt, doch nun bleiben beide Männer präsent. Und

18 Schumann, Das literarische Echo, 1.7.1914, in: KBTG Hu Z, 115/3.

19 Der Kunstwart, Juni 1913, S. 314 und 318 f.

20 Korrodi, Von Gotthelf zu Huggenberger, siehe: KBTG Hu Z 103.

der Wulkenmacher in der gleichnamigen Geschichte, ein passionierter Pfeifenraucher, kann sich als Ich-Erzähler durchaus selbst unterbrechen, wenn es die Situation erfordert. Oder er wendet sich mit einer Bemerkung an seinen Zuhörer, der als ein zweiter Ich-Erzähler den Wulkenmacher die ganze Zeit beobachtet: «Er hatte seinem feuchten Kraut einige Augenblicke nicht die unerlässlich notwendige Aufmerksamkeit geschenkt und musste nun nach einem glühenden Scheit langen, um dieses wieder gehörig in Brand zu stecken. Nachdem er in rascher Folge ein paar fast unheimliche Wolken erzeugt hatte, fuhr er, halb zu sich selber redend, in seiner sonderbaren Weise zu erzählen fort [...]»<sup>21</sup>

Eine markante Veränderung in der Erzähltechnik lässt sich auch in «Die heimliche Macht» erkennen: Dölfi Spleiss stützt sich in seiner Rolle als Ich-Erzähler zuweilen auf eine ungewöhnliche Art von Assistent: den Dorfbach. «Er will Menschlein sehen, junge und alte durcheinander, wie sie sich plagen und ihre Mühsal haben. Er will ihre Höfe und Weiler von weitem auslachen, die immer und ewig auf dem gleichen Fleck sitzen müssen», heisst es von diesem Bach, der im entscheidenden Moment in die Liebesgeschichte eingreift: «Was bist du für ein trockener Jung! Ich mach meine Sprünge und übe meinen Übermut, derweil [...] nicht Mauer noch Wehr mich zahm gemacht haben [...]»<sup>22</sup>, schimpft der Bach. Er gehört zu den beseelten Objekten. Dies ist eine Kunstform, die Huggenberger in seinen bisherigen Prosatexten in Not-situationen von Kindern verwendet hat – Ferdi Kempf etwa wird von einem Möbel angesprochen, Gideon Reich von einer kunstvoll aufgeschichteten Scheiterbeige<sup>23</sup> –, was realistischen Prosatexten eine starke Wirkung verleiht. Unnötig zu sagen, dass ein extensiver Gebrauch von beseelten Objekten zu einer Masche verkommt.

So ist Wolfgang Schumann in einem ähnlichen Zusammenhang durchaus Recht zu geben. Der immense Erfolg mit kauzigen Figuren, wie Huggenber-

ger ihn verbuchen konnte, birgt tatsächlich die Gefahr, dass ein Autor «heimlich, gleichsam über seine Gestalten hinweg, das Einverständnis mit dem Leser sucht, ein lächelndes, freundliches, biedermännisches Einverständnis über die scherzhaften Leute und das wunderliche Treiben, von denen er erzählt».<sup>24</sup> Wobei es allerdings nicht zutrifft, dass dies bei Huggenberger permanent der Fall gewesen sein soll, wie Schumann behauptet. In den «Dorfgenossen» kommen die meisten Erzählungen ohne wunderliche Figuren aus. Überdies verzichtet die beste der sechs Geschichten, «Klaus Inzubens Tochter», auf scherzhafte Anklänge. Ursprünglich hiess sie «Herminens Heirat» und sollte im «Ebenhöch» veröffentlicht werden, schrieb Huggenberger an Julius Rodenberg.<sup>25</sup> Daraufhin muss der Text wohl eine Zeit lang liegengeblieben sein, ehe er in der «Schweiz» veröffentlicht wurde.<sup>26</sup> Es ist übrigens nicht ganz einsichtig, warum Hermine im Titel der gedruckten Fassung über ihren Vater definiert wird und «Klaus Inzubens Tochter» zudem in eine seltsam entrückte Vergangenheit bugsiert wird, eine Zeit, in der zwar schon Eisenbahnen fuhren, die Kinder ihre Eltern aber mit «Ihr» anredeten. Und doch sind es keine überkommenen Konventionen – auch nicht bloss väterlicher Zwang oder subtiler gesellschaftlicher Druck –, was Hermine veranlasst, sich gegen bessere Einsicht mit dem reichen Konrad Merk zu verloben. Mindestens so sehr ist es ihr eigener Wunsch, der verführerische Gedanke, auf dem schönen Taubenmooshof eine führende Rolle zu spielen – auch wenn sie intuitiv längst begriffen hat,

21 A. H., Dorfgenossen, S. 16–17.

22 Ebd., S. 237–238.

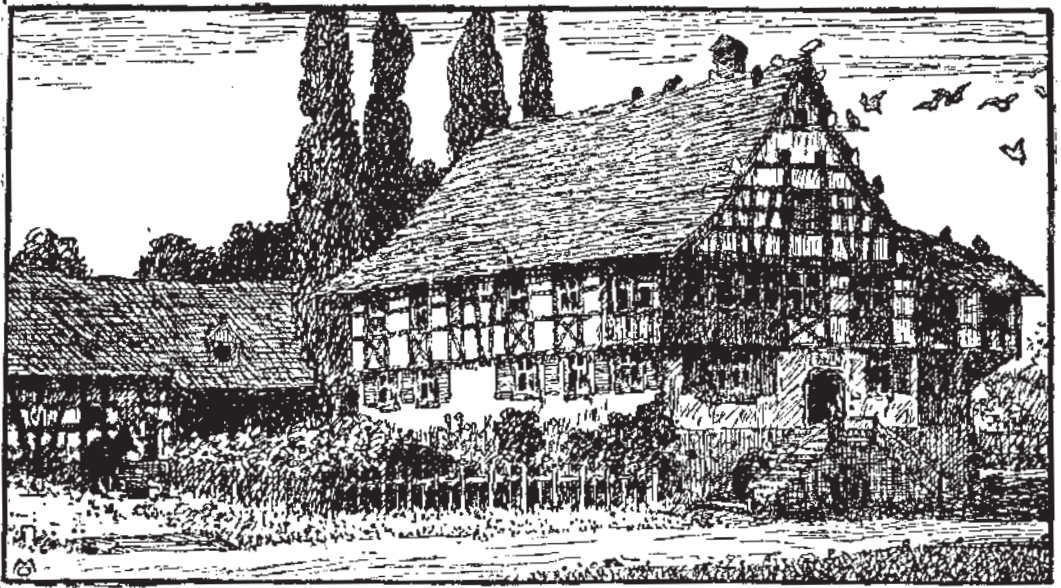
23 A. H., Ebenhöch S. 34–35; Bauern von Steig, S. 71.

24 Wolfgang Schumann, Das literarische Echo, 1.7.1914, in: KBTG Hu Z, 115/3.

25 GSA 81/VI, 5, 11, NL Rodenberg: A. H. an Rodenberg, 23.3.1911.

26 Die Schweiz, 1913, S. 391–396, S. 420–424, S. 441–449, S. 465–468 und S. 491–494.

Abb. 52: Der Taubenmooshof (in «Klaus Inzubens Tochter») in einer Zeichnung von Otto Marquard.



dass sie dort nie würde glücklich werden können. Der Zwiespalt treibt sie in nahezu somnambule Zustände, eine psychische Krise – «sie konnte selbst beobachten, wie sie in der Stube ab und zu ging, Gläser aufstellte, Tischgerät zurechtlegte und den Gast mit unwahrem Lächeln nach allerlei Dingen fragte, die zu wissen ihr von Herzen gleichgültig waren»<sup>27</sup> –, und so strebt sie mit traumwandlerischer Sicherheit einer Lösung zu.

Die Passagen von der falschen Verlobung sind etwas vom Dichtesten, das Huggenberger geschrieben hat. Sie zeugen von ausserordentlichem Einfühlungsvermögen, aber auch von der Fähigkeit, die empathische Haltung als Künstler überzeugend zu gestalten. Oder, wie Eduard Korrodi über Hermine Inzuben schreibt: «Wie auf Zehen schleicht ihr der Erzähler nach, belauscht und beaugapfelt ihr Innerstes, steigert den Gegensatz des Nüchterlings und der zartbesaiteten Tochter.»<sup>28</sup>

Wie gelassen Huggenberger auf die Kritik von Wolfgang Schumann reagieren konnte, ist einer verschlüsselten Briefstelle zu entnehmen. «Die Dorfgenossen» sollten demnächst schon in zweiter Auflage herauskommen, schrieb er Ernst Kreidolf nach München. «Wenn mir der Wolfgang dann nicht wieder Mist macht! Geschadet hat er mir natürlich viel. Ich möchte *doch* einmal mit diesem Menschen zusammen kommen und mit ihm sprechen. Was gilts, ich könnte ihm über manches eine andere Meinung beibringen.»<sup>29</sup> Überrasst dagegen ist einmal mehr Huggenbergers Reaktion auf die Kritik von Fritz Marti. Er ärgerte sich über den Einwand, von den

27 A. H., *Dorfgenossen*, S. 120.

28 Eduard Korrodi, Alfred Huggenbergers *Dorfgenossen*, in: *Literarische Beilage der Kölnischen Volkszeitung*, 12.2.1914.

29 BBB, NL Kreidolf, 17.24 (Alfred Huggenberger): 8.11.1913.

sechs Texten sei einzig «Klaus Inzubens Tochter» eine Novelle; und mehr noch wurmte ihn der folgende Satz: «So wenig interessant der Inhalt dieser Geschichten ist, so vermögen sie doch zu fesseln durch die Lebenswahrheit der Charaktere, die psychologisch feine Entwicklung der bescheidenen Handlung, ferner durch die sorgfältige, fast ängstlich-pedantische Zeichnung der Personen und Szenen, vor allem durch den ebenso sorgfältigen, melodisch klingenden Sprachstil, der den harmlosen Geschichten poetischen Glanz verleiht.»<sup>30</sup> In seiner jahrelangen Aversion gegen Marti war Huggenberger ausserstande, das Positive aus der Besprechung herauszulesen und bezeichnete ihn als Nivellierkritiker.<sup>31</sup> Zu einer Ausöhnung der beiden ist es nicht mehr gekommen. Fritz Marti starb am 8. August 1914, sein Nachfolger bei der «Neuen Zürcher Zeitung» wurde Eduard Korodi.

### Wie Heinrich Lentz sich selbst abhandeln kommt

Auch Heinrich Lentz gehört zu den Verliebten. Nicht nur dem Namen nach ist der Protagonist im zweiten Roman (wie das Werk nachträglich bezeichnet wurde) aus dem Jahr 1916 eine Variante des schüchternen Heinrich, der in Huggenbergers literarischem Werk verschiedentlich in Erscheinung tritt: ein junger Mann, schwerfällig, Nichttänzer, im Grunde zugleich treuherzig wie gehemmt und im Geheimen voller Angst, einen Korb einzufangen. «Die Geschichte des Heinrich Lentz» erzählt einen längeren Lebensabschnitt; der Protagonist tut dies nicht selbst wie Gideon Reich, und anders als in den «Bauern von Steig» sind es nicht ausschliesslich äussere Widrigkeiten, die es zu überwinden gilt. Heinrich hat auch mit sich zu kämpfen, steht sich selbst im Weg. Sein Vater hat ihm einen «Karakter» anerzogen, man könnte unter diesem schwerfälligen Wort auch Sturheit verstehen, etwas eigensinnig Borniertes, autis-

tische Züge gar und jedenfalls eine Überzeugung, die sich wie eine Gebetsmühle anhört: Schöner als daheim in Lentzenholz ist es nirgends auf der Welt, schon gar nicht in Kasparshub, der Nachbargemeinde. Wobei der Unterschied zwischen den zwei Ortschaften nicht sehr gross sein dürfte, sie gehören beide zu den zahllosen Dörfern, wo ein neuer Lehrer nach zwei Tagen schon wie von selbst begreifen muss, «dass der Mehlbuckheinrich und der Frohhofheinrich nicht hinter den Taglöhnerbuben zurückgesetzt werden durften».<sup>32</sup> Das ist auch der Grund, wieso einer wie der Lentzenheinrich von klein auf zu den Benachteiligten gehört und sich als Schulbub in Sabine Bucher verliebt, die Tochter einer verwitweten Seidenweberin. Zwei Schwache also, Halbweisen beide, die sich zusammentun und einander helfen, bei den Schneeballschlachten ebenso wie gegen Tischbergers Hund und die Übernamen, die man ihnen anhängt. Dass sie sich dann als junge Erwachsene aus den Augen verlieren, hat mit Heinrichs «Karakter» zu tun. Und weil die Geschichte sich so stark auf ihn konzentriert, verstärkt sich der Eindruck des Einzelgängerischen, wenn er beispielsweise im Wirtshaus sitzt, sein Glas zwischen den Fingern dreht und es ihm für ein paar Augenblicke vorkommt, «er sei eigentlich gar nicht mehr er selber, sondern es sitze ein anderer, ihm ganz fremder Mensch an seinem Platze».<sup>33</sup> Inzwischen ist der Vater gestorben und die Schwester wird heiraten, aus dem Kirschbaum hat sie einen Doppelkasten machen lassen, dieser steht draussen vor dem Haus, wo all ihre Sachen stehen, die ganze Aussteuer, die fortgeschafft werden soll, und es scheint unmöglich, denkt sich Heinrich, «dass für ihn ausser den kahlen Wänden noch etwas übrig

30 Neue Zürcher Zeitung, 14.12.1913, auch in KBTG Hu Z Sch 115/3.

31 StAZH WI 30.16: A. H. an Hans Bodmer, 20.12.1913.

32 A. H., Lentz, S. 19.

33 Ebd., S. 144.

bleiben könnte. Als man endlich doch so weit war, dass man ans Abfahren denken durfte, zog er seine Schuhe aus und stellte sie auf ein leer gebliebenes Plätzchen neben den blankpolierten kirschbaumenen Doppelkasten hin, worauf er sich in den Socken ins Haus hinein machte».<sup>34</sup>

Dass Heinrich «ein krauses Hirn» haben könnte, wird zwar beiläufig erwähnt, im Übrigen aber nur beschrieben, wie er sich allmählich selbst abhanden kommt: Sich in seinen Hass auf das Nachbardorf hineinsteigert, mit Sabine kein vernünftiges Wort mehr wechseln kann, ihr dafür nachschleicht nach Kasparshub, wo sie sich, des Wartens müde, mit einem alten Witwer verheiratet hat. Versteckt auf einem Baum schaut Heinrich ihr ins Wohnzimmer hinein.

Überzeugender als das Happyend ist die Beschreibung eines langsamen Verwahrlosungsprozesses. Ein solches Thema würde man von Huggenberger nicht erwarten und deshalb gern wissen, wie er zu dieser Geschichte gekommen ist. Doch leider gibt es von ihm weder Notizen noch Briefstellen, die darüber Aufschluss geben könnten. Auch Entwürfe sind im Nachlass nicht vorhanden, mit Ausnahme des Manuskripts «Der Dritte Heinrich», einer frühen Fassung, die im September 1915 in der «Neuen Zürcher Zeitung» abgedruckt wurde. Sie ist etwas kürzer und unflätiger als das Buch von 1916, was das Verhalten von Heinrich betrifft. Die sprechenden Möbel hingegen wurden erst nachträglich eingeführt, es sind besetzte Objekte wieder, passend zum psychischen Zustand des Protagonisten im vermeintlich leeren Haus. Zudem sind die Anekdoten über die Dummheit der Leute von Kaparshub zahlreicher, die Umstellungen einzelner Textpassagen auch nicht in jedem Fall eine Verbesserung. Dies gilt insbesondere für den Schluss, der im Vorabdruck weit mehr überzeugt: Sabine singt auf Heinrichs Bitte ein Lied, und «mitten im Singen hatte sie einen Einfall: «Du, weisst du auch noch, wie du mir zur Unterweisungszeit immer Tischbergers bösen schwarzen Hund festgehalten hast?»».

Für beide Fassungen gilt indessen, dass sie explizit im 20. Jahrhundert angesiedelt sind,<sup>35</sup> jedoch keine Anhaltspunkte über mögliche ausserliterarische Quellen enthalten. Auch den Besprechungen sind keine diesbezüglichen Hinweise zu entnehmen. So bleiben lediglich ein paar Sätze aus einem Brief von Pfarrer Wilhelm Gamper aus Dresden, der in jungen Jahren im thurgauischen Aawangen tätig war: «In Ihrem Heinrich Lentz lebte mir so vieles wieder auf, was ich vor 50 Jahren vor und neben mir hatte: die unverwüstlich schöne Natur und die Menschen, wie sie dort waren und noch jetzt sind.»<sup>36</sup> Sein Sohn Gustav Gamper, geboren 1873 in Trogen und aufgewachsen in Dresden, kam auf Umwegen in die Schweiz zurück. Mit seinen Freunden Ernst Kreidolf und Hermann Hesse bildete er das «Trio der Malerpoeten».<sup>37</sup> An einer Lesung in Zug hatte er Huggenberger von einer Gegend reden hören, die er bisher nur aus Anekdoten gekannt habe. Dies schrieb er 1910 nach Gerlikon, wo er später mehrmals zu Gast war. Bei diesen Besuchen wurde vermutlich auch über Literatur gesprochen; in einem kurzen Text «Was Huggenberger einmal zu mir sagte» heisst es unter anderem: «Ich bin kein Bauerndichter, sondern ein Künstler. Einen neuen Typus zu schaffen, das ist das Entscheidende und auch das Schwere. – Es fehlen uns Diejenigen, die, in einer unserer Klein- und Grossstädte wohnend, sie schildern. Wenn ich durch die Gassen zum Beispiel von Stein am Rhein gehe, so denke ich mir, dass hinter diesen Fenstern auch Menschen wohnen. – Dorf und Feld sind der allgemeine Tummelplatz, die Weide, auf der ein Jeder ungestraft zu grasen meint. Ich hege Misstrauen gegen einen Dichter, der seit langem in einem Milieu wohnt, ohne

---

34 Ebd., S. 194.

35 Ebd., S. 208.

36 KBTG Hu B Sch 6: Gamper an A. H., 26.1.1918.

37 Stark/Michels, Trio der Malerpoeten sowie Borchardt/Bosch, Künstlerfreunde.

aus ihm zu schöpfen. Ich sollte meinen, dass er an jedem Tag in seiner Umgebung etwas Interessantes erblicken müsste.»<sup>38</sup>

---

38 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 35/6, undatiert.

## 19 Neue Efforts fürs Theater

«Der Bauernkönig» von 1902 hat als Zäsur in Huggenbergers dramatischem Schaffen zu gelten. Es war sein letztes Historienspiel, doch kein Abschied von den Theaterambitionen und der Lust auf neue Formen. Dies zeigte sich bald darauf an «Mutter Sibylle», dem Singspiel für einen Frauenchor, mit Musik von Carl Vogler, dem späteren Direktor des Zürcher Konservatoriums. Das Stück handelt unter Zigeunerinnen, einem fremdartigen Milieu für den Dichter aus Bewangen. Ein Entgegenkommen an einen Komponisten mit Faible für solche Musik, möchte man annehmen, wäre nicht Huggenberger nachweislich der Initiator gewesen. Er hatte den Text geschrieben und ihn Ende 1902 dem fast siebzigjährigen Carl Attenhofer angeboten, jenem Komponisten, der eines seiner Landsknechtlieder vertont hatte und nun Interesse an «Mutter Sibylle» bekundete. Als es dann aber mit der Zusammenarbeit doch nicht klappen wollte, schickte Huggenberger das Stück dem jungen Vogler, der damals seinen Lebensunterhalt als Organist und Gesangslehrer verdiente und daneben an grossen Musiktheaterproduktionen mitwirkte.

Die Antwort liess fast ein Jahr auf sich warten. Huggenberger hatte den Text bereits zurückgefordert, als Vogler sich am 12. Dezember 1904 mit ein paar Ideen zu einer Aufführung sowie dem Vorschlag meldete, «Mutter Sibylle» in rund einem Monat einer geschlossenen Gesellschaft im Kasino Baden vorzuführen, als eine Art Probelauf gewissermassen, um dann das Projekt gemeinsam weiterzuentwickeln.<sup>1</sup> Vielleicht war es der Wiederaufbau der Sommerau, was Huggenberger vom erwünschten Treffen abhielt, möglich aber auch, dass er sich nicht auf solcherart theaterspezifische Zusammenarbeit einlassen mochte, jedenfalls interessierte er sich wenig für das weitere Schicksal seiner «Mutter Sibylle». An der eigentlichen Uraufführung am 16. Februar 1905 im Stadttheater Baden kaprizierte er sich darauf, im eigens für ihn konzipierten Rahmenprogramm eine Zwischenfassung des «Heidenweiher» vorzulesen

und kümmerte sich danach weder um die Drucklegung des gemeinsamen Werks im Musikverlag Hug noch um die weiteren Aufführungen der «Mutter Sibylle».<sup>2</sup> Er verfasste kein weiteres Libretto, die künftige Zusammenarbeit mit einzelnen Komponisten beschränkte sich darauf, ihnen auf Anfrage hin unveröffentlichte Gedichte zu überlassen oder als Rezipient eigener Texte im Rahmenprogramm grösserer Anlässe aufzutreten.

In den nächsten Jahren schrieb Huggenberger ab und zu ein Lustspiel oder machte sich an eine Überarbeitung, beides meist aus konkretem Anlass. «Er wott an Verbandstag» etwa entstand als Auftragsarbeit der Schweizer Metzgermeister für deren Versammlung am 10. Mai 1908 im Restaurant Frohsinn in Frauenfeld.<sup>3</sup> Wenig später erschien «Si wott en neue Rock». Beide handeln von ehelichen Machtkämpfen und waren veröffentlichte Erstfassungen der späteren Lustspiele «De Herr im Huus» und «De Obigschoppe». Für «Die Männerfeindinnen oder Alles beim Kaffee» kam die Anregung aus Bischofszell. Die dortige Stadtmusik wollte ursprünglich «Backfischlaunen» aufführen, war vom Schluss aber nicht befriedigt und bekam vom Autor deshalb eine überarbeitete Fassung, die am 13. Januar 1907 in der «Ilge» Bischofszell aufgeführt wurde, so überzeugend, dass Huggenberger die Überarbeitung noch im gleichen Jahr als neues Lustspiel veröffentlichte.<sup>4</sup> Zudem belieferte er unter dem Pseudonym Dr. Hans Meyerlein weiterhin den Feuz-Verlag mit Deklamationen, war aber bald so intensiv mit seiner Prosa be-

1 KBTG Hu B 1122 in Sch 24: Vogler an A. H.

2 Unter anderem am 24.2.1907 vom Töchterchor Ausser-sihl in Zürich, im November 1911 als Wiederaufnahme in Baden, am 13.1.1923 in der Turnhalle Tägerwilen, am 13.3.1938 vom Frauenchor Dübendorf.

3 KBTG Hu B 1059.

4 KBTG Hu B 978: Stadtmusik Bischofszell (K. Becker) an A. H., 29.11.1906, sowie Hu B 1301: A. H. an Becker, 23.12.1906.

Abb. 53: Titelblatt der Partitur von «Mutter Sibylle», publiziert 1906.



schäftigt, dass er wieder einen Anstoss von aussen brauchte, um sich erneut dem Theater zuzuwenden. Auftrieb gab ihm zweifellos, dass mit dem Dramatischen Verein Zürich eines der besten schweizerischen Laiensembles zwei seiner Stücke für die Pfauenbühne inszenierte, «Die Werbung» am 7. und am 11. April 1911 und «Dur's Telephon» am 29. und 30. April 1912. Kurz darauf meldete sich Otto von Greyerz, der seit ein paar Jahren auf Schloss Glarisegg unterrichtete, dem bekannten Landerziehungsheim bei Steckborn am Untersee, sich aber mit dem Gedanken trug, nach Bern zurückzukehren, um neben seiner Lehrtätigkeit eine anspruchsvolle Volksbühne für Mundartstücke zu betreiben. Es traf sich deshalb gut, dass die Heimatschutzbewegung an der bevorstehenden Landesausstellung in Bern eine Plattform für das einheimische Theater lancieren wollte. Zu diesem Zweck wurde ein Ausschuss ernannt, dem

neben Otto von Greyerz aus der Deutschschweiz die Schriftsteller Jakob Bühler, Simon Gfeller, Hermann Hesse und Josef Reinhart, der Verleger Alexander Francke, der Seminardirektor Ernst Schneider, die Juristen Gerhard Boerlin und Paul von Greyerz, die Maler Rudolf Mürger und August Schmid sowie der Redaktor und spätere Gotthelf-Herausgeber Hans Bloesch angehörten.<sup>5</sup> Sie hatten den Auftrag, gute Laientruppen für eine Teilnahme zu gewinnen und für sie geeignete Stücke zu sammeln, um so ein Programm zusammenzustellen für das Dörflietheater, das zuweilen auch Heimatschutzbühne genannt wurde.

Als Otto von Greyerz auf seine Anfrage prompt 47 gedruckte Stücke von Huggenberger erhalten hatte, musste er ihn bitten, sich auf eine Auswahl von höchstens zehn Texten zu beschränken, was daraufhin zu einem Treffen der beiden geführt hat. «Von Huggenberger habe ich etwa sechs Stücke gelesen, nur solche in der Mundart. Für den bäurischen Schwank hat er ausgesprochene Anlagen. Die Anfangssituation ist immer famos; überhaupt versteht er ausgezeichnet, einem Gegenstand die dramatisch wirksame Seite abzugewinnen. Die Komposition ist so simpel wie etwas», rapportierte von Greyerz dem eng befreundeten Simon Gfeller seine widersprüchlichen Eindrücke. Von der Sprache und vom Volkstümlichen her seien die Texte gut, auch wenn die Ostschweizer Mundart bei weitem nicht so reichhaltig wie jene der Berner sei; zu denken hingegen gebe Huggenbergers mangelnde Ernsthaftigkeit, «fast schon zynisch ehrlich» habe er erklärt, dass er in seiner Dramenproduktion eben auf zwei Schienen fahre, «und dann, wie konnte er sich mit solchen Schubiaken von «Verlegern» wie Wirz einlassen! Ein anderer, x-beliebiger, ja, aber ein Huggenberger?»<sup>6</sup>

5 Lerch, Berner Heimatschutztheater, S. 13, sowie Briefwechsel Gfeller/von Greyerz, S. 133.

6 BBB FA von Greyerz 97, Simon Gfeller, 126/1, 27.10.1912.



Abb. 54: Szene aus «Mutter Sibylle», uraufgeführt am 16. Februar 1905 in Baden.



### Preisrichter wider Willen

Während die Vorbereitungsarbeiten für das Programm im Dörflietheater gut angelaufen waren, wollte das zweite grosse Theaterprojekt der Landesausstellung nicht vom Fleck kommen. Vorgesehen war ein Wettbewerb für ein nationales Festspiel, das in deutscher Sprache verfasst, «ganz oder teilweise zur Vertonung geeignet» und bis zum 31. März 1913 abgeliefert sein musste (womit ab Ausschreibungstermin nur gerade vier Monate eingeräumt wurden). Ein miserables Konzept also, das C. A. Loosli im Auftrag des Schweizerischen Schriftstellervereins ausführlich zerzauste und namentlich auch an der Kompetenz der fünf Preisrichter zweifelte; dies waren drei Gymnasiallehrer, der Direktor der eidgenössischen Alkoholverwaltung und Hans Bodmer vom Lesezirkel Hottingen.<sup>7</sup> Weil die Mitglieder des Schriftstellervereins an der Generalversammlung am 17. November

1912 in Olten überdies einen Wettbewerbsboykott beschlossen, sahen sich die Verantwortlichen der Landesausstellung genötigt, das Wettbewerbsreglement entsprechend den Vorschlägen des Schriftstellervereins abzuändern und das Preisgericht neu zu bestellen. In diesem Prozedere spielte Huggenberger eine etwas nebulöse Rolle. Zusammen mit Carl Spitteler, Meinrad Lienert und Carl Albrecht Bernoulli wurde er vom Vorstand des Schriftstellervereins als Preisrichter vorgeschlagen – «meuchlings» und zu «meinem grossen Schrecken»,<sup>8</sup> wie er nachträglich betonte –, und nachdem er zur ersten Sitzung erschienen war, wurde er am 9. Januar 1913 definitiv gewählt von der Berner Stadtregierung, die sich mit 5100 Franken an den Kosten des Festspiels beteiligte.

7 Loosli, Festspielkonkurrenz, S. 238–246.

8 KBTG Hu Sch 132, Mappe Preisausschreiben: A. H. an Bühler (Briefentwurf), 29.1.1913.

Im Unterschied zu Spitteler und Lienert hatte Huggenberger sich nicht rechtzeitig zu einer Absage durchringen können und kam bald in Clinch mit den Positionen des Schriftstellervereins, besonders mit dessen Sekretär, dem Schriftsteller Jakob Bühler. Die beiden hatten grundsätzliche Differenzen. Huggenberger sträubte sich dagegen, dass für das Festspiel ausschliesslich Schweizer Autorinnen und Autoren berücksichtigt werden sollten. Für ihn musste es «ein Poet deutscher Sprache» sein, womit er die Romands kategorisch ausschloss. Überhaupt wollte er am beanstandeten Reglement so wenig wie möglich ändern, weil es sich um ein bereits laufendes Wettbewerbsverfahren handle und man bei zu starken Modifikationen eventuell mit einem Rechtsstreit rechnen müsse.<sup>9</sup> Statt aber diesen Brief abzuschicken oder sich leibhaftig einer Diskussion zu stellen, entschuldigte er sich beim Jurykollegen Hans Bodmer für die nächste Sitzung. «Ich kann leider am Samstag wieder nicht nach Bern gehen, da es sich vielleicht dort um Erledigung des Bühler'schen Einwandes handeln wird», lautet seine Begründung.<sup>10</sup>

Unvermeidlich, dass sein Verhalten zu Missverständnissen führte. «Wir erlauben uns Ihnen in der Beilage einen neuen Entwurf des Preisausschreibens für ein Festspiel zuzustellen. Derselbe entspricht in seiner heutigen Fassung der Redaktion, wie sie vor einigen Wochen von einigen Mitgliedern des Preisgerichtes mit Ihnen zusammen in gemeinsamer Besprechung beraten und festgelegt wurde», orientierte das Zentralkomitee den Vorstand des Schriftstellervereins. «Bezüglich der Preisrichter können wir Ihnen mitteilen, dass von sämtlichen von Ihnen uns gemachten Nominationen auf Anfrage hin lediglich Herr Philipp Godet in Neuenburg das ihm angetragene Amt angenommen hat. Herr Huggenberger in Gerlikon-Frauenfeld hat an einer einzigen Sitzung des Preisgerichtes teilgenommen, bis heute aber seine definitive schriftliche Zusage uns vor-enthalten»,<sup>11</sup> heisst es in einem Begleitbrief des

Schreibens des Zentralkomitees an den Schriftstellerverein.

Offiziell trat Huggenberger nicht von seinem Amt zurück. Als er im Sommer die ersten zwanzig Exposés zur Beurteilung zugeschickt bekam, teilte er Hans Bodmer lediglich mit, er könne sich in den nächsten Tagen unmöglich damit befassen. «Vorläufig staune ich nur darüber, dass die Schweiz eine solche Menge an dramatischen Talenten besitzt»,<sup>12</sup> schrieb er und bekundete auch im nächsten Brief vom 27. September 1913 seinen guten Willen, die mittlerweile 28 Wettbewerbsbeiträge innert der nächsten Tage zu lesen. Tatsächlich hat Huggenberger sich Gedanken zu einzelnen Exposés gemacht, so ist den Notizen in der Preismappe zu entnehmen, und weil er nie demissionierte, figurierte er auch im nachträglich erschienenen «Administrativen Bericht» zur Landesausstellung als Mitglied des siebenköpfigen Preisgerichts für den Festspiel-Wettbewerb.<sup>13</sup> Mit Ausnahme von Huggenberger und Professor Philippe Godet aus Neuchâtel präsentierte sich die Jury in exakt derselben Zusammensetzung, die Loosli so heftig kritisiert hatte. Dass der Schriftstellerverein seinen Boykottaufruf dennoch zurückzog, ist nicht als Einverständnis zu verstehen, sondern purer Resignation zuzuschreiben. «Praktisch ist die Sache ja sowieso bedeutungslos, da die knappe Zeit kaum mehr die Ausarbeitung eines wirklichen Kunstwerkes gestattet», wurde dem Zentralkomitee mitgeteilt.<sup>14</sup> Auch Huggenberger konnte den Pessimismus ein Stück weit teilen, versuchte aber auf seine Art damit fertig zu werden, indem er seine Differenz zum Schriftstel-

9 Ebd.

10 KBTG Hu Sch 132, Mappe Preisausschreiben: A. H an Bodmer (Briefentwurf), 30.1.1913.

11 SLA, SSV, Couverts Niederer, Schachtel 1/12, 3.3.1913.

12 StAZH W I 30.16, 28.8.1913.

13 Administrativer Bericht, Beilagen, S. 59.

14 SLA, SSV, Couverts Niederer, Schachtel 1/12, 13.3.1913.

lerverein zuerst masslos ironisierte, um sie dann lächelnd aus der Welt zu schaffen: «Ich kann nicht recht daran glauben, dass auch ein noch so verlockendes Preisausschreiben neue Sonnen entzünden wird, und Gaslaternen stehen ja in allen Gassen», schrieb er im Briefentwurf an Bühler, «aber wer sagt denn, dass nicht auch ein *gutes* sogenanntes Festspiel auftauchen könnte, eine wirkliche Bereicherung der dramatischen Literatur? Wir wollen nicht allzu pessimistisch sein.»<sup>15</sup>

Keiner der eingereichten Texte kam für einen ersten Preis in Frage. Die Jury ernannte drei Gewinner: «All dir geweiht» von Richard Schneiter, «Die Bergmichel» von Willi Schalch und – als einziges zur Aufführung empfohlen – «Die Bundesburg» des festspielerprobten Professors Carl Albrecht Bernoulli aus Basel. Letzteres wurde mit 350 Mitwirkenden für die Landesausstellung inszeniert, es verzeichnete dreizehn mässig besuchte Vorstellungen.<sup>16</sup> In der umfangreichen Reihe der Fachberichte des Zentralkomitees ist das Festspiel nur in einem einzigen Satz erwähnt. Die einheimische Theaterkunst sei in zweifacher Form aufgetreten, «als Festspiel in grossem Rahmen und höheren Stilformen, auf Massendarstellung und Massenwirkung angelegt; und als mundartliches Volksstück, auf die engen Verhältnisse der Liebhaberbühne berechnet, also sparsam im Gebrauch von Personen und Ausstattungsmitteln».<sup>17</sup>

### «Bollme» an der Landesausstellung

Festspielhalle oder Dörflietheater also, das wurde den Autoren in Aussicht gestellt, und keine Frage, welche der beiden Möglichkeiten Huggenberger mehr sagte. «Ich wäre schon sehr gerne in Bern dabei, würde mich auch unter Umständen mit einem neuen Stück beteiligen, das ich aber erst im Winter schreiben könnte, wenn es mir gelingt, eine gute Truppe zu gewinnen. Ich habe bereits einige diesbezügliche

Schritte getan»,<sup>18</sup> hatte er sich bereits im Frühsommer 1913 bei Otto von Greyerz gemeldet und sich nach den Abgabeterminen erkundigt. Zwar wurde dieser auf Ende Oktober angesetzt, Huggenberger aber mehr Zeit eingeräumt, weil man ihn dabei haben wollte. Auch die Besprechung mit dem Dramatischen Verein Zürich war positiv verlaufen.

Erst im März kam Huggenberger dazu, sein Stück zu schreiben. Dabei verliess er sich auf die Dialoge seiner Erzählung «Peter Wenks Heimsuchung» aus dem «Ebenhöch». Hier wie dort dreht sich alles um einen Malade imaginaire und seinen Aberglauben. Jakob Bollmann (oder Bollme in zürcherischer Mundart) lässt sich ebenso wie Peter Wenk von einem Holzkäfer narren, dem Todesboten laut Volksmund. Zusätzlich sind ins Theaterstück weitere Themen eingestreut, Elemente aus dem unvollendeten «Eisenbahnpresi» vermutlich. Dafür gibt es im Stück einige Hinweise: «Die Eisenbahn fällt auf den Mist, sobald der Bollmann Gmeindrat ist»,<sup>19</sup> spotten seine politischen Gegner. Wie Peter Wenk hat der Bollme einen verhassten Nachbarn, der sich zugleich als Erzrivale bei den Gemeinderatswahlen herausstellt. Auch gibt es in der dramatisierten Fassung, wohl um die Spannung zu steigern, zwei zusätzliche Töchter im Heiratsalter.

Nur drei Wochen – für ambitionierte Laien sehr wenig – standen dem Dramatischen Verein als Probezeit zur Verfügung, weil die Pfauenbühne schon seit längerem reserviert war. Am 6. April 1914 wurde

15 KBTG Hu Sch 132, Mappe Preisausschreiben: A. H. an Bühler (Briefentwurf), 29.1.1913.

16 Administrativer Bericht, S. 261/62 und S. 374/75, sowie ebd., Beilagen, S. 253–255.

17 von Greyerz, Heimatschutztheater, S. 97.

18 BBB Fa von Greyerz 97 (Huggenberger): A. H. an von Greyerz, 23.6.1913.

19 A. H., Bollme, S. 75. Zum «Eisenbahnpresi»: Die Volksbühne, 1903, S. 170, sowie KBTG Hu B 1191 in Sch 25, 22.12.1903, 2.5.1904 und 19.3.1908.

Abb. 55: Alfred Huggenberger mit dem Dramatischen Verein Zürich im Dekor des «Bollme», aufgenommen Anfang Februar 1916 im Fotostudio Bär in Frauenfeld.



«Dem Pfläger Bollme si bös Wuche» uraufgeführt, mit Emil Gyr in der Hauptrolle. Obwohl die Kritiken ansprechend waren, gab es im Vorstand tags darauf Diskussionen, ob man das Stück an der Landesausstellung zeigen sollte. Während die einen kritisierten, die Figuren hätten einige unschöne Züge und seien nicht geeignet, «den Bauernstand in seinem Ansehen zu zeigen», wurde von den andern genau dies als eine Stärke gewichtet: dass Huggenberger die Bauern darstelle, «wie die Bauern wirklich sind».<sup>20</sup>

Die Skeptiker liessen sich überzeugen. Ob ein paar der beanstandeten Stellen entfernt wurden, lässt sich nicht nachweisen, sicher aber hatte Hug-

genberger sein Stück gegen den Schluss hin gestrafft und so um eine gute Viertelstunde gekürzt, ehe es unter dem Titel «Dem Bollme si bös Wuche» im Juni im Zürcher Stadttheater und in der dritten Juliwoche im Dörfli-Theater der Landesausstellung aufgeführt wurde. Im Rückblick war das Stück für den Dramatischen Verein «seit Jahren das Beste» im Repertoire. Als Wermutstropfen wurde jedoch festgehalten, man hätte an der Landesausstellung neben dem «Bollme» und «Dur's Telephon» von Huggenberger «mit besonderer Freude einen unserer wirklichen Zürcher

20 StadtA Zürich VII.197, 1.3a, 9.4.1914.

aufgeführt», was leider von den Verantwortlichen nicht bewilligt worden sei.<sup>21</sup>

Es gab tatsächlich kaum Spielraum im randvollen Programm. Nebst vier alten historischen Fasnachtsspielen und politischem Kaspertheater waren im Dörflietheater gut zwanzig zeitgenössische Autorinnen und Autoren mit mindestens einer Produktion vertreten. Am besten berücksichtigt wurde der Kanton Bern mit Karl Grunder, Rudolf Trabold, Hedwig Dietzi-Bion, Adolf Schär, Ernst Müller, Karl Geiser, Elisabeth Leuthold-Wenger und Otto von Greyerz, von dem sechs Stücke auf den Spielplan gesetzt wurden. Die Romandie war mit vier Autoren repräsentiert. Daneben wurden Stücke aus den Kantonen Aargau, Solothurn, Zürich, beider Basel und Appenzel Ausserrhoden ausgewählt; Jakob Bühler, ein gebürtiger Schaffhauser, liess in seiner Satire «Die Nase» mehrere Landesgegenden zu Wort kommen und sprengte so den Kantönlicheist. Die 225 Plätze im Theatersaal der Dörfliwirtschaft waren praktisch immer ausverkauft. Allerdings konnten von den 144 geplanten Vorstellungen nur 68 stattfinden, weil das Theater am 3. August infolge Kriegsbeginns vorzeitig geschlossen werden musste, die meisten der beteiligten Darsteller waren zum Militärdienst aufgeboten worden. Doch «Bollme» wurde ausserhalb der Landesausstellung weitergespielt, nicht nur von den Zürchern, zumal das Stück anfangs Juni bei Huber in Frauenfeld in aller Eile gedruckt worden war: dies hatte den schönen Nebeneffekt, dass sich die Beziehungen des Verlags zu Alfred Huggenberger ein gutes Stück weit entkrampften.

### Vorstösse für ein Autorentheater

Knapp anderthalb Jahre später konnte ein neu gegründeter Spielverein im Restaurant Bierhübeli hinter dem Berner Hauptbahnhof ein eigenes Mundarttheater eröffnen. Initiiert hatte es der Vorstand der

nationalen Heimatschutzbewegung, mit der Leitung betraut wurde Otto von Greyerz, der mittlerweile definitiv nach Bern zurückgekehrt war. Das Unternehmen, etwas schwerfällig Heimatschutztheater benannt, war als fixe Einrichtung und gleichzeitig als Tournéebühne konzipiert.<sup>22</sup> In Zürich gab es bald darauf einen ähnlichen Effort, die Freie Bühne, gegründet von Jakob Bühler. Dass die treibenden Kräfte der neuen Truppen beide Autoren waren, ist angesichts der damaligen Theaterverhältnisse leicht zu erklären. Die Stadttheater kümmerten sich kaum um schweizerische Dramatik, ihre vorwiegend aus Deutschland stammenden Ensembles wären nicht in der Lage gewesen, Mundarttexte aufzuführen; die zahlreichen Vereinstheater und Dramatischen Gesellschaften andererseits boten in den allerwenigsten Fällen den wünschenswerten Standard für ambitionierte Stücke. Genau hier setzten die Neugründungen an, wenn auch mit unterschiedlicher Stossrichtung. Während von Greyerz sich im Spielplan grundsätzlich an die verschiedenen Berner Dialekte hielt und damit eine heimatpflegerische Funktion übernahm, suchte Bühler den traditionellen Bereich des Dialekttheaters auszuweiten und dem Volkstheater neue Bereiche zu erschliessen: Kabarett, eigenwillige Inszenierungen altschweizerischer Stoffe, später auch Arbeiten für die Radiobühne. Die Truppe ging oft auf Tournee, die Spieler erhielten eine bescheidene Entschädigung, man strebte eine zumindest semiprofessionelle Arbeitsweise an. «Es gab Kreise, die darin einen Einbruch in das Wesen der Laienbühne erblickten», erinnert sich Emil Gyr, gelernter Buchbinder und bekanntester «Bollme»-Darsteller.<sup>23</sup> Neunzehn Mal hat er die Rolle für den Dramatischen Verein Zürich

21 Dramatischer Verein Zürich, Jahresbericht 1914, S. 8.

22 Lerch, Berner Heimatschutztheater, S. 32–43.

23 Gyr/Zimmermann, Aufzeichnungen, S. 10, in: STS, VP Archiv Freie Bühne; siehe auch: Weber, Hörspiel, S. 34.

gespielt,<sup>24</sup> dann in siebenundzwanzig Gastspielen der Freien Bühne, daneben für verschiedene Ad-hoc-Gruppierungen und noch einmal 1942 in einer Hörspielaufnahme fürs Radio.<sup>25</sup> So ist er richtiggehend in die Rolle hineingewachsen, im wörtlichen Sinn: Bei der Uraufführung am 6. April 1914 war Emil Gyr fünfunddreissig, zu jung eigentlich für einen Bollme mit drei heiratsfähigen Töchtern. Er hat viel zur Popularität des Stücks beigetragen, dem besten Bühnentext von Huggenberger und einem der langlebigsten; unseres Wissens war «Dem Bollme si bös Wuche» in der Spielzeit 1987/88 letztmals auf dem Tourneepan des Theaters für den Kanton Zürich.<sup>26</sup>

---

24 StadtA Zürich VII 197, Sch 41 a.

25 ZB Zürich, NL Job 21.44: A. H. an Job, 13.1.1943.

26 STS, Repertorien-Datenbanken.

## 20 An Deutschlands Seite. Der Erste Weltkrieg

Als in den ersten Augusttagen 1914 der grosse europäische Krieg begann, hatte auch der sechs- und vierzigjährige Alfred Huggenberger noch einmal einzurücken. Der Dienst dauerte für ihn nur fünf Tage. Ein Foto zeigt ihn mit einem Unbekannten am Posten einer Pferde-Stellungs-Kommission in Frauenfeld. Vermutlich wirkte er hier mit während der Tage der Mobilmachung. Ein zweites Mal war er im Herbst 1915 aufgeboten; gegenüber dem jungen Carl Seelig (später bekannt als Freund und Vormund von Robert Walser) behauptete er, es sei für fünf Wochen.<sup>1</sup> Sein Dienstbüchlein sagt anderes: Es handelte sich um sechs Tage; es war sein letzter militärischer Dienst. Der Krieg würde, soviel war inzwischen klar geworden, weit länger dauern als zunächst angenommen. Die Schweiz nahm emotional und politisch heftig Anteil; sie zerfiel weitgehend entlang der Sprachgrenzen in zwei mit den Kriegsparteien – Deutschland kontra Frankreich – sympathisierende Lager. Viele deutsche Autoren überliessen sich zu dieser Zeit einem eigentlichen Kriegsrausch – der von Huggenberger hoch geschätzte Karl Busse gab 1915 eine Sammlung «Deutsche Kriegslieder» heraus, in der neben ihm selber auch Hermann Hesse, Ludwig Thoma, Karl Franz Ginzkey zu finden waren. «Ich meine immer, diejenigen, die den Krieg heraufbeschworen, sollten ihn auch in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit am Leibe erfahren», schrieb Huggenberger im erwähnten Brief an Seelig. Doch wer hatte ihn heraufbeschworen?

An entlegener Stelle, in einer Leipziger Bücherzeitschrift, erschien im Juni 1915 ein kleiner Beitrag von Alfred Huggenberger, der zum Krieg Stellung nahm.<sup>2</sup> Es handelte sich um eine Art offenen Brief, die im Auszug abgedruckte Erwiderung auf das Schreiben eines ungenannt bleibenden Deutschen vom 26. März. Es könnte Alfred Staackmann gewesen sein, für den es ein leichtes gewesen wäre, die Publikation zu veranlassen.

«Ein Schweizer Dichter über Deutschland» setzt die Zeitschrift über den Brief und fügt bei, dass er im Einverständnis mit dem Verfasser abgedruckt werde. Huggenberger nimmt darin Bezug auf Carl Spittlers bekannte Rede «Unser Schweizer Standpunkt» von 1914 und erklärt sich einverstanden mit der Kritik seines ungenannten deutschen Briefpartners. Spittler repräsentiere tatsächlich nur den Standpunkt der «Welsch-Schweizer». Dann fährt er entschieden fort: «Wer Spittler genau kennt, weiss schon längst, dass seine Sympathien nach Westen gehen.» Er missbrauche seinen Namen, den er letzten Endes Deutschland zu verdanken habe, indem er in «roher Weise» gegen das deutsche Volk Stimmung mache. Das schweizerische Zusammengehörigkeitsgefühl sei keineswegs gehoben worden durch den Vortrag, im Gegenteil, die Sympathien für die kämpfenden Lager seien «nur offensichtlich zutage getreten». Zudem sei sein Standpunkt nicht, wie in Deutschland vielfach vermutet, identisch mit der Haltung der Intellektuellen in der Deutschschweiz. Dann breitet er seine eigene Sicht der Ereignisse aus:

«Haben wir denn nicht seit King Edwards Zeiten<sup>3</sup> mit ansehen können, wie die englische Politik auf Deutschlands Einkreisung und Niederwerfung hinarbeitete? Einem Kind mussten ja schliesslich die Augen aufgehen. Der Krieg hätte nur vermieden werden können, wenn Deutschland sich selber aufgegeben und vor der scheinbaren Übermacht in die Knie gesunken wäre; das ist auch wohl Englands Plan und Hoffnung gewesen! – Wer hier hinzuhören versteht, weiss, dass wenige anders denken: Deutschland kämpft mit den Waffen des Zorns und der ehrlichen Kraft gegen den skrupellosen Feind, der morgen seine heimliche Vernichtungsarbeit gegen denjenigen seiner jetzigen Verbündeten beginnen wird, von

1 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 6.10.1915.

2 KBTG Hu Sch 127: A. H., Ein Schweizer Dichter, S. 5 f.

3 Gemeint ist Edward VII., der 1901 bis 1910 regierte.

**Abb. 56: Generalmobilmachung, August 1914: Alfred Huggenberger (links) mit einem Unbekannten.**



dem er nächst Deutschland am meisten zu fürchten hat. Wie wäre ohne die grosse unumstössliche Überzeugung von der Notwendigkeit des aufgezwungenen Krieges die wundervolle Erhebung und der unerschütterliche Siegeswille des deutschen Volkes möglich gewesen, die in der Weltgeschichte einzig dastehn? Überhaupt was Deutschland bis jetzt erreicht hat, ist so viel – ich denke auch an die finanziellen Siege –, dass der Plan seiner Feinde, vor allem Englands, lächerlich erscheint: vielleicht eben diesen Feinden jetzt am meisten.»

Spitteler habe der Schweiz und speziell den Schriftstellern und Künstlern schwer geschadet. Es sei zu bedauern, «dass es gerade ein Schweizer sein musste, der dem deutschen Volk in seiner schwersten Stunde in den Rücken fiel». Abrupt schliesst Huggenberger dann mit einem Bekenntnis zum schweizerischen Patriotismus: «Dass wir Deutsch-Schweizer aber ebenso warm und treu wie die Welschen zum gemeinsamen Vaterland stehen, auch wenn unsere Sympathien in diesem Weltkriege nach einer anderen Seite gehen, daran kann und darf selbst Spitteler nicht zweifeln. Viel Glück den deutschen Waffen allerwärts!» So endet dieses Bekenntnis.

Der Brief ist in verschiedener Hinsicht bemerkenswert. Mit grossem Selbstbewusstsein attackiert

Huggenberger den hoch angesehenen und mehr als zwanzig Jahre älteren Carl Spitteler, den er als Parteigänger Frankreichs hinstellt. Er selber reproduziert plumpe deutsche Propaganda mit ihren Märchen von einer angeblich langfristigen britischen Politik der «Einkreisung» Deutschlands und ihren Hasstiraden gegen das «perfidie Albion». Die zentrale deutsche Verantwortung für die Entfesselung des Kriegs war damals noch nicht einsehbar, da sie von der deutschen Führungsspitze sorgsam getarnt wurde hinter einem vermeintlichen Friedenswillen. Vor aller Augen sichtbar war hingegen der deutsche Gewaltakt gegenüber dem neutralen Kleinstaat Belgien; darüber verlor Huggenberger kein Wort. Von seinen pazifistischen Neigungen der Vergangenheit war hier nichts mehr zu spüren: Es ist keine Friedenssehnsucht, es ist ein deutscher Siegeswunsch, mit dem er schliesst.

Spittelers Rede war in der «Neuen Zürcher Zeitung» publiziert worden, was ihr ein breites Echo verschaffte. Er wandte sich vor allem an die Deutschschweizer mit seinem Aufruf zur Mässigung der innerschweizerischen Polemik. Die Romands müssten für sich selber zum Rechten sehen. Was dieses deutsche Kaiserreich betraf, mit dem so viele Deutschschweizer sich identifizierten, sprach Spitteler diskret von Staaten mit «Scheinparlamenten», die ihre «Untertanen» fest in der Hand hätten.<sup>4</sup> Dann aber benannte er sehr direkt die Gefahren der Korruption, eine Passage, die Huggenberger tief treffen musste, wenn er sie denn zur Kenntnis nahm: «Noch etwas Böses und Gefährliches: Der Parteinahme winkt unmässiger Lohn, der Unparteilichkeit drohen vernichtende Strafen. Mit elenden sechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann sich heute jeder, der da mag, in Deutschland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere schmackhafte Leckerbissen mühelos holen. Er braucht bloss hinzugehen, sich zu bücken und es aufzuheben. Mit einer einzigen Zeile kann einer seinen

4 Spitteler, Schweizer Standpunkt, S. 584.



Abb. 57: In Graubünden, 24. März 1916, aus Anlass einer von Nationalrat Heinrich Häberlin (links), dem späteren Bundesrat, organisierten Lesung vor Soldaten des Infanterieregiments 32.



guten Ruf und sein Ansehen verwirken.»<sup>5</sup> Mit der pro-deutschen Stellungnahme gehe eine unfreundliche Gesinnung gegenüber Frankreich einher. Dabei gebe es doch eine «Gemeinsamkeit der politischen Ideale, die Gleichheit der Staatsformen, die Ähnlichkeit der gesellschaftlichen Zustände». «Die Namen <Republik>, <Demokratie>, Freiheit, Duldsamkeit und so weiter, bedeuten diese einem Schweizer etwas Nebensächliches?»<sup>6</sup> Nicht begeisterte Parteinahme, sondern Bescheidenheit sei am Platz und vor allem Ergriffenheit angesichts des sich abspielenden europäischen Trauerspiels. «Dann stehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt.»<sup>7</sup>

Die Einseitigkeit der Stellungnahme vieler Deutschschweizer zum Beginn des Kriegs hatte in der Tat kaum Grenzen gekannt. Ernst Zahn sandte damals einer deutschen Zeitschrift ein «Sturmlied» und fügte im Begleitbrief bei: «Mein Herz schlägt hoch für Deutschland. Ich weiss, dass es in gerechter Sache siegen wird.»<sup>8</sup> Da Zahn Präsident des Schriftstellervereins war, erregte seine Stellungnahme heftigen

5 Ebd., S. 585–586.

6 Ebd., S. 588.

7 Ebd., S. 594.

8 Mittler, Weg zum Ersten Weltkrieg, S. 662.

Protest bei den Romands, von denen etliche dem Verein den Rücken kehrten, was schliesslich die Demission Zahns veranlasste. Spittlers Rede erregte Zorn bei den Parteigängern Deutschlands, die ab Frühjahr 1915 organisiert mit einer eigenen Schriftenreihe hervortraten. Dahinter stand der Deutschschweizerische Sprachverein, der unter dem langjährigen Vorsitz von Pfarrer Eduard Blocher für sprachliche Reinheit und gegen die verderblichen Einflüsse des Französischen kämpfte. Huggenberger war damit vertraut; er hatte schon 1912 den Kontakt zu Blocher gesucht.<sup>9</sup> Der Frauenfelder Huber-Verlag allerdings weigerte sich, den Druck der polemischen Broschüren, die 1915/16 unter dem pathetischen Obertitel «Stimmen im Sturm» erschienen, zu übernehmen.<sup>10</sup> Auch nahmen etliche liberale Geister in der deutschen Schweiz gegen die Kampagne Stellung, so C. A. Loosli, der von Spittlers Rede begeistert war. Aus denselben Kreisen deutschfreundlicher Intellektueller, darunter viele Pfarrherren und Theologen, erfolgte 1916 die Gründung einer Deutschschweizerischen Gesellschaft. Obmann war auch hier Eduard Blocher, Geschäftsführer war der Geschichtsstudent Hektor Ammann. Man polemisierte gegen die Romandie und kämpfte laut eigener Erklärung um eine «völkische (nationale) Wiedergeburt».<sup>11</sup>

Huggenberger reagierte begeistert auf diese Initiative, über die ihn Kaspar Freuler im April 1916 mit einem Artikel aus der «Glarner Zeitung» informierte. Dort warb Pfarrer Hans Böniger für die Vereinigung. Huggenberger bekundete sogleich seine Absicht zum Beitritt.<sup>12</sup> Der erbetene Kontakt kam zustande, Anfang 1917 hielt Huggenberger auf Einladung der Gesellschaft eine Lesung in Schwanden.<sup>13</sup> Im Sommer 1919 schickte er dem erkrankten Pfarrherrn ein Gedicht.

Zur selben Zeit, als Huggenberger sich der Deutschschweizerischen Gesellschaft anschloss, publizierte er in den «Süddeutschen Monatsheften» eine Betrachtung über «Schweizerisches und Unschwei-

zerisches», die sich ebenfalls mit den aufgebrochenen Gegensätzen zwischen den Landesteilen befasste. Diesmal gab er sich relativ gelassen; es hatte inzwischen schwere Auseinandersetzungen um neutralitätswidrige Vorkommnisse gegeben. Huggenberger räumte ein, dass man in der Romandie mit einem «gewiss nicht grundlosen Unwillen»<sup>14</sup> reagiert habe. Letztlich sei man eben doch verbunden in der gemeinsamen Liebe zum Vaterland. An seiner eigenen Sympathie hatte sich allerdings nichts geändert: die «grösste Zeit eines grossen Volkes» glaubte er nach wie vor auf deutscher Seite wahrzunehmen. Auch distanzierte er sich von eidgenössischem Verbrüderungsfieber, etwa im Sinne des damals gemachten Vorschlags, die Mehrsprachigkeit bewusster zu pflegen. Es würde sich doch nur der deutschsprachige Landesteil an diese Arbeit machen, hielt er dagegen. «Der erste greifbare Erfolg wäre der, dass wir eine französisch sprechende sogenannte Oberschicht bekämen.»

Er beschwor Sprache und Volkstum, verwies auf alemannische Tatkraft, der die Schweiz ihre Entstehung verdanke. «Ich frage zum Schluss: wer gäbe uns Ersatz, wenn wir das Anrecht auf das grosse deutsche Kulturgut ohne Not verscherzen wollten? Was wir gemeinschaftlich mit dem Mutterlande in wechselseitiger Arbeit errungen und gemehrt, ist uns heiliger Besitz. [...] Oder sollten wir Grund haben, uns unseres deutschen Namens zu schämen? Nein, und aber nein! «Der Krieg musste kommen», habe ich einen sagen hören, «sonst hätte Deutschland die Welt mit der Arbeit besiegt.» Das Wort war nicht freundlich

9 KBTG Hu Sch 64, Korrespondenzausgang 1911/12: Eintrag 26.2.1912; siehe auch Urner, Die Deutschen, S. 78 ff.

10 Mittler, Weg zum Ersten Weltkrieg, S. 666 ff.

11 Ebd., S. 673, Zitat vom Oktober 1917.

12 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Freuler, 17.4.1916.

13 Ebd.: A. H. an Freuler, 31.1. und 5.2.1917.

14 A. H., Schweizerisches und Unschweizerisches, S. 225.

gemeint; aber ich habe es nach meinem Sinne ausgelegt.»<sup>15</sup>

Huggenbergers einseitige und polemische Stellungnahme gegen Spitteler war zweifellos zu marginal, um in der Schweiz besonders aufzufallen. Da und dort wird sie aber registriert worden sein. Einzig im Nachlass von Kaspar Freuler findet sich ein Hinweis auf eine Reaktion, nämlich eine Antwort Huggenbergers auf einen nicht überlieferten Gegenbrief: «Es hat mich sehr gefreut, dass Sie meine Anschauung im Spittelerhandel teilen», schrieb Huggenberger auf einer Postkarte. «Ich behaupte noch jetzt, dass sein Vortrag die deutschen und welschen Schweizer eher auseinandergebracht als versöhnt hat. Mir war und ist er (der Olympier) in dieser Sache noch heute unverständlich und die Welschen sind bereits ein bisschen hinter mir her. Tut nichts.»<sup>16</sup>

Ein unfreundliches Echo fand Huggenberger im sozialistischen «Vorwärts» aus Basel. «Der Bauer und Dichter Huggenberger hat an die «Blätter für Bücherfreunde» (Verlag Brandstätter, Leipzig) einen Brief gerichtet, in welchem er Stellung nimmt zu Spittellers Vortrag. Es ist doch merkwürdig, wie die Geldgier den Leuten das bisschen Verstand trübt. Aus Angst, seine Büchlein könnten nicht mehr gekauft werden, wenn er sich neutral verhielte, haut der Verfasser der «kleinen Leute» [...] auf Spitteler und England los und wünscht den deutschen Waffen allerwärts viel Glück. Das ist schmutzige Reklame, die nur von kleinen Leuten gemacht werden kann.»<sup>17</sup>

Was sich im Nachlass Huggenbergers findet, ist eine anonym publizierte Broschüre von 1917 «Wie Schweizer Dichter über Deutschland dachten».<sup>18</sup> Auch hier wird mit Deutlichkeit, wenn auch ohne Namensnennung, gegen Spitteler polemisiert. Doch geht die Argumentation weit darüber hinaus. Der Verfasser wettet gegen «eine künstlich zu züchtende Schweizer Sonder- und Zwergkultur», die sich von Deutschland abgrenze. Im Weltkrieg gehe es um die «Abwehr der Gefahr von Osten», mit der sich «eng-

lischer Geschäftsneid» und «welsche Rachsucht» verbunden hätten.<sup>19</sup> Die Schrift stammte von Pfarrer Arnold Knellwolf in Erlach, später in Stein am Rhein, mit dem Huggenberger in langjähriger Verbindung stand.<sup>20</sup> Die hin und her gehende Polemik mutet wie eine eigenartige Vorwegnahme von Debatten und Konstellationen an, die sich zwanzig Jahre später in weit härterer Form wiederholen sollten. Bereits hier finden wir die Kritik der linken Presse an den deutschfreundlichen Kräften der Schweiz, die ihrerseits in den Rechtsradikalismus der Zwischenkriegszeit münden sollten. Aus der Deutschschweizerischen Gesellschaft, die sich nach dem Krieg auflöste, ging im März 1921 der Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz hervor, dem sich Alfred Huggenberger ebenso anschloss wie Pfarrer Knellwolf.<sup>21</sup> Nicht alle, aber viele der Beteiligten wandelten sich später zu Sympathisanten des Nationalsozialismus. Bei Hektor Ammann war dies schon in den frühen 1920er-Jahren der Fall.

Mehr als zehn Jahre später gab sich Huggenberger immer noch besorgt über die langfristigen Wirkungen des Spitteler-Aufsatzes von 1914. Dies lässt sich schliessen aus der Antwort von Jakob Hauser, Redaktor des «Freisinnigen» in Wetzikon, auf einen nicht überlieferten Brief: «Glaubst Du nicht doch etwas allzu ängstlich an die Nachkriegswirkung des leidigen Spitteler-Notats, das Du damals so mannhaft und uns überlegen abgelehnt hast? Ich bin eher der

15 Ebd., S. 227 und S. 228.

16 Landesbibliothek Glarus KF/KO 128, NL Freuler: A. H. an Freuler, 25.7.1915.

17 KBTG Hu Sch 127: Material von Hans Kägi: Halt, Bauer, das verstehst du nicht!, undatiertes Zeitungsausschnitt.

18 KBTG Hu Sch 40, Deutschschweizerischer Sprachverein: Anonym, Wie Schweizer Dichter.

19 Ebd., S. 7 und 14 f.

20 Zur Autorschaft siehe Katalog Schweizerische Nationalbibliothek; zur Person HLS 7, S. 300.

21 Zum Volksbund siehe Waeger, Sündenböcke, sowie Grap, Volksbund.

Meinung, dass nicht die Schweizer Dichter als benachteiligte Sondergruppe dastehen, sondern dass es allen so geht, die durch ihre künstlerischen Ansprüche über den Unterhaltungsdurchschnitt hinausragen.»<sup>22</sup> Huggenberger sorgte sich auch in diesem konjunkturell günstigen Jahr um negative Nachwirkungen für schweizerische Autoren auf dem deutschen Markt. Dafür gibt es allerdings keine Hinweise. Wenn jemand in Deutschland Schaden erlitten hatte, so war es der 1925 verstorbene Carl Spitteler, der nach seiner mutigen Stellungnahme vom Dezember 1914 in Deutschland scharf angefeindet worden war. Er hatte es nicht anders erwartet und war dennoch betroffen. Das deutsche Publikum war allerdings klüger als seine Presse: Der Verkauf der Bücher brach in Deutschland keineswegs so massiv ein, wie man erwarten könnte.<sup>23</sup>

Der «Centralschweizer Demokrat» beklagte noch Anfang 1918 die Passivität vieler Autoren gegenüber dem Krieg. «Von unsern bekannten Schriftstellern Zahn, Huggenberger, Heer, Bosshardt usw. ist nichts herausgekommen, was uns zeigen würde, dass diese Dichter vom Weltschmerz ergriffen worden sind. Es ist auch zum Teil begreiflich, da diese Schriftsteller wohl Schweizerbürger sind, aber in ihrem Denken, Fühlen und Handeln schon längst Verträge mit grossen deutschen, patriotischen Verlagsfirmen abgeschlossen und deshalb immer Rücksicht auf die deutschen Patrioten, statt auf das vom Schmerz gepeinigete Volk Europas nehmen müssen.»<sup>24</sup> Bei aller Parteilichkeit Huggenbergers traf der Vorwurf auf ihn nicht uneingeschränkt zu. Manche seiner Dichtungen aus dieser Zeit, die teilweise in Zeitungen erschienen, teilweise in seinem Notizheft verwahrt blieben, lassen durchaus etwas von diesem Schmerz erkennen. Einige publizierte er nach dem Krieg in der Sammlung «Lebenstreue». In der Poesie zumindest, so kann man mit Überraschung feststellen, folgte Huggenberger nicht dem deutschen Vorbild, sondern hielt sich eher an Spittellers Empfehlung

zur Ergriffenheit vor dem Trauerspiel des Kriegs.<sup>25</sup> Die Tonlage war dunkel gehalten: «Tausende zermalmt des Schicksals Tritt»; «Hat Liebe sich in Hass verkehrt?»; «Wir treten mit Füssen Glück und Brot,/ Wer kann das Unheil wenden, zerbricht des schweren Wahnes Not». Viele Bilder waren der Natur entnommen: die dunkle Wetterwolke, das Eis, unter dem alles erstarrt, das nur noch schwach flackernde Sternlein der Liebe, die «Wüste des Ungeheuren», «Ein Schatten schleicht das blüh'nde Tal entlang», «das Meer des Jammers überflutet Wehr und Dämme».

Es ist Trauer spürbar; doch von Protest oder Ablehnung halten die Gedichte Abstand: Der Krieg ist eine «dumpfe Last, die auf den Völkern wuchert», ein «Wahn», ein «Schicksal». Hinter diesen ungreifbaren Mächten verschwindet die Frage der Verantwortung; es ist nicht die entfesselte Staatsgewalt, es ist das «Schicksal», das die Menschen zermalmt. Nur einmal verkündet er kommende Not auch den Machhabern, «die ihr gewaltig seid, die ihr hinter Völkermauern Euch gefeit wähnt und geborgen». Da war Spitteler Ende 1914 mit seinem an Jacob Burckhardt geschulten Denken prägnanter gewesen. Die Staaten seien samt und sonders Gewaltmächte, sagte er. «In der Tat lässt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einen einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, so viel er kann. Punktum. Mit Verdauungspausen und Ohnmachtsanfällen, welche man «Frieden» nennt.»<sup>26</sup>

22 KBTG Hu B 392 in Sch 8: Hauser an A. H., 18.11.1928.

23 Stauffacher, Carl Spitteler, S. 693.

24 KBTG Hu Sch 103: Centralschweizer Demokrat, Ein Buch für unsere Zeit, 13.2.1918.

25 KBTG HU M 209: Wachstuchhefte «Gedichte. 1913 und Entwürfe»; enthält teils handgeschriebene, teils eingeklebte Gedichte. Die Zitate sind den Versen, S. 12 ff. entnommen, die zwischen 1914 und 1916 datiert sind.

26 Spitteler, Schweizer Standpunkt, S. 584.

## 21 Ein Jugendbuch oder «Geschichten von Blumen, Tieren und Menschen»

Wie etliche seiner namhaften Kolleginnen und Kollegen hat Alfred Huggenberger ab und zu explizit für Kinder und Jugendliche geschrieben. Seine ersten Texte in diesem Genre waren fünf Theaterstückchen in einer Reihe, die «Öppis für's jung Volk» hiess und 1900 im Wirz-Verlag herauskam. Eins davon, «De Puurestand», wurde am 13. August 1898, einem Sonntagnachmittag, für die Gäste der Sommerau in Bewangen uraufgeführt. Auch später gibt es gelegentlich Hinweise auf Vorstellungen in der Region, «De Brief us Ambulant» war am 22. Dezember 1924 im Schulhaus Gundetswil, «De Bändelchrömer» am 16. März 1946 im Kasino Winterthur zu sehen.<sup>1</sup>

Eine intensivere Hinwendung zur Kinderliteratur ist der Initiative von Heinrich Moser zu verdanken, dem bereits mehrfach genannten Zürcher Primarlehrer und Mitherausgeber der dreibändigen Anthologie «Jugendland», mit Texten und Originalbildbeiträgen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Nach ähnlichem Konzept lancierte er «Frühlicht», eine Buchreihe für Kinder ab zwölf Jahren. An Weihnachten 1906 erschien der erste Band, kleinformatiger als «Jugendland», dafür in einer Auflage von 10000 Exemplaren, vertrieben vom Verein zur Verbreitung guter Schriften. In rascher Folge sollte es so weitergehen, jede Ausgabe mit bis zu 64 Seiten und festem Einband, durchgängig einem Thema gewidmet, mitgeprägt von künstlerischer Handschrift, indem in der Regel für jedes Bändchen eine einzige Person mit der Bebilderung beauftragt wurde. «Frühlicht» gehörte «zum Erfreulichsten in der mehrfarbigen Illustration jener Zeit», heisst es in einem neueren Standardwerk.<sup>2</sup>

In seinem ersten Brief an Huggenberger bezog Moser sich auf das Gedicht «Hinterm Pfluge», er hatte es in der «Schweiz»<sup>3</sup> gelesen und bedauerte, dass es nicht als Originalbeitrag fürs «Frühlicht»-Bändchen über das Landleben zur Verfügung stand. Umso dringlicher bat er Huggenberger um künftige Mitarbeit, «sei es in Prosa oder in Versen».<sup>4</sup> Allerdings

ging es dann mit dem Projekt nicht so problemlos voran, wie Moser erhofft hatte. Der Absatz des ersten Bändchens stagnierte bei knapp 4500 Exemplaren, vor allem in den Schulen war die Nachfrage geringer als erwartet, so dass vorsichtshalber der Erscheinungsrhythmus verlangsamt und für die nächsten beiden Nummern der Umfang auf 48 Seiten begrenzt und die Auflage halbiert wurde. Am anspruchsvollen Konzept hingegen gab es keine Abstriche, was erfreulicherweise zur Folge hatte, dass 1910 der Reutlinger Verlag Ensslin & Laiblich sich als Vertragspartner gewinnen liess.<sup>5</sup> Später druckte er die vergriffenen Nummern nach und vertrieb sie in Deutschland.

### «Eine kleine, kleine Geschichte»

Er werde hoffentlich «Frühlicht» nicht vergessen haben, meldete sich Moser im März 1908 erneut.<sup>6</sup> Huggenberger reagierte ausweichend, er wies auf anstehende Landarbeiten hin, machte aber bei einem Treffen im Literarischen Klub offenbar eine Zusage, so dass Moser im September nachhakte. Als er dann zwei Monate später immer noch keinen Text erhalten hatte, schickte er Huggenberger, als Vorlage quasi, ein paar gelungene Kinderlieder und schwärmte vom «Vogelbuch», das Gustav Falke zu Zeichnungen von Otto Speckter geschrieben hatte, was ihn zu einem führenden Kinderbuchautor der Jahrhundertwende machte.<sup>7</sup> In diesem Sinne hoffe er auf gute Texte für

1 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 23.12.1924, sowie Hu B 979: Stadsängerverein Winterthur, Programm vom 16.3.1946.

2 Ries, Illustration und Illustratoren, S. 356.

3 1906, S. 180, unter dem Titel «Der Pflüger» auch in der Buchausgabe «Hinterm Pflug».

4 KBTG Hu B 718: Moser an A. H., 20.4.1906.

5 ZB Zürich, Ms. Z III 263: Juni 1910, Beilage. Zur «Frühlicht»-Diskussion siehe auch ebd., 13.4.1907.

6 KBTG Hu B 718: Moser an A. H., 9.3.1908.

7 Franz, Kinderlyrik, S. 214.

das nächste «Frühlicht»-Bändchen und würde dieses am liebsten von Ernst Kreidolf illustrieren lassen, schrieb Moser und wünschte sich von Huggenberger zumindest «eine kleine, kleine Geschichte».<sup>8</sup>

Zu Gustav Falke existierte bereits ein Kontakt. Er gehörte zu den zahlreichen Autoren, die Huggenberger mit «Hinterm Pflug» beschenkt hatte; in einem weiteren Brief sprach er ihn auf die Freundschaft mit Detlev von Liliencron an, voll Bewunderung über dessen Gedichte: «Wollte mir diesen Grossen doch mal ansehen und bin nun baff. Es ist unangenehm, sich zur Erkenntnis durchringen zu müssen, dass man ein kleines Männlein ist, das mit der Zigarre im Mund breitspurig daherkam, um den Garten zu besehen und nun, die Hände auf dem Rücken, bescheidenlich am Zaun steht und zwischen den Stäben hineinguckt.»<sup>9</sup> Aus den Briefen geht zudem hervor, dass Huggenberger einige Gedichtbände von Falke gelesen hatte. Dies liess er nun auch Moser wissen und bot ihm an, etwas voreilig wie so oft, ein ganzes «Frühlicht»-Bändchen zu schreiben. Immerhin löste er endlich sein altes Versprechen ein und schickte für das dritte Bändchen zum Thema «Erzählungen und Verse schweizerischer Dichter» zwei Gedichte sowie «Die Maienkönigin», den lang erwünschten Prosabeitrag.<sup>10</sup> Von letzterem war Moser offensichtlich enttäuscht. Er lobte die beiden Gedichte, erwähnte die Geschichte jedoch mit keinem Wort. Umso ausführlicher berichtete er dann, er habe ein Exemplar der «Kleinen Leute» an Julius Rodenberg nach Berlin geschickt und ein positives Echo erhalten. Tatsächlich schrieb der einflussreiche Herausgeber drei Wochen später ein paar anerkennende Zeilen nach Gerlikon, mit der Aufforderung, gelegentlich eine Erzählung für seine «Deutsche Rundschau» einzureichen. Darauf entspann sich zwischen den beiden ein kleiner Briefwechsel, und Moser erhielt den Auftrag, für die «Deutsche Rundschau» einen Beitrag über Huggenberger zu schreiben. Dies freilich liess sich neben Schule, «Frühlicht» und Ehrenämtern nicht so rasch

bewerkstelligen, zudem war Moser längere Zeit krank, wie er sich in den nächsten Briefen an Huggenberger entschuldigte und ihn jedes Mal bat, fürs «Frühlicht» eine kleine Geschichte beizusteuern. Doch solle er sich nicht bedrängt fühlen, sich auch nicht unnötig quälen. «Wenn's nicht sein kann, kann's nicht sein. Oder haben Sie vielleicht ein paar passende Verse?»<sup>11</sup>

Tatsächlich tat sich Huggenberger, was Jugendliteratur betrifft, mit Prosa schwerer als mit lyrischen Texten, die er bedenkenlos seinem Fundus entnahm. Auch in seiner nächsten Sendung hielt er sich an das eingespielte Muster, schickte für das fünfte «Frühlicht»-Bändchen zum Thema «Aus Dorf und Hof» drei Gedichte – «Morgen auf dem Acker», «Der Mähder» und «Das Höflein» – sowie «Das silberne Schaf», eine rührselige Geschichte. Erzählt wird, wie ein wohlhabender Bauer wegen seiner zahllosen Wirtschaftsbesuche immer weiter herunterkommt und im Suff ein Schaf erschlägt. Als er dann das mütterlose Lämmchen blöken hört, was ihn ins Delirium verfolgt, nimmt sein Leben eine Wende: Er legt im Beisein von Frau und Kindern sowie dreier Nachbarn «das Gelöbnis ab, ein neuer Mensch zu werden und für sich und die Seinen Ehre, Glück und Gut wieder zurückzugewinnen».<sup>12</sup>

Bemerkenswerterweise fand «Das silberne Schaf» im Lauf der Jahre eine Anhängerschaft in verschiedensten Kreisen. Für Nachdrucke interessierten sich beispielsweise 1921 die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung für eine Anthologie, 1924 der Schriftstellerkollege Josef Reinhart für das «Solothurner Bauernblatt», 1929 die Vereinigung der Katzen-

8 KBTG Hu B 718 in Sch 15: Moser an A. H., 4.11.1908.

9 Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, N Fa, B: 47/3: A. H. an Falke, 14.3.1908.

10 Wiederabdruck mit dem Titel «Maikönigin» in: Sommergarten.

11 KBTG Hu B 718: Moser an A. H., 26.12.1911.

12 A. H., Sommergarten, S. 99.

Abb. 58: Otto Marquards Schilderung der Fuchsjagd im «Sommergarten».



freunde Deutschlands für den Sammelband «Bruder-Tier», im folgenden Jahr kam eine Anfrage vom «Hoffnungsbund», der Zeitschrift für alkoholfreie Jugenderziehung; inzwischen war die Geschichte auch aus den Schullesebüchern nicht mehr wegzu-denken.<sup>13</sup> Sie erschien 1944 im Kalender der Taubstummenhilfe, 1954 erbat Emmie Oprecht die Übersetzungsrechte von «Die Maikönigin» und «Das silberne Schaf» für eine Anthologie in slowenischer Sprache.<sup>14</sup>

Eine Fuchs- und Rabengeschichte war Huggen-bergers dritter und letzter Prosatext für Mosers «Frühlicht». Möglicherweise dachte er beim Schreiben daran, wie er als Bub mit seinen Geschwistern beim Entkeimen der Kartoffeln im Keller sich Tiergeschichten ausgedacht hatte – wobei bekanntlich sein Bruder Hermann auf Füchse spezialisiert war. Gradlinig und aus recht grosser Distanz erzählt «Die erste Fahrt»<sup>15</sup> von Frau Fähe, einer wackeren Füchsin, die mit ihren Jungen auf Hühnerfang geht, dabei von Frau Kraje, einer neidischen Krähe, verraten wird und viel Schlauheit braucht, um sich mit ihrer Kinderschar vor den erbosten Bauern in Sicherheit zu bringen. Dass das vorwitzigste der Füchslin auf der Expedition von den Bauern brutal umgebracht wird, kommt ebenso emotionslos zur Sprache wie die Rache der Füchsin, die zum Schluss mit ihren Kindern die neidische Krähe verzehrt.

Moser war unzufrieden. Nicht dass er als Pädagoge am Text etwas auszusetzen hatte, auch wenn er vorschlug, den ersten Teil etwas zu straffen, weil die Geschichte für ein «Frühlicht»-Bändchen gar lang war. Enttäuscht hatte ihn vielmehr, dass der Huggenberger-Text, obwohl als Originalbeitrag bestellt, bereits im Feuilleton des Berner «Bund» und in der österreichischen «Frauen-Rundschau» abgedruckt worden war. Deshalb könne er nicht wie vereinbart zehn Franken pro Druckseite zahlen, schrieb Moser: «Für die Zukunft muss ich aber auch Ihnen gegen-über darauf bestehen, dass was ich für «Frühlicht» er-

werbe, jeweilen noch nirgends gedruckt ist.»<sup>16</sup> Dies war vermutlich eine Anspielung auf Huggenbergers Gewohnheit, dem «Frühlicht» kein Gedicht als Erst-abdruck zu überlassen. Bereits im Vorjahr hatte Mosers diesbezügliche Forderung zu einer unschönen Nebenwirkung geführt. «Mit Herrn Moser bin ich nicht zufrieden; immer wieder presst er Beiträge für sein «Frühlicht» aus mir heraus, aber etwas für mich zu tun, dazu hat er keine Zeit»,<sup>17</sup> beklagte Huggenberger sich bei Julius Rodenberg und schlug vor, Moser den Auftrag für die «Deutsche Rundschau» zu entziehen und stattdessen Karl Heinrich Maurer schreiben zu lassen. Ein Ansinnen, auf das ein Mann wie Rodenberg niemals eingehen konnte. Nicht genug damit, dass er kein Wort über die Intrige verlor, der Briefwechsel wurde fortan völlig einseitig von Gerlikon aus geführt. Und fraglos, dass es Moser war, der in der «Rundschau» einen weithin beachteten Beitrag über Huggenberger verfasste.

### **«Aus meinem Sommergarten», ein kostspieliges Bilderbuch**

Inzwischen hatte Huggenberger genügend Texte beisammen, um an ein eigenes Buch für Jugendliche zu denken. Staackmann jedoch reagierte sehr zurückhaltend. Dieser Teil des Büchermarkts sei in festen Händen, befand er und empfahl Huggenberger, noch etwas abzuwarten, bis sein Name bekannter sei. Im folgenden Jahr erschien «Der Marktgang» in der ver-

13 KBTG Hu B Sch 21: Stäger, 27.12.1937.

14 KBTG Hu B, Sch 5, Europa Verlag: Oprecht an A. H., 19.1.1954, sowie ZB Zürich, Ms Oprecht 3.54: 20.1.1954.

15 Frühlicht, Nr. 6, S. 18–31; im Sommergarten mit dem Titel «Der Weg ins Leben».

16 KBTG Hu B 718 in Sch 15: Moser an A. H., 23.12.1912.

17 GSA 81/VI, 5, 11, NL Rodenberg: A. H. an Rodenberg, 4.4.1912.



Abb. 59: Titelbild von Otto Marquard.



lagseigenen Zeitschrift,<sup>18</sup> ein erster Text für den späteren Erinnerungsband «Die Brunnen der Heimat». Ansonsten war Kinder- und Jugendliteratur in der Korrespondenz mit Staackmann kein Thema mehr. Stattdessen gelangte Huggenberger mit seinem Anliegen an Rudolf Huber, der seit seinem klärenden Brief<sup>19</sup> an einem normalisierten Arbeitsverhältnis interessiert war und dies, in bescheidenem Rahmen, mit der «Bollme»-Ausgabe praktiziert hatte. Auch traf es sich gut, dass just die dritte Auflage der «Kleinen Leute» in Druck gegangen war und der Verlag mit «Schweizerische Erzähler» eine Art Taschenbuchreihe lancierte und den erfolgreichen «Daniel Pfund» für einen der ersten Bände vorsah. Und schliesslich war inzwischen Walther Lohmeyer in leitender Funktion

bei Huber tätig, unbelastet von früheren Auseinandersetzungen.

Mit einem gewissen Wohlwollen für das Jugendbuchprojekt war also zu rechnen. Ein erstes Gespräch im April 1916 verlief vielversprechend, daraufhin schickte Huggenberger ein paar Textproben sowie erste Illustrationen und drängte auf einen baldigen Entscheid, weil er weitere Aufträge an Künstler erteilen wollte. Als er im August einen Probeabzug erhielt, bat er, den Satzspiegel auf mindestens neun-einhalb Zentimeter zu verbreitern, damit die Abbildungen besser zur Geltung kommen könnten. Kein einfaches Begehren in Kriegszeiten, für die erwünschte Satzbreite wäre ein sehr spezielles Papierformat erforderlich, das von einer Fabrik eigens angefertigt werden müsste, gab Lohmeyer zu bedenken, «und von den vorhandenen Papierformaten käme eines in Frage, dieses müsste jedoch oben und unten beschnitten werden, was zu Verteuerungen führen würde.»<sup>20</sup>

Je weiter sich die Detailfragen in den Herbst hineinzogen, desto umfangreicher wurde das Projekt. Immer mehr Texte waren dazugekommen, über drei Dutzend waren es schliesslich, gut dreissig Gedichte (die meisten aus den zwei erfolgreichen Lyrikbänden) und acht Geschichten – neben den «Frühlicht»-Arbeiten und «Marktgang» somit fünf weitere Prosatexte für Jugendliche. «Die Abenteuer des kleinen Hechelborst» zählt zu Huggenbergers bevorzugtem Genre der Tiergeschichten. Im Mittelpunkt steht ein Igeljunge, er ist vorwitzig wie das Fuchskind der Frau Fähe, wird indes durch Schaden klug. «Der Maispacher holt seinen Christbaum» gehörte schon seit längerem ins winterliche Lesungs-

18 Turmhahn, März 1914, 2. Ausgabe, S. 312–320.

19 KBTG Hu B 438 in Sch 9: Rudolf Huber an A. H., 15.7.1913; siehe auch StATG 8'405, 3/254: A. H. an Rudolf Huber, 7.7.1913.

20 StATG 8'405, 3/254: Verlag Huber an A. H., 8.9.1916.

**Abb. 60:** Das «Käferfest» von Ernst Kreidolf für den «Sommergarten» liess Alfred Huggenberger als Postkarte nachdrucken.



repertoire, inzwischen war mit «Jaköblis Weihnachtsbaum» eine Variante dazu gekommen. Als Fremdkörper dagegen wirkt «Das Märchen von der Rose Friedeblüth», in der zweiten Auflage «Der Riese Buloth und der Zwerg Rosenhold» genannt, ohne dass eine Überarbeitung stattgefunden hätte. Nicht umsonst habe er diesen Text nur als Anhang beigefügt, wehrte sich Huggenberger gegen einen Versuch von Huber, einen Auszug aus dem Märchen zu Werbezwecken in Umlauf zu bringen: «Nur um Himmelswillen das nicht! Es soll unter keinen Umständen als auf etwas Aktuelles darauf hingewiesen werden. Kein einziger Welschlandfreund in der deutschen Schweiz, deren ja immerhin viele sind, wird dann

etwas [von meinem Buch] wissen wollen. Dann bin ich bei ihnen wegen meiner Stellungnahme gegen Spitteler nicht gut angeschrieben.»<sup>21</sup>

Dabei war unvermeidlich, dass sein Märchen als politische Parabel auf die Schweiz gelesen werden konnte: Der Riese und der Zwerg leben als ungleiche Freunde in einer Art Schicksalsgemeinschaft in einer abseitigen Höhle. Sie sind Randexistenzen im Reich von König Erderich und weigern sich, Partei zu ergreifen, als es zu Streitigkeiten kommt mit dem Nachbarland, wo König Eitelhart regiert. Durch einen Zaubertrunk und eine Verkettung unglücklicher Umstände stehen Buloth und Rosenhold sich unversehens in den verfeindeten Armeen gegenüber, Aug in Aug, und nur durch ein Wunder – und dieses heisst Rosenblüth – wird das Unheil abgewendet.

Aus den Namen übrigens lassen sich keine politischen Anspielungen entschlüsseln; Buloth ist als literarische Figur einzig bei Huggenberger zu finden, so erwähnt Heinrich im «Lentz»-Roman den Riesen Buloth, «der im Märchenbuche steht»,<sup>22</sup> und im «Meisterschuss», dem Elgger Lustspiel, gibt es einen Ratsherrn namens Ulrich Buloth.

Die jüngste Geschichte des Buchprojekts, «Die drei Blumen in der Fremde», scheint eigens nach einem Bildmotiv verfasst worden zu sein, den berühmten Blumenmärchen von Ernst Kreidolf. Ihn hätte Huggenberger am liebsten als Illustrator für das ganze Buch engagiert, doch ein derartiges Pensum musste der vielbeschäftigte Künstler ablehnen. Er verpflichtete sich aber, nachdem er die Manuskripte zur Einsicht erhalten hatte, drei Farbbilder zu den märchenhaften Texten beizusteuern, ausserdem ein paar Kopfleisten und kleinere Zeichnungen.

Nachdem Huggenberger mehrmals versucht hatte, den befreundeten Künstler doch noch um-

21 StATG 8'405, 3/254: A. H. an Verlag Huber (Walther Lohmeyer), 19.11.1916.

22 A. H., Lentz, S. 22.

zustimmen, konnte er sich wohl nicht so richtig für eine Alternative entscheiden. Anders ist nicht zu erklären, warum er fünf stilistisch sehr unterschiedlich ausgerichtete Künstler mit Illustrationen beauftragte. Dass er aufgrund seiner ausgezeichneten Erfahrungen mit Otto Marquard zusammenspannen wollte, der «Dorfgenossen» illustriert und den Umschlag zur «Stille der Felder» gestaltet hatte, ist verständlich. Rudolf Münger hatte er ebenfalls bei gemeinsamer Arbeit kennengelernt, einem der «Frühlicht»-Bändchen. Nicht nachvollziehbar ist hingegen, wieso er die kräftigen Bilder dieser beiden Künstler mit den eher süsslichen Zeichnungen von Lore Rippmann kombiniert haben wollte. Und warum er mit Karl Itschner einen weiteren Realisten engagierte, den langjährigen Freund Hermann Rau hingegen seit dessen Arbeit für die «Kleinen Leute» jedes Mal leer ausgehen liess.

Seltsam auch, dass sich Rudolf Huber in die Auswahl der Künstler nicht einmischte, obwohl sich abzeichnete, dass das Buch sehr teuer werden würde. Diskussionslos zahlte er die 2200 Franken, die Huggenberger den Künstlern als Honorare zugesichert hatte<sup>23</sup> – 400 Franken an Kreidolf, je 300 Franken an Itschner und Rippmann, 200 Franken an Münger sowie 1000 Franken an Marquard, der neben den meisten Zeichnungen auch das Titelbild zu liefern hatte. Er verbrachte viele Tage in Gerlikon, half aus, wo etwas fehlte und versuchte sich gar an einem Aquarell à la Kreidolf, ohne die Grazie des Märchenspezialisten zu erreichen. So wurde «Aus meinem Sommergarten» für den Verlag mit 9894 Franken zu einem der kostspieligsten Bücher im Herbstsortiment von 1916, teurer noch als Heinrich Corrays dickes Heldenbuch «Tapfer und treu», illustriert nach Gemälden von Ferdinand Hodler.

Mit der üblichen Verspätung konnte das Buch am 9. Dezember ausgeliefert werden. Der Beachtung schadete dies kaum. Selbst als Neuling im Jugendbuchmetier war Huggenberger zu bekannt, als dass

seine Unpünktlichkeit gravierende Folgen hätte nach sich ziehen können. Die «Neue Zürcher Zeitung» und «Der Landbote» stellten im Dezember «Die Abenteuer des kleinen Hechelborst» in einem Ausschnitt vor; in einigen Zeitungen reichte es vor Weihnachten noch zu Besprechungen oder mindestens kurzen Hinweisen; andere Blätter reagierten erst nach mehreren Wochen, dafür recht ausführlich, wie in der (vermutlich unvollständigen) Huberschen Rezensionssammlung nachzulesen ist.<sup>24</sup> Auch in Deutschland wurde der «Sommergarten» zur Kenntnis genommen, speziell von den Getreuen. Allen voran Karl Busse in «Velhagen & Klasings Monatshefte». Er bezeichnet das Jugendbuch als «Feldblumenstraus aus dem freien Lande»,<sup>25</sup> während Anselma Heine im «Literarischen Echo» festhielt, da äussere sich «ein sicherer männlicher Geschmack, wie wir ihn schon aus Huggenbergers früheren Büchern kennen».<sup>26</sup> Auch neue Stimmen meldeten sich zu Wort, aus der pädagogischen Ecke diesmal. Die Jugend sei um den «Sommergarten» zu beneiden, befand das «Berner Schulblatt» vom 16. Juni 1917, wohingegen «Die Schweizerische Pädagogische Zeitschrift» trotz aller Wertschätzung ins Detail ging und bemängelte, «Stromfahrt» und «Das Lied vom Walde» seien für Jugendliche zu schwierig, einige Ausdrücke im «Hechelborst» ebenfalls nur schwer verständlich, auch werde das Märchen vom Riesen und vom Zwerg beim anvisierten Publikum kaum Anklang finden, und «fast zu reich ist die Illustration ausgefallen».<sup>27</sup> Für die katholisch ausgerichtete «Schweizer Schule» war das Buch «zum grossen Teil einem empfänglichen Kindergemüt verständlich», doch eine Gefahr habe der Autor nicht umgehen können: «Eine allzu

23 STATG 8'405, 2/\* (Absatz, Bd. 5), S. 206, sowie STATG 8'405, 3/254, November und Dezember 1916.

24 STATG 8'405, 8/235.3; siehe auch: KBTG Hu Z Sch 113/8.

25 Velhagen & Klasings Monatshefte, 1916/17, S. 272.

26 Das Literarische Echo, 1.10.1917, Sp. 49.

27 Schweizerische Pädagogische Zeitschrift, 1917, S. 266 f.

grosse Vermenschlichung der Natur kann, wie bei begeisterten Tierfreunden und Vertretern des Tier-schutzes, zu einer nicht ganz gesunden Mentalität führen, deren nachteilige Folgen unsere Literatur schon früher zur Genüge erfahren hat», heisst es etwas mysteriös, und wer den heiligen Franz von Assisi liebe, wolle doch öfter als dies bei Huggenberger der Fall sei, «auch singen und sagen hören vom freudigen und jubelnden Aufstieg der Dichterseele zum Schöpfer».<sup>28</sup>

Bemerkenswert ist eine unverbrauchte Stimme. «So fein hat noch keiner das Leben der Tiere erlauscht, so eine wundersam schlichte und drollige Sprache ihnen noch niemand verliehen», schrieb der dreiundzwanzigjährige Carl Seelig. Er nahm die Besprechung zum Anlass, gegen paternalistische Kritikerkollegen anzuschreiben: «Ob Huggenberger nun selbst Bauer ist oder nicht, geht uns herzlich wenig an; die Hauptsache bleibt, dass all das, was er in die Hände nimmt, sich zu einer überaus schönen und lebenswahren Form herausbildet.»<sup>29</sup> Zuvor hatte Seelig in derselben Zeitschrift den «Lentz» besprochen, was Huggenberger sehr gefreut und die Korrespondenz zwischen den beiden vertieft hatte. Seelig schrieb oft von persönlichen Leseindrücken, auch zum «Sommergarten»: dass er besonders die Tiergeschichten möge, sich hingegen mit der «Maikönigin» und dem «Silbernen Schaf» wohl nie werde anfreunden können und sehr bedaure, dass «Im Ackerfrieden» nicht ins Buch aufgenommen worden sei. Beim Huber-Verlag hatte sich Seelig ebenfalls gemeldet, mit einer Karte aus dem Aktivdienst, er schickte ein Belegexemplar seiner Rezension und empfahl dem Verlag, bei einer zweiten Auflage des «Sommergarten» die Farbvorlagen auch wirklich farbig zu reproduzieren. Er meinte damit jene sechs Tafelbilder, im Buch Kunstblätter genannt, von Kreidolf, Marquard und Itschner, die zwar auf speziellem Hochglanzpapier gedruckt wurden, doch nur einen leichten Stich ins Gelbliche erhalten hatten.

## Das Jugendbuch, das keines war

Als sich nach einem guten Jahr abzeichnen begann, dass die ersten 5000 Exemplare des «Sommergarten» bald ausverkauft sein würden, nahm Huggenberger dies zum Anlass, eine mögliche Überarbeitung zu diskutieren. Bei der Erstausgabe habe er so sehr unter Termindruck gestanden, dass er zu rasch viel zu viele Zugeständnisse gemacht habe. Jetzt aber habe man Zeit, «und es wäre eine Sünde am heiligen Geist und dem Ansehen des Verlages schlecht gedient, wenn nicht etwas Geschmackvolles gemacht würde», hob er an, um dann im Detail sachlich zu argumentieren, dass schon mit kleinen Eingriffen grosse Wirkungen erzielt werden könnten: die Goldschnörkel auf dem Titelbild weglassen, einen andersfarbigen Einband wählen, die eine und andere missratene Zeichnung ersetzen und zumindest drei der Kunstblätter farbig drucken.<sup>30</sup>

Was allerdings mit «klein» gemeint sein könnte, ist Definitionssache. Huggenberger legte sie grosszügig aus, er gab neue Zeichnungen in Auftrag, einerseits bei Otto Marquard und Lore Rippmann, andererseits engagierte er zusätzliche Illustratoren, Oswald Saxer sowie Emil Bollmann, Zeichnungslehrer an der Kantonsschule Winterthur, den er zudem als Layoutexperten beizog. Die beiden machten zahlreiche Änderungen in der Seitenanordnung, zudem wurden zwei Gedichte ausgeschieden («Heimkehr» sowie das von pädagogischer Seite beanstandete «Lied vom Walde»), dafür fünf neue beigefügt («In ein Stammbuch», «Albumspruch», «Rosen am Weg», «Hochsommer» und «Herbst»). Überdies hatte Huggenberger drei neue Farbillustrationen machen lassen, von Karl Itschner ein Herbstbild, von Otto Marquard einen Blumenstraus und ein Land-

28 Schweizer Schule, 1917, S. 686.

29 Wissen und Leben, 1.2.1917.

30 StATG 8'405, 3/254: A. H. an Verlag Huber, 24.6.1918.

schaftsbild, das er inoffiziell Gachnang nannte.<sup>31</sup> Zwar konnten, abgesehen vom Blumenstraus auf dem Frontispiz, die Kunstblätter auch in der zweiten Auflage nicht vierfarbig reproduziert werden, doch übernahm der Verlag einen Vorschlag von Huggenberger und druckte Werbekarten von den einzelnen Farbbildern, die auch als Postkarten verwendet werden konnten.

Bemerkenswert ist auch der geänderte Untertitel des Buches. «Ein Strauss für die Jungen und die jung geblieben sind» hiess es in der Erstausgabe, in der neuen Ausgabe fiel alles weg, was an Kinder und Jugendliche hätte erinnern können, und es wurden daraus «Geschichten von Blumen, Tieren und Menschen». Eine Begründung für diesen Schritt war nicht zu finden, nur beiläufig ist einmal vom «Sommergarten» als einem Volksbuch die Rede.<sup>32</sup>

Diesmal hatte Huggenberger die Künstler aus der eigenen Tasche bezahlt. In seiner Euphorie unterschrieb er in einem Zusatzvertrag den Passus, sich «für eine zweite Auflage von 7000 Exemplaren mit einem Honorar von 1.10 Franken pro Band zu begnügen unter der Bedingung, dass der Verlag den Ladenpreis mit höchstens 7 Franken für das gebundene Exemplar ansetzt».<sup>33</sup>

Er erschrak dann aber doch, als er nach Erscheinen des Buches seine effektiven Auslagen zusammenzählte. 1550 Franken hatte er für Künstlerhonorare bezahlt, weitere 437 Franken für die Klischees.<sup>34</sup> «Es ist mir nicht recht erklärlich, dass der Verlag an dem überaus reichen Bildschmuck des Buches nicht auch etwa 1600–1700 Franken beitragen soll (800 Franken für den Druck der neun Tafeln, 800 Franken für den Druck des farbigen Bildes), das macht per Band eine Ausgabe von höchstens 25 Rappen. Wenn ich meine eigene Arbeit nicht anrechnen darf, so bin ich glücklich wieder so weit wie vor dreissig Jahren», schrieb er mit unüberhörbarem Groll nach Frauenfeld.<sup>35</sup> Doch auch der Verlag hatte sich finanziell ins Zeug gelegt und allein für die Kunstblät-

ter 2679.20 Franken ausgegeben, wie Huggenberger postwendend vorgerechnet bekam; laut den Einträgen im Druckkostenbuch waren es für die zweite Auflage insgesamt gar 5664 Franken.

So hatten beide Seiten viel investiert in ein Jugendbuch, das keines sein wollte. Und rein materiell gesehen auch einiges verloren: Ab Sommer 1932 erhielt Huggenberger noch 70 Rappen pro Band; 1947 kam ein Teil der zweiten Auflage in den Ramsch. Doch war es bestimmt der «Sommergarten», der ihm den Weg in die Schulbücher ebnete, und zwar in einem Ausmass, das kaum mehr zu überblicken ist.

---

31 STATG 8'405, 3/254: A. H. an Verlag Huber, 26.6.1918, sowie Sommergarten, 2. Aufl., S. 118.

32 Ebd., 24.9.1918.

33 STATG, 8'405, 4/288: Verlag Huber, 6.10.1918, Zusatzvertrag.

34 KBTG Hu L Sch 64/2.

35 STATG, 8'405, 3/255: A. H. an Verlag Huber (Gideon Karl Sarasin), 8.1.1919.

## 22 Die politisch-soziale Krise 1917 bis 1923

Im Herbst 1917 ging der Krieg in sein viertes Jahr, ohne dass ein Ende absehbar war. Seit der Kriegserklärung der USA an Deutschland im April hatte er sich zum Weltkrieg ausgeweitet. Russland war besiegt, der Zar gestürzt, und am 7. November erfolgte im fernen Petersburg der Staatsstreich der Bolschewisten, der die Welt verändern sollte. Wachsende Unruhe herrschte auch in der Schweiz. Streiks und Proteste gegen die galoppierende Teuerung häuften sich. Vier Menschen starben Mitte des Monats bei Krawallen in Zürich. Am 20. November trat Alfred Huggenberger eine Reise nach Deutschland an, es war seine erste während des Kriegs, und wir wüssten gern, wie er das ausgehungerte und der Erschöpfung nahe Land erlebte, doch fehlen alle Nachrichten.<sup>1</sup> Er besuchte Dresden und Leipzig, wo er bei Staackmanns zu Gast war. Er las aus seinen Werken vor einem städtischen Publikum, dem der Schweizer als ziemlich exotischer Gast erschienen sein mag.<sup>2</sup>

Verfliegen waren die naiven Hoffnungen der ersten Kriegsphase auf einen raschen deutschen Sieg. «Die Zeiten sind böse und können noch böser werden», schrieb Huggenberger Anfang 1917 an Carl Albert Loosli. «Wenn wir nur nicht am Ende doch noch in den Tiegel hineinkommen. Wie lange dauert denn wohl noch, bis die Völker aus ihrem Wahnsinn erwachen? Dass die Welt noch so verrückt werden könnte, hätte ich nicht geglaubt.»<sup>3</sup> Angesichts der deprimierenden Entwicklung ging er zunehmend auf Distanz zum Kriegsgeschehen und wandte sich zurück zu den Anschauungen der Vorkriegszeit. So begeisterte ihn das bei Rascher in Zürich 1917 erschienene, in den kriegführenden Ländern verbotene pazifistische Werk von Andreas Latzko, «Menschen im Krieg».<sup>4</sup> Im Kommentar zu einem anderen Text, den er unbedingt positiv beurteilte, präzisierte er Anfang 1919 seine Haltung. «Das Ganze ist [...] eine Anklage; aber eine Anklage gegen *den Krieg*, nicht gegen die armen Teufel von Menschen, die ihn, ge-

gen ihr eigenes Wollen und Fühlen eben führen müssen, wut- und schmerzverbissen. Man sieht diesen Krieg, ein Untier mit verschwommener Gestalt, ungeheuerlich, gemein, boshaft, vom ersten bis zum letzten Augenblick hinter der Scene kauern; immer sprungbereit, immer nach dem Herzen jedes einzelnen zielend.»<sup>5</sup> Der Krieg und sein Ausgang, die politisch-soziale Krise der Jahre 1917 bis 1923 und ihre langfristigen Nachwirkungen: die Politik drängte sich fordernd ins Leben.

### Ernährungskrise, Mehranbau und die Lasten der Gemeinde

In der zweiten Kriegshälfte war auch die Schweiz von einer Ernährungskrise erfasst worden, die sich zu einer sozialen und politischen Konfrontation steigerte, wie man sie seit der Gründung des Bundesstaats 1848 nie mehr erlebt hatte.<sup>6</sup> Die Ernten fielen international 1916 und 1917 schlecht aus; im Februar 1917 eröffnete Deutschland den uneingeschränkten U-Bootkrieg auf dem Atlantik, was den Import zusätzlich erschwerte. Huggenberger war doppelt betroffen. Als Bauer und Lebensmittelproduzent hatte er sich am Mehranbau zu beteiligen. Ausserdem aber fiel ihm in Gerlikon besondere Verantwortung zu, da er im Frühjahr 1910 in die Ortskommission und auch gleich zum Stellvertreter des Ortsvorstehers gewählt

1 Belege der Reise in RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 20.11.1917; KBTG Hu Sch 21, Staackmann: A. H. an Staackmann, 19.12.1917.

2 Diesen Eindruck erweckt der Bericht in Leipziger Neueste Nachrichten, 27.12.1927 (Egbert Delpy, Alfred Huggenberger. Zum 60. Geburtstag).

3 SLA, NL Loosli, Ms B/SQ 15: A. H. an Loosli, 30.1.1917.

4 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 20.11.1917.

5 Ebd., 18.2.1919; es handelt sich um einen Text des Serben Mileno Simonovic.

6 Siehe Auderset/Moser, Krisenerfahrungen.

worden war.<sup>7</sup> Seit 1916 hielt Lehrer Adolf Kübler dieses Amt, der häufig krank war, so dass der Vize die Geschäfte zu leiten hatte. Diese waren ungewöhnlich umfangreich: Man war beschäftigt mit einer Verbesserung der Wasserableitung von den Strassen – auf diesem Gebiet kannte Huggenberger sich aus – und mit der Einführung der Elektrizität samt einer umstrittenen Strassenbeleuchtung (er wurde erster Präsident der «Elektra Gerlikon»). Parallel hatte man Anfang 1917 auf bundesrätliche Anordnung erstmals eine amtliche Erhebung des Kartoffelbestands durchgeführt, im September dann eine Aufnahme der Ernteergebnisse für Brotgetreide, Hafer und Gerste. Dem folgten Anbauvorschriften für das kommende Jahr 1918. Im Februar 1918 sandte Huggenberger einen Rechenschaftsbericht an die Inlandgetreidestelle in Bern. Er entschuldigte sich für die Verspätung, wies auf die zahlreichen Schwierigkeiten und Irrtümer bei der Erfassung der Anbauflächen hin, auch auf die Unmöglichkeit, den verlangten Mehranbau vollständig zu erbringen. Die Kleinbauern neigten zur Überschätzung der bebauten Flächen; viel Land, das im Kataster verzeichnet sei, entfalle in dem hügeligen Gelände auf Gräben und unbestellbare Borde. «Am guten Willen hat es sicherlich nicht gefehlt; die Leute sind sich mit ganz wenigen Ausnahmen des Ernstes der Zeit bewusst und möchten gern ihr möglichstes zur Verbesserung der allgemeinen Lage beitragen, wenn es auch nach und nach immer schwerer wird, mit den ungenügenden Arbeitskräften die unheimlich anwachsende Arbeitslast zu bewältigen.»<sup>8</sup> Der ganze Mehranbau war eine Improvisation und erfolgte keineswegs mit der Umsicht, die man während des Zweiten Weltkriegs – nicht zuletzt unter dem Eindruck der misslichen Erfahrungen von 1917/18 – walten liess. Im Frühjahr 1918 beschloss die Ortskommission von Gerlikon, das Gemeindeland im Hofackerli umzubrechen «zur Verteilung von Pflanzland unter Ortseinwohnern, die kein eigenes Land besitzen». Wer Saatgut zum Anpflanzen von Sommer-

getreide notwendig habe, solle sich bei Huggenberger melden.<sup>9</sup>

«Ich bin nicht mehr Herr meiner Zeit», klagte der überlastete Vorsteher von Gerlikon.<sup>10</sup> «Was Sie mir über Ihre Sorgen und Ihre aufreibende Tätigkeit als Stellvertreter des kranken Gemeindevorstandes schreiben, klingt sehr betrüblich», schrieb ihm Alfred Staackmann. «Auch Sie leiden in immer steigendem Masse unter dem Krieg und ich verstehe es, dass bei den harten Forderungen, die die Ernährung an Sie stellt, der Dichter nicht zu seinem Rechte kommt, sondern bescheiden zur Seite stehen muss.»<sup>11</sup> Tatsächlich hatte er einen neuen Erzählband in Arbeit, den er immer noch auf Jahresende herauszubringen hoffte. Die Last wurde ihm in dieser Zeit definitiv zu gross. So erklärte er der Gemeindeversammlung vom April 1918, die er für den erneut erkrankten Vorsteher zu leiten hatte, seinen Rücktritt «wegen anderweitiger starker Inanspruchnahme».<sup>12</sup> Doch es gab kein Entkommen; nur wenige Monate später starb der Ortsvorsteher, und im September wählten seine Mitbürger ihn mit 28 von 42 Stimmen zum Nachfolger. Bis in die deutsche Presse fand die kleine Meldung ihren Weg. Das «Berliner Tageblatt» verbreitete zwischen all den Nachrichten von dem sich vollziehenden deutschen Zusammenbruch die kuriose Meldung vom «Dichter als Bürgermeister»; die Stelle habe man «Huggenberger, der an irdischen Schätzen keinen Überfluss hat, statt eines Ehrensoldes angebo-

7 Die folgenden Angaben aus: StadtA Frauenfeld, Protokoll der Ortsgemeinde Gerlikon, 1910 ff.

8 KBTG Hu B 1323: A. H. an Inlandgetreidestelle, 27.2.1918.

9 StadtA Frauenfeld, Protokoll der Ortsgemeinde Gerlikon, Ortskommission, 5.3.1918, 19.3.1918.

10 ZB Zürich, NL Eschmann 117.34: A. H. an Eschmann, 6.2.1918.

11 KBTG Hu Sch 21: Staackmann an A. H., 18.5.1918 (Antwort auf einen nicht erhaltenen Brief Huggenbergers vom 16.4.1918).

12 Ebd., 21.4.1918.

Abb. 61: Getreideablieferung der Gemeinde Gerlikon am Bahnhof Frauenfeld, 11. November 1918: Ortsvorsteher Huggenberger mit Papieren in der Hand.



ten».<sup>13</sup> Einen «Ehrensold» bezog in der Schweiz niemand. Kurz darauf aber hatte der neue Vorsteher die Leitung der Gemeinde-Kartoffelstelle zu übernehmen, um die amtlich vorgeschriebene Ablieferung zu überwachen. Dies war mit aufwendiger Papierarbeit verbunden, jeder Haushalt erhielt eine Produzentenkarte, die den Ortsstempel und die Unterschrift des Vorstehers trug.<sup>14</sup> Familie Huggenberger lieferte, über die Selbstversorgung hinaus, 1490 kg ab; nur vier der über 42 Haushaltungen von Gerlikon produzierten mehr. Am 11. November 1918 folgte die Getreideablieferung am Bahnhof Frauenfeld; Huggenbergers hatten sich vor allem auf den Kartoffelanbau konzentriert; aber auch beim Getreide lieferten sie über 800 kg ab.<sup>15</sup> «Der Bauer will den Skribenten wieder ganz auf die Seite schieben», klagte er gegenüber Carl Seelig. «Froh bin ich schon, wenn einmal

der Zwang betr. Anpflanzung aufhört. Wenn ich für drei Familien Brot und Kartoffeln liefern muss, hört natürlich alles auf.»<sup>16</sup> Eine Woche später folgte der Stossseufzer: «Ach, die Leute wollen ja in Gottes Namen Getreide und Kartoffeln von mir, und ich habe nur zwei Hände und nur eine Zeit.»<sup>17</sup>

Die Versorgungskrise ging einher mit Gerüchten und Verdächtigungen. Den Sozialisten schien alles nur eine Verteilungsfrage; während die Reichen

13 KBTG Hu Sch 102: Berliner Tageblatt, 11.10.1918 (Der Dichter als Bürgermeister).

14 Die Karten und ein tabellarischer Zusammenzug sind erhalten, siehe KBTG Hu Sch 34: Couvert Kartoffeln, Ernte 1918.

15 KBTG Hu L Sch 62/16: Getreidelieferung 1918.

16 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 10.12.1918.

17 Ebd.: A. H. an Seelig, 17.12.1918.



**Abb. 62: Martha Huggenberger (rechts) mit ihrer Gerliker Cousine, der Tochter der verstorbenen Emma Müller-Huggenberger, aufgenommen im April 1919.**



prassten und gierige Bauern die Situation auszunutzen, litt die Arbeiterschaft Not. Die Polemik zwischen Bauern- und Arbeiterorganisationen vergiftete das Klima. Wurden Lebensmittel versteckt, um die Preise noch weiter in die Höhe zu treiben? Wurden sie exportiert, damit einige wenige Gewinne machten, wie eine Bemerkung Huggenbergers vom September 1918 gegenüber Seelig suggeriert? «Gestern war ich am grossen Jahresviehmarkt in Grabs, Rheintal, und habe ein kräftiges Rind gekauft. Spät 10 Uhr kam ich damit heim. Nur das Rheintal abwärts wurden über 50 Wagen Vieh spediert. Extrazug.»<sup>18</sup> Es hätte ausserordentliche Anstrengungen der Behörden gebraucht, um das Misstrauen zu dämpfen, das in dieser Notiz mitschwingt – und das nur ein Echo der herrschenden Stimmungslage war. Die Anstrengungen setzten verspätet ein und sie wurden schlecht kommuniziert. So explodierten die sozialen Spannungen im landesweiten Proteststreik der Arbeiterschaft vom November 1918, den der Bundesrat mit der militärischen Besetzung der städtischen Zentren beantwortete. Die Schweiz stand einen Moment hart am Rande gewalttätiger Wirren. Infolge der herrschenden Grippeepidemie starben während des Einsatzes allein 126 Thurgauer Soldaten.<sup>19</sup> Auch Huggenberger erkrankte

im November, kam aber glimpflich davon. In denselben Tagen endete der Weltkrieg mit einem prekären Waffenstillstand; die Monarchien in Deutschland und Österreich brachen im revolutionären Aufruhr zusammen.

Die Anforderungen an den Ortsvorsteher von Gerlikon blieben auch nach dem Ende der Kriegshandlungen hoch. Die Ernährungsfragen verloren nicht an Dringlichkeit. Im Frühjahr 1919 zerstörte ein Brand zwei Häuser, dem um ein Haar auch das kleine Kirchlein zum Opfer gefallen wäre. Den ganzen Sommer hindurch war der Vorsteher beschäftigt mit dem Bau einer Brückenwaage.<sup>20</sup> Die Ortskommission tagte 1918 und 1919 so oft wie noch nie. Huggenberger litt zudem im Frühjahr 1919 fast zwei Monate an einer Augenentzündung und konnte fast nicht lesen.<sup>21</sup> So blieb der Erzählband weiter unfertig, obwohl er nach allen Richtungen versicherte, er müsse nur noch am letzten Text feilen, im Frühjahr komme das Buch. Nur mit Verzögerung normalisierte sich die Versorgungslage, auf den April 1920 konnte der Regierungsrat dann auch die Rationierung von Milch und Zucker aufheben. Die Landbevölkerung aber fand keine Ruhe, da seit dem Frühsommer 1920 die Maul- und Klauenseuche umging. Gerlikon sei «zu mehr als 2/3 verseucht», berichtete Huggenberger im November. «Ich selber bin noch verschont.»<sup>22</sup> So sah er erst im Frühjahr 1921 den Zeitpunkt gekommen, sich endlich zu entlasten. Er reichte beim Bezirksrat das Gesuch um vorzeitige Entlassung ein, obwohl die

18 Ebd.: A. H. an Seelig, 20.9.1918.

19 STATG 2'01'18, Protokoll des Grossen Rates, 26.5.1920, S. 140.

20 Einige Unterlagen dazu in KBTG Hu Sch 32; zum Brand siehe RWZ, NL Seelig B-02-Hugg: A. H. an Seelig, undatiert (Mai-Juni 1919).

21 RWZ, NL Seelig B-02-Hugg: undatiertes Brief (Mai/Juni 1919).

22 STAAG ZwA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 29.11.1920.

Amtsperiode noch ein Jahr länger gedauert hätte.<sup>23</sup> Die Behörde akzeptierte und die Ortsgemeinde wählte den Stellvertreter, Heinrich Peter, zum Nachfolger. Der dankte für «das bewiesene Zutrauen, glaubt[e] aber eine Wahl nicht annehmen zu können». Erst auf allgemeines Drängen hin erklärte er sich bereit, die Aufgabe «wenigstens vorläufig bis Ende der Amtsdauer» zu übernehmen.<sup>24</sup> Er wurde seither Mal für Mal wiedergewählt und blieb bis 1943 im Amt. Es war eben oft schwierig in den kleinen Gemeinden, befähigte und willige Kandidaten für die Ämter zu finden. Dieser Lage und dem daraus resultierenden Gefühl der Verpflichtung mochte auch Huggenberger sich nicht entziehen: Der Ortskommission sollte er bis zum April 1937 angehören. Dem «Amtsstolz» stand er jedoch stets skeptisch gegenüber; im Gedicht «Dorfgenossen» sprach er von jenen, die «ihr Herz mit Ehren» fütterten und darüber das Leben vergassen.<sup>25</sup> «Viele gehen in Ämtern auf», hielt er in einer beiläufigen Notiz fest, die sich womöglich auch auf seinen Nachfolger bezog. «Wenn sie alt sind, sehen sie, dass wenig ist um die Ehre.»<sup>26</sup>

## Kriegsende ohne Frieden

«Dein immer geplagter A. Huggenberger», unterschrieb er im Dezember 1918 einen Brief an Otto Marquard, den Malerfreund am deutschen Ufer des Untersees.<sup>27</sup> Seine Stimmung war gedämpft. Von Anbaupflicht und Gemeindevorstand war schon die Rede. Aber auch die deutsche Niederlage und die harschen Friedensbedingungen, denen Deutschland entgegensah, bedrückten ihn. Zum Jahresende 1918 schrieb er dem befreundeten Schriftsteller Jakob Christoph Heer: «Das Weihnachtsfest hat mich nicht froh gemacht. Das Ungeheure, das dem deutschen Volk zu tragen auferlegt ist, drückt auch mich schwer darnieder. Ich möchte mit dir reden können, vielleicht könntest du meinen Mut etwas aufrichten. Nein, das

kann doch nicht geschehen, dass die deutsche Kultur in Not komme! Ich hoffe und glaube, dass der deutsche Riese aus der Betäubung erwachen und sich auf sich selber besinnen werde. Dann kann noch alles zum Guten sich wenden. Die schwere Prüfung kann zum Heil führen. Aber eine Ungerechtigkeit der Weltgeschichte bleibt es doch, was geschehen ist. Was hätte eine wahrhaft weise Regierung mit dem wunderbaren Instrument: deutsches Volk anfangen können!»<sup>28</sup> Die angesprochene Prüfung war eine doppelte: die Kriegsniederlage, aber auch die Revolution mit ihrem schwer berechenbaren Fortgang. «Ich habe mir die erste Friedens-Weihnacht viel schöner, festlicher vorgestellt», schrieb Carl Seelig. «Jetzt macht einem die Entente<sup>29</sup> mit ihren wahnsinnigen, übermütigen Forderungen das Herz schwer – denn ist damit nicht schon der Anstoss zu neuen Kriegen gelegt?»<sup>30</sup> Keine andere politische Frage ist in den aufgefundenen Briefwechseln Alfred Huggenbergers so breit dokumentiert wie der problematische Friedensschluss, mit dem der Erste Weltkrieg ausging.

Als im Mai 1919 in Versailles den deutschen Abgeordneten der Friedensvertrag vorgelegt wurde, über dessen Bedingungen es keine Unterhandlung mehr gab, erhob sich in Deutschland ein nationales Wehgeschrei. Im Vorjahr hatte man Russland einen schlimmeren Gewaltfrieden aufgezwungen und den Friedensvorschlag des US-Präsidenten Woodrow Wilson (die im Folgenden erwähnten «14 Punkte») mit

23 StadtA Frauenfeld, Protokoll der Ortsgemeinde Gerlikon, 21.4.1918.

24 Ebd., 24.4.1921.

25 A. H., Stille der Felder, Zitat aus Dorfgenossen, S. 28–29.

26 KBTG Hu M Sch 93/2: undatierte Notiz zu Bauern von Steig. In Klammern fügte A. H. die Namen Peter und Bertsch hinzu.

27 KBTG Hu B 675: A. H. an Marquard, 10.12.1918.

28 winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637: A. H. an Heer, 31.12.1918.

29 Gemeint sind Grossbritannien und Frankreich.

30 KBTG Hu B 950 in Sch 20: Seelig an A. H., 16.12.1918.

einer neuen militärischen Offensive in Frankreich beantwortet. Nun aber verlangten die kompromisslosen Nationalisten die Verweigerung der Unterschrift, selbst wenn dies eine Wiederaufnahme des Kriegs und die militärische Besetzung Deutschlands zur Folge haben würde. Dem mochte Huggenberger nicht folgen. In verschiedene Richtungen schrieb und plädierte er für Mässigung. So Anfang Juni 1919 an Ludwig Finckh, der öffentlich für die Ablehnung des Vertrags agitierte und Huggenberger entsprechende Artikel zusandte. Hier konkretisierte Huggenberger seine Vorstellung, wie sich noch «alles zum Guten» wenden könnte.

«Wie gerne wär ich letzthin, da ich Ihr Häuschen von Gaienhofen herüber grüssen sah, zu Ihnen über den See gefahren! Freilich, wir hätten bald miteinander Streit gekriegt, unsere Meinungen wären – nach Ihren Pressäusserungen [sic!] – oft entgegengesetzter Art gewesen. Wie ich mirs ansehe, wäre es ein Mord am deutschen Volk, wenn man es der Invasion aussetzte. Nie! Der harte Verstand muss doch den letzten Rat geben, wo es sich um alles handelt. Die Friedensbedingungen, die mit den 14 Wilsonpunkten herzlich wenig zu tun haben, sind ja nicht erfüllbar. Auch nicht, wenn sie noch etwas gemildert sind. Aber es wird nichts so heiss gegessen, wie angerichtet. Lasse man die Welt vorerst wieder einmal zur Besinnung kommen, lassen wir die Menschheit von den schrecklichen Geschehnissen der letzten 5 Jahre etwas Abstand nehmen, und es werden sich für Deutschland so gewichtige Stimmen erheben, dass eine Revision des unsinnigen Vertrages nur eine Frage der nächstfolgenden Zeit ist. Europa kann und darf sich den Ast nicht absägen, auf dem es sitzt. Aber das deutsche Volk noch tiefer in Elend und Verzweiflung zu bringen, – ich meine das Elend des Hungers, ich meine die Verzweiflung der Mütter, die ihre Kinder in der Gewalt von Halbtieren sehen müssten – nein, das kann und darf nicht geschehen! Ich habe einen so unwandelbaren Glauben an die innere Tüchtigkeit

und Zuverlässigkeit des deutschen Volkes in seiner grossen Mehrheit, dass ich überzeugt bin, es wird auch die allerschwerste Aufgabe: die allmähliche *Ueberwindung* dieses Meuchelvertrages zustand bringen, ohne an seiner Ehre Schaden nehmen zu müssen. Es wird dem Vernichtungswillen seiner Gegner (der doch letzten Endes den Krieg herbeigeführt hat) trotz Tod und Teufel widerstehen und sich langsam zur alten Höhe emporrichten, wenn – ja, wenn es sich bald und ganz der *Arbeit* wieder zuwendet. Die *Arbeit* ist das Wunder, das Deutschland zu Macht und Grösse gebracht hat. Die *Arbeit* wird ihm wieder zu Freuden und Ehren verhelfen; zu grösseren Freuden und Ehren, als sie ihm durch die Siege der Waffen beschieden worden sind.

Mein Wunsch und Gebet ist: Deutschland möge jetzt Männer an der Spitze haben, die nur von dem einen Gedanken beseelt sind: Frieden! Alles andere wird die Arbeit tun. Der Leidensbecher ist geleert. Die Hefe soll man ausschütten, sie ist Gift. Frieden! Thut es Eueren armen, gebeugten Frauen zulieb! Dem Wickelkind in der Wiege!

Mit dem Schreiben ist es nichts, man müsste hin- und herreden können. Wir würden sicher in manchen Dingen einer Meinung sein. Möge bald die Zeit kommen, da die Grenze keine Schranke mehr ist!»<sup>31</sup>

Der zitierte Brief stellt einen der längsten tagespolitischen Kommentare Alfred Huggenbergers dar. Mündlich wird er solche Fragen oft verhandelt haben. Seine Ausführungen wirken sehr schweizerisch und pragmatisch, patriotisch zwar, doch fern von nationalem Fanatismus. Er vertraute nicht auf den militärisch besiegt und von der Revolution erschütterten Staat, sondern auf die Kräfte der zivilen Gesellschaft, um die eingetretene Notlage zu überwinden. Er pries die Arbeit, ein zentrales Element seiner persönlichen Lebensbewältigung – und eine Grundressource der

---

31 StadtA Reutlingen, NL Finckh: A. H. an Finckh, 5.6.1919.

bürgerlichen Gesellschaft. Deutlich war die Skepsis gegenüber dem militaristischen Kult von Waffengewalt und Eroberung, sein ehrliches Entsetzen gegenüber der Verblendung eines Ludwig Finckh, der sich in kommenden Jahren dem Nationalsozialismus zuwenden würde. Bei alledem blieb Huggenberger deutschen Sichtweisen treu verbunden: Dass der Krieg durch den «Vernichtungswillen» der Gegner Deutschlands verursacht worden sei, daran hielt er eisern fest, wenn auch die beigefügte Qualifikation «letzten Endes» eine gewisse Unsicherheit offenbarte. Deutsche Kinder in der Gewalt von «Halbtieren»: mit dieser rassistischen Fantasie folgte er einer breiten schweizerischen Mehrheit.<sup>32</sup> Der Ausdruck bezog sich auf die schwarzafrikanischen Kolonialsoldaten in französischen Diensten, von denen einige nun im besetzten Rheinland stationiert waren und den besonderen Hass deutscher Nationalisten auf sich zogen. Im Übrigen war seine Sicht durchaus realistisch, dass der Versailler Vertrag letztlich undurchführbar war und seine Revision nur eine Frage der Zeit. Diese Auffassung bekräftigte er auch gegenüber Carl Seelig: «So hart und ungerecht die Friedensbedingungen sind (mir scheint, die Herren am Verhandlungstisch sind schlecht beraten, von Wilson gar nicht zu reden), mir scheint es unverständlich, dass man in Deutschland ernsthaft ans Ablehnen denkt. Was wäre da zu gewinnen? Nein, hoffen wir, dass die Vernunft siegt. [...] Die *deutsche* Vernunft. Von der französischen und englischen scheint zur Zeit wenig zu erwarten zu sein. Das ist nun das Selbstbestimmungsrecht der Völker!»<sup>33</sup>

Wenn Huggenberger auch in eigener Sache oft klagte und seinen persönlichen Zweckpessimismus pflegte, in diesen öffentlichen Fragen hielt er die Absage an Untergangsfantasien geradezu für eine Pflicht. Am selben Tag wie an Seelig schrieb er auch an Alfred Staackmann, der wenige Tage nach Unterzeichnung des Vertrags aus dem Ostseebad Swinemünde antwortete. Er war bewegt von Huggenber-

gers Mitgefühl mit der deutschen Notlage. «Wie mir zu Mut ist und vor allem zu Mute war, als die Frage offenstand, ob der Friede unterschrieben werden sollte oder nicht – das kann ich Ihnen nicht beschreiben. [...] Ich war dagegen und lieber hätte ich in unseren völligen Untergang gewilligt als in diese Schmach.»<sup>34</sup> Auch hier hatte Huggenberger für Optimismus plädiert und für eine Annahme der Friedensbedingungen, so hart sie auch sein mochten. Ein Gedicht «Neujahrmorgen» umkreiste zum Jahresbeginn 1919 das Thema der unter Bangen und Hoffen erwarteten Zukunft: «Schwer mit Völkern und Regenten/ Ringt und rechet das Geschick./ Dass wir doch uns selbst erkannten/ Unter seinem Rätselblick!»<sup>35</sup> Zum Jahresausgang 1919 schickte er an Egbert Delpy, Ludwig Finckh, Franz Karl Ginzkey und die «Badische Landeszeitung» ein Weihnachtsgedicht, das mit einer die Hoffnung beschwörenden Note endet: «Kann der Herr die Welt zertreten / Ob wir zehnmal fehlbar sind,/ hört er einer Mutter Beten/ Für ihr ungebornes Kind?»<sup>36</sup>

Huggenbergers Engagement in der deutschen Frage hatte auch praktische Seiten. In Kooperation mit Ernst Zahn und anderen interessierte er sich 1919/20 für eine Petition zur raschen Freilassung deutscher Kriegsgefangener.<sup>37</sup> Anfang 1923, als die deutsche Wirtschaft zunehmend unter den Inflationsfolgen litt, schickte er den Staackmanns und dem Verlagsprokuristen Franz Winter in Leipzig Pa-

32 Dies zeigt die Berichterstattung der Thurgauer Zeitung, siehe z. B. Berichte Mai 1920.

33 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 19.6.1919.

34 KBTG Hu Sch 21: A. H. an Staackmann, 3.7.1919; Huggenbergers Brief ist nicht erhalten.

35 A. H., *Lebenstreu*, S. 73.

36 KBTG Hu M 209: *Wachtstuchheft mit Gedichten*, S. 45. Unter dem Titel «Friede auf Erden» auch in A. H., *Lebenstreu*, S. 76.

37 Siehe ZB Luzern Ms. N.37, NL Zahn: A. H. an Zahn, 26.3.1919 und 15.1.1920.

kete mit Äpfeln, Würsten, Bohnenkaffee und Zucker. «Wie Kinder zu Weihnacht haben meine Frau und ich das Kistchen sorgsam ausgepackt und berührt und beglückt all die Gaben betrachtet, die uns Ihre Güte bescheert hat», bedankte sich Staackmann.<sup>38</sup> Ein schweizerisches Komitee kümmerte sich 1923/24, im Zeichen drohender Hungersnot, um eine «Hilfsaktion für die geistig Schaffenden in Deutschland»; Alfred Huggenberger, Ständerat Rudolf Huber und andere unterzeichneten für den Thurgau. «Deutsche Kunst und Wissenschaft sind eine Quelle unseres eigenen kulturellen Gedeihens. Diese Quelle soll nicht versiegen», hielt der Aufruf fest.<sup>39</sup> Huggenberger zahlte im Januar 1924 zwanzig Franken ein.

Prekär war es zeitweilig mit Huggenbergers Einnahmen aus der literarischen Arbeit geworden, die unmittelbar vor dem Krieg auf ein vermeintlich stetes und angenehmes Niveau gestiegen waren. Mit den Kriegs- und Nachkriegsentwicklungen ergab sich seither ein unberechenbares Auf und Ab. In ihrer chaotischen Schlussphase brachte die deutsche Inflation 1922/23 jedes normale Wirtschaften im Verkehr mit Deutschland zum Erliegen. Huggenberger erhielt Zehntausende, schliesslich Millionen von Reichsmark gutgeschrieben, die unter der Hand auf wenige Hundert Franken schrumpften. Der Verleger klagte, dass eine normale Kalkulation angesichts der galoppierenden Kostenentwicklung überhaupt nicht mehr möglich sei. Huggenberger sorgte sich, wie es weitergehen sollte, übertrieb aber auch, denn er hatte inzwischen über den Verlag Sauerländer neue schweizerische Einnahmequellen erschlossen. Bei Gelegenheit stellte er es geradezu so dar, als ob er nun vor allem von den Einnahmen seines kleinen Hofes leben müsste. «Sie begreifen», schrieb er im März 1920 an Kaspar Freuler, «dass ich zur Zeit mein Hauptgewicht auf die Besorgung des Gütchens legen muss und die brotlose Kunst nur in Feiertagen betreiben darf, wenn ich [...] anständig leben will.»<sup>40</sup>

---

38 KBTG Hu Sch 21: Staackmann: 11.1.1923; Winter, 19.2.1923.

39 KBTG Hu Sch 65: Hilfsaktion.

40 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Freuler, 8.3.1920.

## 23 Anzeichen von Stagnation

Mit einiger Verspätung gelangte im Herbst 1919 der Prosaband «Die heimliche Macht» auf den Markt; seit sechs Jahren war keine solche Geschichtensammlung mehr erschienen. Der Buchtitel war nicht neu; eine der Erzählungen aus den «Dorfgenossen» (1914) hatte ihn bereits getragen. Die Vorarbeiten reichten wie gewöhnlich weiter zurück; Huggenberger versprach das Manuskript auf den Sommer 1918, der Verlag kündigte das Buch auf Weihnachten an.<sup>1</sup> Buchhändler Carl Bachmann in Zürich bedauerte, dass es im Dezember nicht vorlag. «Das ist recht fatal, man muss jeden Tag die Leute abweisen. [...] Jetzt wäre eine Auflage *in der Schweiz* verkauft worden; in Deutschland hat man jetzt für Bücher keinerlei Interesse.»<sup>2</sup> Schliesslich war Huggenberger bis in den September 1919 mit Korrekturen beziehungsweise letzten Überarbeitungen beschäftigt. Die Erzählung «Der Rebenkasper» hatte er Rudolf Hunziker als Erstdruck für das neue Jahrbuch der Literarischen Gesellschaft versprochen; dieser musste dann aber im November realisieren, dass Huggenberger den Text bereits der Basler «National-Zeitung» verkauft hatte.<sup>3</sup> Er verzichtete daraufhin auf den Abdruck. Eine weitere Erzählung, «Die Brautfahrt nach Balchenstorf», war unter dem Titel «Felix Spanners Brautfahrt» in «Schweizererde» erschienen, der 1915 von Robert Faesi herausgegebenen Anthologie des Schriftstellervereins. Zu Recht hatte Otto von Greyerz in seiner unzögerlichen Beurteilung des Buchs auf die Schwächen der Urfassung dieser Erzählung hingewiesen: «Aber noch viel schlimmer steht mit Huggenberger. Diese lustig sein sollende Geschichte ist so langweilig und breit, dass ich beim Vorlesen ruhig jede zweite Seite überspringen konnte, ohne dass es deshalb kurzweilig geworden wäre. Das ist ganz ordinäre Zeilenschinderei. Und der Mann hat «Die Stille der Felder» gedichtet! Unglaublich.»<sup>4</sup> Tatsächlich hat Huggenberger die Geschichte für «Die heimliche Macht» gründlich verbessert und in die neue Rahmenhandlung eingefügt. Die Erzählung «Glück-

finder» lag seit 1916 vor, als er den Text an Lesungen vortrug.<sup>5</sup>

Entwürfe zu den einzelnen Texten sind keine erhalten. Es handelt sich um fünf Erzählungen, die mittels einer Rahmenhandlung zusammengehalten werden. Eine kleine Gruppe von Heuern, die meisten schon etwas gesetzten Alters, arbeitet während des Hochsommers in einem abgelegenen Weiler und übernachtet dort in der Scheune. Da die Arbeit beim Emd nicht so hart ist wie beim ersten Schnitt, bleibt abends Musse für «Geschichten auf der Heubühne», so der Untertitel des Bandes. Der Ziegelmathis, in der Rahmenhandlung vorgestellt, lockt und drängt die Übrigen, eine «Liebes- oder Heiratsgeschichte» zum Besten zu geben.<sup>6</sup> Weshalb ihm daran so viel liegt, offenbart erst seine eigene Geschichte, die den Band beschliesst. Der Ziegelmathis entspricht dem Typus des Hagestolz, den Huggenberger in immer neuen Varianten schilderte.

Der Band ist wesentlich um einen Haupttext («Der Heidenheuuet») herum konzipiert, der nahezu ein Drittel des Buchs füllt und auch von der Qualität her die andern übertrifft. Wie in Rahmenerzählungen gern praktiziert, wird durch den Bilderbogen der fünf Erzählungen hindurch so etwas wie eine Lebensweisheit vermittelt: die Einsicht in die Unwägbarkeit des Lebens und der menschlichen Bestrebungen, die zwischen Treue und Untreue, Schwäche und Hoch-

---

1 KBTG Hu B 969 in Sch 21, Staackmann: Verlagsmitarbeiter, 25.7.1918.

2 KBTG Hu B Sch 1/1–1/65: Bachmann an A. H., 18.12.1918.

3 winbib, Studienbibliothek, Ms BRH 550/37: A. H. an Hunziker, 7.11.1918; die Erzählung erschien unter dem Titel «An der Sommerhalde» in der National-Zeitung, 4.–9.10.1918.

4 BBB, FA von Greyerz 97: Otto von Greyerz an Simon Gfeller. Mappe 6, Nr. 147/2, 5.1.1914 [sic]; der Brief bezieht sich explizit auf «Schweizererde» von 1915.

5 Berichte aus Solothurn (20.10.1916) und Chur (3.12.1916), siehe KBTG Hu Z Sch 119/3.

6 A. H., Die heimliche Macht, S. 14.

mut, Anhänglichkeit und Abweisung ihren Weg nehmen.

Die Erzählungen sind mehrheitlich ernst gehalten, einzig «Die Brautfahrt nach Balchenstorf» gehört ins komödiantische Fach. Nicht immer wird aus dem eigenen Leben berichtet, einzelne Erzähler geben weiter, was sie irgendwo gehört haben. Dadurch wird der Ablauf etwas schwerfällig, zumal Huggenberger ohnehin gerne abschweift. Keine der Erzählungen vermag für sich genommen so zu überzeugen, wie einige Texte in den früheren Bänden, schon gar nicht «Der Rebenkasper» und «Der Glückfinder», die beide sehr rührselig sind. Hinzu kommen sprachliche Fehlgriffe, die in einer mündlichen Erzählung deplatziert wirken, etwa «Aber mein Wille war Qual und Ohnmacht», oder Verirrungen in den Kitsch: «Ihr lilienweisser Hals blühte uns beiden entgegen.»<sup>7</sup> Dem Erfolg des Buchs tat dies keinen Abbruch; die Kritik nahm es freundlich auf, es wurde sogar zum meist verkauften aller Erzählbände.

Wie meistens bei Huggenberger sind auch diese Erzählungen in einer gewissen Zeitlosigkeit angesiedelt, die sich bei näherer Betrachtung recht deutlich als ziemlich entrückte Vergangenheit erweist. Dies umso mehr, als die Erzähler schon älter sind und aus ihrer Jugendzeit berichten, wie zum Beispiel der «Rebenkasper», von dem seine Nachbarn sagen, er sei «noch beim alten Geld auf die Welt gekommen», also vor 1852 geboren.<sup>8</sup> Vereinzelt zeigen aber auch Zeichen auf die Entstehungszeit. So der Rebenkasper, der zu einem Lobpreis auf seine verstorbene Frau ansetzt, die als Dienstmädchen gearbeitet hatte: «Ja, es sollte mehr solcher Frauen geben im Land, wie die Lene eine gewesen ist», sagte er dann, halb zu sich selber, halb zu mir gewendet. «Dann würden unsere Bauernbuben nicht an gelben Kornäckern vorbei in die Fabriken laufen, wo ihre Augen und Seelen blind werden für das Morgenrot und für das Grün der Frühlingswiesen. Sie würden nicht vor dem Geld hergeschneiter Fremdlinge unter lackierten Gasthof-

türen den Katzbuckel machen. Und unsere schönen Rebgelände wären unversehrt geblieben, wenn es auch galt, ein paar Jährchen ohne Lohn darin zu schaffen [...]»<sup>9</sup> Hier schleicht sich eine durchaus gegenwartsnahe Sicht in den Text ein, wie sie in solcher Deutlichkeit bis dahin noch nirgends zu finden war. Dies situiert die in sentimentale Stimmungen gehüllte, der Vergangenheit zuneigende Erzählung recht präzise in die biografischen und zeitgeschichtlichen Umstände ihrer Entstehungszeit: die konservative Abwehr des Autors – und vieler Schweizer und Schweizerinnen – angesichts der Herausforderungen heftiger sozialer Konflikte, kulminierend im Landesstreik vom Herbst 1918.

### Wieder aufgelegte Jugendgedichte

Wenige Monate nach der «Heimlichen Macht» konnte Huggenberger einen lang gehegten Plan realisieren. Im Frühling 1912 bereits, noch vor seinem Streit mit Rudolf Huber, wollte er sein längst vergriffenes Lyrikbändchen «Lieder und Balladen» neu herausgeben und war schon konkret mit der Überarbeitung beschäftigt. Und kaum hatte sich das Verhältnis zum Frauenfelder Verlag wieder einigermaßen eingeregelt, lancierte er dieses Vorhaben von neuem, bekam aber zur Antwort, man habe ihm, dem langjährigen Hausautor, mit der Wiederaufnahme eine Freude machen wollen, müsse aber nun – nach seinem Wechsel zu einem anderen Verlag – die Aussenwirkung beachten. «Solange der moralische Eindruck, den Ihr Weggang von uns in weitesten Kreisen hervorgerufen hat, andauert, kann sich die Firma Huber & Co. nicht mit den Brosamen begnügen, welche vom Tische fallen, an dem sie durch einen ande-

---

7 Ebd., S. 46 und S. 47.

8 Ebd., S. 51.

9 Ebd., S. 51.

ren verdrängt wurde.»<sup>10</sup> Am 27. März 1917 griff Huggenberger die Idee wieder auf: «Ich habe schon früher den Wunsch geäußert, die Gedichtsammlung «Lieder und Balladen», die ich gänzlich umgearbeitet, möchte (vielleicht nur in billig broschierten Bändchen) neu herausgegeben werden. Falls der Verlag sich nicht entschliessen kann, würde ich die Sammlung zurückziehen.»<sup>11</sup> Zwar bot man ihm ein Gespräch an, mass dem Begehren aber kaum Priorität zu, jedenfalls dauerte es recht lange, bis am 5. Juli 1920 eine erste Berechnung für eine Neuausgabe vorlag. Nun kamen auch allfällige Titel ins Gespräch, Huggenberger dachte an «Glück» oder «Wirbeltanz», ehe er sich endgültig entscheiden konnte: «Wenn der Märzwind weht». Für Huggenberger-Kenner erinnert dies an eine der ersten Zeilen im berühmten «März»-Gedicht aus «Stille der Felder», das man im neuen Bändchen freilich vergebens sucht; der Titel sollte wohl eher eine Assoziation zu den Anfängen der Jugendjahre wecken.

Dass überhaupt ein neuer Titel gewählt wurde, weist auf Überarbeitungen hin, und diese hätte Huggenberger sicher noch viel weiter getrieben, wäre ihm seitens des Verlags nicht geraten worden, auf die vielen Korrekturen zu verzichten, er solle die alten Sachen nicht zu lange frisieren, es seien eben «Verse aus jungen Tagen».<sup>12</sup> Diesen Untertitel hatte der Autor wörtlich genommen und das eine und andere unveröffentlichte Gedicht aus dem eisernen Bestand der «Farbigen Blätter» hinzugefügt. Ausserdem wollte er den Buchumschlag selbst gestalten und zu jedem Gedicht eine kleine Zeichnung anfertigen lassen, was dem Verlag dann doch zu weit gegangen wäre.

Es ist gut möglich, dass Rudolf Huber sich Hoffnungen machte, der «Märzwind» könnte ein Anfang sein, den einstigen Hausautor als Lyriker zurückzugewinnen. Zumal den Frauenfeldern kaum entgangen sein dürfte, dass Huggenberger in den Kriegsjahren gelegentlich neue Gedichte veröffentlicht hatte, vor

allem in der Zeitschrift «O mein Heimatland» (bekannt auch als Schweizer Literaturkalender) und in den Jahrbüchern der Literarischen Vereinigung Winterthur. Von den Friedensgedichten war schon in anderem Zusammenhang die Rede. Gegen Kriegsende traten, im Schatten der innenpolitischen Krise, andere Themen in den Vordergrund. Das «Lied vom Vaterland», entstanden im Juni 1918, beschwor voller Pathos: «Von unsern Bergen kommt das Heil,/ Das kann uns niemand rauben.» Der Schlussvers endete in einem sehr militärischen Bild: «Hier Schweizertrutz, hie Schweizerkraft!/ Die Bataillone schreiten:/ Heil, freie Eidgenossenschaft,/ Wir woll'n dir Ehr bereiten!»<sup>13</sup> Als Huggenberger das Gedicht 1923 in seine Sammlung «Lebenstreue» aufnahm, scheinen ihm selber Bedenken gegenüber dem allzu martialischen Schluss gekommen zu sein; er ersetzte ihn durch eine naturbezogene Version, die ausklang: «Die ewigen Berge singen laut/ Das Lied vom Vaterlande.» Ein konservatives Vokabular durchzieht die vaterländischen Gedichte dieser Jahre, es ist die Rede von Treue, Gott, der Väter Erbe und den Ahnen, die Alpen werden beschworen als innerer Kraftort. Den ungenannt bleibenden, auf sozialen Wandel und Reform drängenden innenpolitischen Kräften werden die Berge selbst als zentrales Sinnbild der Unveränderlichkeit entgegengestellt. Das 1919 entstandene Gedicht «Schweizerfahrt» («Ich hab' in Nacht und Sturmeswehn/ Mein Herz zu Gott erhoben») sollte unter dem Titel «Schweizergebet» in kommenden Jahren unzählige Male abgedruckt werden.<sup>14</sup> Und es wurde auch der meist vertonte Text von Huggenberger, sechzehn Kompositionen können nachgewiesen

10 KBTG Hu B 438 in Sch 9: Verlag Huber an A. H., 15.7.1913.

11 StATG 8'405, 3/254: A. H. an Verlag Huber (Walther Lohmeyer), 27.3.1917.

12 StATG 8'405, 3/255: Verlag Huber an A. H., 6.9.1920.

13 KBTG Hu M 209: Heft mit Gedichten, S. 39; A. H., Lebenstreue, S. 79 und S. 80.

14 KBTG Hu M 209: Kladder, S. 43; A. H., Lebenstreue, S. 63.



werden, darunter von bekannten Musikern wie Carl Aeschbacher, Robert Cantieni, Friedrich Niggli und Louis Zehntner.<sup>15</sup> In den 1930er-Jahren, den Zeiten der Geistigen Landesverteidigung, hätte man annehmen können, das Gedicht sei eigens zu deren Propagierung verfasst worden.

### «Lebenstreue»

1923 dann, zehn Jahre nach «Die Stille der Felder», war es wieder Zeit für ein Sammelbändchen. Ohne Huber zu informieren, bot Huggenberger die Manuskripte dem Staackmann-Verlag an, der die Gedichte in einer Auflage von 2000 Exemplaren herausbrachte. Auf 116 Seiten, inklusive der süsslichen Illustrationen von Lore Rippmann, scheint alles Platz gefunden zu haben, was Huggenberger in der Zwischenzeit in Reime gefasst hatte. Angefangen mit der «Donaufahrt» (für das Frühlingsfest des Lesezirkels Hottingen von 1913) und dem «Fest der Arbeit» (zur Eröffnung der schweizerischen Landesausstellung) über eine Reihe banger Gedichte zum Kriegsverlauf bis zu den hymnischen Verklärungen der Schweiz und Besinnungen auf Kindheit und Vorfahren.

Trotz des Untertitels «neue Gedichte» ist einiges aus seinen älteren Büchern stibitzt, frecherweise selbst aus dem «Sommergarten» des Huber-Verlags.<sup>16</sup>

Zu den Erstveröffentlichungen hingegen gehört der «Gang am Maiabend», eines der schönsten Gedichte von Huggenberger. Zum einen scheint es sich an den Blumenbildern eines Ernst Kreidolf zu orientieren, zum andern wird hier das alte Thema der schüchternen Liebe ins Erotische weitergezogen:

### Gang am Maiabend

Die kleinen Anemonen sind dahin,  
Ihr Frühlingsfest war oft von Leid umwittert.  
Doch wenn auf Stunden ihre Sonne schien,  
Wie haben sie vor Seligkeit gezittert.

Sie standen, leis vom Wunder angerührt,  
Vom tiefen Traum des Lebens ganz gefangen,  
Und was der Märzwind ihnen zugeführt,  
liess hold erröten ihre weissen Wangen.

Die kleinen Anemonen sind verblüht.  
Die Liebenden, die sie mit Jubel grüssten,  
Sie tragen schon den Sommer im Gemüt  
Und lächeln, wie wenn sie verzeihen müssten.

---

15 Rea Brändle, Verzeichnis der Vertonungen, in: KBTG Hu Sch 94.

16 Der Föhn, Mutter, Frühsommerblumen, In ein Stammbuch.

## 24 Ein gerichtlich erzwungener Verlagswechsel

Um seinen fünfzigsten Geburtstag verbrachte Alfred Huggenberger viel Zeit im Theater. Im ausverkauften Kasinosaal von Frauenfeld war «En kritische Vormittag» zu sehen, sein neuestes Stück, das der Dramatische Verein zusammen mit dem beliebten «Dur's Telephon» in Szene gesetzt hatte. Zu einer Uraufführung hatte es nicht mehr ganz gereicht, diese fand einen Tag früher in Davos statt. Auch machte sich laut einem Rezensenten «die allzu kurz bemessene Zeit»<sup>1</sup> der Proben bemerkbar. Umso befriedigter äusserte sich die «Thurgauer Zeitung» anderntags über die öffentliche Geburtstagsfeier im Saal des Hotel Falken, wo gegen zweihundert Personen sich mehrere Reden anhörten. Unter anderem sprach Albert Müller, bei dem Huggenberger einst als Schüler in Gachnang seinen letzten Fortbildungskurs besucht hatte; erwartungsgemäss war nur Gutes zu hören. In seiner Dankesrede verstand es der Gefeierte, sich auf doppeldeutige Weise dem Lokalkolorit anzupassen. Er berichtete, wie er sich als Kind die Nase an den Frauenfelder Schaufenstern platt gedrückt und am Klausmarkt die Budenattraktionen bestaunt habe und wie viel Förderung ihm aus dieser Stadt zuteil geworden sei, namentlich vom Huber-Verlag. Er sprach aber auch vom Misstrauen, das ihm, einem jungen Verse-macher, entgegengeschlagen habe; nicht zufällig gehörte «Der Traum»<sup>2</sup> zu den wenigen Gedichten, die er an diesem Abend rezitierte: eine Fantasie über die Reaktionen der Trauergäste an der eigenen Beerdigung.

Auch die Zürcher Theaterfreunde hatten sich etwas einfallen lassen und zu einer geburtstäglichen Vorfeier eingeladen. Auf der Pfauenbühne wurde «Dem Bollme si bös Wuche» gespielt, diesmal nicht in der erfolgreichen Inszenierung von 1914, sondern in einer überarbeiteten Fassung, die Emil Gyr mit dem Dramatischen Verein Wiedikon einstudiert hatte. Auch in dieser Konstellation spielte Gyr die Hauptrolle, zudem gratulierte er Huggenberger in einem persönlich gehaltenen Prolog und übernahm bei der

anschliessenden Premierenfeier im Zunfthaus zur Waag das Amt des Tafelmajors. Unter den Gästen waren auch einige Mitglieder der Freien Bühne mit deren Gründer, dem Schriftsteller Jakob Bühler. Dieser sprach einen Toast auf Bertha Huggenberger aus, die «erprobte Helferin des Dichters», berichtete Eduard Korrodi in seinem ausführlichen Geburtstagsartikel über «ein selten wohlgeratenes Leben und ein haltbares Dichterwerk».<sup>3</sup>

Es war, als hätte die Vergangenheit ihn eingeholt. Die schöne Zusammenarbeit mit den Zürcher Laienspielern und vor allem mit Emil Gyr hatten Huggenbergers Theaterleidenschaft neu aufleben lassen. Obwohl die Zeiten nicht danach waren: die zahlreichen Militäraufgebote verunmöglichten eine verlässliche Ensemblearbeit, wegen mangelnder Kohlen konnten Theatersäle oft nicht bespielt werden, manchmal mussten Vorstellungen im letzten Moment abgesagt werden. Umso beachtlicher ist Huggenbergers ausdauernde Arbeitsweise: Eigens für Emil Gyr hatte er «De Schriener Karli» geschrieben und am 18. November 1916 im Kasino Winterthur auf-führen lassen,<sup>4</sup> als erster Probelauf für «En kritische Vormittag». Als weiteres Stück war «Das Neinwort» entstanden, beide Stücke aber wollte Huggenberger nicht dem «Theaterwurz» überlassen und bot sie deshalb dem Sauerländer-Verlag in Aarau an. Er würde gern mit mindestens fünf bis sechs Stücken im Programm vertreten sein, schrieb er und legte dem Verleger ans Herz, eine Aufführung des überarbeiteten «Bollme» auf der Pfauenbühne anzusehen. Ungeduldig wie so oft, mochte er nicht lange auf Antwort warten: «Wie gesagt, ich muss jetzt bald wissen, wie Sie sich zur Sache stellen. Das Manuskript kann ich Ihnen allerdings erst nächste Woche zustellen, es be-

---

1 Thurgauer Zeitung, 28.12.1917.

2 A. H., Hinterm Pflug, S. 32.

3 Neue Zürcher Zeitung, 25.12.1917.

4 Der Landbote, 20.11.1916.

findet sich in Diessenhofen, wo eine Aufführung vorbereitet wird.»<sup>5</sup> Inszeniert wurde diese von August Schmid, einem Maler und bekannten Festspielregisseur; er lud Huggenberger zu den Proben ein und diskutierte mit ihm über wünschenswerte Änderungen, eine Zusammenarbeit, die beide genossen.<sup>6</sup>

Mit Rudolf Huber gab es diesmal keine Probleme. Huggenberger hatte im August 1917 offen heraus den Wunsch geäußert, er wolle den «Bollme» überarbeiten und deshalb die Erstauflage aus dem Sortiment ziehen. Daraufhin erhielt er das Angebot, die Restexemplare samt den Verlagsrechten für 600 Franken zurückzukaufen. Weshalb eine Lösung so einfach zustande kam, hängt wohl damit zusammen, dass der Huber-Verlag nicht auf Theaterliteratur spezialisiert war. Allerdings dauerte es dann doch gut drei Jahre, bis der Sauerländer-Verlag die druckfertige Fassung bekam. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit hatte Huggenberger übrigens darauf verzichtet, dem überarbeiteten Text einen neuen Titel zu geben; zu gut bereits war der «Bollme» eingeführt.

### Der Streit mit dem «Theaterwirz»

Was in Frauenfeld so reibungslos geklappt hatte, versuchte Huggenberger auch für weitere viel gespielte Stücke zu erreichen. Doch Jacques Wirz reagierte sehr ungehalten. Zuerst warnte er davor, Stücke in verschiedenen Verlagen herauszugeben – wohin das führe, sehe man am Beispiel des einst so erfolgreichen Ulrich Farner –, dann wies er auf eine Reihe schwer verkäuflicher Huggenberger-Stücke hin und argumentierte, dass er nur verhandle, falls diese Lagerbestände auch aufgekauft würden. Er unterbreitete eine umfangreiche und mehrfach korrigierte Liste dieser Ladengaumer, wie er sie nannte, mit vermutlich stark übertriebenen Zahlen.<sup>7</sup> Dass es aber selten verlangte Stücke gab – «Studenten-Streiche» etwa, «Der Meisterschuss» oder «Die Verlo-

bung im Forsthause» –, entsprach wohl den Tatsachen.

Inzwischen hatte Huggenberger die Anwaltskanzlei Häberlin und Wüest in Frauenfeld konsultiert und den Rat erhalten, Wirz wegen Erpressung beim Obergericht zu verklagen. Vorerst kam es zu einer Aussprache der beiden Streitparteien in Winterthur, sie einigten sich am 24. April 1920 auf eine Vereinbarung, wonach Huggenberger künftig über vergriffene Texte frei verfügen konnte, Wirz hingegen das Recht zugestanden wurde, «vorrätige Lagerbestände innert der Frist von zehn Jahren ab heute zu verkaufen, wobei die Preisfixierung wie bisher Sache des Verlegers ist».<sup>8</sup> Zudem wurde eine Art von Präjudiz ausgehandelt, dass Huggenberger für 350 Franken seine Rechte an «Heirat aus Liebe», «Ende gut, alles gut», «Im Kantonnement» und die Reihe «Öppis fürs jung Volk» zurückkaufen konnte.

«Eine Anzahl Stücke, an denen mir am meisten liegt, habe ich jetzt frei, Wirz hat alle Rechte darauf abgetreten. Die zwei bedeutendsten Arbeiten habe ich nun vollständig umgearbeitet und erweitert; diese zwei müssten aber nun notwendig diesen Herbst herauskommen», schrieb Huggenberger an Sauerländer, «der Lupf, den ich tun musste, ist mir zwar etwas sauer angekommen, aber ich wollte doch um keinen Preis, dass ich ihn nicht gewagt hätte.»<sup>9</sup> Innert der nächsten zwölf Monate trat Wirz sieben Stücke ab, im Katalog jedoch waren noch immer 30 Huggenberger-Titel aufgelistet. Die Doppelgleisigkeit hinterliess Spuren. Aus «Ende gut, alles gut» beispielsweise wurde bei Sauerländer «E Verlobig über de Wille», «Heirat aus Liebe» hiess künftig «E fүүrige

5 STAAG ZwA 2004.0027/1580: A. H. an Sauerländer, 9.1.1918.

6 Schmid, Das Volk spielt Theater, S. 55.

7 KBTG Hu L 62/13: 12.4.1920.

8 KBTG Hu B 1191 in Sch 25: Vereinbarung vom 24.4.1920.

9 STAAG ZwA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 15.6.1920.

Liebhaber», ohne dass in den Neuausgaben jeweils auf den Originaltitel hingewiesen wurde. Somit hatte Wirz ein leichtes Spiel. Wurde bei ihm «Dreimal kuriert» verlangt, konnte er wahrheitsgemäss zur Antwort geben, das sei vergriffen; man konnte nicht von ihm verlangen, seine Kundschaft darüber aufzuklären, derselbe Schwank sei unter dem Titel «D'Liebi als Arzt» bei der Konkurrenz in Aarau zu beziehen. Oder er konnte den Interessenten als Ersatz für die vergriffenen Titel andere Stücke, sogar andere Autoren empfehlen. Überdies konnte Huggenberger schlecht kontrollieren, wie gross die Lagerbestände tatsächlich waren und ob Wirz nicht am Ende doch noch angeblich eingestampfte Exemplare verkaufte.

In dieser Situation verfolgte Huggenberger eine doppelte Strategie. Einerseits setzte er bei Sauerländer erfolgreich eine gross angelegte Informationskampagne zuhanden des Buchhandels durch, andererseits wurde Wirz am 18. Dezember 1920 unter Androhung eines Gerichtsprozesses gezwungen, einen Zusatzvertrag zu unterschreiben, wonach er für jedes unrechtmässig zurückgehaltene und jedes heimlich verkaufte Textbüchlein eine Konventionalstrafe von 50 Franken zu bezahlen hatte. Ausserdem wurde mit vierzig Rappen pro Deklamation und zwei Franken für ein ausgewachsenes Stück eine preisliche Limite festgelegt. Schliesslich wurde festgehalten, dass Wirz zwei weitere gut gehende Stücke abzutreten hatte: «Er wott an Verbandstag» (neu: «Herr im Huus») und «Dreissig Minuten», die beide bereits von Sauerländer angekündigt waren. «Ein grosser Vorteil wird es sein, wenn ich umgearbeiteten Stücken immer neue Titel gebe. Wenn dies bei «30 Minuten» wegen der erfolgten Voranzeige nicht schon zu spät wäre, würde ich's auch da tun»,<sup>10</sup> entschuldigte sich Huggenberger bei Sauerländer, die Korrekturen jedoch zogen sich ins nächste Jahr hinein.

«Ich möchte Sie noch höflich anfragen, warum wir eigentlich so von einander gekommen sind und

[Sie] uns nur die guten Stücke weggenommen [haben]. Alte haben wir noch bei Hunderten. Sie hätten doch auch mehr Rücksicht nehmen dürfen», schrieb Frau Wirz nach Gerlikon und bat um eine Aussprache. Anders als ihr Mann wurde sie nicht unflätig, als sie ihre gewiss nicht unberechtigte Enttäuschung zum Ausdruck brachte. «Nicht beantwortet», notierte Huggenberger an den Briefrand.

### **Was heisst Huggenberger auf Berndeutsch?**

Otto von Greyerz war inzwischen Professor für Germanistik und für Methodik des Deutschunterrichts an der Universität Bern, leitete weiterhin das Heimatschutztheater und war dabei so erfolgreich, dass er sich nach Stoffen ausserhalb der eigenen Mundart umsehen musste. Den solothurnischen «Ängelwirt» von Josef Reinhart konnte sein Ensemble ab Blatt in den Berner Dialekt übertragen, auch die grossartige Liebesgeschichte «Marie und Robert» des Aargauers Paul Haller. Stücke aus entlegeneren Landesgegenden hingegen übersetzte von Greyerz schriftlich ins Berndeutsche und veröffentlichte sie bei Sauerländer, «De Wittlig» des Innerschweizers Andreas Zimmermann, «De Vatter» von Nold Halder aus dem Aargau sowie Huggenbergers «E Verlobig über de Wille», das in der berndeutschen Fassung «E Zwängerei» genannt wurde. Es gab viele ähnliche Übungen, unter anderen von Emil Balmer und von Hermann Menzi, der drei Stücke von Huggenberger ins Berndeutsche übertrug, was sich in den Titeln in winzigen Änderungen ausdrückt; «De Herr im Huus» wurde zu «Der Her im Hus», «En kritische Vormittag» und «Dreissig Minuten» zu «Dryssg Minute oder Alls um-e-ne Sternlitaler», ein Titel übrigens, der Huggenberger so gut gefiel, dass er ihn, mit Veränderung, für eine spätere Ausgabe übernahm: «Driissg Minute,

---

10 Ebd.

oder Alles um en Sternlitaler». Mittlerweile kann man sich kaum mehr vorstellen, was alles in solchen innerhelvetischen Übersetzungen zu bedenken war, wie der Briefwechsel zwischen von Greyerz und Huggenberger veranschaulicht. «Nun kommt der Scheidepunkt, wo wir ganz auseinandergehen», schrieb der Stadtberner nach Gerlikon und erinnerte Huggenberger daran, dass er sich gewünscht habe, «saftig (oder rassig?) müsse die Übersetzung sein, es liege Ihnen daran, dass es ein vollblütiges Berndeutsch sei. Das verstand ich so, dass ich nicht die Worte allein, sondern alles, Menschen und Sitten, ins Bernische, ins Bernerland übertrage.»<sup>11</sup> Deshalb hätte er die Figuren gern in Berner Tracht gezeigt und ihnen Namen verpasst, die nicht wie Tobler oder Schaggi so penetrant nach Ostschweiz klängen. Und Äschlebad sei nun mal stimmiger als Waldstatt oder Neuhöslere, befand von Greyerz, der seine Adaptionmethoden im Falle von Zimmermanns «De Wittlig» so weit getrieben hatte, dass katholische Bräuche durch reformierte ersetzt wurden. «So etwas würde ich nie zugeben», notierte Huggenberger an den Briefbrand. Zwar hätte es auch ihn ein bisschen befremdet, wenn die berndeutsch gesprochene Fassung vor der Kulisse eines Thurgauer Riegelhäuschens gespielt worden wäre, doch gab er zu bedenken, dass die Übersetzung eines russischen Stücks gleichwohl in Moskau und nicht in Bern stattfinden würde. Was wiederum der Professor so nicht gelten lassen konnte, es sei etwas ganz anderes «ob man ein fremdländisches Stück (russisch, englisch, altgriechisch usw.) ins Schriftdeutsche übertragen oder ob man ein mundartlich deutsches Stück in eine andere Mundart übertrage. Schriftsprache ist allgemein, verträgt alle möglichen Lokalfarben; Mundart ist speziell, realistisch und verträgt nur ihre eigene Lokalfarbe.»

Im Grunde mochte Huggenberger sich für solche Fragen kaum ereifern. Für ihn, der keine Fremdsprachen gelernt hatte, waren Übersetzungen ein Behelfsmittel, doch konnte er es sich nicht ver-

kneifen, den passionierten Berner noch einmal zu provozieren mit der Vorstellung, ein Laientheater würde «zum Beispiel Ihren «Chlupf» spielen, gut ins Thurgauische übersetzt, auch mit thurgauischen Orts- und Eigennamen. Oder eine dramatische Bearbeitung einer Gotthelf-Erzählung. Die Meitschi in Thurgauer Tracht. Alles spielt im Thurgau. Ein Landesunglück wäre das wohl nicht, wohl aber nach meinem Empfinden eine Sünde wider den heiligen Geist.»<sup>12</sup> Darauf übrigens musste von Greyerz zugeben, «dass von meinen Sachen weder der «Napolitaner» noch das «Schmocker Lisi» noch «Knörri und Wunderli» (dieses ganz besonders nicht) in eine andere Mundart übertragen, noch weniger verpflanzt werden könnte; dagegen der «Chlupf» schon viel eher. Wegen Ihres kleinen Lustspiels habe ich nun wirklich kein Bedenken und freue mich, dass Sie sich mit meiner Bearbeitung einverstanden erklären können.»<sup>13</sup>

### Phantom «Fridöri» und andere Sackgassen

«Es erscheint dies Jahr ein Bändchen humoristischer Mundartgedichte und noch etwas, mit dem ich Sie dann überraschen will»,<sup>14</sup> schrieb Huggenberger im Herbst 1921 nach Glarus an Kaspar Freuler, den einstigen Junglehrer von Hagenbuch, der im Begriff war, ein bekannter Dramatiker zu werden. Die beiden unterhielten sich in ihrer Korrespondenz über ihre Texte, deren Aufführungen sowie verschiedene Kollegen und werweissten darüber, welches Huggenberger-Stück sich für eine Inszenierung im Heimatschutztheater Glarus am besten eignen würde. Man hatte sich schon für «Si händ wieder Eine» entschieden, als

11 KBTG Hu B 358 in Sch 7: von Greyerz an A. H., 2.10.1924.

12 KBTG Hu Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an von Greyerz, 11.10.1924.

13 KBTG Hu B 358 in Sch 7: von Greyerz an A. H., 13.10.1924.

14 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Freuler, 2.9.1921.

aus Gerlikon eine weitere Option ins Spiel gebracht wurde: «Schade, dass die neue Bauernkomödie ‹Der Vetter Fridöri› nicht fertig vorliegt, sonst würde ich Ihnen zu dieser raten. Aber da kanns noch Ende Januar werden.»<sup>15</sup> Am 5. Juli 1924 schrieb Huggenberger nach Glarus, der ‹Fridöri› werde Anfang September, spätestens Mitte September fertig sein. In einem Brief an den Verleger in Aarau heisst es ein Jahr später, er wolle «das Äusserste tun, damit der ‹Vetter Fridöri› vor Neujahr im Druck erscheinen kann. Schon im Interesse der andern Stücke ist es dringend notwendig, dass etwas neues, zügiges erscheint.»<sup>16</sup> Wiederum zwei Jahre später versprach er, sich jetzt unverzüglich hinter den ‹Fridöri› zu machen. Am 10. Oktober 1928 schrieb Sauerländer, man werde den geplanten sechzehnteiligen Sonderprospekt mit den Huggenberger-Stücken um ein Jahr verschieben und könne «dann auch ‹Vetter Fridöri› ankünden».<sup>17</sup> Am 22. Oktober 1930 meldete Huggenberger: «Am ‹Fridöri› habe ich auch ziemlich viel geschafft. Wahrscheinlich bekommt das Stück endgültig den Titel ‹Die Heirat nach Honolulu›. Ich glaube, die Sache wird mir gelingen.»<sup>18</sup> Und so ging es weiter, bis 1942 kam Huggenberger in regelmässigen Abständen insgesamt dreissig Mal auf den ‹Fridöri› zu sprechen, berichtete von Fortschritten und nannte ihn doch bald selber ein ewiges Werk. Im Nachlass hingegen sucht man vergeblich nach ausgewachsenen Fragmenten. Einzig ein Notizheftchen, datiert vom 26. Juli 1928, ist mit ‹Fridöri› betitelt, es enthält allerdings verschiedene Anläufe zu einem Prosatext, erst weit hinten finden sich ein paar Bemerkungen, die ein paar vage Anhaltspunkte zum Inhalt liefern.<sup>19</sup> Demnach muss es sich wohl um eine Verwechslungsgeschichte handeln: Fridöri Hegetschwiler ist Pate und Pflégvater eines jungen Mannes, der mit allen Mitteln dazu gebracht werden muss, die Tochter eines Verwandten zu heiraten.

Die langwierige Geschichte des ‹Fridöri› ist symptomatisch. So sehr Huggenberger sich bemühte,

bei Sauerländer mit neuen Stücken herauszukommen, ist ihm dies, neben dem bereits erwähnten ‹Neinwort›, einzig mit ‹Dä modern Betrieb oder e Protestversammlung› gelungen, einer Auftragsarbeit zum Jubiläum einer Krankenkasse am 26. April 1923 in Frauenfeld. In anderen Fällen scheute er sich, dramatische Neuschöpfungen in Aarau anzubieten, dies gilt etwa für ‹Die Ersatzmusik oder der Musikersatz›, einen Einakter, der sich in der Humoreskentradition speziell über den Jazz lustig macht. Ebenso wenig konnte Huggenberger eine seiner unzähligen Deklamationen zu einem eigenständigen Stück für den Sauerländer-Verlag ausarbeiten. So konzentrierte er sich als Dramatiker immer mehr darauf, seine erfolgreichsten Texte vor jeder neuen Auflage durchzusehen, einiges zu verbessern oder das Ganze moderat zu überarbeiten und unter neuem Titel herauszugeben. Ein beredtes Beispiel für diese Methode ist ‹Die Werbung›, das Stück über den unbeholfenen Heinrich, 1889 mit den Freunden vom Männerchor Zünikon uraufgeführt, 1929 in ‹D'Liebi dur d'Zitig oder Die verwechselten Bräute› umbenannt, 1938 in ‹Drü gueti Werk oder D'Liebi dur d'Zytig›.<sup>20</sup> Ein paar Jahre später entstand mit ‹Heinrichs Brautfahrt› auch eine schriftdeutsche Fassung; zudem ist, wie wir bereits ausgeführt haben, die Heinrich-Figur auch in verschiedene Prosaarbeiten adaptiert worden.

Es ist gut möglich, dass es Huggenberger an neuen Theaterstoffen mangelte. Sicher kam er auch bei seinen zahlreichen Umarbeitungen über einen toten Punkt nicht hinaus. Es gelang ihm nicht, das

15 Ebd., 12.12.1923.

16 StAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 24.4.1925.

17 KBTG Hu B Sch 18: Sauerländer an A. H., 10.10.1928.

18 StAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 22.10.1930.

19 KBTG Hu M Sch 91.

20 StAAG ZWA 2004.0027/0764: Sauerländer an A. H., 23.8.1938.

Beiseite-Sprechen zu überwinden, jene altmodische Angewohnheit, einzelne Figuren ihre Beweggründe durch Selbstgespräche erklären zu lassen, statt sie in Handlung aufzulösen.

## 25 Der politische Hinterbänkler im Grossen Rat

Im April 1920 fanden die ersten Nachkriegswahlen für den Thurgauer Grossen Rat unter dem neuen Proporzwahlrecht statt. In den Tagen zuvor war eine kleine Meldung durch die Presse gegeistert, die ein hartnäckig zirkulierendes Gerücht wiedergab: «Ein neuer Generalstreik in der Schweiz?»<sup>1</sup> Der Streik lag bald anderthalb Jahre zurück, doch die Nervosität war immer noch so gross, dass sich sogar der Bundesrat mit der lächerlichen Falschmeldung befasste. Im Herbst 1919 hatte das veränderte Schweizer Wahlrecht den Freisinn um die absolute Mehrheit im Nationalrat gebracht. Das sollte sich im Thurgau nicht wiederholen. Die dominierende Partei schaffte es mit Geschick, die reformierten bäuerlichen und gewerblichen Bevölkerungsteile, die in andern Kantonen seit 1917 eigene Parteien gegründet hatten, weiterhin an sich zu binden. Dazu waren nun attraktive Kandidaten gesucht. Unter diesem Vorzeichen wurde der Ortsvorsteher von Gerlikon auf der Liste der «Freisinnigen Bürger, Bauern und Gewerbetreibenden» des Bezirks Frauenfeld in den Grossen Rat gewählt.<sup>2</sup> Für vier Legislaturperioden à jeweils drei Jahren sollte Huggenberger bis zum Frühjahr 1932 dem kantonalen Parlament angehören. Gemeinsam mit den bäuerlichen Interessenvertretern der anderen bürgerlichen Parteien, Demokraten und Katholisch-Konservativen, zählte er auch zur Landwirtschaftlichen Gruppe. Auf der Wahlliste hatte er Platz zehn belegt, doch schon das erste Wahlergebnis liess ihn nach vorne rücken: Einzig Grossratspräsident und Spitalarzt Otto Isler hatte wenige Dutzend Stimmen mehr bekommen. In den nachfolgenden Wahlen gewann kein Kandidat im Bezirk mehr Stimmen als er. Erst bei den Wahlen vom April 1929 sah Huggenberger sich knapp überholt durch die führenden Sozialdemokraten, Notar Jakob Meier und Nationalrat Otto Höppli.

### Für den gemässigten Fortschritt

Der zeitliche Aufwand der Grossratsstätigkeit war nicht gering: Zum Studium der Unterlagen kamen acht bis zwölf gelegentlich zweitägige Ratssitzungen hinzu, im Sommerhalbjahr in Weinfelden, im Winter in Frauenfeld, sodann fünf bis sechs Fraktionssitzungen sowie die Treffen der Landwirtschaftlichen Gruppe. Huggenberger war ein gewissenhafter Kantonsrat und fehlte fast nie, erst 1930/31 hinderten Krankheit und Abwesenheit ihn mehrfach. Sonst verzeichnet das Protokoll ihn einzig für den 2./3. Dezember 1921 als «landesabwesend» – er war zu einer Lesung in Genf. Es dürfte mehr ein Gefühl der Verpflichtung als politische Leidenschaft gewesen sein, das ihn zur parlamentarischen Tätigkeit motivierte. Die Unterlagen hat er jedenfalls nach seinem Ausscheiden gründlich entsorgt, so dass neben ein paar wenigen Notizen einzig die Protokolle des Grossen Rats über seine Aktivität orientieren.

Eine Anekdote weiss zu berichten, Bertha Huggenberger habe ihm beim Aufbruch zur ersten Sitzung hinterher gerufen: «Alfred, red dänn nüd no dumm im Rot, das sölled die andere mache!»<sup>3</sup> Die Mahnung war unnötig, er redete überhaupt fast nie und zählte – wie die meisten Ratsmitglieder – zu den fleissigen Hinterbänklern. Er gehörte manchen Kommissionen an, er prüfte Rechnung und Geschäftsbericht des kantonalen Elektrizitätswerks und anderes mehr. Bei der Debatte des neuen Ruhetagsgesetzes mischte er sich für einmal ein und verlangte Sonderregelungen für die Landwirtschaft: «Das Einbringen des Grünfutters muss [...] gestattet werden, sofern die Witterung es notwendig macht.»<sup>4</sup> 1924 setzte er

1 Thurgauer Zeitung, 23.4.1920.

2 Amtsblatt des Kantons Thurgau 1920, S. 521.

3 KBTG Hu Sch 122: Alfred Huggenberger-Gesellschaft: Anekdoten, Sammlung der Stiftung Bernhard Greuter.

4 StATG 2'01'18: Protokoll des Grossern Rates, 30.2.1921, S. 112 f.



**Abb. 63: Huggenberger (links) mit Sekundarlehrer Hugentobler und Redaktor Martin Vögelin vom «Thurgauer Tagblatt», vermutlich an einem Sängertag in Weinfelden 1925 oder 1928.**



sich für die Abschaffung der obligatorischen Nachtwache in den Gemeinden ein. Andere Geschäfte, bei denen man seine Stimme erwarten würde, so eine demokratische Interpellation zur Notlage der Kleinbauern (1922) oder das neue Jagdgesetz, quittierte er mit Schweigen.

Im September 1926 trug Huggenberger namens der zuständigen Kommission den Kommentar zum Rechenschaftsbericht des Regierungsrats vor, den er selber ausgearbeitet hatte. Er berichtete von einer Inspektionsreise an die Landwirtschaftliche Schule Arenenberg und kritisierte «die ungenügenden, man darf getrost sagen unwürdigen Unterkunftsgelegenheiten für die Schüler». Wegen des Raummangels wies die Schule gut die Hälfte der Bewerber zurück. «Die Grosszahl der Schüler ist, Bett an Bett, in einem

niedrigen Dachraum untergebracht, dessen Lüftung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Von den übrigen, mehr improvisierten Notlokalen schweigt man besser. In welche Bedrängnis deren Bewohner bei einem Brandausbruch kommen müssten, daran darf man schon gar nicht denken.» Schaffhausen oder Zürich hätten weit mehr landwirtschaftliche Schüler. «Ein kräftiger, lebensfähiger Bauernstand bildet doch anerkanntermassen einen der soliden Grundpfeiler eines jeden Staatswesens; schon aus diesem Grund ist es zu hoffen und zu erwarten, dass unser Thurgauvolk in naher Zeit den Ausbau seiner landw. Schule als eine Ehrenpflicht betrachten möge.» Er scherzte unter Verweis auf die Anstrengungen der Schule zur Verbesserung des Rebbaus, dass es vielleicht behilflich sein werde, wenn jedem Stimmberechtigten vor der nächsten Abstimmung «eine Flasche Arenenberger-Riesling gestiftet würde. Der Sprechende behält sich vor, bei Gelegenheit eine diesbezügliche Motion einzureichen.»<sup>5</sup> Ein Neubauprojekt war 1922 in der Volksabstimmung nahezu mit Zweidrittelmehr abgelehnt worden.

In finanziellen Belangen folgte die Thurgauer Politik einem gemächlichen Trott. An der freisinnigen Fraktionsversammlung wurde diese, anlässlich der Vorbesprechung des Budgets für 1928, präzise auf den Punkt gebracht: «Das Leitmotiv sei [...] gewesen Sparsamkeit und Vermeidung aller unnötigen oder aufschiebbaren Ausgaben.»<sup>6</sup> Einzig die Sozialdemokraten bemühten sich mit Ausdauer um eine Ausweitung der öffentlichen Aufgaben und die Beschaffung der nötigen Mittel.

Huggenberger dürfte sich rasch in seine Rolle als Kantonsrat eingelebt haben. Er bewegte sich dort auf

5 KBTG Hu Sch 129: Zum Rechenschaftsbericht des Regierungsrats an den Grossen Rat, undatiertes handschriftliches Bericht von A. H., S. 4.

6 STATG 8'300, 0/0: Protokoll der freisinnig-demokratischen Fraktion des Grossen Rates, 19.11.1927, S. 1–2.

vertrautem Terrain. Das Parlament war in hohem Mass dominiert von dörflichen und kleinstädtischen Eliten, neben Personen, die direkt oder indirekt im Sold des Kantons standen. Allein 25 der 136 Kantonsräte waren Gemeindeammänner.<sup>7</sup> «Ich bitte Dich, am Samstag nach der Grossratsitzung in gewohnter Gesellschaft einen Imbiss in meiner Wohnung zum Scharfen Eck, 2. Stock einzunehmen», heisst es in einer Einladung von Ständerat Anton Schmid, den Huggenberger schon lang gekannt haben wird. Der Agraringenieur und langjährige Landwirtschaftslehrer in Arenenberg gehörte ab 1917 der Regierung, ab 1928 dem Ständerat an.<sup>8</sup> Mit der politischen Tätigkeit intensivierte Huggenberger seine Kontakte zur freisinnig-demokratischen und bauernpolitisch-gewerblichen, zumeist reformierten Elite. Dazu passt die seit den frühen 1920er-Jahren belegte langjährige Mitgliedschaft in der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Bekannt war er mit den führenden Köpfen der kantonalen Bauernpolitik, den Grossratskollegen und Nationalräten Jakob Meili und Jakob Zingg, letzterer ein «Jahrgänger und Waffenbruder»<sup>9</sup> aus der Kavallerie. Ein alter Bekannter war auch der Lehrer Alfred Düssel, demokratischer Kantonsrat, vor dessen Verein thurgauischer Bienenfreunde er gelegentlich zur Lesung eingeladen war.<sup>10</sup> Zu Heinrich Häberlin, Advokat und freisinniger Nationalrat, der seit dem Herbst 1920 dem Bundesrat angehörte, bestand eine freundliche Verbindung. Das Advokaturbüro Häberlin & Wüest vertrat ihn, wie dargelegt, auch im Prozess gegen Wirz.

## Beim Bürgerblock

Alfred Huggenberger war ein Mann des massvollen bürgerlichen Fortschritts. Sein Wirken in der Gemeinde wie im Grossen Rat zeugt davon, dass er nicht zum Typus des Knausrigen gehörte (was er auch in seinem literarischen Werk immer wieder themati-

sierte). Als 1916 die Hofbesitzer in Gerlikon gegen die Einführung einer Strassenbeleuchtung protestierten, argumentierte er entschieden für die kosten-trächtige Neuerung – und setzte sich durch.<sup>11</sup> Auch der Ausbau von Arenenberg war ihm ein Anliegen.

Neben diesen alltagsnahen Anliegen gab es indes auch ein anderes, stärker ideologisch besetztes Feld, wo es um Grundsätzliches ging. Dies betraf neben seinem engen Verhältnis zu Deutschland auch seine Haltung zur schweizerischen Arbeiterbewegung. Der Links-rechts-Gegensatz hinterliess deutliche Spuren im Denken Huggenbergers. Die beiden emotional stark besetzten Themen aber verbanden sich, wo der deutsche Zusammenbruch von 1918 der lang zurückgebundenen Arbeiterbewegung in Deutschland einen erheblichen Machtzuwachs brachte. Als er Ende 1918 Otto Marquard das separat gedruckte farbige Frontispiz aus dem «Sommergarten» (einen von jenem gemalten Blumenstrauss) zusandte, beschwor er ihn ängstlich: «Aber das musst Du mir bestimmt versprechen: bei Schenk-Exemplaren nichts aufdrucken! Die Bilder sind ganz unpolitisch und haben insbesondere mit der jetzigen A.S.R. Republik nichts zu tun.»<sup>12</sup> A.S.R. steht für Arbeiter- und Soldatenräte und bezieht sich auf die zu jener Zeit herrschenden revolutionären Organe.

Die besonders deutschfreundlichen Kräfte der Schweiz fanden sich im Frühjahr 1920 vereint im

7 Ausgezählt aufgrund der Berufs- und Funktionsbezeichnungen in STATG 2'01'20: Protokoll des Grossen Rates, 24.5.1923.

8 KBTG Hu Sch 33: Behördentätigkeit Kt. Thurgau; ferner Briefe in Sch 19 und Hu B 879.

9 KBTG Hu B Sch 26: Geburtstagsgratulation von Jakob Zingg, 26.12.1932.

10 Siehe KBTG Hu B in Sch 26, Hu B 693, Sch 23.

11 StadtA Frauenfeld, Protokoll der Ortsgemeinde Gerlikon, 30.11.1916.

12 KBTG Hu B 675: A. H. an Marquard, 10.12.1918.

Kampf gegen den Beitritt zum Völkerbund, der ihnen als Instrument der Siegermächte erschien. Sie standen dabei in merkwürdiger Allianz mit den Sozialisten, die ihrerseits den Völkerbund als Instrument des kapitalistischen Imperialismus ablehnten. Die Katholiken waren gespalten, im Thurgau eher ablehnend. Die Frontbildungen waren also kompliziert, denn auf der Seite der Völkerbunds-Befürworter spielte Ernst Laur eine Schlüsselrolle, indem er namens des Bauernverbands wirksam für einen Beitritt der Schweiz warb.<sup>13</sup> 56 Prozent der Bevölkerung bejahten diesen schliesslich, das Ständemehr wurde aber infolge der starken Widerstände in der deutschen Schweiz nur knapp erreicht. Der Thurgau lag mit 59 Prozent Zustimmung über dem Durchschnitt. Von Alfred Huggenberger liegt keine direkte Stellungnahme vor; auf einem Grossinserat der gegnerischen Komitees, erschienen in der «Thurgauer Zeitung», fehlt sein Name.<sup>14</sup> Ein derartiges öffentliches Engagement in heftig umstrittener Sache dürfte ihm kaum gelegen haben. Dennoch muss er zu den Gegnern gehört haben und nahm damit für einmal in einer wichtigen Frage anders Partei als der verehrte Ernst Laur. Das Abstimmungsverhalten in Gachnang, seiner politischen Gemeinde, war auffällig: Als einzige der stark reformiert und bäuerlich geprägten Thurgauer Gemeinden lehnte sie knapp ab.<sup>15</sup> Inwiefern man die bemerkenswerte Abweichung von Gachnang dem Einfluss von Alfred Huggenberger zuschreiben kann, lässt sich allerdings nicht ergründen.

Im Frühjahr 1921 fanden sich die bürgerlichen Völkerbundsgegner in einer Organisation zusammen, um auch nach der Abstimmungsniederlage weiterhin für ihre Vorstellungen zu kämpfen. Es handelt sich um den Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz,<sup>16</sup> der durch personelle Kontinuitäten stark verbunden war mit der Deutschschweizerischen Gesellschaft aus den Kriegsjahren. Huggenberger schloss sich an, ohne dass Zeitpunkt und Umstände dokumentiert wären.<sup>17</sup> Auch abonnierte er die dem

Volksbund nahestehenden «Schweizerischen Monatshefte». Der Herausgeber Hans Oehler warb um seine Mitarbeit, doch Huggenberger entschuldigte sich – bei aller Sympathie – mit Arbeitsüberlastung, «vielleicht später».<sup>18</sup> Dazu sollte es nie kommen. Der Volksbund blieb bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs aktiv. In den 1930er-Jahren geriet er immer stärker unter den Einfluss rechtsradikaler Kräfte.

1928 warb Huggenberger beim Thurgauer Bauernsekretär, Grossratskollegen und Nationalrat Jakob Meili für politische Ideen, die aus der Ecke des Volksbunds stammten. Er schickte ihm ein Exemplar der «Schweizerischen Monatshefte», wo ein anonym Autor vorschlug, die «Überfremdung» der Schweiz zu bekämpfen, indem man die unentgeltliche Sekundarschule aufhebe: Wenn man der einheimischen Bevölkerung nur «wieder eine gesunde Freude an der Handarbeit» einflösse, löse sich die «Fremdenfrage» von selbst. «Die Ausländer werden nicht mehr kommen, weil wir sie nicht mehr brauchen.»<sup>19</sup> Meili winkte ab, das Problem sei auf diesem Weg nicht lösbar. Huggenberger aber, der vor langer Zeit – 1888 – in schulpolitischen Fragen noch ganz anders Stellung genommen hatte, erwärmte sich für derartige Massnahmen gegen die Bildungswünsche der kleinen Leute. Es zeigt, wie weit nach rechts er in manchen Fragen inzwischen gerutscht war.

Nahm der Volksbund vor allem in aussenpolitischen Fragen Stellung, so war 1919 auch eine innenpolitische Kampforganisation gegründet worden, der

---

13 Siehe Moos, Völkerbund, besonders S. 58.

14 An das Schweizervolk!, in: Thurgauer Zeitung, 15.5.1920.

15 Berechnet anhand Daten der Volkszählung 1920.

16 Siehe Grap, Volksbund.

17 Definitiv belegt ist seine Mitgliedschaft erst für 1941 und 1942, siehe KBTG Sch 65 und 66: Einzahlung der Mitgliederbeiträge.

18 Archiv für Zeitgeschichte 3.3.1.14, NL Oehler: A. H. an Oehler, 12.8.1921.

19 Schweizerische Monatshefte, Mai 1928, S. 82.

Vaterländische Verband, der einige personelle Überschneidungen mit dem Volksbund aufgewiesen haben dürfte.<sup>20</sup> Er entstand aus lokalen, nach dem Generalstreik gebildeten Bürgerwehren und wollte weiteren revolutionären Herausforderungen von Seiten der Arbeiterschaft notfalls mit Waffengewalt begegnen. Auch hier fehlen Unterlagen über den Zeitpunkt von Huggenbergers Beitritt, der aber zweifelsfrei belegt ist.<sup>21</sup> In denselben Zusammenhang gehört seine Mitwirkung in dem rechtsbürgerlichen Komitee, das die Errichtung eines Thurgauer Soldatendenkmals betrieb.<sup>22</sup> Die Einweihung im Oktober 1921 war ein Grossanlass mit rund 20000 Beteiligten.

In einigen heftig umstrittenen Abstimmungskämpfen der Nachkriegszeit engagierte Huggenberger sich gegen Vorstösse der Arbeiterorganisationen. So besonders im Fall der sozialdemokratischen Initiative für eine einmalige Vermögensabgabe der Besitzenden zur Tilgung der Kriegsschulden. In «Knittelversen zur Vermögensabgabe» erklärte Huggenberger das chancenlose sozialdemokratische Vorhaben zum kommunistischen Raubzug und die Sozialdemokraten zu Helfershelfern Lenins: «Goldrubel rollen durch die Schweiz,/ Die Sache hat einen gewissen Reiz:/ Wir sollen nach Russland Nahrung schicken,/ die ausgeraubten Bauern erquicken,/ Derweil mit dem gestohlenen Geld/ Herr Lenin hier seinen Stab unterhält.»<sup>23</sup> Auch in der Polemik gegen die sozialdemokratische Zollinitiative von 1923 wurde Lenin bemüht, so in «Der Wolf im Schafspelz», «Bauer hab Acht!» oder «Gesang der Vaterlandlosen».<sup>24</sup> Der politische Gegner wurde als Feind hingestellt: «Was der Feind nicht erzwang gradaus,/ Versucht er mit Listen und Ränken.»<sup>25</sup> Dies erfolgte nicht unter eigenem Namen, sondern unter Pseudonymen wie «Helveticus», «Flüehlichlaus» oder «Diviko». Huggenberger fühlte sich offensichtlich in diesen heftigen Auseinandersetzungen zur Stellungnahme verpflichtet; zugleich aber wollte er es ver-

meiden, dass sein Name in Verbindung mit tagespolitischer Polemik gebracht wurde. Ebenso diskret blieb seine Mitgliedschaft in den rechtsbürgerlichen Kampforganisationen, er mied jeden öffentlichen Auftritt. Seine Beteiligung war mehr symbolisch, beschränkte sich auf die Entrichtung des kleinen Mitgliederbeitrags von wenigen Franken im Jahr; es war eine Sympathiebekundung für Anliegen, die er teilte: Das Vaterland schützen gegen den Ansturm der «Roten»; dem besiegten Deutschland beistehen, wie und wo auch immer.

Alfred Huggenberger war zu dieser Zeit längst eine landesweit bekannte Persönlichkeit mit hundertfältigen Verbindungen. Keine persönlichen Bekanntschaften bestanden jedoch mit Aktivisten der politischen Linken. Dass ein charakterlich ernst zu nehmender Mensch Sozialist oder gar Kommunist werden könnte, erschien ihm befremdlich. Mit dem Ehepaar Hitz-Bay in Chur hatte er um 1912/13 freundlichen Kontakt unterhalten.<sup>26</sup> Nach dem Krieg wurde der Advokat Christian A. Hitz ein prominenter Vertreter der Kommunistischen Partei der Schweiz. «Nun, Herr Dr. H. war ja damals noch nicht so nordlinks gerichtet, dass man nicht hätte mit ihm auskommen können», reagierte Huggenberger zögerlich angesichts einer gewünschten Buchwidmung.<sup>27</sup> Seine Freunde wussten um die diffusen Ängste und Abneigungen in dieser Beziehung, ohne sie unbe-

---

20 Siehe Thürer, Vaterländischer Verband.

21 Belegt ist die Zahlung der Mitgliederbeiträge für 1942 und 1943; ferner der Bezug der Verbandszeitung «Die Nationale Front» für 1932.

22 StATG 4'475'0, Dossier Soldatendenkmal.

23 KBTG Hu M 209: Wachstumheft mit Gedichten, unpaginiert.

24 Ebd.

25 Ebd., Gedicht «Bauer hab Acht!».

26 Siehe KBTG Hu Sch 9: Christian Hitz an A. H., 8.8.1913; ferner Sch 41: Hanny Bay, Malerin, an A. H., 4.1.1912.

27 KBTG Hu Sch 123: A. H. an Hans Kägi, 10.4.1926.

dingt zu teilen. Otto Marquard, der immer gern einen Spass machte, schrieb im Sommer 1928 und schickte einen Prospekt für sein neu eröffnetes Hotel in Allensbach am Untersee; den Text habe ihm der Schriftsteller Martin Andersen-Nexö geschrieben, den müsse Huggenberger einmal kennenlernen. «Er ist zwar ein «Bolschewick», aber er beisst trotzdem nicht».<sup>28</sup>

---

28 KBTG Hu B 675 in Sch 14: Marquard an A. H., 1.7.1928.

## 26 In den Fusstapfen von Wilhelm Busch

Einer längst gefragten Idee sei er nachgegangen mit dem neuen Buch, schrieb Alfred Huggenberger im November 1921 an Carl Seelig. Es sei «nichts weniger als ein Kinderbuch. Auch keine Tiergeschichten. Eine Buschiade – 200 Zeichnungen. Lachen Sie, aber sehen Sie sich's dann doch an.»<sup>1</sup> Das Büchlein war in Zusammenarbeit mit dem jungen Zeichner Hans Witzig entstanden: «Der Hochzeitsschmaus und andere Ergötlichkeiten», eine Sammlung mehrerer Episoden. Ende 1922 folgte «Jochems erste und letzte Liebe», im Untertitel als humoristischer Roman bezeichnet. Beide erschienen bei Staackmann. Und beide waren in enger Anlehnung an das Vorbild des 1908 verstorbenen Wilhelm Busch konzipiert, der die kontinuierliche Bildergeschichte – so bezeichnete er sie selbst – in den 1860er-Jahren popularisiert hatte.<sup>2</sup>

«Eine längst gefragte Idee»: Die Formulierung lässt offen, ob es sich um eine Anregung von aussen oder um eine eigene Idee handelte. Über die Vorgeschichte erfahren wir fast nichts. Die Korrespondenz zwischen Zeichner und Autor sowie Entwürfe zum Werk sind nur fragmentarisch erhalten. Der erste Kontakt zwischen Witzig und Huggenberger dürfte 1919 erfolgt sein. Er habe «manchen guten Künstlermann angesprochen, aber deren Versuche waren neben denen Witzigs einfach armselig», berichtet Huggenberger rückblickend.<sup>3</sup> Über die Illustration seiner Bücher – zuletzt «Aus meinem Sommergarten» – stand Huggenberger in Verbindung mit etlichen Künstlern. Ob er mit dem einen oder anderen über das Projekt sprach und in welche Richtung die ersten Versuche gingen, bleibt unklar. Mit dem Zürcher Primarschullehrer Hans Witzig, der sich bereits einen Namen gemacht hatte als Illustrator der neuen Zürcher Schulbibel (1915) oder des Kinderbuchs «Die Kinder im Schlaraffenland» (1917) mit Gedichten von Karl Stamm, hatte er bisher nicht zusammengearbeitet.<sup>4</sup> «Ich halte es auch für möglich», schreibt Huggenberger an Witzig im ersten überlieferten Brief von Anfang 1920, «dass wir zusammen

ein ordentliches Bilderbuch zusammenbringen könnten.»<sup>5</sup> Das Schwierigste an diesem Projekt sei für ihn die Zeitfrage, fügte er hinzu. Zeitlich überlastet war er immer, daneben gab es jedoch noch andere Fragen zu klären.

Busch war Texter und Zeichner in einem gewesen, diese doppelte Befähigung besaßen nur wenige seiner Nachfolger und Imitatoren. Also war Arbeitsteilung gefragt. «Ich kann mir die Sache [...] nicht anders denken, als dass ich zu bereits von Ihnen geschaffenen Zeichnungen passende Verse machen würde», erklärte Huggenberger und fragte Witzig, ob er vielleicht etwas vorrätig habe.<sup>6</sup> Das hatte Witzig nicht; er machte hingegen einen Vorschlag, der auf eine Zwergengeschichte hinauslief, dachte also an ein Kinderbuch, womit er bereits Erfahrung besass.<sup>7</sup> Dies war es jedoch nicht, was Huggenberger im Kopf hatte. Erst im Mai 1921 ist wieder von der Angelegenheit zu vernehmen, da war einiges bereits entschieden. Huggenberger hatte inzwischen offensichtlich die Rolle des Ideenlieferanten übernommen und die Grundzüge des Büchleins entworfen. Ein erster Teil, «Der Marktgang», schien vorhanden. Die Arbeit ging nun im raschen Wechselspiel von Bild- und Textproduktion vorstatten. Huggenberger entwarf die Abfolge der Ereignisse, vermutlich zum Teil schon in Versen oder in kurzen Szenenbeschreibungen. Witzig fertigte Skizzen dazu an, anhand derer der Texter die Verse entwarf oder verbesserte. «Wenn Sie die neu zu machenden Skizzen haben, komm ich schnell einmal hin (oder Sie hierher, wenn's geht),

1 RWZ, NL Seelig, B-02 Hugg: A. H. an Seelig, 1.11.1921.

2 Willems, Wilhelm Busch, S. 190 ff.

3 RWZ, NL Seelig, B-02 Hugg: A. H. an Seelig, 1.12.1921.

4 Angelika Maass, Hans Witzig, in: Der Landbote, 23.9.1989.

5 UB Basel, Autographensammlung Menzel: A. H. an Witzig, 6.1.1920.

6 Ebd.

7 KBTG Hu B 1195 in Sch 25: Witzig an A. H., 18.1.1920.

damit doch keine umsonst ausgeführt werden muss. Wenn ich dann die Bilder sehe, komm ich schon nochmals in Saft und kann da und dort Verse verbessern und ergänzen.»<sup>8</sup>

Deutlicher erkennbar wird die Kooperation von Zeichner und Autor ab Anfang 1922, als der «Hochzeitsschmaus» frisch erschienen und der nachfolgende Band bereits in Arbeit war. Auch hier ging es um die Missgeschicke eines sich verliebenden jungen Mannes, der nur auf Umwegen zu seiner Angebeteten findet. In einer Mischung aus entworfenen Versen und Bildeinfällen beschreibt Huggenberger diesen Jochem.

«1. Auch auf dem Land wird nur zu leicht / Der Mensch von Amors Pfeil erreicht.

(Amor auf einem Mistwagen sitzend, rittlings, nach hinten. Zielobjekt unsichtbar.)

2. Zum Beispiel Jochem ist so einer, / Der zweite Sohn des Bauern Kleiner.

Jochem (ich denke ihn knochig gewachsen mit ulkigem Gesicht) sitzt aufrecht im Bett, nackt natürlich. In der linken Brust steckt ein Pfeil. Dünne Blutspur rinnt herab wie ein Faden und bildet auf der Decke eine kleine Lache. Vielleicht bemüht er sich, den Pfeil mit klobigen Händen herauszuziehen, doch wirkt die apathische Ergebenheit wohl stärker.

3. Im Lieben praktisch unerfahren, / Muss er der Sehnsucht Leid erfahren.

J. sitzt auf einer Gullenbenne, den Kopf auf die Hände gestützt. Schwer brütend. Der Schöpfer lehnt daneben, vielleicht an Baumstamm (Vordergrund Pflanzen in Reih und Glied, zur Veranschaulichung der Umgebung) (Nicht unbed. nötig, wenn der Jauhekarren drastisch wirkt).

4. Denn Trine, seiner Wünsche Ziel, / Sie treibt mit ihm Versteckenspiel.

Dralles Bauernmädchen (ist wegen dem Folgenden nicht anders denkbar als mit fast unheimlicher körperlicher Fülle), das sich hinter einem zu dünnen Baumstamm versteckt hält. Das Bestreben ist nicht

mit Erfolg gekrönt, sie kann ihre Qualitäten nicht ganz [ver]bergen.»<sup>9</sup>

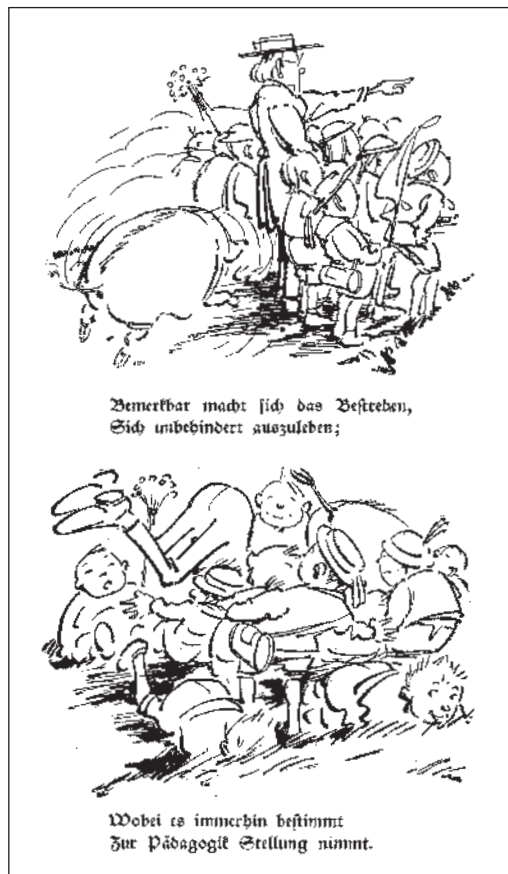
Die von Witzig gestalteten Figuren entsprachen der Beschreibung, wenn auch aus dem «Sohn des Bauern Kleiner» ein Jochem Habersaat wurde. Die konkreten Szenen dieses Entwurfs hingegen und ihre Abfolge veränderten sich noch stark im Austausch zwischen Zeichner und Texter. In der gedruckten Fassung verteilen sie sich auf zehn Seiten; keiner der zitierten Verse fand genau in dieser Form Eingang ins Büchlein. Diese Arbeitsweise setzte eine intensive Kooperation voraus. Wie in Huggenbergers Agenda erkennbar, trafen sich die beiden zwischen April und Oktober 1922 dreizehn Mal.<sup>10</sup> Entwürfe gingen mit der Post hin und her. Huggenberger beschrieb vielfach selbst die möglichen Zeichnungen, gab schriftliche Anstöße zu deren Inhalt, zu Grösse und Platzierung. Witzig setzte die Einfälle um oder liess sich zu eigenen Gestaltungsideen anregen, die Huggenberger wiederum im Vers integrierte. Gelegentlich griff auch der Autor zum Zeichenstift und entwarf eine Szene, Jochem mit angezogenen Knien im Bett liegend etwa.<sup>11</sup> Öfter aber beschrieb er detailliert, wie er sich eine Szene vorstellte: «Jochem tanzt auf Heudiele (Leiter angelehnt) mit einem Besen. Katze sieht ihm mit offenem Maul zu.» In der definitiven Fassung ist die Szene in Jochems Schlafkammer verlegt, entsprechend entfällt auch der von Huggenberger beschriebene Sturz von der Tenne: «J. steckt, auf Kopf stehend, bis Schultern im schwarzen Torfmuß, v. dem ein Haufen in der Tenne liegt.» Hans Witzig reduzierte häufig die Fülle der Einfälle: Es war zu viel für das kleine Format der Zeichnungen. Der Tanz auf

8 UB Basel, Autographensammlung Menzel: A. H. an Witzig, 12.5.1921.

9 KBTG Hu M 62/2: undatierte Materialien zu «Jochem».

10 KBTG Hu L Sch 60: Agenda 1922.

11 Dieses und das Folgende nach KBTG Hu M 62/1: undatierte Materialien.



der Heubühne wurde im Übrigen nicht fallengelassen, sondern in den folgenden Abschnitt verlegt, wo die jungen Burschen gemeinsam das Tanzen üben. Hier taucht auch die zusehende Katze auf – ohne offenes Maul. In einem sehr modern wirkenden Verfahren schnitten die Autoren einzelne Szenen aus und schoben sie hin und her, bis sie aus ihrer Sicht zu optimaler Wirkung gelangten.

Huggenberger konnte dabei auf seine komödiantischen Erfahrungen bauen. Die Figur des Jochem

trägt viele Züge von Heinrich Lentz, jener Roman- gestalt, die ihrerseits auf einige Schwänke zurück- geht. Der unbeholfene junge Mann erzeugt in seinen Versuchen, sich dem andern Geschlecht zu nähern, unfreiwillige Komik. Die erwähnten Tanzübungen, bis hin zum Splitter in Jochems Fuss, sind direkt dem «Heinrich Lentz» entnommen und hier neu verwendet.<sup>12</sup>

12 Siehe A. H., Lentz, S. 53 und S. 55.



Formal wie inhaltlich erreichte das Duo Huggenberger-Witzig eine hohe Perfektion im nachempfundenen Stil von Wilhelm Busch.<sup>13</sup> In den Bild-Text-Abfolgen steht dem Bild – es handelt sich nicht um Illustrationen – die führende Rolle zu, es trägt die Hauptlast des Erzählens; «in Bildern schreiben», hatte Busch das Verfahren genannt.<sup>14</sup> Die Geschichten sind halbwegs verständlich, wenn man nur die Bilder anschaut; der Text für sich allein kann dies nicht leisten. Die Erzählung ist in eine Abfolge von Szenen zerlegt, «Handlungen», die einem stets ähnlichen Grundmuster folgen: Der ruhigen Eröffnung, in denen der Held voll guter Vorsätze ans Werk geht, folgen die absehbaren Komplikationen, die sich regelmässig zu rasanten und burlesken, filmartigen Bewegungsabläufen oder Verfolgungsjagden steigern. Hier ist der Zeichner in seinem Element und gänzlich unentbehrlich. Wo der Text in gewollter Trockenheit untertreibend die Vorgänge benennt, übertreibt die Zeichnung ebenso gezielt und kann dabei in einer Weise den Boden der Wirklichkeit verlassen, die man dem Text nicht abnehmen würde. Das flüchtende Schwein im «Hochzeitsschmaus» – es verwandelt sich unter Witzigs geschicktem und lockeren Strich in eine rasende Staubwolke, die Unheil verkündend wie ein Tornado am Horizont erscheint – entwickelt übernatürliche Kräfte und trägt zeitweise drei unfreiwillige Passagiere davon, bis es sich in einen Teich stürzt, womit alle Beteiligten ein kühles Bad nehmen: «Das Schwein, ermüdet und verstimmt,/ Zur Selbstzerstörung Zuflucht nimmt», kommentiert der Text lakonisch.<sup>15</sup> Aus dem Nebeneinander von Bild und Text, die je ihrer eigenen Logik folgen, entsteht die beabsichtigte komische Wirkung.

Dies alles hatte bereits Wilhelm Busch einem vergnügten Publikum vollendet vorgeführt. Busch war aber auch Moralist und Skeptiker, der es philosophisch mit Schopenhauer hielt und den Fortschritts-gläubigen seiner Zeit den Boden unter den Füssen wegzog. Der Macht des Bösen, der Sinnlosigkeit der

Welt, der Hohlheit erhabener Prinzipien stellte er in aller Bescheidenheit die Kraft des Humors entgegen. Von der Macht des Bösen war beim schweizerischen Duo nichts zu spüren. Sie folgten dem Meister nur bedingt auf seinen misanthropischen Wegen, in der Demontage hehrer Prinzipien und in der lustvoll-erfinderischen Darstellung extravaganter Todesarten und krasser Bestrafungen von Missetätern wie etwa in «Max und Moritz». Anders ausgedrückt: Die «Buschiaden» von Huggenberger-Witzig waren vergleichsweise harmlos und ohne die Vielfalt an Bedeutungen, die Busch so reizvoll machen. Was blieb, war das Lachen von Autor und Publikum, die sich nicht ohne eine Portion Schadenfreude an den Missgeschicken der porträtierten Unglücksvögel ergötzen und daraus das tröstliche Gefühl beziehen konnten, ganz so ungeschickt nun doch nicht zu sein. Derartige Darstellungsformen, die Busch noch weitgehend erfinden musste, hatten inzwischen ihre Parallelen im Film gefunden – und blühten bereits seit den 1890er-Jahren im US-amerikanischen Comic, der seinerseits von Wilhelm Busch (namentlich über «Max und Moritz») gelernt hatte, in Europa aber zu dieser Zeit noch weitgehend unbekannt war.

«Gut Ding braucht Weile», hatte Hans Witzig zu Beginn der Unternehmung angemahnt. «Ich denke, wir liessen uns auch vom Verleger weder drängen, noch einen Termin vorschreiben.»<sup>16</sup> Anders Huggenberger, der es wie immer eilig hatte. Im Mai 1921 hatte man noch keinen Verlag, er aber drängte Witzig und meinte: «Denn wenn wir nicht Ende Juni fertig sind, dann ists halt verdorben.»<sup>17</sup> Der Vertrag mit Staackmann lag Ende August unterschrieben vor. Über der Produktion des Buchs kam es ausnahms-

13 Die Bemerkungen zu Busch folgen Willems.

14 Schury, Wilhelm Busch, S. 95.

15 A. H., Hochzeitsschmaus, S. 39.

16 KBTG Hu B 1195 in Sch 25: Witzig an A. H., 18.1.1920.

17 UB Basel, Autographensammlung Menzel: A. H. an Witzig, 12.5.1921.

weise zu Differenzen mit dem Verlag, denn Witzig war zutiefst enttäuscht, als er die ersten Exemplare des «Hochzeitsschmaus» vor sich sah. Gedruckt auf minderwertigem Papier, wie in der deutschen Nachkriegswirtschaft üblich, fand Witzig das Resultat geradezu niederschmetternd. «Von den Feinheiten der Originale ist, wenn es gut geht, noch ein schwacher Schimmer da, die gewissenhaft durchdachte Stimmung, dann die Gesichter sind gründlich verhunzt. In summa: meine Arbeit ist kaputt. Ich wollte lieber, sie wäre gar nicht da, ja ich schäme mich direkt, zu so etwas meinen Namen setzen zu müssen.»<sup>18</sup> In krisenhafter Stimmung kündigte er auch die Mitarbeit für den bereits fortgeschrittenen Nachfolgeband auf, der nicht besser herauskommen werde. Huggenberger, obwohl ebenfalls mit der Druckqualität unzufrieden, suchte ihn zu beruhigen, goss zugleich aber Öl ins Feuer, indem er Witzigs Brief an Alfred Staackmann weiterleitete, der nun seinerseits aufgebracht war und mit Witzig nichts mehr zu tun haben wollte. Erst als Witzig einlenkte und den Ton mässigte, fand der Konflikt eine Lösung.<sup>19</sup> Zwischen Huggenberger und Witzig scheint die Kooperation trotz des grossen, vor allem von Huggenberger aufgebauten Arbeitsdrucks gut funktioniert zu haben. «Wo ich dazumal die Zeit hergenommen, die paar hundert Bildchen für den Jochem zu zeichnen, weiss ich heute nicht mehr», schrieb Witzig, der dies alles neben seiner vollen Primarlehrerstelle schaffte, im Rückblick.<sup>20</sup> Zu einer eigentlichen Freundschaft mochte die zu jener Zeit begründete, sich über Jahrzehnte erstreckende Beziehung zwischen Autor und Zeichner allerdings nie werden; man blieb immer beim förmlichen «Sie».

Die öffentliche Kritik hielt sich mit der Druckqualität nicht auf, die im Übrigen gar nicht so übel war; sie fiel im Wesentlichen freundlich aus, mit einigen Ausnahmen, die Huggenberger allerdings trafen. Er hatte es geahnt, dass Einwände kommen könnten und diese in den einleitenden Versen des «Hochzeitsschmaus» selber angesprochen:

«War es nun wirklich denn vonnöten,/ Mit Busch in Konkurrenz zu treten?»<sup>21</sup> Genau in diese Kerbe hieb denn auch ein Teil der Kritik. Eine kurze Notiz im katholischen «Vaterland» in Luzern hielt anlässlich der Publikation des «Jochem» Ende 1922 fest: «Alfred Huggenberger schreitet auf den Wegen Wilhelm Buschs munter weiter und er wird damit wohl vielen Beifall finden. Wir sähen den Dichter lieber auf anderen Wegen.»<sup>22</sup> Gemacht sei das zwar alles gut, Bilder wie Verse. «Das nur ist die Frage, ob wir noch in derselben Stimmung sind, wie anno Busch.» Ganz knapp äusserten sich die «Basler Nachrichten»: «Harmlos lustige Verse und treffliche Zeichnungen, die, wenn sie auch ihr Vorbild Busch nicht erreichen, doch allorten Vergnügen bereiten werden.»<sup>23</sup> Die «Neue Zürcher Zeitung» aber mahnte: «Darf man aber, was Huggenberger angeht, nicht dennoch die Hoffnung hegen, er möchte sich wieder in jene schöne Selbständigkeit und Gewichtigkeit zurückbegeben, die keinen verlockt, in den dichten Halmen zu zupfen, und von allzunahen Vorbildern nichts, selbst von Verwandten kaum etwas weiss? Doch: lest und lacht, harmlose Gemüter!»<sup>24</sup> Das klang nicht gerade freundlich; ebenso wenig wie die Kritik der rechtsgerichteten «Neuen Berner Zeitung», die «Jochem» für unschweizerisch befand und als Name einer Witzfigur ziemlich verbraucht. «Und warum muss dieses Jochems körperliche Beschaffenheit haargenau einer ebenso unschweizerischen und abgebrauchten

18 KBTG Hu B 1195 in Sch 25: Witzig an A. H., 30.10.1921.

19 Siehe KBTG Hu Sch 21: Staackmann an A. H., 7.11. und 14.11.1921.

20 KBTG Hu B 1195: Witzig an A. H., 14.2.1938.

21 A. H.: Hochzeitsschmaus, S. 5.

22 Das Vaterland, undatierter Ausschnitt (Ende 1921); dieser und alle im Folgenden zitierten Rezensionen in: KBTG Hu Sch 117/1.

23 Basler Nachrichten, Literatur-Beilage, 20.12.1922.

24 Neue Zürcher Zeitung, undatierter Ausschnitt.

«Simplizissimus»- und «Fliegende Blätter»-Karikatur entsprechen?»<sup>25</sup> Zum Qualitätsverhältnis von Text und Bild äusserten sich nur wenige. «Nach meinem Gefühl sind die Verse besser als die Zeichnungen, die öfter die Klarheit vermissen lassen», befand der alte Frauenfelder Freund, Otto Schulthess, inzwischen Professor in Bern.<sup>26</sup>

Die Mehrheit der Rezensionen fiel positiv aus. Die neuen Produktionen seien zwar ungewohnt, stellten jedoch einen «echten Huggenberger» dar. «Die Form nur ist die der Buschiade, der geistige Gehalt ist durchaus Huggenbergerisch.»<sup>27</sup> Die Rezensenten rühmten auch die Heiterkeit, die wohl tue angesichts einer krisenhaften Zeit. Diese hatte Huggenberger sehr direkt angesprochen in den einleitenden Zeilen des «Jochem»: «Der Mensch kann rechtlich nichts dafür,/ Dass sich die Zeit gemein benimmt,/ Und dass das grosse Weltklavier/ Nun richtig wieder mal verstimmt.»<sup>28</sup> Mit der internationalen Wirtschaftskrise, die der inflationären Kriegskonjunktur folgte, stieg die Arbeitslosigkeit in der Schweiz 1921/22 auf Rekordhöhe. «Aufheiterung brauchen wir alle, wir müssen mit Gewalt weggerissen werden von den trüben Sorgen des Alltags und zwar nicht hinüber zu den zweifelhaften Genüssen leichter Lektüre oder schlechter Theater- oder Kino-Unterhaltungen, sondern hinauf zu zufriedener, fröhlicher Behagen, durch Humor der Sonne entgegen!»<sup>29</sup> Die Verdienste wurden vor allem dem Autor, weniger dem Zeichner zugeschrieben. Woher aber dieser seine Inspiration bezog, wusste der Rezensent genau zu sagen: «Es ist das gnadenreiche Geschenk der eigenen Scholle, aus deren Mutterboden ewig neue Schöpferkraft erblüht; es ist die Harmonie, welche dieses Künstlerleben mit der Natur eint und die auch das Rätsel des sorglosen Behagens löst, mit dem der Dichter sich in diesem Neulande bewegt, weil er nur und allein seinem Gefühl folgt.» Der Verweis auf die Scholle als Quelle der Inspiration taucht mehrfach auf in den Rezensionen, ebenso der Begriff des Behagens

– der auf Zufriedenheit und Rückzug ins Private verweist und das Gegenteil von Zerrissenheit meint. Zur Doppelbödigkeit der Werke Wilhelm Buschs will er nicht passen.

Huggenberger selber erklärte nachträglich, als er der Kritik gewahr wurde, die erste Publikation zur Probearbeit und unterstrich gegenüber Carl Seelig, das zweite Werk werde viel besser: «Wir haben in Bezug auf Aufmachung und Anordnung sehr viel gelernt. Keine noch so scharfe (und noch so berechnete) Kritik merkt mir heute den Glauben, dass wir ein gutes humoristisches Buch zusammen schaffen werden.» Seeligs Kritik am ersten Buch schmerzte ihn: «Das wird sehr schaden, auch ökonomisch [...]. Zum Teufel, wovon soll man denn leben? Leben, um weiter schaffen zu können?» Jede Kritik in einer renommierten Zeitung irritierte ihn. Da werde die übrige Presse nachziehen und bald «jeder ein Haar in der Suppe» finden (was nicht eintrat). «Nun, zugehauen! In der Schweiz wird kein Buch «gemacht». Der Jochem muss, wie alle meine Arbeiten, über Deutschland kommen.»<sup>30</sup> Die Haltung des «Vaterland» und der «Neuen Zürcher Zeitung» veranlasste ihn gar zur Vermutung, hier sei katholisches Ressentiment im Spiel. «Die katholische Richtung» schein «ihren tiefen Hass gegen Busch nun gleich auch gegen Jochem überzutragen».<sup>31</sup> Eduard Korrodi von der «Neuen Zürcher Zeitung», auch er ein Katholik, vermochte, wie er Huggenberger wissen liess, mit diesen Publika-

25 Neue Berner Zeitung, 19.12.1922.

26 KBTG Hu B Sch 19: 21.11.1921.

27 Beilage «Volksbildung» zum St. Galler Stadt-Anzeiger, 6.1.1923.

28 A. H., Jochem, S. 3.

29 Die Südschweiz (Locarno), 13.1.1923; der Artikel war übernommen von einer unbekanntenen Quelle; auf diese stützen sich auch die Volkszeitung (Pfäffikon), 4.1.1923, und die Neue Glarner Zeitung, undatiert.

30 RWZ, NL Seelig, B-02 Hugg: A. H. an Seelig, 1.12.1921.

31 Ebd., 28.12.1922.

tionen nichts anzufangen.<sup>32</sup> Er hielt sie für eine epigonale Vergeudung von dessen Gaben.

Die kritischen Worte einzelner Zeitungen verunsicherten Huggenberger, wenn er sich auch gegenüber Witzig gelassen gab. Den unbekanntem Rezensenten in der «Neuen Zürcher Zeitung» bezeichnete er als Gauner. Busch habe seinerzeit auch grosse Mühe gehabt, für «Max und Moritz» einen Verleger zu finden. «Die ganze Schulmeisterschaft stand wie ein Mann gegen ihn auf.»<sup>33</sup> Problematisch war aber auch ein Teil des Lobes, das in der Presse erschien. Was er davon hielt, dass ihn etliche Kritiker, durchaus positiv gemeint, auch hier als Schollendichter rühmten, wo er doch offensichtlich versuchte, andere Wege zu beschreiten, erfahren wir nicht. Gegen den Vorwurf der Nachahmung allerdings verteidigte er sich selbstbewusst: «Busch hat gewissermassen – sicher durch die Jobsiade beeinflusst – eine neue Kunstgattung geschaffen, richtiger gesagt: gefunden. Soll man diese Gattung nicht weiterführen, weiter ausbauen? Hätten das nicht hunderte getan, Künstler und Poeten, wenn sie es *gekonnt* hätten. Ist bis jetzt ein verdaulicher Busch-Nachfolger aufgetaucht? – Busch hat nicht *alle* Buschiaden geschrieben.»<sup>34</sup>

Davon abgesehen gab es eine Kritik, die Huggenberger stillschweigend zur Kenntnis nahm und in der zweiten Bildergeschichte teilweise berücksichtigte. Egbert Delpy, der zu Händen von Alfred Staackmann eine Beurteilung des «Hochzeitsschmaus» verfasste, bemängelte das Format des Buchs, die monotone Abfolge der Zeichnungen (immer vier pro Doppelseite) und den spärlichen Text. Huggenberger bleibe gar zu sehr nur Kommentator. «Ich wünschte ihn etwas selbständiger als schalkhaft-philosophischen Poeten auftreten zu sehen. Er kann es ja, wie das Vorwort beweist! Dadurch würde das Gleichgewicht zwischen Dichter und Zeichner hergestellt und der gefährliche Schematismus im Bildwerk, das ermüdende Nebeneinander der Bilder, von denen eins

das andere bedrängt und behindert (nur bei Höhepunkten der Handlung ist solche rasche Bilderfolge mit ganz knappen Textzeilen erwünscht und geboten!) beseitigt.»<sup>35</sup> Bereits «Jochem» griff diese Kritik auf und brachte mit einzelnen vergrösserten Bildern und längeren Textpartien mehr Abwechslung in den Ablauf, wenn auch das Kleinformat des Buchs – zweifellos aus ökonomischen Gründen – erhalten blieb.

Die Bücher verkauften sich weniger gut, als Huggenberger sich das erhofft haben mochte. Der «Hochzeitsschmaus» lief gut bei Erscheinen, namentlich in der Schweiz. Bis Mitte der 1920er Jahre brach der Absatz allerdings vollständig ein; Staackmann nahm das Büchlein bald einmal aus dem Sortiment. «Jochem» lief deutlich besser und länger, gelangte aber nie über das zehnte Tausend hinaus und blieb damit hinter den übrigen Publikationen zurück. Es mag mit diesem beschränkten Verkaufserfolg und den teilweise kritischen Stimmen zusammenhängen, dass die geplante Fortsetzung unterblieb. «Jochem muss ein Jahr vor der Türe warten, bis ich ihn ausbauen kann», hatte Huggenberger Ende 1922 angekündigt.<sup>36</sup> Und an Kaspar Freuler schrieb er: «Für den zweiten Band ›Jochems Heirat‹ und den dritten: ›Jochem als Gatte und Vater‹ gibt's wunderbare Möglichkeiten. Wenn nur Witzig pariert!»<sup>37</sup> Von der Realisierung dieser Pläne ist später nichts mehr zu hören. Das lag nicht an Hans Witzig; die Zusammenarbeit mit ihm setzte sich schon 1923 in einer kleinen humoristischen Produktion («Öppis us em Gwunderchratte») fort. Huggenberger selber hatte vorerst das Interesse verloren und wandte sich neuen Vor-

32 UB Basel, Autographensammlung Menzel: A. H. an Witzig, 26.12.1922.

33 Ebd.

34 KBSG Vadiana, Slg Alt 8774: A. H. an von Greyerz.

35 KBTG Hu B 969 in Sch 21: Abschrift, 5.11.1921.

36 RWZ, NL Seelig, B-02 Hugg: A. H. an Seelig, 28.12.1922.

37 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Freuler, 6.12.1922.

haben zu, insbesondere dem schon längst begonnenen, aber immer wieder liegen gebliebenen Roman.

Ganz vergessen waren die «Buschiaden» aber nicht. Wie so oft kam Huggenberger auf Altes zurück und sann auf Neuverwertung. Zwanzig Jahre nach der Erstveröffentlichung und mitten im Zweiten Weltkrieg erschien 1941 «Der Hochzeitsschmaus» in einer Neuauflage im Volksverlag Elgg. Wie es dazu kam, ist nicht überliefert, doch war erneut die Zusammenarbeit mit Hans Witzig gefragt, denn das kleine Werk erfuhr diverse Änderungen. Die frühere Kritik von Egbert Delpy war unvergessen, die Bearbeitung folgte seinen Empfehlungen. Der Textanteil war wesentlich erweitert, die einzelnen Szenen begannen und endeten jeweils mit einem Einzelbild und einem längeren einführenden oder resümierenden Vers, wofür andere Bilder geopfert wurden. Viele Verse waren bearbeitet, oftmals hatte Huggenberger prägnantere Lösungen gefunden; auch hatte Witzig einige Bilder ersetzt oder neu eingefügt. Auffällig ist aber dies: An etlichen Stellen erfolgten Eingriffe, die Drastik und Spott reduzierten, wo sie denn allenfalls für einen empfindsamen Blick anstössig wirken konnten. Die Rückenansicht des bereits vorgestellten Schweins neben seiner Halterin Frau Käthe, die in einer auffälligen Parallelisierung zweier überdimensionaler Hinterteile besteht, ist entfernt; eine Szene, in der Frau Käthe den vermeintlich dem Trunk verfallenen Bauern Benz kräftig durchprügelt, desgleichen.<sup>38</sup> Dass das entfesselte Schwein einen Lehrer mitsamt seiner Schülerschar über den Haufen rennt, hatte ursprünglich Anlass zu mildem Spott über die Pädagogik gegeben: «Wobei es immerhin bestimmt/ Zur Pädagogik Stellung nimmt». Die ironische Wendung, welche die Erzeugung von Komik durch untertreibende Kommentierung veranschaulicht, entfällt und wird durch einen blasseren Text ersetzt. Eine klassische Busch-Formulierung – «Des Menschen Trachten und Gebaren/ Ist böse schon in Kindheitsjahren» – wird ebenfalls ersetzt, neu heisst es: «Noch ist die

Hemmung nicht besiegt,/ Doch das Gewissen unterliegt.»<sup>39</sup> Vor allem aber ist der Schluss des Büchleins verändert: Nach dem Verlust aller gekauften Lebensmittel hatte Schneider Kühl beglückt den an seinen Würsten überfressenen Hund entdeckt, erstickt an der letzten, die noch aus seinem Maule hing. Mit dem fetten Tier unter dem Arm marschiert er nach Hause, dieses Opfer eigener Bosheit wird zum titelgebenden «Hochzeitsschmaus» verarbeitet, mit dem die Geschichte endet. Auch dies war nun offenbar zuviel der Drastik; in dem blossen und moralisierenden Schluss von 1941 erfährt der Schneider, dass seine Verehrte das vermeintliche Vermögen im Spiel durchgebracht hat und überhaupt ein rechter Hausdrache ist. Er verzichtet schweren Herzens auf die geplante Heirat und findet neues Glück in der Arbeit, in seiner angestammten Schneiderei! Da der Hochzeitsschmaus entfiel, brauchte das Büchlein einen neuen Titel, der mit «Pech im Alltag» gefunden war.

Vergleichbare Rücksichten auf vermeintliche oder echte Empfindlichkeiten hatte Wilhelm Busch nie genommen. Dies wird – neben der Vielschichtigkeit des Originals – einer der Gründe sein, weshalb seine Geschichten heute noch gelesen werden, während die «Buschiaden» dem Vergessen überlassen blieben.

Ergänzt sei, dass sich noch in den frühen 1950er-Jahren eine Chance zu eröffnen schien, auch den «Jochem» neu herauszubringen. Der kurz zuvor von der Migros übernommene Buchclub Ex Libris, auf der Suche nach populären Lesestoffen, zeigte Interesse daran und kontaktierte Hans Witzig. Doch wurde nichts daraus. Die Aussichten auf einen Erfolg mit dem in die Jahre gekommenen Buch dürften allzu zweifelhaft erschienen sein.

---

38 A. H., Hochzeitsschmaus, S. 17 und S. 52.

39 Ebd., S. 67; Pech im Alltag (1941), S. 67.

## 27 Populäre Versbüchlein für Alt und Jung

Huggenberger war intensiv damit beschäftigt, den «Hochzeitsschmaus» fertigzustellen und Theaterstücke zu überarbeiten und plante überdies ein neues Kinderbuch, als 1921 in einem Brief an den Sauerländer-Verlag das Stichwort «Gwunderchratte» fiel. Die dahintersteckende Idee muss schon früher entstanden sein und war offensichtlich auch Sauerländer bekannt, so selbstverständlich verwendet Huggenberger den Begriff. «Was nun die humoristischen Gedichte betrifft, so sollten sie unbedingt diesen Herbst heraus. Im Prospekt angezeigt, würden sie gewiss Absatz finden.»<sup>1</sup> Zuerst aber wollte er mit dem Verleger sprechen, denn «das etwas reiche Programm der nächsten Zeit» scheint ihm Unbehagen bereitet zu haben. Hektik und voreilige Ankündigungen prägten seit jeher seine Arbeitsweise. Ein Manuskript lag tatsächlich erst im Oktober 1922 vor. Immer noch waren einige Scherzstücke unfertig; sie waren nötig, um die erwünschten hundert Seiten Umfang zu erreichen. Huggenberger war aber zuversichtlich, etwas Gutes zustande gebracht zu haben. «Sicher ist, dass es in seiner Art zur Zeit einzig dasteht, und dass mich auf diesem Gebiet nicht jeder Versmacher nachahmen kann. Es ist ja greulich, was für Schund die landesüblichen Deklamationsbücher enthalten. Ein solches, oder *bloss* ein solches will das Bändchen auch nicht sein.»<sup>2</sup> Ein hoher Anspruch also für die kleine Publikation, die im Februar 1923 gedruckt vorlag: «Öppis us em Gwunderchratte», im Untertitel als «Humoristisches Hausbüchlein» bezeichnet.

Dieses Hausbüchlein knüpfte an die populäre Unterhaltungsform der Deklamationen an, die Huggenberger von Anfang an in seinem Repertoire führte. Zahlreiche Texte dieses Genres hatte er bei Feuz veröffentlicht, einige im Wirz-Verlag und gelegentlich in den Basler «Fliegenden Blättern». Mit der Publikation von «Hinterm Pflug» aber waren diese Produktionen, die primär für den Vortrag gedacht waren, etwas in den Hintergrund getreten. Der «Gwunderchratte» nun war weit attraktiver als diese

Vorläufer, enthält doch das Büchlein fünfzehn recht verschiedenartige Beiträge, alle in Mundart und Versen, die Sektionen «Witzchästli» und «Albumspruch» inbegriffen. Die Illustrationen von Hans Witzig, in dem bekannten Stil der Bildergeschichten von 1921/22, erweiterten die Verwendungsmöglichkeiten. «Das Büchlein ist auch als Lektüre gedacht», erklärte Huggenberger seinem erprobten Zeichnerkollegen den Auftrag. «Also drollige Situationen können ganz gut im Bilde dargestellt werden. Ich glaube, dass die Zeichnungen durchaus humoristisch (ähnlich wie Jochem) zu halten sind. Nicht zu zahm.»<sup>3</sup> Wie schon früher handelte er bis in die Details einzelne Zeichnungen und das Titelbild mit Witzig aus. Allerdings waren die Illustrationen – ihre Zahl blieb begrenzt – in diesem Fall nur Beiwerk. Entscheidend war der Text.

Am 6. Februar 1923, knapp vor Erscheinen des Büchleins, las Huggenberger vor der Freisinnig-Demokratischen Partei in Zofingen und lud den Verleger dazu ein. Der Abend werde «vorwiegend humoristischen Charakter haben», man werde sehen, «wie die Stücke sich vor dem Publikum bewähren».<sup>4</sup> Etliche Texte dürfte Huggenberger bereits vor Publikum erprobt haben, bevor er sie in Druck gab. Nachdem Kohleknappheit und Heizprobleme der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit überwunden waren, nahm in den frühen 1920er-Jahren die Zahl der winterlichen Lesungen sprunghaft zu. Neuer populärer Vortragsstoff war gefragt; und genau diesen sollte der «Gwunderchratte» bringen. Huggenberger drängte auf eine Erhöhung der Auflage von 2000 auf 3000 Stück, so sicher war er sich des Erfolgs. Hundert

1 StAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 2.9.1921.

2 Ebd., 12.11.1922.

3 UB Basel, Autographensammlung Menzel: A. H. an Witzig, undatiert (1922).

4 StAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 24.1.1923.

Exemplare, die er bereits Freunden und Bekannten versprochen hatte, bestellte er auf eigene Rechnung. Er drängte auf grosszügige Bedienung der Presse mit Belegexemplaren. Fünfzig Stück gingen sogleich hinaus; kein einziges allerdings an eine sozialistische Zeitung, denn nach dieser Seite legte der Autor offensichtlich Wert auf Distanz.<sup>5</sup>

«Das Büchlein war schon wenige Tage nach Erscheinen vergriffen», berichtete der erfreute Autor im März 1923.<sup>6</sup> Im April ging die dritte Auflage in Druck. Huggenberger setzte die Texte systematisch an seinen Lesungen ein, und wo vor Ort eine Papeterie oder Buchhandlung existierte, organisierte er den Verkauf. Dieser lief bemerkenswert gut und beflügelte seine Hoffnungen für den nächsten Winter 1923/24. «Wenn ja durch die 18–20 Vortragsabende des ganzen Winters durchschnittlich nur je 50 Stück abgehen, so macht das schon eine ansehnliche Zahl aus; und es gibt doch immerhin Veranstaltungen, die das 3 und 4fache dieses Absatzes verursachen.» Der grosse Vorteil sei, «dass nicht nur meine eigentliche Gemeinde dieses Bändchen kauft, sondern breitere Volksschichten, die sonst für Bücher nichts ausgeben».<sup>7</sup> Ja er glaubte bereits, «dies Büchlein werde nach und nach weitere Kreise erreichen, als nur das rein schweizerische Dialektgebiet. Das angrenzende badische Land findet sich ja in unserer Mundart gut zurecht.»<sup>8</sup> Auch dies erfüllte sich teilweise, wie einzelne Briefe deutscher Leser zeigten. Huggenberger verdiente gut an dem Büchlein, auch wenn ihm nur ein relativ geringer Anteil von fünfzig Rappen – später dann sechzig – am Verkaufspreis von 3.50 Franken zuzug und er den Zeichner selber zu zahlen hatte. Ärgerliche Nebeneffekte des Erfolgs lagen darin, dass die mit Rezensionsexemplaren bedienten Zeitungen teilweise unautorisiert Texte abdruckten; auch hatte er über Plagiate zu klagen.<sup>9</sup> Angesichts der Nachfrage dachte er bald über eine Fortsetzung nach. Schon 1925 sprach er gegenüber Sauerländer von einem zweiten Bändchen, dass dann allerdings erst 1927



unter dem Titel «Stachelbeeri. Öppis zum Lache und zum Nohetänke» zustande kam; 1934 folgte ein Nachzügler, nicht mehr bei Sauerländer, sondern im Volksverlag Elgg, «Pfeffermünz und Magebrot. Allerlei G'rymts und Ung'rymts». Die Büchlein dienten an Familien- und Vereinsanlässen; Huggenberger selber trug unzählige Male an Lesungen daraus vor. Sie kamen früh schon im Radio, in der Schweiz wie auch in Deutschland.

Worauf gründete diese Popularität? Die Schriften waren handlich und preiswert; die Zeichnungen von Hans Witzig erhöhten den Unterhaltungswert. Und offensichtlich trafen sie einfach den Nerv des Publikums, sie wurden «wirklich Volksgut», wie Hug-

5 KBTG Hu Sch 62: Versand Belegexemplare.

6 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 7.3.1923.

7 StAAG Zwa 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 5.7.1923.

8 Ebd.: A. H. an Sauerländer, 16.4.1925.

9 SLA, SSV, Sch 59: A. H. an Naef, 6.8.1928.

genberger sich das erhoffte.<sup>10</sup> Dies galt ganz besonders für die erste der Schriften, den «Gwunderchratte», dessen Gesamtauflage im Lauf der Jahre und Jahrzehnte bis auf rund 40 000 Stück anstieg. Das war rund doppelt so viel wie bei «Stachelbeeri». Die Auflage von «Pfeffermünz und Magebrot» ist unbekannt, scheint aber deutlich geringer gewesen zu sein. Lediglich die beiden erfolgreichsten Romane Huggenbergers fanden eine noch grössere Verbreitung als der «Gwunderchratte»; von denen ging jedoch ein erheblicher Teil nach Deutschland, so dass die Mundartbüchlein als Huggenbergers Spitzenreiter in der Schweiz bezeichnet werden können. Der Erfolg ging zweifellos auch auf die Qualität der Verse zurück, die flüssig und variationsreich in Rhythmus und Tempo angelegt waren. Ein Glanzstück wie «Wa' me sött und nid sött» entfachte einen heiteren Wirbel um Worte und Klänge: «Me sött no vieles, wa'me nid tuet,/ Me tuet no vieles, wa'me nid sött./ Wa'me sött das gieng jo meistes guet,/ Das heisst, wenn dä wo's sött nur wett.»<sup>11</sup>

Bezüge zur aktuellen Politik enthielt nur der «Gwunderchratte», die späteren Bände verzichteten ganz darauf und hielten sich an Zeit- und Kulturkritik, ohne direkte politische Anspielungen. «En politische Huussalot» dreht sich um einen Traum «noch der Puurefasnacht». Fasnächtlich ist denn auch die Tonlage: Die Welt steht über Nacht auf dem Kopf, die Siegermächte des Kriegs erklären sich für versöhnt, fallen dem einstigen deutschen Gegner um den Hals und laden sogar den deutschen Kaiser zur Rückkehr ein. Ob auch die Deutschen ihn zurückhaben wollen, bleibt freilich ungeklärt. Es tauchen die bekannten Namen führender Politiker auf, zum Teil verballhornt (aus Poincaré wird «de Poänggaree»). Auch die Vertreter der russischen Revolution, Lenin und Trotzki, treten auf. Ebenso die politische Prominenz in der Schweiz, wobei die harmlosen Scherze sich vor allem die Vertreter der Linken vornehmen: Herman Greulich, Robert Grimm, vor allem aber die Kommunisten

Fritz Platten, Willy Trostel und die seinerzeit mit viel Häme bedachte, auch antisemitisch attackierte Rosa Bloch. «Und 's Roseli Bloch, was witt no meh?/ Hät bim Pundesrot Häberli Stubemaitli g'gäh.»<sup>12</sup> Die Zeichnung von Hans Witzig zeigt eine groteske alte Jungfer in übergrossen Pantoffeln, die eine Statue von Wilhelm Tell und Sohn abstaubt. Ein weiterer Text widmet sich dem Frauenstimmrecht, dessen Einführung nach dem Krieg in mehreren Kantonen zur Abstimmung kam und hoch verworfen wurde. Er spielt mit gängigen Klischees – im Haus regieren die Frauen ja sowieso –, macht dann aber unumwunden klar, dass der Verfasser keinen Weltuntergang als Folge des weiblichen Stimm- und Wahlrechts befürchtete.<sup>13</sup> Bertha Huggenberger äusserte sich jedenfalls ganz selbstbewusst zum Thema. «Das Schulhaus hätte einen neuen Verputz nötig», scherzte sie im Sommer 1922 in einem Brief an die Tochter, «denn es sieht von aussen etwas verwahrlost aus, sobald das Frauenstimmrecht in unserer Gemeinde eingeführt ist, werde ich einen diesbezüglichen Antrag stellen.»<sup>14</sup>

Was die Politik betrifft, so fällt auf, dass der Völkerbund mehrfach zur Zielscheibe von Huggenbergers Spott wird; die Abstimmung über den Beitritt der Schweiz lag nun schon bald drei Jahre zurück, doch hatte er seine Abneigung nicht relativiert.<sup>15</sup>

Gewichtiger im Umfang ist jene Gruppe von Texten, die Menschlich-Allzumenschliches aufs Korn nehmen. Unter diesen befanden sich eigentliche Publikumsliebblinge wie «Fästsüch», «Sunntig i der Chlystadt» und «Moderne Kapuzinerpredigt» (1934 umgearbeitet zu «Die Frage der Zeit»). Letztere in der

10 StAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 29.4.1923.

11 A. H., Stachelbeeri, S. 79.

12 A. H., Gwunderchratte, S. 48.

13 Ebd., S. 53 ff.

14 KBTG Hu B Sch 41, Huggenberger: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 23.7.1922.

15 Siehe A. H., Gwunderchratte, S. 39, S. 65 und S. 90.



Abb. 67: Scherz unter Einbezug der eigenen Person: gezeichnet von Hans Witzig für «Stachelbeeri», 1927.



Schriftsprache, die Huggenberger ab 1927 vereinzelt verwendete; darüber hinaus führte er in «Pfeffermünz und Magerbrot» 1934 auch kleine heitere Prosatexte in Schriftdeutsch ein. Dies machte die Büchlein brauchbar für Lesetourneen auch ausserhalb des alemannischen Sprachraums, die ab Mitte der 1920er-Jahre an Bedeutung gewannen. Die Verse rund um menschliche Schwächen bauten sich öfter um eine Redensart auf: «Ich by so frei» thematisierte die Unverfrorenheit; die «Schnyderballade» knüpfte an das alte Sprichwort «Kleider machen Leute» an, das bereits erwähnte «Wa' me sött und nid sött» variierte in einfallsreichen Versen, was man auf der Welt alles anders machen sollte. Und «Um d'Woret ume» kreist um die als naiv dargestellte Ansicht, der Mensch

könne mit der Wahrheit am besten bestehen. Hans Witzig rückt hier Huggenberger selber ins Bild, dem ein Schmeichler allerlei Freundlichkeiten sagt, nur um hinterrücks über ihn zu spotten.<sup>16</sup>

Als schier unerschöpflich erweist sich wie so oft das Thema der Geschlechterbeziehungen, der Spott über die Frauen, die Liebe. Dabei greift Huggenberger ungeniert auch auf die 1922 publizierten Verse des «Jochem» zurück und baut ganze Partien ein.<sup>17</sup> Dies leitet über zu einer allgemeinen Kultur- und Zeitkritik, die vor allem konservativ gestimmt ist: Über die Emanzipation der Frauen hatte er schon 1905 gespottet;<sup>18</sup> die 1920er-Jahre boten ihm viel neues Material, so die Mode der kurzen Röcke und hohen Absätze (statt «Maitli i der Tracht»), die neuen Frisuren (der bekannte Bubikopf), Jazz und moderne Kunst, das Radio, der Publikumssport, darunter vor allem der Fussball, der als entfesselte Massenbelustigung und Rohheit geschildert wird.<sup>19</sup> Das Kino erscheint – in einer bis heute beliebten Figur – als Schule des Verbrechens und der Gewalttätigkeit: «Die Mäntsche werde zu Hyäne,/ s'güt zweievierzg Revolverszene.»<sup>20</sup> Die «Ode an das Geld» erinnert in ihrer Tonart stark an Wilhelm Busch.<sup>21</sup> Zwischendurch nimmt Huggenberger sich durchaus auch selber einmal mit seinen konservativen Neigungen ein wenig hoch, so in einem Wunschzettel für den Herrgott: «Zum andern, nimm es mir ja nicht schief,/ Ich bin ein bisschen konservativ,/ Zum Beispiel lieb' ich nur wenig die Neigung/ Der Menschheit zur Massenartikel-Erzeugung / Jedemnoch – macht dir dies Wesen Plaisier,/ So bin ich natürlich auch dafür.»<sup>22</sup>

16 A. H., Stachelbeeri, S. 50.

17 Ebd., S. 99–100, teilweise aus Jochem, S. 8–9.

18 Siehe A. H., Die Frauen von heutzutage.

19 A. H., Stachelbeeri, S. 22–39.

20 Ebd., S. 38.

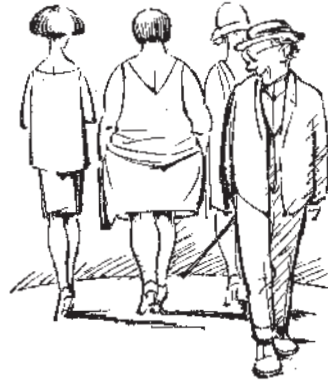
21 Stammt offenbar schon von 1924; siehe KBTG Hu M Sch 90: Notizheft 3.

22 A. H., Pfeffermünz, S. 38.

Abb. 68: Höchst erfolgreich: Huggenbergers Kapuzinerpredigt, 1929.

Unter dem Titel «Moderne Kapuzinerpredigt» veröffentlichte Huggenberger 1929 im Volksverlag Elgg Scherzverse, die viele der angesprochenen Themen vereinten. In einem seiner frühen Radioauftritte sprach er den Text Ende 1928 bei Radio Zürich selber; kurz darauf zog Radio Bern nach. Begeisterte Briefe zeugen vom Erfolg der Sendung. In einer wirbelnden Abfolge kreativer Worterfindungen, die mit Repetition und Variation spielen, liess Huggenberger die Modernität der 1920er-Jahre Revue passieren und verwarf sie in Bausch und Bogen. Seine Aversionen gegen die moderne Kunst verbanden ihn mit einer mächtigen konservativen – teilweise grobschlächtig reaktionären – Zeitströmung; witzig und leichtmächtig war er hingegen in der Form. «Ihr seid entchristlicht bis zur Verneinung,/ Ihr seid entgemüet bis zur Versteinung!/ Ihr seid entharmlost, ihr seid entnormalt,/ Ihr seid verfrivolt, ihr seid verbrutalt,/ Ihr seid entjungendlich und entgreist,/ Kubistisch und dadaistisch entgleist!/ Was ihr malt, das soll ein Idiot erraten, Eure Dichter sind Gehirnakrobaten./ Ihr seid verkinot, vereisenbahnt,/ Verraketenautot, veräroplant;/ Ihr seid verrekordet, verolympiadet,/ Verluft-, verstrand- und versonnenbadet!/ Vergrasshoppert seid ihr, die ganze Blase,/ Und tenniswütig bis zur Ekstase!»<sup>23</sup> In einer eigenartigen Schlusswendung stellt Huggenberger einen Bezug zum Diktator des faschistischen Italien her und lässt «Gott einen Mussolini senden», der mit autoritärer Geste alle Übel durch Verbot aus der Welt schafft. Das war als Scherz gedacht, aber zugleich verfänglich, da Huggenberger eine existierende und höchst umstrittene Person beim Namen nannte. Wir wissen nicht, ob es Reklamationen gab; das offizielle Italien reagierte bisweilen höchst empfindlich. In einer überarbeiteten Fassung liess er jedenfalls Mussolini verschwinden und ersetzte ihn durch einen «zweiten Mose».<sup>24</sup>

Die Scherze waren insgesamt harmlos; zur Satire fehlte ihnen der Biss, überhaupt die Bereitschaft des Autors, sich mit Mächtigen anzulegen. Sein Humor



## Moderne Kapuzinerpredigt.

Alle Rechte vorbehalten

Volksverlag Elgg (H. Zürich).

ging auf Kosten von Minderheiten und der gesellschaftlich Schwachen, er machte sich lustig über schlecht deutsch sprechende Italiener, über Sozialisten oder moderne Frauen; und er reproduzierte gängige Vorurteile etwa der Art, dass moderne Kunst etwas für Idioten sei. Damit war ihm der Beifall gewiss, ohne dass dem Publikum je das Lachen im Hals stecken blieb.

23 A. H., Moderne Kapuzinerpredigt, S. 2.

24 A. H., Pfeffermünz, S. 16.

Auch in der Bearbeitung der Texte werden verschiedentlich Spuren politischer und sonstiger Rücksichtnahmen sichtbar. Wandelten sich die zeitpolitischen Umstände, so war Huggenberger flexibel – im konservativen und staatstragenden Sinn. In «Heimatschutz» figurierte ursprünglich die Gestalt eines Offiziers «Modell 1918», dessen eitles Erscheinungsbild verspottet wurde; in einem Anschlussvers wurde aber auch eine Form des gängigen militärischen Verhaltens karikiert, die Rekrutenschinderei, die während des Ersten Weltkriegs immer wieder Unmut erregt hatte.<sup>25</sup> In den 1930er-Jahren, als Landesverteidigung zunehmend über jeder Kritik stand, strich er den letzten Teil, später dann den Offizier überhaupt. In keines der Büchlein aufgenommen hatte er einen undatierten Entwurf «Weltverbesserer», der einen Krieg entfachen will gegen die Kriegsverantwortlichen, die «Hetzer und die wo Kanone güssed». «Ich suuche bloss – bi schon weit g'spaziert –/ Dä, wo mir das Chriegli finanziert.»<sup>26</sup> Empfänglich war Huggenberger für Einwände, die katholische Leserschaft könne sich durch diesen oder jenen Scherz verletzt fühlen. Im Juni 1935 teilte er Sauerländer seine Beobachtung mit, dass «Stachelbeeri» in verschiedenen Buchhandlungen nicht greifbar sei. «Sollte es von katholischen Sortimentern überhaupt nicht gehalten werden?»<sup>27</sup> Sauerländer machte ihn auf eine bestimmte Passage aufmerksam, wo in Text und Bild ein frommer Einsiedler verspottet wurde, und schlug deren Streichung vor. Der bärtige Eremit liegt vor einem angedeuteten Marienbild auf dem Bauch, auf seinem Kopf sitzt ein singendes Vögelchen. Huggenberger wehrte sich ein wenig, war aber zum Einlenken bereit. «Niemand kann mir mit einigem Recht eine Verletzung religiöser Gefühle vorwerfen. Asketentum hat mit Christentum im Grunde nicht viel zu tun, es ist einfach eine Entgleisung.»<sup>28</sup> Der Kompromiss, auf den man sich einigte, sah so aus, dass der Text blieb, aber Hans Witzigs Zeichnung entfiel.

Derartige Eingriffe stellten Ausnahmen dar, meist blieben die Texte unverändert, auch dort, wo tagesaktuelle Bezüge mit den Jahren so sehr überholt waren, dass die gemeinten Zusammenhänge für jüngere Lesende nur noch schwer verständlich gewesen sein dürften. Der «Gwunderchratte» erschien ein letztes Mal posthum, im Jahr 1961, im Volksverlag Elgg. Die Fraktur war durch eine moderne Schrift ersetzt, sonst aber das Erscheinungsbild unverändert übernommen. Auch die Texte waren bis auf Kleinigkeiten die alten, «En politische Huussalot» erhielt im Untertitel einen Vermerk, der auf die Entstehungszeit verwies, «um 1920». So blieben die Scherze auf Kosten der politischen Linken und längst vergessener Kommunisten, die Spitzen gegen den Völkerbund und die Siegermächte des Ersten Weltkriegs unverändert stehen. An einer Stelle nur (in «Me sött») war Lenin durch Chruschtschow ersetzt. Es ist denkbar, dass Huggenberger diese Änderung um die Mitte der 1950er-Jahre noch selber vorgenommen hat.

### Ein «Gwunderchratte» für die Jugend

Was mit «Öppis us em Gwunderchratte» so gut funktioniert hatte, nämlich ältere und neue Deklamationen in einem eigenen Band aufzubereiten, führte Huggenberger mit einem Kinderbuch weiter, einem Gwunderchrättli sozusagen, der Textsammlung mit dem viel versprechenden Untertitel «Öppis zum Spiele, Ufsäge und Verzelle für di jung Welt». Den Grundstock bildeten zwei Theaterstückchen aus dem

25 A. H., Stachelbeeri, S. 31–35.

26 KBTG Hu Sch 44: Couvert «Interessantes zu Gedichtredigierung».

27 StAAG ZWA 2004.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 7.6.1935.

28 Ebd.: A. H. an Sauerländer, 16.6.1935; der Brief Sauerländers ist nicht erhalten.

Jahr 1900, die Jacques Wirz ihm wieder hatte abtreten müssen: «En Brief us Ambulant» und «Der Hausierer», der in der überarbeiteten Fassung «De Bändelichrömer» hiess. Dazu kamen ein paar neue Tiergeschichten, Blumenmärchen à la Ernst Kreidolf und zahlreiche Mundartgedichte.

So unterschiedlich wie die Textsorten waren auch die Stilrichtungen der Illustratoren, eine extremere Palette gar als im «Sommergarten». Sie reichte von Eigenheiten des Malerpoeten Kreidolf bis zu den etwas steif karikierenden Zeichnungen von Hans Witzig. Neben den bisherigen künstlerischen Mitarbeitern Emil Bollmann und Oswald Saxer konnte Ernst Emil Schlatter hinzugewonnen werden, ein Lehrer an der Zürcher Kunstgewerbeschule und Spezialist für Farblithografie, was in der «Haselnuss» mit ihren Federzeichnungen allerdings nicht zur Geltung kam. Für Huggenberger als Autor hatten die fünf Künstler sehr verschiedenartige Funktionen. Von Kreidolf wünschte er die Zeichnungen im Voraus, «da ich die entsprechenden Stücke nicht ausführen kann ohne die Bilder»,<sup>29</sup> und wie sehr er sich davon anregen liess, zeigen seine Briefe: «Für das Hirschbild habe ich nun den Text umgearbeitet; das Gedicht hat gewonnen. Einen Text für das Froschbild zu schaffen, ist sehr schwer, da die Zeichnung eben selber erzählend ist und durch einen angehängten Text eher verlieren könnte. Ich habe nun daran gedacht, die beiden Bilder «Frühlingslieder» und «Krönung der Kröte» in dem Sinn zu verwenden, dass ich sie *ohne* Text den beiden Buchabteilungen voranstelle, beide natürlich unverkleinert.»<sup>30</sup> Besagtes «Krönungsbildchen» inspirierte Huggenberger schliesslich zum Gedicht «Fröschekonzert», auf einigen Umwegen, wie einem weiteren Brief zu entnehmen ist: «Die Hexe mit Frosch ist entzückend. Da ist es nicht leicht, einen nur halbwegs ebenbürtigen Text zu schaffen; aber ich glaube doch, etwas finden zu können. Wahrscheinlich müsste es ein kurzes Märchen in Prosa sein. Man könnte die Hexe doch auch Waldfrau nennen? Es

wäre dann denkbar, dass eine zweite Scene sich leicht ergeben würde.»<sup>31</sup>

Während Kreidolf die Illustrationen für «Haselnuss» seinem Fundus im Rotapfel-Verlag entnahm,<sup>32</sup> fiel Ernst Bollmann diesmal die Aufgabe zu, die Zeichnungen von ostschweizerischen Örtlichkeiten anzufertigen. Unverkennbar die Kirche von Gachnang<sup>33</sup> (neben dem Gedicht «Gulidisgrüt»), typische Riegelbauernhäuser zum Gedichtchen «D’Hinderegg», und für Ortskundige dürfte auch das Bildmotiv zum «Heimetdörfli» leicht zu identifizieren sein. Wenig überraschend deshalb, dass Emil Bollmann ein schriftliches Angebot machte, Huggenberger die «sieben Zeichnungen aus der Gegend um Bertschikon und Gerlikon zu verkaufen, jeweils für 30–70 Franken», da er sie speziell für «Haselnuss» gemacht habe und mit den üblichen Reproduktionsentschädigungen kaum die Spesen gedeckt wären.<sup>34</sup> Diesmal zahlte Huggenberger die Künstler von Anfang an aus der eigenen Tasche und legte vertraglich fest, dass mit dem Honorar die Bildrechte auch für anderweitige Publikationen abgedeckt waren. Nicht zuletzt im Hinblick auf weitere Verwendungszwecke fielen die Zahlungen an die Künstler sehr unterschiedlich aus. Oswald Saxer, der mittlerweile als Zeichnungslehrer vom Landerziehungsheim Hof-Oberkirch in Kaltbrunn an die Bezirksschule von Zofingen gewechselt hatte, erhielt 350 Franken für seine 33 Zeichnungen, Ernst Kreidolf bekam 400 Franken für deren sieben. Dass sein «Haselnuss»-Bild dem Buch auch den Titel gab, war ursprünglich so nicht vorgesehen. Huggenberger hatte sich eine der Blumenzeichnungen für den Buchdeckel gewünscht, doch der Rotapfel-Verlag wollte

29 BBB, NL Kreidolf, 17.24 (Alfred Huggenberger): A. H. an Kreidolf, 1.8.1924.

30 Ebd.: A. H. an Kreidolf, 23.8.1924.

31 Ebd.: A. H. an Kreidolf, 4.8.1924.

32 KBTG Hu L Sch 64/2: 15.8.1924.

33 A. H., Haselnuss, S. 32.

34 KBTG Hu L Sch 64/2: Bollmann an A. H., 5.8.1924.

dieselbe Illustration für eine Karte verwenden. «Vielleicht ist es besser, wir lassen diese Zeichnung weg. Ich sende Ihnen beiliegend etwas anderes, die Haselnuss»,<sup>35</sup> schrieb Kreidolf und bot an, nochmals mit den Verantwortlichen des Rotapfel-Verlags zu sprechen, falls Huggenberger der Tausch ungelegen kommen sollte. Was überhaupt nicht der Fall war: Die «Haselnuss» sei fein und passe sehr gut, lautete die Antwort, da zwei Haselnussgeschichten im Buch enthalten seien und er auch schon an einen entsprechenden Titel gedacht habe.

Dem Huber-Verlag hatte Huggenberger sein «Haselnuss»-Buch gar nicht erst angeboten, sondern gelangte direkt an Sauerländer, der einige der führenden schweizerischen Kinderbuchautoren in seinem Programm hatte.

---

35 KBTG Hu B 545 in Sch 11: Ernst Kreidolf an A. H., 9.8.1924.

## 28 Vom Bauernklischee eingeholt

Die beiden Taschenkalender der Jahre 1922 und 1923 im Nachlass haben Seltenheitswert.<sup>1</sup> Es sind die einzigen erhaltenen Agenden, die der vielseitig beschäftigte Huggenberger über längere Zeiträume mit Disziplin geführt hat. Sie geben deshalb ein anschauliches Bild über die verzettelte Arbeitsweise des Autors.

So beginnt das Jahr 1922 in der Agenda:

1. Jan.: 9 bis 20 Uhr Korrespondenz. 26 Briefe und Karten.
2. Jan.: ganzer Tag Umarbeitung von «30 Minuten» (2.–3.Tsd.).
3. Jan: ganzer Tag Korrespondenz.
4. Jan.:  $\frac{3}{4}$  Tg. Korrespondenz,  $\frac{1}{4}$  Tg. Pressefest Zürich.
5. Jan.:  $\frac{1}{2}$  Tg. Korrespondenz.  $\frac{1}{2}$  Tg. Umarbeitung «Fatale Verwechslung».

Auch in den wärmeren Jahreszeiten blieb recht viel Zeit für die literarische Arbeit. Rund fünf Tage beanspruchte im Juli der Heuet, zwölf Halbtage das Emden im August, dazwischen zwei Tage die Gerstenernte. Neben dem Schreiben gab es verschiedenste Dinge zu erledigen, politische Ehrenämter ebenso wie Sitzungen in Berufsorganisationen der Schriftsteller.

24. April: Saftabzug, 160 Flaschen.
25. April: «Jochem» (vor Kirchweih), Winterthur, Eschenberg, Kyburg.
26. April: «Jochem».
27. April: Reise Zürich, zu Witzig.
28. April: Jochem, Mittags Waldarbeit.
29. April: Mit Christoph Bächtold Holz sägen.
30. April, Mittag Hagelversicherung.
21. Mai: Zentralverband Dramatische Vereine, Heimkehr von Aarau.
22. Mai: Mittags Gartenarbeit.
23. Mai: Winterthur Bruderhaus, Gedicht für Laur, Mittag Frauenfeld. Bankgespräche.
24. Mai: Vormittag Kartoffeln setzen (nasse Stelle Hofackerli), 3 Uhr Fusstour mit Ged. [über] Laur.
25. Mai: Auffahrt. Kirche. Mit Arbeit Laur Bahn. 6 Uhr zurück.
26. Mai: Sitzung Weinfelden [Grossrat].
27. Mai: Sitzung Weinfelden.

17. Juni: «Jochem», einschreiben und ordnen.
18. Juni:  $\frac{3}{4}$  Tg. «Jochem», Bereinigung von Menzi «Krit. Vormittag».
19. Juni: Zürich, mittags Bespr.mit Waldvogel, 3 Stunden mit Witzig.
20. Juni: Vormittag «Jochem» Bereinigung des ersten Teils. Besuch von Bichsel.
21. Juni: Mit Bichsel nach Frauenfeld. Ganzer Tag «Jochem».
22. Juni: Umarbeiten «Jochem».
23. Juni: Vormittag Jochem, Nachmittag Zürich, Waldhaus Dolder: «Liebi als Arzt».

2. Juli: Vormittag Korrespondenz, abends Konferenz betr. Brückenhaus.
3. Juli: Vormittag Korrespondenz, Nachmittag mit G. Bächtold reuten.
4. Juli: Vorm. Korrespondenz. Nach Frauenfeld, Bank.
5. Juli: 8–12 Uhr Bohnen düngen und häufeln, Mittag: Bereinigung «Liebi als Arzt».
6. Juli: Vormittag Umarbeitung von «Drei mal kuriert».
7. Juli: Spaziergang.
8. Juli: Vorm. Fahrt nach Zürich, Nachmittag Fusstour Scherzenbach, Stegen, Pfäffikon, Gedicht «Sommerwanderung».

4. Aug.: Brief Staackmann. «Jochem» Fusswanderung Gyrenbad, Zell, Schlatt, Elgg.
5. Aug.: Emdmähen, Weizen, Schuppis, Bäume stützen.
6. Aug.: 7–2 Uhr mit Jochem H berg, Elgg, Gyrenbad. Nachm. Besuch Rau.
7. Aug: Vorm. «Jochem» zusammenstellen.
8. Aug.: «Jochem», Nachm. Zürich, Zusammenkunft mit Sauerländer.
9. Aug.: Weizen wenden, «Jochem» Abänderungen Sonnenberg. Lommis, Schönenberg, Matzingen (Schneiderballade).
10. Aug: Weizen eintun, Rietackerli, Schuppis, 135 Garben.

15. Okt.: 8–4 Uhr Arbeit an «Jochem», vollständige Korrektur, 4–8 Uhr Wanderung mit «Jochem».
16. Okt: Vormittag Korrespondenz. 1.30 Uhr Reise Thun, Lesung.
17. Okt: Fussreise Grübenthal, Besprechung mit v. Greyerz, «Krit. Vormittag».
18. Okt: Vormittag Korrespondenz. Nachmittag Scherzstücke (Frauenstimmrecht).

---

1 KBTG Hu L Sch 60/5.

Zwar spielten die Jahreszeiten in Huggenbergers Arbeitsrhythmen eine nicht ganz unbedeutende Rolle, doch kein Jahr war eine Wiederholung des letzten. 1923, exakt ein Jahr später jeweils, finden sich folgende Einträge:

24. April: Waldarbeit Aumühle, Stecken von Stäben.
25. April: Vormittag Korrespondenz, nachmittags Probe «Mod. Betrieb».
- Fahrt Weinfeld, abends 10 ½ 2. Probe.
26. April: Vorm. Waldarbeit, Nachmittag Korrespondenz, Frauenfeld Aufführung.
27. April: Gartenarbeit, Dahlien.
28. April: Korrespondenz.
29. April: bis 12 Uhr Korrespondenz, Vortrag Ramsen.
30. April: Heimreise zu Fuss, Besuch bei Heer.
  
21. Mai: Vormittag mit Jakob Schmid und K. Müller Waldgang-Arbeit, Nachmittag ausruhen.
22. Mai: Fahrt nach M'wilen, Fusswanderung durch Fischingen, Müllrütli, Allenwinden, Höfe, Sternenberg.
23. Mai: Sternenberg – Steinbach – Schmidrütli – Hemberg – Gerlikon.
24. Mai: Sitzung Weinfeld.
25. Mai: Reise nach Solothurn, Vortrag mit Gfeller in Reinach.
26. Mai: Jahresversammlung des Schriftstellervereins.
27. Mai: Schriftstellerverein, mittags Bankett in Bad Attisholz, Heimfahrt mit Bühler.
  
2. Juli: Korrespondenz, Gartenarbeit.
3. Juli: Jauche führen (Garten und Gemüse).
4. Juli: Jauche führen (untere Hauswiese). Korrektur des G. für Neuauflage.
5. Juli: Vormittag Arbeit im Acker und Gemüsegarten, mittags Korrespondenz, nachher Waldarbeit.
6. Juli: Waldarbeit.
7. Juli: Waldarbeit.
8. Juli: Versammlung Münchwilen.
  
4. Aug.: Gerste einbringen, 24 Garben.
5. Aug.: Korrespondenz, Waldgang. Wanderung Gyrenbad.
6. Aug.: Gedichtband, Sitzberg, Strahlegg.
7. Aug.: Strahlegg.
8. Aug.: Stein betr. Zeichnungen.
9. Aug.: Heimfahrt, emden.
10. Aug.: emden.

12. Okt: Mönchaltorf, Zürich (Jugendbuch), Probe (Sie händ wieder Eine).
13. Okt: Hof-Oberkirch mit Saxer (wegen Jugendbuch), Heimreise über Lichtensteig.
14. Okt: Kirche, Nachmittag Korrespondenz.
15. Okt: Korrespondenz, Fusswanderung Sirnach und Fischingen.
16. Okt: Fischingen, Sternenberg, Gerlikon (zu Fuss) «De Chrömer».
17. Okt: Jauche führen, Wald. Nachmittag Stein, Vortrag.
18. Okt: Heimreise, Besuch von J. Hauser (Waldgang).

Die Agenden geben ein beredtes Bild. Sie zeugen von einer schriftstellerischen Existenz. So bedeutet zum Beispiel «Jochem Fusswanderung», der Eintrag am 4. August 1922, dass Huggenberger mit seinem Notizbuch unterwegs war und sich Gedanken zu seinem neuen Werk machte. Die literarischen Arbeiten entstanden im Wesentlichen fast immer auf mehrtägigen Wanderungen, ohne Störung durch lästigen Alltagskram. Ausserdem ist aus den Taschenkalendern im Detail zu erfahren, was es heisst, fast gleichzeitig in sämtlichen literarischen Sparten tätig zu sein und daneben manche Gelegenheitsarbeit zu erledigen wie das erwähnte Gedicht für den Schweizer Bauernsekretär Ernst Laur. Das Nebeneinander der unterschiedlichen Genres scheint sich einigermaßen eingespielt zu haben, auch was die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Verlagshäusern betrifft: Hochdeutsche Gedichte und Prosa für Staackmann; Mundarttexte, Theaterstücke und Kinderbücher für Sauerländer; im Huber-Verlag das noch immer sehr erfolgreiche Frühwerk («Hinterm Pflug» zum Beispiel hatte mittlerweile eine Auflage von 10 000 Exemplaren), bei Wirz und Feuz die Restanzen.

Trotz dieses dicht gedrängten Programms nahm Huggenberger sich die Zeit für erste Arbeiten an einem neuen Roman. Davon zeugt der Eintrag in einem seiner Notizheftchen: «21. April 1923. Ohne dass es ihm je ein Mensch gesagt hätte, wusste er für gewiss,

Abb. 69: Am Gartentor in Gerlikon, um 1925.





dass der Frühling nirgends auf der Welt so schön war, wie auf Siebenacker. [...] Die Kirschbäume prahlen als erste. Der Schlehdorn, wunderbar. Aber schon einige Birnbäume. In den Gärten Siebenackers letzte Hyazinthen, erste Narzissen.»<sup>2</sup> Laut Agenda müsste diese Passage auf der Reise nach Basel entstanden sein, wo Huggenberger zu einer Lesung eingeladen war. Oder zu einem Vortrag, wie er es nannte. Viel mehr ist diesem Notizbüchlein zum Roman nicht zu entnehmen, es sieht aus, als hätte Autor Huggenberger in verschiedenen Anläufen einen möglichen Anfang für den neuen Roman gesucht. In zwei Wachstuchheften finden sich mehrere Entwurfsfragmente, alle undatiert zwar und sehr rudimentär. Einträge zu verschiedenen Werken wechseln sich ab, und mitten in einer Passage zum neuen Roman findet sich der schöne Satz: «Man soll sich beim Schreiben immer selber wundern. Wie wird das noch kommen?»<sup>3</sup>

Im Frühling 1925 lag das Romanmanuskript in Leipzig. «Wenn Sie bezüglich des Titels meine Ansicht hören wollen, so entscheide ich mich unbedingt für <Siebenacker>. Der andere Titel <Siebengrüt> würde hierzulande etwas befremdlich wirken»,<sup>4</sup> schrieb Alfred Staackmann nach Gerlikon. Huggenberger übernahm den Titelvorschlag des Verlegers, doch scheint es, als habe er sich im fertigen Text immer noch nicht ganz zwischen Siebenacker und Siebengrüt entschieden.

### «Die Frauen von Siebenacker» als Eheroman

Der Titel ist irreführend. «Die Frauen von Siebenacker» handelt von der tüchtigen Anna Wassmann, von ihrer Familie und einem ganzen Dorf. «Einem Bauerndorf in seinen grossen und kleinen Augenblicken», so formulierte es Rudolf Hägni in seiner Besprechung, die in mehreren mittelgrossen Zeitungen abgedruckt wurde.<sup>5</sup> Der Schauplatz liegt abge-

schieden in den Hügeln. Behandelt wird eine nicht näher definierte Zeit, da es in Siebenacker eine Dreschmaschine gibt, die von Pferden angetrieben wird, während auf den grossen Höfen im Bernbiet, so erzählt man sich im Roman, viel weiter entwickelte Modelle im Einsatz seien: «Da brauche man die Garben einfach oben in ein Loch hineinzuworfen, und es komme auf der einen Seite das Stroh heraus, auf der andern laufe die geputzte Frucht in die angehängten Säcke hinein».<sup>6</sup> Unter den Zuhörern sitzt der Sternenvetter. Mit seiner verstorbenen Frau hatte er einst in jungen Jahren während zahlreicher Nächte bei Vollmond Korn und Hafer geschnitten, und die beiden hatten «den Garbenstock Jahr um Jahr selbender zusammen mit dem Flegel ausgedroschen, tipp-tapp, tipp-tapp! Von Martini bis Lichtmess jeden Morgen früh bis zum Abendmelken».<sup>7</sup> Wenn ein Gütlein gross genug und vor allem schön rund geworden ist, will man es «mit einer Mähmaschine probieren».<sup>8</sup> Solche Details werden äusserst spärlich eingestreut und beiläufig erzählt, offensichtlich geht es nicht um landwirtschaftliche Belehrungen.

Einzelschicksale also, verbunden mit einer Dorfgeschichte, das lässt auf ein Déjà-vu schliessen, eine Repetition der «Bauern von Steig». Doch beim Lesen der «Frauen von Siebenacker» stösst man schon bald auf neue Konstellationen. Es gibt kein Einzelkind diesmal, wie so oft bei Huggenberger, auch nicht die üblichen zwei Geschwister mit einem allein stehenden Elternteil, nein, Anna Wassmann, auch Wägiserin genannt, hat drei Kinder und Probleme mit ihrem Ehemann. Zumal der Nachbar, Gemeindepräsident

- 
- 2 KBTG Hu M Sch 90: Heftchen «1923, durchgesehen 1924».
  - 3 KBTG Hu M Sch 92: braunes Heft, S. 39.
  - 4 KBTG Hu B 969 in Sch 21: Staackmann an A. H., 25.6.1925.
  - 5 KBTG Hu Z Sch 115/8.
  - 6 A. H., Siebenacker, S. 90.
  - 7 Ebd., S. 91.
  - 8 Ebd., S. 251.

Albrecht Imthurn, sich mit der Rolle des ehemaligen Liebhabers nicht abfinden will. Dieses Dreiecksverhältnis, so ist zu vermuten, hatte Huggenberger sich in einer frühen Entwurfsphase noch weit dramatischer ausgedacht. Es finden sich Hinweise, wonach Elsbeth, die älteste Tochter der Wassmanns, ursprünglich ein Kuckuckskind hätte abgeben sollen: «Albrecht I., der mit den Wägisskindern spielt. (Etwas älter, sie gehorchen ihm blind.) Der Vater sieht die Scene mit an, es wallt eine heisse Ahnung in ihm auf.»<sup>9</sup> Beim Lesen der definitiven Fassung mag man mitunter flüchtig an die Möglichkeit eines Kuckuckskindes denken, gegen den Schluss hin jedoch sind die Verhältnisse dadurch geklärt, dass Elsbeth zur Freude der Wägisserin den Sohn von Imthurn heiratet. Unversehens sind andere Fragen wichtig geworden: Wie geht man in einer kleinräumigen Welt mit grossen Gefühlen um? Und wie mit schlecht vernarbten Verletzungen? Wie lässt sich mit belastenden Vorgeschichten leben, wo man aufeinander angewiesen ist? Dass dies machbar wäre und wie genau es funktionieren könnte, wird im Roman zum Thema. Das ist eine Leistung, eine Entdramatisierung wieder, die Huggenberger hoch anzurechnen ist: Dass Albrecht Imthurn seine lebenswürdigen Seiten nie ganz verliert und dass auch Anna Wassmann vor der eigenen Begierde nicht gefeit ist.

### Verschlossene Seelenfenster im Bauerndorf

Beachtenswert sind auch zwei formale Neuerungen. Zum ersten Mal legt Huggenberger sich in einem Roman nicht explizit auf eine Hauptperson fest. Zwar richtet sich der Blick, im Zoomverfahren gewissermassen, wiederum auf eine Figur, doch bleibt Anna Wassmann nicht durchwegs im Fokus, wie dies beim Ich-Erzähler Gideon Reich und beim Protagonisten in «Heinrich Lentz» der Fall war. Manchmal ergibt sich der Perspektivenwechsel wie von selbst, zuweilen



wird er mit einem harten Schnitt bewirkt, ein paar Mal aber greift ein namenloser souveräner Erzähler ein: «Wo steckt denn in diesem Augenblick die Wägisserin? Wo steckt Frau Anna Wassmann, die doch auch ein Recht darauf hat, dass wir an sie denken und uns ein bisschen um sie kümmern? Es sei gern verraten: Anna Wägisser sitzt in der Nebenstube [...] und zählt Geld.»<sup>10</sup> Solche Überleitungen haben etwas Putziges und wirken ironisierend, obwohl dies

9 KBTG Hu M Sch 92: hellbraunes Heft, S. 42.

10 A. H., Siebenacker, S. 177–178.

Abb. 71: Karikatur von Hermann Hintermeister, datiert den 1. August 1913.

hier wohl kaum einer Absicht entsprach. Welche zusätzliche Gefahr in wechselnden Perspektiven stecken kann – nämlich von einem souveränen zu einem allwissenden Erzähler zu mutieren – scheint Huggenberger bewusst gewesen zu sein. Mitten in den Notizen zu «Siebenacker» findet sich eine kurze Reflexion über die Kunst, jeder Figur einen unerklärten Rest zu lassen: «Immer bleibt ein Seelenfach verschlossen (Hamsun/Korrodi).»<sup>11</sup> Dies gilt übrigens auch für Nebenfiguren, die klatschsüchtige Vrene Strehler etwa mit ihrem grandiosen Auftritt und überstürzten Abgang an der Drescherletzi.<sup>12</sup>

Als zweites Novum fällt auf, dass Huggenberger den Roman durchwegs im Präsens geschrieben hat. Erzählt werden rund zwanzig Jahre, weitgehend linear bis zum Tod von Anna Wassmann, manchmal im Zeitraffer, manchmal mit kurzen Rückblenden. Es genügt ein Finkenschlag, damit Anna sich an ihre ledigen Jahre erinnert, ihre Liebschaft mit Albrecht Imthurn. Sie tut dies nur kurz, und eher beiläufig auch erfahren wir, dass die Wassmanns vor zwei Generationen noch sehr begütert waren, während Grossvater Imthurn als junger Knecht nach Siebenacker kam. Und in diesem Zusammenhang weiss Huggenberger einmal mehr seine Stärken einzusetzen. Wenn Anna in der Kirche die Leute beobachtet, sind auf wenigen Zeilen ganze Lebensschicksale skizziert; anders als in den früheren Romanen bleiben einige der skurrilen Nebenfiguren nicht episodenhaft.

### Fatale Vergleiche

In sehr vielen der insgesamt über vierzig Rezensionen wurde der Roman ideologisch vereinnahmt, sei es als Gegengewicht zu Radio, Auto und Flugzeug wie im «Amriswiler Anzeiger» oder als eine Oase, eine «windumbrauste Ackerscholle», wie Egbert Delpy in den «Leipziger Neuesten Nachrichten» den Schau-



platz charakterisierte.<sup>13</sup> Dies sei keine Kost für verwöhnte Riethylbenutzerinnen, schrieb «Die Ostschweiz», in der «Lenzburger Zeitung» gratulierte ein Dr. A. Günther «unserem lieben Volks- und Heimatdichter»; das Buch sei «unverfälschte Heimatkunst», befand der «Bund». Auf eine runde Formel brachte es das «Arboner Tagblatt» mit dem Satz, dieser Autor bleibe der Scholle treu, so wie ihm die

11 KBTG Hu M Sch 92: hellbraunes Heft, S. 49.

12 A. H., Siebenacker, S. 101–103.

13 Wo nicht anders vermerkt, siehe die Rezensionen in: KBTG Hu Z, 115/8.

Abb. 72: Prophezeiung von Spyridon Sartoris  
anlässlich der Lesung von Alfred Huggenberger am 22. De-  
zember 1913 in der Zürcher Tonhalle.

Scholle treu bleibe. Sicher gab es nuanciertere Urteile, doch die Meinungen waren weitgehend gemacht. Huggenberger als Bauerdichter und *der* Nachfolger von Jeremias Gotthelf, lautete ein Konsens von den Lokalblättern bis aufs Universitätskatheder, seit Germanistikprofessor Robert Faesi den Schriftsteller Huggenberger so wortverliebt in der deutschschweizerischen Literatur verortet hatte: Ein geborener Schüler Gotthelfs sei er, «heute unser eigentlicher Bauerdichter, Bauer seinem Wesen nach und von Berufes wegen. Aus dieser Echtheit und Erlebtheit stammen seine Vorzüge. Seine Muse – das Wort tönt beinahe lächerlich in diesem Zusammenhang – ist eine werktüchtige Magd, und sein literarischer Acker sein wirklicher! Ein beschränktes Feld, das er aber sorgfältig und intensiv bebaut und ausnützt, zu klug und bauernschlau, sich auf Gebiete zu wagen, deren Bepflanzung er nicht versteht», schreibt Faesi im kurzen Resümee und wiederholt dann, was er zehn Jahre zuvor in einem Zeitungsbeitrag über die «Stille der Felder» geschrieben hatte, dass nämlich in dieser «echtesten und besten Bauernlyrik» bisweilen ein Telefondraht summe und am grünen Horizont «gleich einem drohenden Finger ein schwarzer Fabrikschlot» zu sehen sei.<sup>14</sup>

Als Faesi diese Überlegungen 1922 in Buchform veröffentlichte, präsidierte er den Schriftstellerverein sowie den Literarischen Klub, war Literaturprofessor und mit Huggenberger persönlich in wohlwollendem Ton verbunden. «Sie sehen, ich bauere mich Ihnen ein bisschen an, wohl wissend zwar, dass ich durch und durch im Wesen ein Städter bleiben werde», schrieb er nach Gerlikon, als er oberhalb von Wädenswil ein grosses Landgut gekauft hatte.<sup>15</sup> Im Übrigen freute er sich, etwas verwundert, wie gut Huggenberger sich nach so langer Zeit noch an die Besprechung von «Stille der Felder» erinnern könne.

Überraschender ist die Reaktion von Eduard Korrodi: Wilhelm Busch II. von Gerlikon habe «wieder heimgefunden»,<sup>16</sup> schrieb er in der «Neuen Zürcher



Zeitung», ohne zu bedenken vermutlich, wie fatal die Formulierung aufgefasst werden konnte: Er tat all die zahlreichen literarischen Experimente als blosse Episode ab.

14 Faesi, *Gestalten und Wandlungen*, S. 47 f.

15 ZB Zürich, NL Faesi, 226.14, 22.7.1928.

16 KBTG Hu Z, 115/8: undatierter Zeitungsausschnitt.

## Der Preis der Popularität: Isolation und Vereinnahmung (1925–1947)

*Ohne ökonomischen Zwang schreibt Alfred Huggenberger am laufenden Band. Mit unterschiedlichen Segmenten seiner literarischen Produktion bedient er verschiedene Verlage, arbeitet fürs Radio, ist ganze Wochen mit Lesungen unterwegs. Trotzdem – oder gerade deshalb – scheint er nirgends richtig dazuzugehören: Weder zu den fortschrittlichen Mundartliteraten noch zu den erklärten Bauerndichtern. Die meisten seiner Freundschaften verlaufen sich. «Er hat viele Freunde, aber schwerlich einen Freund», heisst es über ihn. Es ist dies die paradoxe Isolation eines Umschwärmten. Der ruhelose Hunger nach Anerkennung dürfte seine Empfänglichkeit für die völkischen Schmeicheleien gefördert und – nach 1933 – eine politische Abgrenzung erschwert haben. Huggenberger empfängt Preise der Nationalsozialisten und, erschreckender noch, unternimmt bis 1942 fast Jahr für Jahr ausgedehnte Lesereisen nach Deutschland. Erstmals wird er in der Schweiz kritisiert, er reagiert darauf sehr gekränkt.*



## 29 Familie, Freundschaften, Geselligkeit

Alfred Huggenberger ass gerne gut und deftig und drückte das auch unverblümt aus. «Trotzdem ich ein vielgeplagter Christ bin, lebe ich immer noch nach meinem alten Leitspruch: All Tag im Jahr/ Ein Freudlein nimm wahr! – und wenn's auch nur ein guter Bauernfrass: Speck und Bohnen – wäre, zu dem mich meine Frau eben ruft.»<sup>1</sup> Vegetarisches war nicht seine Sache; alkoholfrei auch nicht. Die im Tauschhandel gegen Farbpostkarten von Otto Marquard bezogenen «Gangfische», eine geräucherte Winterspezialität vom Untersee, konnten ihn jedoch begeistern. «Die Fische schmecken! Ich sauf Most dazu, dass sie das Schwimmen nicht verlernen.»<sup>2</sup> Und Carl Seelig lud er im Februar 1920 mit den Worten ein: «Sie sollten wieder einmal da heraus kommen, wir trinken ein Krüglein feinen Apfelwein und schmausen ein «Mostbröckli» dazu vom Holzteller. Der «Geselchte» ist im besten Stadium, die Rauchkammer, mein heimlicher Hort in dieser trüben Zeit, ist noch selten besser dotiert gewesen.»<sup>3</sup> Die Hauptmahlzeit war am Mittag; Bertha Huggenberger kochte ganz nach seinem Geschmack. Die Kücheneinrichtung in Gerlikon blieb allerdings noch lang altertümlich, der Holzherd wurde erst im Herbst 1941 durch einen elektrischen mit drei Kochplatten ersetzt.<sup>4</sup> Öfter brachte der Mann Gäste mit, manchmal spontan und unangemeldet, so dass sie froh war, wenn es reichte. Häufig aber, vor allem während der Festsaison im Herbst, war er auswärts eingeladen, wie seine Frau gelegentlich berichtet. «Heute muss der Vater in Brugg lesen und Morgen bei der Mittwochgesellschaft [in Frauenfeld; er war dort Mitglied] eine Gans vertilgen helfen und am Donnerstag mit dem Literarischen Club in Zürich an einem Nachtessen teilnehmen.»<sup>5</sup> Wenn er nach auswärtigen Lesungen zu Fuss vom Bahnhof Frauenfeld heimkehrte – Radfahren hatte er nie gelernt – trank er gern noch ein Gläschen in der Wirtschaft Buff an der Zürcherstrasse, die heute Sennhütte heisst, oder im Ochsen, an der Ecke der Walzmühlestrasse.<sup>6</sup>

Seit den frühen 1920er-Jahren hatte sich in Gerlikon ein deutlicher Lebenschnitt vollzogen. Mit

dem sprunghaften Anstieg der Lesungen war Huggenberger nun im Winterhalbjahr fast ständig unterwegs. Im Sommer zog er auf seine Schreibwanderungen, oft tagelang am Stück. Als die siebzehnjährige Tochter Martha in ein Töchterpensionat in Lignières oberhalb des Bielersees übersiedelte, wurde es im Haus recht still. Martha absolvierte dort, nach dem Besuch der Frauenfelder Sekundarschule, eine Ausbildung in Haushaltung und gutem Benehmen bei gleichzeitig praktischer Arbeit, wie es für Töchter des Mittelstands verbreitet war. Auch lernte sie Französisch, was dem Vater vorenthalten geblieben war. «Dass ich zu gescheidt werde [sic], müsst Ihr nicht befürchten», berichtete sie. «Ich habe viel Freude am Lernen, aber auch auf das Arbeiten zu Hause nächstes Jahr freue ich mich sehr.»<sup>7</sup> Dem Abschluss des Pensionats folgte ein Haushaltungslehrjahr in Lausanne, wie es auch ihre Mutter einst gemacht hatte. Nach ihrer dauerhaften Rückkehr Ende 1924 wurde ein elektrisches Klavier angeschafft. Ihre Beziehung zum Vater war eng: Öfter nahm er sie mit auf seine Wanderungen oder zu Lesungen; 1925 begleitete sie ihn nach Leipzig, 1929 sogar an die Jahresversammlung des Schriftstellervereins.

### Momentaufnahmen aus Gerlikon

Alfred Huggenberger war längst Landwirt im Nebenerwerb, den kleinen Hof unterhielten Frau und Tochter, unter gelegentlichem Beizug eines entlohnten

- 1 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 12.9.1929.
- 2 KBTG Hu B 675: A. H. an Marquard, 10.12.1918.
- 3 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 15.2.1920.
- 4 KBTG Sch 65: Quittungen, 19.9.1941.
- 5 KBTG Hu B Sch 42: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 10.11.1924.
- 6 Siehe Gonzenbach, Nono, S. 33.
- 7 KBTG Hu B Sch 3: Martha Huggenberger an Eltern, 20.11.1921.

**Abb. 73: Ein Schnappschuss in der Beiz, Ort und Jahr unbekannt.**



Knechts – über Jahrzehnte war dies Otto Kübler – und mit freiwilliger Mithilfe junger Frauen aus der Nachbarschaft. Die Haltung von Grossvieh stellte man in den 1920er-Jahren ein. Ab und zu kaufte Bertha Huggenberger junge Schweine; ein paar Ziegen und eine Schar Hühner gehörten ebenfalls dazu. Das angebaute Gemüse diente dem Eigengebrauch, das Obst hingegen, das neben dem Heuen und Emden den grössten Aufwand im jährlichen Arbeitszyklus verursachte, wurde verkauft.

Seit die Tochter ausgezogen war, lastete eine enorme Arbeitslast auf Bertha Huggenberger. Ihre Briefe an Martha berichten von Alltäglichem, vom Kommen und Gehen im Ort, von anstehenden Verlobungen, von einem Todesfall, vom Wetter und von Festlichkeiten. Die grosse Wäsche, das Kochen und das Putzen, Einkochen von Beeren, Sammeln des Obstes füllten den anstrengenden Tag. «Mein liebes Kind!», schrieb sie Ende August 1924: «Es ist wieder einmal Sonntag Nachmittag, eben habe ich den Hund spazieren geführt und nun sitze ich in der Stube und warte der Dinge, die da kommen sollen. Ich werde wohl vergeblich warten. [...] Vater ist immer auf Reisen, er war in Bern, Aarau und fuhr gestern Abend nach St. Gallen. Frau Kappeler hilft mir emden.»<sup>8</sup>

Bertha Huggenberger ging durchaus ihren eigenen Interessen nach, machte Besuche, fuhr einmal

nach Winterthur zum Kauf eines Huts, trank dort Kaffee, besuchte eine Theatervorführung in Frauenfeld, berichtete ausführlich von einem Kinobesuch. Doch geschah dies weitestgehend allein, ja Ehemann Alfred missbilligte ihre Aktivitäten, wie sie schreibt. «Er war nicht sehr erbaut, dass ich ins Theater nach Frauenfeld ging, er sagte, ob jetzt das «auf Frauenfeld laufen» wieder angehe. Ich habe aber gar nicht die Absicht, den ganzen Winter schön daheim zu bleiben, denn er war bis jetzt auch überall, wo etwas los war.»<sup>9</sup>

Im Herbst 1924 steckte die Beziehung von Alfred und Bertha Huggenberger in einer Krise. Seine ständige Abwesenheit, der Fortgang der Tochter, ihre grosse Arbeitslast mögen dazu beigetragen haben. Die Briefe an Martha lassen eine emotionale Auskühlung der ehelichen Beziehung erkennen. Bertha war inzwischen 43 Jahre alt, hatte aber bereits rheumatische Beschwerden, vermutlich als Folge harter Arbeit. Die Berichte an die Tochter lassen auch ein verletztes Gerechtigkeitsgefühl erahnen. Als der bekannte Sänger Hanns In der Gand im Frauenfelder Rathaus auftrat, liess ihr Mann sich das nicht entgehen. «Ich hätte ihn [In der Gand] auch gern gehört, aber ich war auch zu müde gewesen, um hinzugehen, denn ich las den ganzen Nachmittag Äpfel ab.»<sup>10</sup> Als Ende 1924 die Heimkehr von Tochter Martha anstand, schrieb ihr die Mutter: «Dein Zimmer steht Dir natürlich wieder zur Verfügung, sobald Du zurückkehrst. Ob ich hingegen wieder [in] mein ehemaliges einziehen werde, weiss ich jetzt noch nicht. Ich habe es nicht freiwillig verlassen, sondern weil man mich geheissen hat. Vater hat überhaupt schon früher ge-

8 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 31.8.1924.

9 KBTG Hu B Sch 42: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 10.11.1924.

10 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 17.10.1924.



**Abb. 74: Im Garten in Gerlikon: «Sommer 1924. Warum so ernst», notiert Martha Huggenberger auf dem Bild.**



sagt, er wollte lieber allein sein. Und ich konnte auch nicht gut schlafen im gemeinsamen Zimmer, ich will in Zukunft lieber allein sein.»<sup>11</sup> Beide Elternteile zogen die eben zwanzigjährige Tochter ins Vertrauen, was für diese nicht einfach gewesen sein dürfte. So berichtete ihr der Vater von seinen intensiven Lesetourneen, entschuldigte sich, dass er sein jüngstes Buch («Chom mer wänd i d'Haselnuss!») nicht wie angekündigt persönlich nach Lausanne gebracht habe und fügte bei: «Hoffentlich wird's im neuen Jahr gehen. Die Zeit war eben schwer. Es muss ja doch besser kommen. Es wäre schade um alles Gute und Schöne, dass uns Gott geschenkt hat. Ich bin oft sehr traurig, aber den Mut habe ich noch nicht ganz verloren. Wenn ich nur im Wald schaffen könnte; aber leider blieben mir bis jetzt nur wenige Stunden zu meiner Lieblingsbeschäftigung.»<sup>12</sup>

Irgendwie muss sich das Paar wieder gefunden haben. Ob es Änderungen am gegenseitigen Arran-

gement gab, zum Beispiel durch vermehrten Beizug fremder Hilfe zur Entlastung von Bertha, erfahren wir nicht. Ausserhalb dieser Briefe aus dem engsten Familienkreis ist nie und nirgends von Problemen die Rede. Bertha Huggenberger hatte noch immer Kontakt mit ihren beiden Jugendfreundinnen, mit denen sie auch über Persönliches gesprochen haben mag. Bei ihm steht dies sehr zu bezweifeln. Ihr Bericht an die Tochter, das fällt auf, ist weit offener als sein zerquältes Bekenntnis. Er änderte jedenfalls nichts an der Häufigkeit seiner Abwesenheiten. Und er suchte eher die Einsamkeit des Waldes als das Gespräch, wenn er sich vor einer kritischen Situation sah.

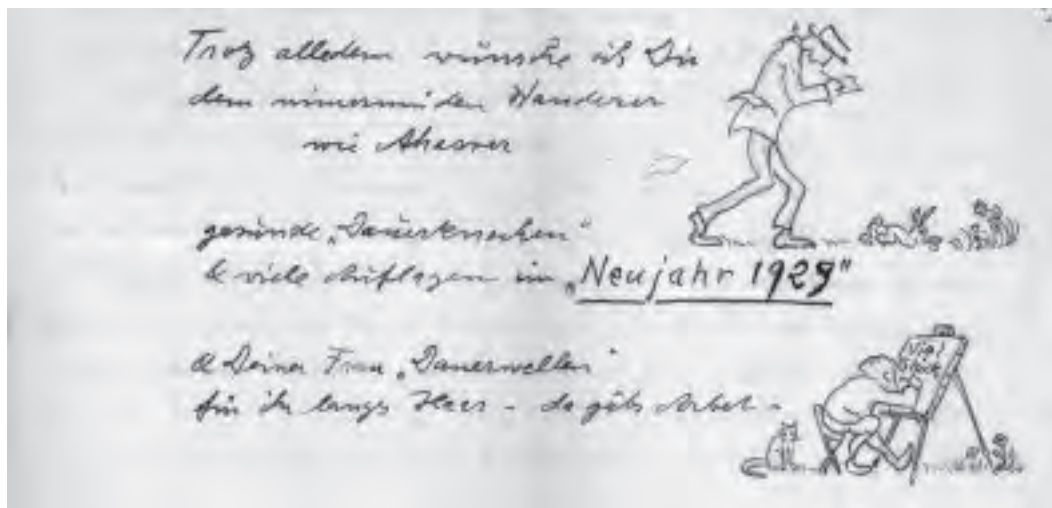
### Freundschaften

Mit dem plötzlichen Ruhm hatte Huggenberger um 1912 eine Fülle neuer Bekanntschaften gemacht. Bei Vielen hatte er Respekt und Sympathie gewonnen, es zeichneten sich Möglichkeiten zur Freundschaft mit gleichaltrigen Schriftstellerkollegen und anderen Künstlern ab. Eine Zeitlang war der Austausch mit Carl Albert Loosli intensiv; auch mit Simon Gfeller ergab sich eine freundliche Verbindung. Die Beziehung mit dem Maler und frühen Illustrator seiner Werke, Otto Marquard, hatte eine herzliche Note; die beiderseitigen Familien waren einbezogen. Nichts aber war wirklich von Dauer. Hermann Rau, sein erster Illustrator, war plötzlich nicht mehr gefragt. Mit Loosli hätte er wegen der höchst unterschiedlichen Reaktionen auf den Krieg Schwierigkeiten bekommen. Doch fand diese Diskussion allem Anschein nach gar nicht mehr statt, da der Kontakt bereits zuvor ausgelaufen war. Huggenberger hatte sich im

11 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 5.10.1924.

12 KBTG Hu B Sch 38: A. H. an Martha Huggenberger, 14.12.1924.

Abb. 75: Neujahrswünsche von Otto Marquard,  
28. Dezember 1928.



Zug einer relativ banalen Differenz um Abdruckrechte wenig loyal gezeigt gegenüber dem Freund, dem er auch nicht beistand, als dieser wegen seiner mutigen Provokation der Gotthelf-Verehrer in der Presse übel attackiert wurde. «Loosli hätte sich eine kleine Lektion getrost gefallen lassen dürfen, er bekommt zur Zeit ganz anderes zu hören», schrieb er sehr distanzierend an Verleger Rudolf Huber.<sup>13</sup>

Jakob Christoph Heer starb 1925. Die Beziehung zu Marquard hielt noch in den 1920er-Jahren. Huggenberger zog ihn gelegentlich für Illustrationen bei, auch vermittelte er dem nicht auf Rosen gebetteten Maler eine Zeitlang Bildaufträge, hielt gar wie ein Galerist einige von dessen Arbeiten bei sich zuhause zur Ansicht für mögliche Käufer. Anfang 1930 beging Marquard den Fehler, den Freund in einer Notlage um finanzielle Aushilfe irgendeiner Art zu bitten. Da sein Brief nicht erhalten ist, wissen wir nicht, worum genau es ging. Darauf mochte Huggenberger sich gar nicht einlassen, er berief sich auf seine Verpflichtungen gegenüber dem Schwiegersohn in Elgg und stellte sich selber als bedrängt dar, obwohl er in

den letzten Jahren so gut verdient hatte wie noch nie. «Lieber M.!,» antwortete er, «Zurzeit unmöglich! Ich bin gar nicht in so guter Finanzlage, wie Du glaubst. Der Wald ist mein Besitz – und der kostet vorläufig eher noch Geld, als dass er etwas eintrüge. Mit der Schriftstellerei wird's wahrscheinlich punkto Ertrag nächstens Null sein. Schon jetzt kauft Deutschland fast gar nichts mehr von uns, es ist nicht anders, als wenn man die Schweiz absichtlich boykottieren wollte. Ich kann von Glück sagen, dass ich das Gütlein habe und meinen Kohl pflanzen kann.» Geradezu zynisch klang sein Rat: «Nun, Du hast ja im letzten Fall immer noch die Möglichkeit, das Haus zu verkaufen. Nicht?»<sup>14</sup> Seither, noch bevor die politischen Differenzen hinzukamen, dünnte auch diese Verbindung aus.

Huggenberger liess manche Freundschaft einfach verkümmern, wenn sie ihm keinen Nutzen mehr versprach. Einige Personen, die ihm einst nahestan-

13 StATG 8'405, 3/254: A. H. an Rudolf Huber, 3.3.1913.

14 KBTG Hu B 675: A. H. an Marquard, 13.3.1930.

den, wie die Schriftstellerin Nanny von Escher, oder sogar eine höchst wichtige fördernde Rolle gespielt hatten, wie Hermann Hesse, verschwanden vollständig aus dem Blickfeld. Mit den Kollegen Josef Reinhart, Kaspar Freuler oder Ernst Eschmann blieb der langjährige Kontakt oberflächlich. Er nahm sich auch wenig Zeit, am Werk anderer Anteil zu nehmen. Walther Huber, seit 1912 Pfarrer in Gachnang, beobachtete sein prominentes Gemeindeglied aufmerksam und hielt seine Notizen in der vertraulichen Pfarreichronik fest. Nicht immer verlässlich im Urteil, traf er hier den Sachverhalt doch sehr genau. «Im Umgang ist Alfred Huggenberger freundlich, doch ist es unmöglich ihm freundschaftlich nahe zu kommen», schrieb er Ende 1917 aus Anlass des 50. Geburtstags. «Er hat viele Freunde, aber schwerlich einen Freund. [...] Er hat viele Verehrer, aber keinen Vertrauten.»<sup>15</sup>

An die Stelle der gleichaltrigen Kollegen traten bald einmal weit jüngere, die zwar nicht einfach als Verehrer abzutun sind, sondern durchaus Könner auf ihrem eigenen Feld waren. Dennoch kam hier ein Ungleichgewicht in Autorität, Erfahrung und Renommee ins Spiel, das Huggenberger vor allzu viel Herausforderung oder gar vor Kritik schützte, auch in jenen Fällen, wo er von Jüngeren etwas hätte lernen können. Zum Beispiel von Traugott Vogel, von dem er sich punkto Jugendbücher hätte anregen lassen können. Zu diesen jüngeren Bekannten zählten auch der Journalist und Autor Carl Seelig sowie der Biograf und Journalist Hans Kägi. Beide waren über positive Besprechungen mit ihm in Austausch gekommen. Zu erwähnen ist ebenso der junge Primarlehrer Otto Schaufelberger aus dem Zürcher Oberland, der sich zum Schriftsteller entwickelte. Der antifaschistisch gesinnte Mann hätte Huggenberger helfen können, Klarheit zu gewinnen in der Beurteilung der deutschen Diktatur. Dieser scheint sich aber weit mehr an Emanuel Stickelberger gehalten zu haben, den weit rechtsstehenden Basler Autor, mit dem der Kontakt

nach 1930 enger wurde. Mit den Biografen Karl Heinrich Maurer und Rudolf Hägni war die Beziehung über kurze Zeit sehr intensiv, verlief sich dann aber wieder. Hägni war für Huggenbergers Geschmack vielleicht zu eigenwillig. Maurer hingegen hingte sich mit solcher Inbrunst an ihn, dass es ihm lästig geworden sein dürfte. Von Gustav Gamper erfuhr er 1930, dass es Maurer materiell und gesundheitlich miserabel gehe, er sei ganz vereinsamt; ein Brief würde ihn sicher sehr freuen.<sup>16</sup> Es gibt keinen Beleg, dass eine Reaktion darauf erfolgt wäre. Wirkliche Vertraulichkeit gab es in keinem der erwähnten Fälle. Eine gewisse Unnahbarkeit kommt auch darin zum Ausdruck, dass Huggenberger Personen, mit denen er zum Du übergegangen war, in Briefen plötzlich wieder siezte. Beziehungen auf Distanz waren ihm durchaus recht.

Manchmal half er in Fällen, in denen man es nicht erwartet hätte. So setzte er sich ein für den viel jüngeren Kollegen Oskar Kollbrunner aus Hüttlingen, der die Ausbildung am Lehrerseminar Kreuzlingen abgebrochen hatte, um in die USA auszuwandern und Schriftsteller zu werden. Huggenberger engagierte sich dafür, dass ab 1927 die Werke von Kollbrunner im Huber-Verlag erschienen und verfasste Empfehlungen, die er an diverse Rezensenten verschickte.<sup>17</sup>

Einen eigenartigen Sonderfall stellt der Österreicher Karl Maria Cajka dar. Der mehr als dreissig Jahre jüngere – von Beruf Bankangestellter – schrieb ihm erstmals 1924 aus Wien, wie er es auch mit anderen Autoren tat, so mit Ernst Zahn und mit dem verehrten Adolf Bartels in Weimar. Cajka ging eigenen literarischen Neigungen nach und gab in den 1930er-Jahren

---

15 Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 12.

16 KBTG Hu B 306: Gamper an A. H., 11.3.1930.

17 Siehe KBTG Hu B Sch 11, Kollbrunner; KBTG, NL Kollbrunner, ohne Signatur, sowie StATG 8'405, 3/255: Verlag Huber (Vetter) an A. H., 1926/27.

Abb. 76: Im Vorfeld des 60. Geburtstags: Gerlikoner Familienporträt, fotografiert von Jakob Bär, 22. September 1927.



eine kleine völkische Zeitschrift heraus. Unerwartet langdauernd entwickelte sich die daraus entstehende Brieffreundschaft. Es blieb immer beim schriftlichen Austausch, die Zeitumstände verhinderten, dass es je zur persönlichen Begegnung gekommen wäre. Da Cajka alles aufbewahrte, die Durchschläge seiner eigenen Briefe inbegriffen, entstand hier eine aufschlussreiche, über mehrere Jahrzehnte reichende Dokumentation.

### Der nützliche Schwiegersohn

Im August 1928 heiratete Martha Huggenberger den aus Elgg stammenden Willy Büchi. Es existierten bereits geschäftliche Beziehungen zwischen den Familien. Büchi hatte 1925 den Theaterverlag von Gottfried Feuz gekauft, in Erweiterung der 1922 erworbenen Druckerei, die einige Regionalblätter sowie die «Schweizerische Theaterzeitung» druckte. Den Deklamationsverlag von Feuz baute Willy Büchi

zum Volksverlag Elgg mit rund 600 Titeln aus, darunter in späteren Jahren Werke von Jakob Bühler, Alfred Rasser, Max Werner Lenz, Walter Lesch und andere.<sup>18</sup> Die Verbindung zu Huggenberger ergab sich über einige bei Feuz verbliebene Deklamationen und Einakter, die Sauerländer nicht hatte übernehmen wollen. Sie wurden nun vom Volksverlag vertrieben. Auch die bei Wirz verbliebenen Restbestände gelangten schliesslich zu Büchi.

Die Beziehung zwischen Elgg und Gerlikon blieb stets eng. Martha Büchi arbeitete im Geschäft ihres Mannes mit, schrieb auch gelegentlich journalistische Beiträge; 1934 und 1935 wurden zwei Söhne geboren. Am Sonntag war man oft zu Besuch in Gerlikon. Der Volksverlag besorgte früh schon kleine Druckauf-

<sup>18</sup> Vom Volksverlag existiert nur wenig Material; siehe Reinhardt Stumm, Brot aus Spielen, in: Die Weltwoche, 6.8.1975; schriftliche Auskunft von Alfred Büchi, 24.10.2010; siehe auch theaterverlag elgg, Belp, Archiv zur Verlagsgeschichte.

Abb. 77: Am Schreibtisch in Gerlikon, 1927.



träge für Hugenberg, zum Beispiel seine Neujahrskarten mit Gedicht oder kleine Separatdrucke, wie die bekannte «Kapuzinerpredigt» von 1928. Als erste Publikation folgte 1934 «Pfeffermünz und Magerbrot», die letzte der humoristischen Sammlungen. Mit dem Krieg und dem Ausfall von Staackmann sollte der Volksverlag nach 1945 unerwartet in die Rolle des Hauptverlegers gelangen. Martha und Willy Büchi blieben dem Werk von Alfred Hugenberg lebenslang verpflichtet und nahmen manche Opfer auf sich, als dieses längst keine grossen Früchte mehr trug.

Als Martha Büchi 1985 starb, verriet Pfarrer Alfred Frühauf von Elgg in seiner Abdankungsrede ein

bemerkenswertes Geheimnis: «Obwohl ihr Vater in manchen Romanen ergreifende Liebesgeschichten geschrieben hatte, zeigte er für die Jugendliebe seiner einzigen Tochter nicht so viel Verständnis. Erst Willy Büchi, den Martha am Aschermittwoch in Elgg kennenlernte, wurde als Schwiegersohn akzeptiert.»<sup>19</sup> Die hinterlassenen Briefe der Tochter an ihre Mutter zeigen, dass sie 1924 eine Bekanntschaft im Kanton Waadt, in Vallorbe, gemacht hatte, die offensichtlich bedeutungsvoll gewesen war.

19 Elgger Zeitung, 12.3.1985, Alfred Frühauf, nach Vorlage von Elisabeth und Willi Büchi-K.

## 30 Vielseitigkeit und Isolation

Am 4. Mai 1924 war innerhalb des Schweizerischen Schriftstellervereins ein Rechtsschutzbüro für Dramatische Dichtungen eingerichtet worden, mit dem Auftrag, bei den Stadttheatern und möglichst auch bei den zahllosen Laiensembles das neue Urheberrecht durchzusetzen. Erreichen wollte man dies mit systematischer Kontrolle der Spielpläne durch eine Agentur sowie eine Tantiemenzentrale. Alfred Huggenberger hatte diesen Professionalisierungsschub an einer Versammlung der Dramatiker in Olten mitverfolgt. Er begrüßte die Neuerungen und gehörte zu den ersten Nutzniessern.<sup>1</sup> Im folgenden Sommer war er mit einer Inszenierung des «Bollme» am Verbandstag der Weltspielkonkurrenz in Zürich vertreten. Nicht erwähnt hingegen ist sein Name 1926 im ersten «Verzeichnis schweizerischer Bühnenwerke in hochdeutscher Sprache» der jungen Gesellschaft schweizerischer Dramatiker, obwohl seine Historienstücke noch immer lieferbar und weitere passende Stücke vorrätig gewesen wären.

Wie Huggenberger sich gelegentlich selbst zum Aussenseiter machte, ist in einer Anekdote von Jakob Bühler beschrieben. «Wir fuhren jüngst zusammen ein Stündlein auf der Eisenbahn. Wir hatten beide der Erstaufführung eines Theaterstückes beigewohnt, in dem mit viel Kunst und tiefem Ernst die Schwächen der menschlichen Gesellschaft auf die Bühne gestellt worden waren. Wir sprachen über das Stück und Huggenberger sagte: «Es ist nun mal nicht meine Art, Probleme aufzustellen und zu behandeln. Mir ist es gut gegangen. Verstehe mich wohl», fügte er rasch hinzu, «ich habe hart durchmüssen, schon früh als Kind, später als Knechtlein, und dann als Schuldenbäuerlein, aber immer ist ein Vertrauen um mich gewesen, eine innere Sicherheit und Zuverlässigkeit.» Wir schwiegen dann, und später sprachen wir von etwas anderem.»<sup>2</sup>

### Ein leidenschaftsloser Studiogast

Dazugehören und doch wieder nicht, diese Zwitterposition lässt sich auch in Huggenbergers Beziehungen zum Radio feststellen. Sehr früh war er mit dem neuen Medium in Kontakt gekommen, wenn auch nicht aufgrund eigener Initiative. Es waren die Theaterleute, die ihm Zugang verschafften. Denn kaum hatte das Zürcher Radiostudio im Sommer 1924 den Betrieb aufgenommen, vorerst nur wenige Stunden pro Tag, begann die Freie Bühne sich auf Hörspiele zu spezialisieren. Weil sie ohnehin ein paar Huggenberger-Stücke im Repertoire führte und seit Jahren freundschaftliche Beziehungen zum Autor unterhielt, wurden innert kurzer Zeit mehrere seiner Theaterstücke fürs Radio bearbeitet und als Hörspiele ausgestrahlt: «Der Heiratskandidat» am 24. Februar 1925, «Der Obigschoppe» am 28. Januar 1926, «En füürige Liebhaber» und «De Herr im Huus» am 28. Juli 1926.<sup>3</sup> In den nächsten Jahren gab es verschiedene Wiederholungen. Zu neuen Hörspielaufnahmen hingegen kam es nur noch sporadisch, im Oktober 1929 wurde «E Verlobig über de Wille» von der Dramatischen Gesellschaft Neumünster aufgenommen,<sup>4</sup> 1942 der bereits erwähnte «Bollme» mit Emil Gyr, im Dezember 1947 «Das Glück auf Glinzengrüt».<sup>5</sup> Zwei weitere Produktionen – «Dur's Telephon» (1944) und «E Verlobig über de Wille» (1949) – haben als Tondokumente im Radioarchiv in Zürich überlebt.<sup>6</sup> In der erstgenannten Arbeit übernahm Gyr erneut die Hauptrolle, Regie führte Hans Bänninger, der ebenfalls von der Freien Bühne kam und inzwischen als

1 StAAG Zwa 2001.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 24.9.1924.

2 In: Heimat, 1920/21, S. 143.

3 Weber, Hörspiel, S. 437–439.

4 StadtA Zürich VII.138.1929.

5 ZB Zürich, NL Job 21.44.

6 Weitere Tondokumente siehe Werkverzeichnis im Anhang.

Abb. 78: Radio-Werbung mit Huggenberger, Oktober 1930.



Leiter der Hörspielabteilung von Radio Zürich arbeitete. Huggenberger war höchstens am Rande in die Produktionen involviert, auch wenn sich im Nachlass ein gedrucktes Exemplar von «Dur's Telephon» mit ein paar handschriftlichen Änderungen und dem Vermerk «Radio-Bearbeitung, 1935» findet.<sup>7</sup> Er wurde nie ein Hörspiel-Autor und ist im Unterschied zu den etwas jüngeren Kollegen Jakob Bühler, Richard Schneiter und Paul Altheer nicht zur Pioniergeneration dieses Genres zu zählen. So ist denn in der umfangreichen Korrespondenz mit Kaspar Freuler zwar viel vom Theater, doch nicht ein einziges Mal vom Radio die Rede. Merkwürdigerweise berichtete der befreundete Kollege weder von seinen experimentellen Hörformen noch über seine Leidenschaft, die aus der Anfangszeit des Radios herrührt. «Es ist ein frem-

des Gefühl, zu reden und niemand zu sehen», hatte Freuler am 2. Juli 1926 im Tagebuch notiert, «ich sässe täglich davor, wenn's sein müsste!»<sup>8</sup>

Huggenberger hingegen blieb im Studio immer der Gast, wenn auch ein recht häufiger. Sein Name taucht in mindestens 60 Sendungen auf, wie sich verstreuten Belegen entnehmen lässt.<sup>9</sup> Auch für Auftritte in deutschen Sendern finden sich Hinweise aus den späten 1930er- und den frühen 1950er-Jahren.

Für Schriftsteller gab es im Schweizer Radio der Zwischenkriegsjahre neben dem Hörspiel die Gefässe «Vortrag» und «Hörfolge». Ersteres würde man heute Lesung nennen, das zweite war eine frühe Variante des Features, basierend auf Recherchen, die teils in Bibliotheken, teils vor Ort gemacht wurden, doch ohne O-Ton im heutigen Sinn. Das Material wurde zu einem Manuskript zusammengefügt, dieses dann im Studio vorgelesen und ähnlich wie im Hörspiel mit Kunstgeräuschen untermalt. Kaspar Freuler etwa war für eine Hörfolge mit Ziegenhirten in den Bergen unterwegs, bei der Ausstrahlung benutzte er «eine Platte mit klingendem Glöckleinspiel und dem Gemecker einer Geissherde».<sup>10</sup>

In einer solch agilen Rolle wäre Huggenberger schwer vorstellbar. Seine Mitarbeit ist der ersten Kategorie zuzurechnen. Er las Gedichte und Geschichten für die Kinderstunde, den Schulfunk und auch für Erwachsene, meistens in Mundart. Dass er nicht wie die allermeisten Kollegen nur an den runden Geburtstagen berücksichtigt wurde, ist wohl nicht zuletzt seinen guten Beziehungen zuzuschreiben. Zuerst waren es Jakob Bühler und die Freie Bühne mit Hörspielen, dann vor allem Hans Bänninger, der eine siebenteilige Reihe «Wir besuchen Alfred Huggen-

7 KBTG Hu M Sch 79/8.

8 Zitiert nach Hans Thürer, Kaspar Freuler, S. 45.

9 Brändle/König: Radio-Chronologie, in: KBTG Hu Sch 142.

10 Zitiert nach Thürer, Kaspar Freuler, S. 52.

berger» für den Schulfunk realisierte.<sup>11</sup> Ein freundschaftliches Verhältnis verband ihn auch mit Jakob Job, noch ehe dieser 1932 Radioredaktor wurde. Später unterhielt er intensive Kontakte mit Dino Larese, der als Programmleiter der Ostschweizerischen Radiogesellschaft tätig war und eine Art Interviews mit Huggenberger machte, vorbereitete Gespräche in Mundart. Schon vor seiner Anstellung beim Radio hatte Larese damit begonnen, seine Begegnungen mit Huggenberger aufzuzeichnen,<sup>12</sup> was möglicherweise dazu führte, dass der Prosatext «E Kantönlifrog» in den Band «Bauernbrot» aufgenommen wurde.

Einige Tondokumente dürften als Zeitdokumente interessieren. Am 12. Mai 1942 wurden in der gut einstündigen Sendung «Gruss aus der Ostschweiz» kurze Beiträge über Albert Bächtold, Ernst Otto Marti, Jakob Hartmann und Alfred Huggenberger ausgestrahlt,<sup>13</sup> umrahmt von Darbietungen der berühmten Streichmusik Alder aus Urnäsch, wohingegen sich nach dem Krieg das literarische Spektrum ausweitete: «Dichter und Schriftsteller erzählen über ihr erstes Werk», hiess am Silvester 1950 eine Sendung mit Max Frisch, Regina Ullmann, Edwin Arnet, Alfred Huggenberger, Hermann Hiltbrunner und Kaspar Freuler über ihr erstes Werk.<sup>14</sup> Die Auskunft von Huggenberger dauerte eine Minute, er sprach von seinem Aufsatz in der Fortbildungsschule von Gachnang, eine Geschichte, die auch in einem Buch von Dino Larese festgehalten ist.<sup>15</sup>

### Ausfälligkeiten gegenüber Mundartautoren

Allein schon seine Verehrung für Deutschland hätte es Huggenberger unmöglich gemacht, sich selbst als Mundartautor zu bezeichnen. Obwohl er zahlreiche Theaterstücke, Gedichte und mit zunehmendem Alter auch Prosatexte in seinem Idiom geschrieben hat, blieb ihm das Engagement eines Otto von Greyerz

fremd. Bezeichnenderweise schaffte er es nicht, sich konsequent auf die phonetische Schreibweise einzulassen. «Sie händ wieder Eine», den Titel eines seiner Mundartstücke, hatte er in einer Neuauflage zwar in «Si händ wider Eine» umbenannt, in der Verlagskorrespondenz jedoch konnte er selber sich nie an die Änderung halten. 1928 gab es einen nächsten Versuch, die Schreibweise dem gesprochenen Wort anzupassen, diesmal anhand von «En kritische Vormittag».<sup>16</sup> Er begann sich nun intensiver mit Phonetik zu beschäftigen, davon zeugt ein Mäppchen mit einschlägigen Arbeiten aus der Zeit um 1935, die er teils mit bissigen Kommentaren versah; besonders moierte er sich über die Aussprachezeichen, die aus seiner Sicht überflüssigen «Tüpfli und Schlänggen».<sup>17</sup> Aufbewahrt hat er auch eine kurze Notiz aus dem «Bund», die Huggenberger zu einem exponierten Gegner der neuen Regelungen zur Mundartschreibweise erklärt.<sup>18</sup>

Wie so oft, wenn Huggenberger sich in einem Thema zu isolieren begann, verkehrte er die Anliegen der andern Seite ins Groteske. «Natürlich ist es wichtig, dass ie im Dialekt nicht als Dehnungszeichen zu gebrauchen ist, es ist bei mir auch nur eine Nachlässigkeit, wenn es in einzelnen Fällen noch vorkommt. Nur ums Himmelswillen keine Blumeschschtärnli! Ein Schweizer wird nie <Btärnli> lesen», schrieb er dem wesentlich jüngeren Schriftsteller Traugott Vogel nach Zürich. «Ich stehe dieser Schschprachbewegung

11 SRF, Dokumentation und Archive, ZH\_MG\_3666: April 1955.

12 Dino Larese: Begegnige mit em Alfred Huggenberger, in: Schwyzerlüt. Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte. Brachmonet [Juni] 1942, S. 3 und S. 4.

13 SRF, Dokumentation und Archive, ZH\_MG\_10547.

14 Ebd., ZH\_EP\_5471.

15 Larese, Alfred Huggenberger, S. 74.

16 KBTG Hu M Sch 86/1.

17 KBTG Hu Sch 129: Mundart/Schriftsprache.

18 Der Bund, 16.11.1937.



überhaupt mit schwerer Sorge gegenüber. Wie kann man im Ernst an eine sogen. Rechtschreibung von 20–30 verschiedenen Mundarten denken? Kann man einen Haslitaler und einen Innerrhödler zur gleichen Rechtschreibung anhalten? Die künstliche Aufpöpelung wird die naturgemässe Entwicklung der Mundarten nur hintanhaltend und im schlechtesten Falle wird die Bärin ein kastriertes Schwizertütsch kalbern. Das wird noch Kämpfe absetzen.»<sup>19</sup>

Das Gespött mag auch damit zusammenhängen, dass Huggenberger sich nicht mehr kleinräumig über einen Dialekt definieren konnte. Seine frühen Theaterstücke hatte er ausdrücklich in Zürcher Mundart verfasst, dann verzichtete er auf lokale Angaben oder wies seine Texte explizit der «Ostschweizer Mundart» zu, einem unsinnig weit gefassten Begriff. Bezeichnenderweise ist bei ihm «Thurgauer Mundart» in keinem seiner Untertitel zu finden.

Wenn Huggenberger im fortgeschrittenen Alter die Mundartautoren zu verhöhnen begann und ihre Auseinandersetzungen auf die Frage der phonetischen Schreibweise reduzierte, tat er sich selbst Gewalt an. Denn das Verhältnis von Mundart und Schriftdeutsch in der realistischen Prosa hatte ihn über lange Zeit sehr intensiv beschäftigt. Erinnerung sei an die Ernsthaftigkeit, mit der er dem alten Julius Rodenberg näherzubringen suchte, warum er auf Helvetismen zurückgreifen müsse: «Kein Beurteiler wird besser als Sie beobachten, wie ich besonders bei der direkten Rede nach Unmittelbarkeit des Ausdrucks ringe. Ich möchte erreichen, dass jedes dieser oft sehr einseitigen und in ihrem geistigen Horizont beschränkten Menschenkinder seine Gedanken so herausbringt (oder herauswürgt), wie es sie sich in seinem Innern zurecht gemacht hat. Das färbt nun mitunter auch auf den Erzähler ab, der ja, streng genommen, ganz gut beim Hochdeutschen bleiben könnte.»<sup>20</sup>

## Kein Platz als Kinderbuchautor

Die Sprachbewegung war nicht das einzige Thema, das Huggenberger in den Briefen an Traugott Vogel zu hämischen Bemerkungen verleitete. Welche Instanz überhaupt in der Lage sei, über die Qualität von Kinderbüchern zu urteilen, fragte er mit Blick auf das neue Märchenbuch «Tore auf» seines Briefpartners: «Ich glaube kaum, dass die Schulherren die Bedeutung dieses Buches erfassen werden. Die Damen-Dichterinnen reimen ja genügend Versgebrünzel für die Jugend zusammen.»<sup>21</sup>

Auf diesen Ton konnte sich der fein argumentierende Vogel nicht einlassen. Er blieb sachlich, kritisierte einzelne Formulierungen in Huggenbergers Texten, interessierte sich für die lokalen Namen bestimmter Blumen, kommentierte engagiert die Illustrationen von Oswald Saxer. So kommt in diesem Briefwechsel sehr schön zum Ausdruck, wie weit sich Huggenberger als literarischer Allrounder von den ernsthaften Spezialisten entfernt hatte.

In der Mundart-Anthologie von Traugott Vogel ist Huggenberger mit dem Gedicht «Dorfsunntig» als Repräsentant des Kantons Thurgau berücksichtigt worden.<sup>22</sup> Nicht vertreten hingegen ist er im Buch «Traugott Vogel. Freundesgabe zu seinem 60. Geburtstag», das Beiträge von 44 Kolleginnen und Kollegen versammelt. Und trotz des freundschaftlichen Tons in der langjährigen Korrespondenz bleibt Huggenberger auch im posthum erschienenen «Leben und Schreiben» mit persönlich gehaltenen Rückblicken von Vogel unerwähnt.

---

19 SLA, NL Vogel, B-2-HUGG, ohne Datum (um 1937).

20 GSA, NL Rodenberg, 81/VI, 5, 11: A. H. an Rodenberg, 23.3.1911.

21 SLA B-2-G, NL Vogel: A. H. an Vogel, 4.2.1927.

22 Vogel, Schwizer Schnabelweid, S. 299–302.

## 31 Der Huggenberger-Abend: Lesung als öffentliches Ritual

«Ich habe ihn zum ersten Male im Eisenbahnzug gesehen», schreibt Else Spiller, eine der Pionierfrauen auf schweizerischen Redaktionen, im September 1913. «Er kam von einem Vortragsabend, den er in irgendeinem kleinen Dorf vor Bauern gegeben und war übergücklich. Man spürte es ihm an, dass er sich unter diesen Leuten, die seinesgleichen waren, wohl gefühlt hatte. Wir plauderten inmitten des dichtgefüllten Wagens miteinander, und ich sprach ihm meine Freude darüber aus, dass er so rasch berühmt geworden sei. «Rasch», meinte er lächelnd, «zwanzig Jahre ist es gegangen, bis man herausfand, meine Arbeiten taugen etwas!»<sup>1</sup>

Mit dem Vortrag seiner Werke vor Publikum erreichte Alfred Huggenberger seit jener Zeit eine grosse Bekanntheit in der deutschen Schweiz. Er war damit nicht der einzige. Solche Autorenveranstaltungen gewannen nach der kriegsbedingten Unterbrechung in den 1920er-Jahren grosse Popularität. Das galt ganz besonders für ihn; der «Huggenberger-Abend» wurde zum festen Begriff.

Über den Zeitraum eines halben Jahrhunderts hinweg, von 1905 bis 1955, konnten 740 Huggenberger-Lesungen in der Schweiz erfasst werden; hinzu kommen seine deutschen Reisen.<sup>2</sup> Die genannte Zahl vermittelt nur eine annähernde Vorstellung; denn eine einigermaßen vollständige Aufzeichnung liegt nur aus jenen wenigen Jahren vor, für die entsprechende Dokumente wie Taschenkalender oder Fahrpläne erhalten sind. Die Informationslage zu diesen Veranstaltungen variiert stark, sie reicht vom blossen Hinweis auf Ort und Datum bis zu ergiebigen Presseberichten und Korrespondenzen. Viele der in Gerlikon eingehenden Briefe handelten vom Wunsch nach einer Lesung. Die schiere Masse dieser öffentlichen Auftritte gewährt interessante Einblicke in das Verhältnis von Autor und Publikum; darüber hinaus zeichnen sich in den Lesetourneen Alfred Huggenbergers die kulturellen Landschaften der Schweiz ab.

### Was das Publikum sah und hörte

«Seine Sprache ist sinnlich, plastisch, unmittelbar und natürlich.» Die Vertreter der grossen Wiener Zeitungen waren erschienen, als Huggenberger im Herbst 1913 erstmals in der Metropole der Donaumonarchie las; der Literaturhistoriker und Kritiker Moritz Necker vom «Wiener Tagblatt» war sichtlich beeindruckt. «Charakteristisch für Huggenberger», fuhr er fort, «ist auch, dass er in seinen Büchern den heimischen Dialekt nur spärlich verwendet, beim lauten Vorlesen aus ihnen geriet er öfter wieder in ihn hinein; man hört ihm gleich den Schweizer an. In seiner schlanken, sehnigen Gestalt, dem fein durchgebildeten Kopf und den sprechenden, dunklen Augen machte Huggenberger just keinen bäuerlichen Eindruck; Frack oder Smoking dürften ihm allerdings auch nicht gut stehen. Er erschien im bequemen Sakko und las ganz schlicht, doch auch nicht kunstlos vor; seine Pointen waren wohl vorbereitet, und wenn die Zuhörer lachten, so wartete er befriedigt, bis er weiterlesen konnte.»<sup>3</sup> Auch dem Berichterstatter der «Neuen Freien Presse» erschien die Sonntagsjoppe erwähnenswert. Schweren Trittess sei Huggenberger zum Vorlesungstisch geschritten. «Er betrachtete mit blitzenden Augen das Publikum, verweilte mit sichtlichem Interesse bei den Damenhüten und begann, ohne ein Wort der Begrüssung, mit den ersten zwei Kapiteln aus dem Roman «Die Bauern von Steig» [...]»<sup>4</sup>

In Kleidung, Sprache und dem schlichten, schnörkellosen Auftritt hatte Huggenberger seinen

- 1 Schweizerisches Haushaltungs-Blatt, 15.9.1913. Dieser wie die folgenden Presseberichte in KBTG Hu Sch 120/1.
- 2 Mario König, Verzeichnis aller erfassten Lesungen, deponiert in KBTG Hu Sch 142.
- 3 Neues Wiener Tagblatt, 30.11.1913 (Alfred Huggenberger am Lesetisch). Zu Necker siehe Österreichisches Biographisches Lexikon, Bd. 7, Wien 1978, S. 50–51.
- 4 Neue Freie Presse, 30.11.1912.

unverwechselbaren Stil. «Ungeschminkte Natürlichkeit» attestierte ihm das «Vaterland» im März 1915. Und das freisinnige «Tagblatt» schrieb zu derselben Lesung in der Kantonsschule Luzern über den innert weniger Jahre bekannt gewordenen Autor: «Huggenberger, der der einfache, liebe Mensch geblieben, wurde beim Erscheinen von herzlichem Händeklatschen begrüsst und auf dem grünen Tisch, hinter dem er dann nicht Platz nahm, sondern stehend vorlas, stand ein Strauss von Frühlingsblumen. Wenn er seine paar weissen Blätter aus dem Sack zieht, mit seinen hellen Augen, über denen die hochgebaute Stirn steht, über die Zuhörer schaut, mit ein paar Worten sich entschuldigt, dass er aus dem und dem Grunde nicht nach dem Programm lesen könne – alle Programme seien ja dafür da, um nicht eingehalten zu werden – und schliesslich mit angenehmer Stimme zu lesen beginnt, hat er die Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft sofort eingefangen.»<sup>5</sup> Der Berichterstat-ter von einer vorweihnachtlichen Lesung im beinahe ausverkauften kleinen Tonhalleaal in Zürich 1913 konstatierte «eine zunehmende Erwärmung aller Gemü-ter, ein heiteres, beglücktes Lauschen».<sup>6</sup> Und eine ältere Frau aus dem Kanton St. Gallen umschrieb das Erlebnis einer Lesung als «hohe Feierstunde» und bekannte ihren Stolz auf den «Thurgauer und boden-ständigen Bauernschriftsteller».<sup>7</sup>

Es waren Erlebnisse einer klar fassbaren Emotionalität, die sich zur Feierlichkeit steigern konnte, welche das Publikum fesselten. Der Erfolg hatte nichts mit einer besonderen Vortragskunst zu tun. Huggenberger war kein Vortragskünstler, und er war sich dessen bewusst. «Wenn ich nur vortragen könnte», bedauerte er in einem Brief von 1909.<sup>8</sup> Einzelne Kritiker monierten eine gewisse Monotonie der Stimme, was bei längeren Texten störend wirke. Andere aber erklärten gerade die Einfachheit zur Tugend. «Manch einer möchte meinen, aus seinen Werken liesse sich beim Vortrag mehr machen; dann aber würde leicht das Beste abgestreift werden, das Frisch-Natürliche.»<sup>9</sup>

Es gibt keine Hinweise, dass er jemals etwas unter-nommen hätte, seine Stimme zu schulen. Und die kritischen Kommentare blieben selten, denn er wirkte in seiner Art überzeugend und beeindruckte die Zu-hörenden, wenn er nicht nur Gedichte, sondern so-gar eine ganze Erzählung auswendig vortrug. Vieles ergab sich im Lauf der Jahre durch Übung und wach-sendes Selbstvertrauen.

Als er am 13. Januar 1912 in Brugg lesen sollte, zweifelte er noch stark, ob die Leute – so fern von seinem ostschweizerischen Heimterritorium – über-haupt kommen würden. Redaktor Hermann Aellen vom «Brugger Tagblatt» hatte seine liebe Mühe, ihn zu beruhigen – die Lesung finde im Rathaussaal statt, das Interesse sei gross, ob er auch Ernst Laur vom Bauernverband, der seinen Sitz vor Ort hatte, schon informiert habe.<sup>10</sup> Sehr bald aber wuchs die anfäng-lich noch fehlende Sicherheit: Die Menschen kamen, und dies in beträchtlicher Zahl. Nun stellte er auch seinerseits Forderungen ans Publikum und erwartete konzentrierte Aufmerksamkeit. Der Schriftsteller Nor-bert Jacques belustigt sich in einer (wenig präzisen) Erinnerung über empfindliche Reaktionen des Autors auf jede Unruhe im Saal.<sup>11</sup> Wehe aber den Veranstal-tern, wenn sich äussere Störungen geltend machten. Als Huggenberger im Januar 1914 erstmals nach Bas-el kam, gestanden ihm die Gastgeber gleich nach An-kunft, dass auf diesen Abend im Musiksaal des Kasinos – er sollte im Nebenraum lesen – «ein Riesen-

5 Vaterland, undatiert (März 1915); Luzerner Tagblatt, 23.3.1915.

6 Bericht über öffentliche Veranstaltung des Lesezirkels Hottingen, 22.12.1913, ohne Angabe der Zeitung.

7 KBTG Hu B 224: Berta Felder-Albrecht an A. H., 20.12.1928.

8 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Wastian, 10.12.1909.

9 Vaterland, undatiert (März 1915).

10 KBTG Hu B 9: Briefe von Hermann Aellen von Ende 1911, Anfang 1912.

11 Jacques, Mit Lust gelebt, S. 232 ff.

monstrekonzert [sic] des Gesangsvereins, der Liedertafel und des Orchesters» angesagt sei, Berlioz stand auf dem Programm! «Trotz der vereinten Redekünste dreier gewiss nicht um Worte verlegener Menschen gelang es nicht mehr, die Falten des Unmuts von der Stirne Huggenbergers zu verscheuchen. Er war misstrauisch geworden wie ein Rabe und drohte uns schliesslich, dass, wenn er auch nur im geringsten etwas höre, er die Segel streichen und das Podium verlassen werde. [...] Während das Publikum schon voller Spannung draussen im Saal auf den Dichter wartete, horchte dieser vor der Türe gespannt auf allfällige Nebengeräusche musikalischer Natur. Wir hörten nichts, denn drüben war gerade eine Pause – und das war unser Glück, denn sonst hätten wir Huggenberger nicht zu hören bekommen.»<sup>12</sup> Noch Jahre später erinnerte dieser sich daran und bedauerte, nicht doch weggelaufen zu sein, als die ersten Trompetenstösse in seinen Vortrag drangen.<sup>13</sup>

## Unterwegs

Die Vortragssaison konzentrierte sich aufs Winterhalbjahr sowie – zu einem guten Teil – auf die Wochenenden. Dann war Huggenberger gefordert. In den Jahren 1923 bis 1928, die besonders gut dokumentiert sind, standen jeweils über vierzig Termine an. Mehr als ein Drittel aller erfassten Lesungen entfallen auf diese sechs Jahre, zwei Drittel auf den Zeitraum von 1921 bis 1934. Für die 1930er- und 1940er-Jahre wird die Dokumentation dünner, doch liess das Interesse unzweifelhaft auch real nach – an vielen Orten war er schon gewesen, der Neuigkeitswert hatte sich erschöpft, teilweise kamen auch politische Vorbehalte ins Spiel. Dafür reiste er nun vermehrt nach Deutschland. Schon allein die Vorbereitung einer Lesung verursachte einigen Aufwand. Die Veranstalter meldeten sich gewöhnlich schriftlich in Gerlikon, der Gebrauch des Telefons war in solchen Fällen

noch unüblich; oft aber brauchte es mehrere Briefe, bis man sich über Termin, Veranstaltungslokal und Honorar einig war. Hinzu kam die Organisation der Werbung, an der ihm sehr gelegen war. Er hielt grosse Mengen von Prospekten an Lager, die er den Veranstaltern zusandte mit der Bitte um Verteilung unter den Vereinsmitgliedern oder auch – in kleineren Ortschaften, wo der Anlass unbeschränkt zugänglich war – an alle Haushaltungen. Er erkundigte sich regelmässig, ob vor Ort eine Papeterie oder eine Buchhandlung existiere, die im gegebenen Fall den Direktverkauf übernehmen oder auch ein Schaufenster gestalten konnte, zu welchem Zweck er Bücher und ein fotografisches Porträt anbot. In grösseren Städten wie Zürich oder Winterthur, wo er besonders häufig las, hatte er seine festen Verbindungen zum Buchhandel.

Es lag an seinem organisatorischen Geschick, die eingehenden Anfragen so zu bündeln, dass seine Besuche sich gelegentlich zu eigentlichen kleinen Tourneen zusammenfügten. Im Falle weiter entfernter und verkehrsmässig ungünstig gelegener Ortschaften – zum Beispiel im Emmental oder in Graubünden – wuchs ohnehin die Wahrscheinlichkeit, dass es zur Organisation gleich mehrerer Lesungen in derselben Region kam. So organisierte der Bündner Demokrat Andreas Gadiant 1928 und 1930/31 grössere Tourneen im reformierten, deutschsprachigen Graubünden.<sup>14</sup> Der Verein schweizerischer Literaturfreunde in Basel überraschte Huggenberger 1927 gar mit dem Vorschlag eines Vortragsabonnements: dreissig regionale Auftritte im kommenden Winter für eine pauschale Vergütung von 1500 Franken. Huggenberger hielt die Planung derart vieler Vorträge in so kurzer Zeit für unrealistisch, ganz abgese-

---

12 Neuestes aus dem Quodlibet, 31.1.1914, S. 59–60.

13 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 27.12.1922.

14 KBTG Hu B 75 und Hu B 77.

hen von der schlechten Bezahlung und dem Aufwand. «100 Briefe für mich, bis nur die Zeitfrage [...] geregelt ist», notierte er und lehnte ab.<sup>15</sup> Für das Zustandekommen regionaler Vortragsreihen spielte auch der Nachahmungseffekt eine Rolle: Ging ein Ort voran, so animierte dies Veranstalter in anderen, nahe gelegenen Gemeinden, die nicht zurückstehen wollten bei der Gelegenheit, den bekannten Autor einmal in Person zu erleben.

Ein grosser Teil der Anlässe drängte sich auf einen geografisch relativ engen ostschweizerischen Raum zusammen, entsprechend war auch die viele Reiserei für Huggenberger nicht so schwer zu bewältigen. Da sein Bild regelmässig in illustrierten Zeitschriften zu sehen war, erkannte man den ruhigen, seine Umgebung beobachtenden Mann auch immer öfter, wenn er in der Bahn unterwegs war. Da die Veranstaltungen meist abends angesetzt waren, reichte es selten für eine Rückkehr nach Hause. Er übernachtete dann in einem Gasthof oder bei einem der Veranstalter, dem es eine Ehre war, ihn zu beherbergen. Am nächsten Morgen brach er sogleich wieder auf, manchmal hatten seine Gastgeber das Nachsehen, die ihn nach dem ausgiebigen geselligen Beisammensein des Vorabends noch im lokalen Gasthof verabschieden wollten, aber nicht so zeitig aus den Federn kamen wie der bäuerliche Frühaufsteher. Den Veranstaltungen folgten oftmals noch Dankeschreiben; wenn alles zu Huggenbergers Zufriedenheit verlaufen war, beschenkte er seine Gastgeber und die Veranstalter nachträglich mit gewidmeten Büchern, die er per Post verschickte. Vereinzelt entstanden über Lesungen persönliche Kontakte, die sich in Briefen oder gelegentlichen Besuchen über viele Jahre erstrecken konnten.

Die Lesungen brachten Huggenberger ein beträchtliches Nebeneinkommen. Gewöhnlich verlangte er hundert Franken, übernahm aber im Falle kleinerer Ortschaften die Reisekosten selber. «Weiter darf ich schon mit Rücksicht auf meine Kollegen nicht gehen»,

erklärte er dem Präsidenten der Volksbibliothek Buchs, der 1926 eine Veranstaltung durchführen wollte, aber wegen der Kosten zögerte.<sup>16</sup> «Die Frage soll nicht Rolle spielen, in weitgehendstem Sinn entgegenkommen», notierte Huggenberger bei anderer Gelegenheit. Dabei ging es um ein wohlbestalltes Publikum der Studentenvereinigung Zofingia in Zürich: Erwartet wurden rund 70 Studierende und 30 bis 40 Alt-Akademiker, eventuell mit Ehefrauen, die sich nicht in der Lage fühlten, die gewünschten 100 Franken aufzubringen. So reduzierte er auf die Hälfte, was öfter vorkam.<sup>17</sup> Nach seiner eigenen Schätzung blieben ihm durchschnittlich 60 bis 70 Franken pro Lesung, was bei mehr als vierzig jährlichen Terminen in den 1920er-Jahren bis zu 3000 Franken ausmachte, knapp das Jahreseinkommen eines Arbeiters.<sup>18</sup>

Es war aber nicht das Geld, das ihn zu der anstrengenden Tätigkeit veranlasste. Mehrfach äusserte er sich überhaupt ganz negativ zu diesem Betrieb. «Zeitraubende Vorbereitungen zu seinen Vorlesungen, umständliches Reisen und tagelanges Fernbleiben von seinen Lieben und seinem trauten Heim sind ihm recht zuwider», berichtet ein Korrespondent für das Sonntagsblatt des «Schweizer Bauer» 1913 von einem persönlichen Besuch in Gerlikon.<sup>19</sup> Auch gegenüber dem jungen Hans Kägi klagte Huggenberger damals: «Die Vorleseabende im Februar nehmen mir nicht weniger als 8 Tage weg; absagen mag ich nicht gern und nun ist gar noch ein Abend in Karlsruhe in Aussicht, sodass es mir bald zu viel wird. [...] Mit dem Vorlesen muss ich wohl mit der Zeit ganz abfahren;

15 KBTG Hu B, Sch 23, Verein schweiz. Literaturfreunde: Dr. E. Steiner an A. H., 3 Schreiben 1927.

16 KBTG Hu B 1317: A. H. an J. Ostermeier, 12.9.1926.

17 KBTG Hu B Sch 26: Zofingia an A. H., 15.9.1932, Notiz für Antwort.

18 Dies ist eine begründete Schätzung, Zusammenstellungen von A. H. fehlen.

19 Sonntagsblatt des Schweizer Bauer, 16.11.1913, S. 366.

aber wenn ich jetzt den einen zusage, muss ich, Recht um Recht, auch die andern berücksichtigen.»<sup>20</sup> Solchen Aussagen zum Trotz war es auch schmeichelhaft, immerzu so gefragt zu sein; und das Neinsagen fiel ihm sichtlich schwer. Verleger Alfred Staackmann mahnte ihn zu Beginn der 1920er-Jahre, er möge doch weniger «kostbare Zeit verschwenden» mit den winterlichen Vortragsabenden. «Der Nutzen dieser Veranstaltungen wird namentlich in kleinen und kleinsten Orten immer nur ein problematischer sein [...]»<sup>21</sup> Und wieder klagte Huggenberger gegenüber Kägi: «Mit den Vorträgen muss ich halt über kurz oder lang Schluss machen. Mich reut die Zeit! Und die Lebenskraft, die man dabei ausgibt. Man lernt ja auch. Aber innere Genugtuung finde ich selten.»<sup>22</sup> Zu dieser Zeit lagen die Jahre seines grössten Einsatzes noch vor ihm. Es gibt kein Anzeichen, dass er jemals ernsthaft gebremst hätte. Entgegen der Skepsis, ja dem Unmut, den er gelegentlich äusserte, dürfte ihm die Begegnung mit dem Publikum doch überaus wichtig gewesen sein. Er war auf die Anerkennung angewiesen; und als in den 1940er-Jahren die Anfragen seltener wurden und Deutschland 1943 als Reiseziel ganz ausfiel, war er keineswegs zufrieden damit, sondern griff nach jeder Möglichkeit und betonte, dass die Bezahlung überhaupt keine Rolle spiele. Er ging inzwischen auf die achtzig zu, hungerte aber immer noch nach dem Applaus. Im Winter 1946/47 traf er Verabredungen für Lesungen vor Krankenschwestern in verschiedenen Heilstätten und Sanatorien und bekundete, dass er «zu einer beliebigen Anzahl von Vorträgen zur Verfügung» stehe.<sup>23</sup> Noch einmal fuhr er kreuz und quer durch die halbe Schweiz.

### Programme, Räume, Publikum

«Ich habe ja, wenn ich mein Programm abwickeln soll, immer so mit 1½ Std. zu rechnen, und das ist den meisten Leuten genug.» So schrieb Huggenberger an

Kaspar Freuler, als es im Herbst 1921 um die Vorbereitung einer Reise ins Glarnerland ging.<sup>24</sup> Die Veranstaltungen waren tatsächlich oftmals abendfüllend: Zweimal 45 Minuten von Huggenberger, mit eingeschobener Pause, dazu ein Rahmenprogramm, bei dem die Musik wichtig war, die lokalen Chöre kamen zum Einsatz, im städtischen Rahmen wohl auch eine Streichmusik. Öfter wurde zusätzlich ein kleiner Einakter aufgeführt, unter Umständen sogar zwei, und am Schluss folgten bisweilen noch Geselligkeit und Tanz für die Jugend, so dass sich die Veranstaltung im Extremfall bis weit über Mitternacht hinausziehen mochte. «Tanzen nicht mit ausschreiben», notierte Huggenberger bei Gelegenheit, in Sorge, dass seine Darbietung nicht in einem allzu sehr dem Vergnügen gewidmeten Trubel untergehen möge.<sup>25</sup> Wie ein «Huggenberger-Abend» auszusehen hatte, spielte sich sehr rasch ein und sprach sich herum. Wer es noch nicht wusste, fragte nach. So erkundigte sich der Landwirtschaftliche Verein Weinfeld 1926, «um zu erfahren, wie solche Abende an andern Orten durchgeführt wurden».<sup>26</sup> Über den Verlauf bestimmte letztlich Huggenberger selber. Zum 28. März 1935 hatte ihn der Leseverein Dozwil in die Bodenseegegend eingeladen; 52 zahlende Zuhörer waren im Landhaussaal erschienen, der Gemischte Chor hatte 30 Sängern und Sänger aufgebeten und trug, nach Huggenbergers Vorschlag, abwechselnd mit ihm vor. «Der

20 KBTG Hu B Sch 127: A. H. an Kägi, 4.1.1912.

21 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 9.3.1922.

22 KBTG Hu B Sch 127: A. H. an Kägi, 24.11.1923.

23 KBTG Hu B Sch 23: Verband Schweiz. Krankenanstalten Veska: 8 Schreiben 1946/47; Zitat aus Brief vom 20.11.1946.

24 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Freuler, 2.9.1921.

25 KBTG Hu B Sch 23: Bürgerliche Vereinigung Effretikon und Umgebung: 15.2.1929, Notiz von A. H. auf dem Brief.

26 KBTG Hu B Sch 23: Landwirtschaftlicher Verein Weinfeld an A. H., 5.1.1926.

Abb. 79–82: Werbezettel und Programme für Lesungen.

**TONHALLE** Großer Saal

---

Schweizerischer  
**DICHTER-ABEND**

zu Gunsten vaterländischer Bürgerkassen.  
Sonntag, den 20. Februar 1916, nachmittags 2 1/2 Uhr

Vorlesen eigener Dichtungen  
durch:

Alfred **HUGGENBERGER**  
Adolf **FREY**  
Ernst **ZAHN**

Wollens gefällige Mitwirkung sein:

EMMY WIRTH-OFELER, Sopran  
CLARA GOOS, Alt  
JUSTUS HÖRLMANN, Tenor  
EMME FITZAU, Bar

FRITZ NIBELI, Pianist      GUSTAV NIEDERMANN, Musikdirektor

**HALBCHOR DES MÄNNERCHOR AUSGERODL.**

---

Eintrittspreise Fr. 3.—, 2.—, 1.—    Liederkasse 20 Rp.

Broschürenverkauf bei Frau. HUS, Marktplatzherbergung  
ab Montag, den 14. Februar 1916.

Kassa-Öffnung 11. bis um Beginn im Vorfeld der Türe.

Die Türen bleiben während der Vorlesung geschlossen.



**FRAUENCHOR  
MÜNCHENSTEIN**

+

*Huggenberger - Abend*

unter persönlicher Mitwirkung des Dichters

Samstag, den 24. Okt. 1936  
20.15 Uhr

im großen Konzertsaal der Hofmatt

**Eintritt:** Im Vorverkauf Fr. 1.20  
An der Abendkasse Fr. 1.50

Gemischte Chor sang mindestens ein Dutzend Lieder», berichtet das Vereinsprotokoll. «Das Publikum hatte Gefallen an dem bunten Abend und hielt geschlossen bis nach ein Uhr aus. Der Dichter aber dachte nicht ans Heimgehen. Im untern Lokal fühlte er sich bei Wein und Gesang so wohl, dass es auch dem Trinkfesten bald bange wurde, der Morgen und der Schlaf könnten ihn vertreiben, bevor ihn der grosse Mann in Gnaden entlasse [...]»<sup>27</sup>

Huggenberger las begreiflicherweise gern vor einem vollen Saal. Auf dem Höhepunkt seiner Popu-

larität in den 1920er-Jahren liess er gelegentlich durchblicken, dass er einen Anlass mit weniger als 150 Zuhörenden schon fast nicht mehr für lohnend erachtete. In Bern 1924 kamen etwa 500, so viele seien es noch nie gewesen, schrieb er an Verleger Sauerländer.<sup>28</sup> Mikrofone gab es zu dieser Zeit noch keine, bei so vielen Menschen war einige Stimmkraft

27 Zitiert nach Oetterli, Alfred Huggenberger, S. 186.

28 STAAG ZWA 2001.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 23.1.1924.

**Huggenberger - Abend**  
 Sonntag den 26. März 1/6 Uhr  
 :: In der Turnhalle Romunshorn ::

I. Teil.

1. Die Markönigin (Märchen)\*
2. Die Weggefährten\*
3. März
4. Der Pflüger\*
5. Frohes Heute\*
6. Kirchenlied\*
7. Zweierlei Menschen
8. Ochsendgeschäfte
9. Unser Weihnachtsabend

**5 Minuten Pause.**

II. Teil.

10. Elsbeth's Enttäuschungen (Erzählung)
11. Dorfgenossen
12. Der Traum\*

Die mit \* bezeichneten Stücke sind aus der Sammlung „Unser Volk“ des Helvetia-Verlags entnommen.

**Eintritt 20 Cts.**  
 Kasseneröffnung 4 Uhr.  
 Vorverkauf des Helvetia im Chalet Karré.

  
**Schweizerwoche-Heimatabend**  
 im Kasino Schönenwerd  
 am 21. Oktober 1936. — Beginn punkt 20 Uhr.

**Programm:**

Handharmonika-Orchester Chromatique Schönenwerd: **Eröffnungsmarsch.**  
 Herr **Dr. E. Steuri, Solothurn**, Zentralsekretär des Schweizerwoche-Verbandes:  
**Dienst am Volk — Dienst an der Heimat.**  
 Jodlerklub Schönenwerd: **2 Jodellieder.**  
 Herr **Alfred Huggenberger, Gerlikon** liest aus eigenen Werken.  
 Jodlerklub Schönenwerd: **2 Jodellieder.**  
 Herr **Alfred Huggenberger, Gerlikon** liest aus eigenen Werken.  
 Handharmonika-Orchester Chromatique Schönenwerd: **Schlussmarsch.**

---

Eintritt frei. — Konzertbestuhlung.

---

**Veranstaltung für die Schuljugend:**  
 am 21. Oktober, nachmittags 15.30 Uhr, mit ähnlichem Programm.

Zu dieser vaterländischen Veranstaltung ist jedermann herzlich eingeladen, ganz besonders auch Frauen und Töchter.

**Das Schweizerwoche-Komitee.**

gefordert. Vereinzelt Hinweise vermitteln den Eindruck, dass Frauen im Publikum sehr gut vertreten waren.<sup>29</sup> «Die Frauen sind es doch fast ausschliesslich, die auf dem Bauernland lesen; u. meine Bücher kommen zu meiner Freude in viele Bauernhäuser», schrieb Huggenberger im Juni 1930.<sup>30</sup> Wenn er den Eindruck erhielt, dass die Veranstalter zögerten, forderte er sie unter Umständen explizit auf, auch Frauen und Töchter einzuladen.<sup>31</sup> Der erwähnte Berner Grossanlass fand im Rathaussaal statt. In kleineren Ortschaften musste ein Gemeindesaal genügen, vielleicht auch

der Saal einer besseren Gastwirtschaft oder eines Hotels. In Kirchen mochte er nicht lesen, da er sich damit Beschränkungen im Vortrag seiner humoristischen Texte unterworfen hätte. Auch gegenüber den Gastwirtschaften gab es Vorbehalte; er legte Wert darauf,

29 Siehe Polizeiberichte über Lesungen rechtsradikaler Veranstalter, Kapitel 43.

30 KBTG Hu Sch 140: A. H. an Cajka, 18.6.1930.

31 Siehe KBTG Hu B 178: Katholischer Cirkel St. Gallen, 3 Briefe 1930.



dass während des Vortrags nicht serviert wurde. «Ich nehme an, es sei Ihnen nicht gerade angenehm, in einem Wirtshaussaal vorzutragen», entschuldigte sich Lehrer Brack aus dem aargauischen Murgenthal, «aber ich kann Ihnen sagen, dass Sie durch den Wirtschaftsbetrieb absolut nicht gestört werden.»<sup>32</sup> Allzu vornehm war auch nicht recht. So gab sich der Kaufmännische Verein Davos, eine Angestelltenorganisation, grosse Mühe um einen gediegenen Rahmen und zögerte dann doch. «Wir hatten uns eigentlich von Anfang an gedacht, um Ihrem Namen und Ruf entsprechend den richtigen Raum zu wählen, die Veranstaltung im Saal des Grand Hotel Curhaus abzuhalten. Aber wir haben es uns überlegt, ob die schlichte Schönheit Ihrer Werke in einem solchen internationalen Milieu richtig zur Geltung kommen kann und ob Sie sich im Hinblick darauf selbst darin wohl fühlen würden. Dazu kommt noch, dass der Grossteil unserer Mitglieder aus einfacheren Leuten besteht, die persönlich eine gewisse Scheu empfinden, in das vornehme Milieu eines Grand Hotel wie das Curhaus zu kommen.»<sup>33</sup> So überliess man dem Autor die Entscheidung, und der wählte den einfacheren Rathausaal.

Huggenberger legte Wert darauf, als einziger Gast des Abends aufzutreten. «Das ist keine glückliche Sache, so ein Wettrennen», hielt er fest. «Die Poeten sollen sich nicht serienweise vorstellen.»<sup>34</sup> Mit dem Programm mochte er sich nicht unbedingt im Voraus festlegen. Er werde «je nach Stimmung» eine Auswahl treffen, teilte er der Literarischen Gesellschaft Winterthur mit. Man könne ja «Darbietungen aus eigener Hand» ankünden.<sup>35</sup> Tatsächlich wiederholte er denselben Vortrag mit geringen Variationen jeweils über eine gewisse Zeit. Der Schwerpunkt war bestimmt durch die neueste Publikation, für die er werben wollte. Zugleich bot er immer eine gewisse Bandbreite, die einem vielfältig zusammengesetzten Publikum gerecht werden mochte. Ab und zu informierten ihn die Veranstalter über die zu erwartenden

Besucher. «Zu Ihrer Orientierung diene noch, dass unser Publikum sich zusammensetzt aus: Arbeitern, Beamten, Direktoren und Bauern.» So schrieb ihm 1925 die Leitung der Viscose Suisse, eines industriellen Grossbetriebs in Emmenbrücke bei Luzern.<sup>36</sup> Auch von Seiten der Gebrüder Bühler, einem Unternehmen der Maschinenindustrie im sanktgallischen Uzwil, wies man auf die erwartbare Heterogenität des Publikums hin. «Alles freut sich, dass Huggenberger kommt. Und wir sind sehr froh, dass wir – die Verantwortung für die Veranstaltungen tragend – so ruhig sein dürfen, dass Sie in Ihrem Vortrag das richtige Weglein finden zum Arbeiter, und dass Ihre Kunst aber auch gerade so gut den verwöhntern Ansprüchen aus Angestellten- & Arbeitgeberkreisen Genüge leistet.»<sup>37</sup> Für kleinere Ortschaften galt oft, was das evangelische Pfarramt von Balgach im St. Galler Rheintal schrieb: «Das Publikum besteht zumeist aus Bauern, einzelnen Industriearbeitern und deren Familien; es ist also ein recht schlichtes, aber sicherlich auch sehr dankbares Publikum, das Sie bei uns vor sich hätten.»<sup>38</sup> «Als Sie letztes Jahr bei uns erwartet wurden, sind die Bauern aus der Umgebung in Leiterwagen hergefahren, um Sie zu hören», meldete Hedwig Doerfliger von der Theatergesellschaft im aargauischen Schöftland.<sup>39</sup> Stark landwirtschaftlich dominiert waren am ehesten ganz kleine Ortschaften, wie etwa das schaffhausische Dörfliingen mit

32 KBTG Hu B 971 in Sch 38: Staatsbürgerkundekurs, 7.12.1924.

33 KBTG Hu B Sch 23: KV Davos, 26.1.1928.

34 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Kaspar Freuler, 2.9.1921.

35 winbib, Studienbibliothek, Ms BRH 550/37, 19.10.1923.

36 KBTG Hu B Sch 20: 27.2.1925.

37 KBTG Hu B Sch 20: Schweizer Verband Volksdienst: Gebrüder Bühler, 4.10.1928.

38 KBTG Hu B Sch 16: Pfarrer Weidenmann an A. H., 20.9.1927.

39 KBTG Hu B 204: 7.3.1931.

Abb. 83: Ungewohnter Anblick mit Mikrofon und Lesebrille, Lesung ohne Ortsangabe, 1930er-Jahre.



wenig mehr als 400 Einwohnern. Der Landwirtschaftliche Verein freute sich auf den «bevorstehenden hohen Genuss», warnte aber auch: «Wir hoffen, dass wir uns alle gut vertragen werden, Störungen, wie sie an andern Orten vorkommen, werden auch bei uns in Dörflingen nicht ausbleiben, denn wir sind ein Bauernvolk, grob und trotzköpfig, aber im Grunde gut, gerade so wie die Menschen in Ihren Geschichten [...].»<sup>40</sup> In solchen Orten betonten die Veranstalter denn auch gern, dass «Humoristisches wohl am liebsten gehört wird».<sup>41</sup>

Am anderen Ende eines breiten sozialen Spektrums standen Veranstaltungen im städtischen Rahmen mit einem bürgerlich geprägten Publikum. Die Vereinschronik des Stadsängervereins Winterthur hält einen frühen Anlass vom Februar 1912 wie folgt fest: «In einer stillen Winternacht, als draussen die weichen Flocken vom dunklen Himmel sanken, kam Huggenbergers ländliche Muse und erfreute die

dankbaren Zuhörer mit ihrer Ursprünglichkeit, Innigkeit, ihrem launigen Humor. Die Vorlesung des Dichters wurde wirkungsvoll eingerahmt durch Liedervorträge der Sopranistin Fräulein Alice Baumgartner, Winterthur, des St. Galler Baritons Herr Kranwehr, der Sektion B und des Gesangvereins. Die Liedertexte, von Huggenberger stammend, waren mit zwei Ausnahmen alle von unserm Direktor Herrn G. Niedermann in sangbarer und ansprechender Weise vertont worden. Besonderen Eindruck machte der wuchtige Gesamtchor, das Lied vom Winter, welches dem prächtigen Abend einen wirkungsvollen Abschluss verlieh.»<sup>42</sup> Mehr als dreissig Jahre später liessen die Initianten anlässlich einer Veranstaltung in Zürich

40 KBTG Hu B Sch 23: 12.1.1927.

41 KBTG Hu Sch 3: Ferdinand Bolt, Krummenau: 23.11.1929.

42 Zitiert in KBTG Hu B Sch 21: Stadsängerverein: 23.12.1942.

durchblicken, «für das zu erwartende Stadtpublikum» komme am ehesten «Lyrik und ernste epische Prosa, ganz nach freier Wahl», in Frage.<sup>43</sup> Solche Beschreibungen suggerieren allerdings eine stärkere soziale Differenzierung der Programme, als sie in Realität gegeben war. Huggenberger machte, was er wollte, und kümmerte sich nur begrenzt um besondere Anforderungen. Da konnte es auch mal vorkommen, dass er danebengriff und ein bürgerlich-städtisches Publikum mit älteren Humoresken bediente, die mässige Heiterkeit erregten.<sup>44</sup> Bemerkenswert scheint, wie er – quer durch alle sozialen Schichten und Altersgruppen – über Jahrzehnte hinweg immer wieder eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Menschen anzusprechen vermochte.

### Konturen einer Popularität

Im kleinstädtisch-städtischen Rahmen entstand die besondere Form des «Huggenberger-Abends», der schon vor 1914 seine charakteristische Form gewann und bald auch in ländlichen Gebieten kopiert wurde. Schulwesen und Vereine hatten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den Weg dafür geebnet: In der organisierten – und disziplinierten – Geselligkeit, gestaltet durch Musik, Theater und vielfältige Unterhaltungen fand auch ein «Bauerdichter» seinen Platz.

Das Interesse an Huggenberger hatte einen starken Schwerpunkt in der Ostschweiz, in den Kantonen Thurgau, Zürich, Schaffhausen, St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden, wo 470 der 740 erfassten Lesungen stattfanden. Eine nach Gemeinden gegliederte Karte zeigt die regionalen Schwerpunkte in den Städten und mittelgrossen Ortschaften sowie die Verdichtungen entlang der Verkehrswege, etwa entlang den Ufern des Zürichsees oder von Frauenfeld nach St. Gallen. Westlich der Stadt Zürich verlief bereits eine erste Trennlinie, jenseits derer die Häufigkeit der Lesungen deutlich nachliess, wenn sich auch eine

Linie der Aufmerksamkeit quer durch das aargauische Mittelland bis in den Kanton Solothurn hinein zog. Ausserhalb dieses relativ geschlossenen Gebiets stehen Inseln des Interesses im Raum Basel, in der Stadt wie in ihren Vororten. Ferner im Kanton Bern, neben der Hauptstadt auch im relativ entlegenen Emmental, wo in den 1920er-Jahren Hans Müller mit seinem Verein abstinenter Bauern aktiv war, bevor er in den 1930er-Jahren zum bekannten Führer kleinbäuerlicher Opposition wurde –, der Kontakt mit Huggenberger brach dann ab.<sup>45</sup> Auch touristische Zentren, wie etwa Davos oder Interlaken, waren interessiert. Als vereinzelte Anlässe sind Huggenbergers Reisen in die Romandie oder in den Tessin zu betrachten: Es waren vor allem die deutschsprachigen Minderheiten dieser Kantone, die ihn einluden. Besonders aktiv waren die Thurgauer Vereine. Nach Graubünden wäre Huggenberger, von Chur abgesehen, wohl nur selten gelangt, hätte ihn nicht der bereits erwähnte demokratische und reformierte Nationalrat Andreas Gadiant mehrfach eingeladen und für ihn Auftritte auch in kleineren Ortschaften organisiert.<sup>46</sup> Die Aktivität von Gadiant, der im linksbürgerlichen Lager politisierte und bei Bedarf auch die konfessionellen Antagonismen gezielt für seine Zwecke einsetzte, weist nun aber auf die wichtigste Trennlinie hin, welche der Popularität Alfred Huggenbergers Grenzen setzte.

In die katholische Schweiz wurde Huggenberger selten eingeladen. Dies galt namentlich für die katholischen Stammlande, wo er nur ganz vereinzelt – und spät – erschien. Im vielbesuchten Pilgerort Einsiedeln

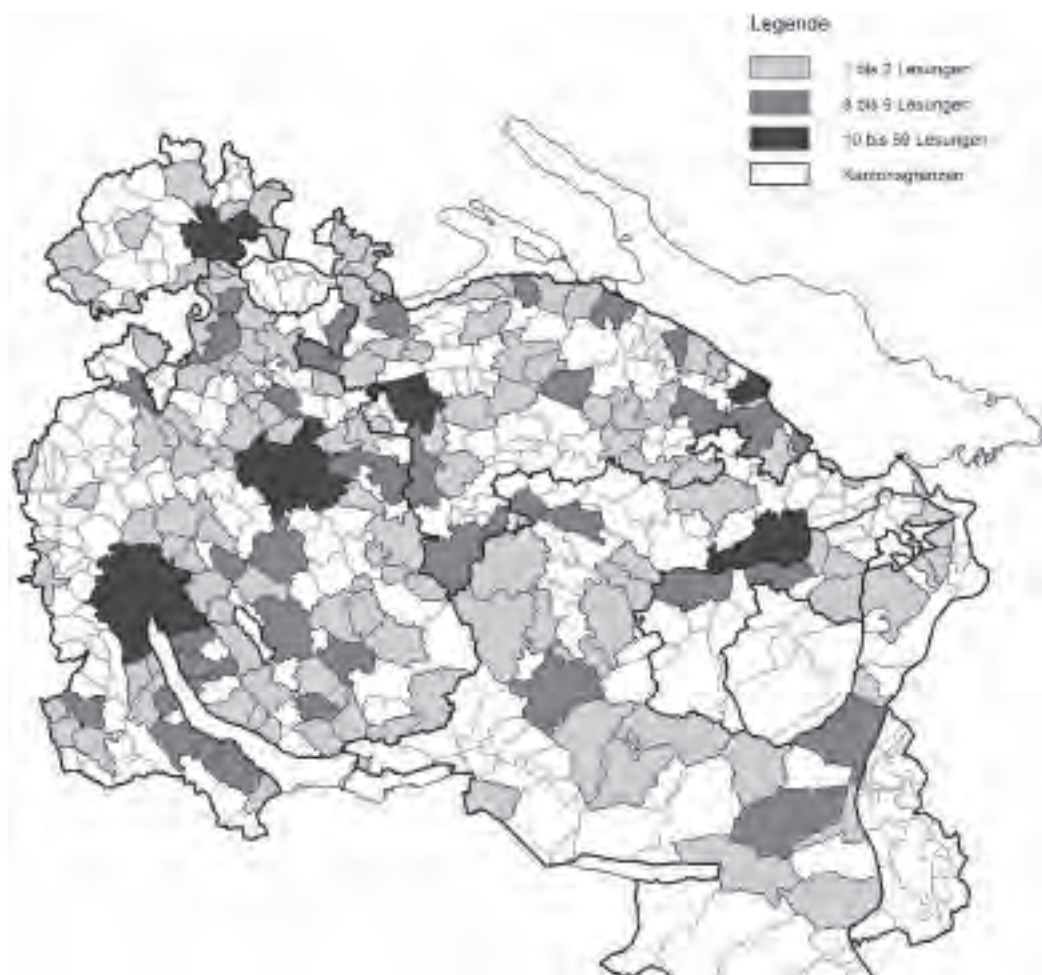
43 KBTG Hu B 1233, in Sch 26: W. Stokar, Zürcher Schriftsteller-Verein an A. H., 16.1.1946.

44 Siehe BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 95; c.2.74: Polizeirapport aus Basel, 10.12.1942.

45 Siehe KBTG Hu Sch 23: Schweiz. Verband abstinenter Bauern, 1928/29.

46 Zu Andreas Gadiant siehe HLS 5, S. 59.

Abb. 84: Lesungen Alfred Huggenbergers in der Nordostschweiz.



las er bemerkenswerterweise schon 1924, in Zug hingegen erschien er erst 1943, in Menzingen 1950, in Schwyz 1953. Für die Stadt Freiburg ist kein einziger Besuch belegt, in diesem Kanton las er nur in den reformierten ehemaligen gemeinen Herrschaften Murten und Kerzers. Eher noch gelang der Kontakt mit der christlich-sozialen Diaspora im mehrheitlich

reformierten Umfeld, so in Zürich, oder in Städten mit einem ausgeprägten liberalen Katholizismus, wie etwa Solothurn und – in vermindertem Umfang – in Luzern.

Eine nähere Betrachtung der Verhältnisse im ostschweizerischen Kerngebiet, in den Kantonen Thurgau, St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden be-

stättigt das Bild und lässt weitere Kräfte erkennen, die den kulturellen Markt bestimmen.<sup>47</sup> Auch hier tritt deutlich die Reserve stark katholisch geprägter Ortschaften gegenüber Huggenberger hervor. Es waren die dominant reformierten oder gemischt-konfessionelle Gemeinden, die ihn einluden. Erst seit den späten 1920er-Jahren meldeten sich allmählich ein wenig vermehrt auch katholische Ortschaften. Hingegen ist kein einziger Besuch im katholischen Appenzell Innerrhoden dokumentiert. Im Übrigen waren es naheliegender Weise nur selten ganz kleine Gemeinden, die eine Initiative ergriffen, am ehesten kamen diese im Thurgau zum Zug, wo die Popularität Huggenbergers am grössten war. Ein sehr hoher Anteil an landwirtschaftlich Beschäftigten wirkte eher negativ, unabhängig von der Konfession. Unter den etwas grösseren Ortschaften führten die Bezirkshauptorte und die kleinen Verkehrszentren mit einem erhöhten Anteil an Handel und Dienstleistungen. Sie wiesen in ihrer Erwerbsstruktur mehr Angestellte und Beamte auf. So lag Romanshorn (10 Lesungen) weit vor dem benachbarten, deutlich einwohnerstärkeren und sehr industriell geprägten Arbon (3 Lesungen), das zudem infolge Zuwanderung auch einen grösseren Katholikenanteil aufwies. Daneben gab es selbstverständlich einzelne Orte mit speziellen Bedingungen, welche die häufigen Besuche Huggenbergers erklären: So etwa wirkte die landwirtschaftliche Schule von Arenenberg im kleinen Salenstein als starker Magnet für regelmässig wiederkehrende Lesungen.

Die Konfession blieb indes die wichtigste Kraft, die über alle anderen Faktoren hinaus die Wahrscheinlichkeit einer Huggenberger-Lesung bestimmte. Die Häufigkeit der Lesungen lässt sich auch als – grober – Indikator für den regionalen Absatz der Bücher verstehen, über den sonst keinerlei Daten vorliegen. Der Autor war sich der Vorbehalte bewusst, die ihm in der katholischen Schweiz entgegenschlugen, auch wenn diese kaum je explizit formuliert wurden. Kritik konnte an unerwarteter Stelle laut

werden. So meldete sich Ende 1937 Kaplan Franz Seiler, Präses der Katholischen Jungmannschaft in Weinfeld, der mit seinen Zöglingen «Dr Herr im Huus» einstudierte, das sei ein gutes Stück. «Jedoch schreiben Sie Seite 17 unten: «Sackerment hindere!» Wir Katholiken lieben solche Ausdrücke nicht, denn der genannte Ausdruck erinnert uns an das heilige Sakrament des Altars. Der Spieler hat das selbst geändert in Sack Zement.»<sup>48</sup>

Konfessionelle Engstirnigkeit hatte Huggenberger immer abgelehnt; in seinem ganzen Werdegang wie in seiner Lebenshaltung aber war er unzweifelhaft zutiefst reformiert geprägt. In seiner Jugend, ja bis in die 1890er-Jahre, hatte ein tiefer politisch-konfessioneller Graben die liberal-freisinnige und demokratische von der katholisch-konservativen Schweiz getrennt. In vielen Regionen blieben diese Gegensätze bis in die Zwischenkriegszeit und darüber hinaus virulent. Da er immer daran interessiert war, seinen Absatzmarkt zu sichern und auszubauen, musste ihn die katholische Zurückhaltung beschäftigen. Vereinzelt taucht die Frage auch einmal in seiner Korrespondenz auf; sie dürfte zu den sich von selbst verstehenden Dingen gehört haben, über die man keine grossen Worte verlor. Grundsätzlich operierte er vorsichtig und mied die konfessionellen Fettnäpfchen auch in seinen humoristischen Schriften, obwohl auf diesem Gebiet viel Stoff zu holen gewesen wäre. Als in den späten 1930er-Jahren einzelne katholische Patres aus der Bauernseelsorge den Kontakt zu ihm suchten, ging er bereitwillig darauf ein. «Vom katholischen

---

47 Es handelt sich um die Betrachtung folgender Merkmale der Gemeinden: Lesungen, Bevölkerungszahl, Anteil der Katholiken, Anteil von Landwirtschaft und von Handel/Verkehr an den Beschäftigten (nach Volkszählung 1920). Auf eine statistische Korrelationsanalyse wurde verzichtet, da der Zusammenhang bezüglich der vor allem interessierenden Konfession überaus eindeutig ist.

48 KBTG Hu Sch 20: Seiler an A. H., 31.12.1937.

Standpunkt aus» habe er keinerlei Vorbehalte gegen seine Bücher, bekannte Pater Aegidius Bitter, ein Kapuziner aus Schwyz. «Sie wissen, dass wir die Ehe als unauflöslich betrachten und dass ein Ehe teil, solange der andere Ehepartner lebt, keine neue Ehe eingehen kann. Dass Sie auch da mit unsern Grundsätzen übereinstimmen, freut mich sehr. Ohne zu moralisieren stehen Sie fest zu den Grundsätzen der christlichen Moral.»<sup>49</sup> Entgegen der Annahme des Paters liess Huggenberger allerdings die Scheidung in seinen Werken – ganz vereinzelt – durchaus gelten als Erlösung für die Frau aus unerträglicher Abhängigkeit und unmenschlicher Behandlung.<sup>50</sup>

### Eine Vielfalt von Veranstaltern

Ein Blick auf die Veranstalter der «Huggenberger-Abende» ergänzt das Bild. Auch hier wird der konfessionelle Graben sichtbar. Erkennbar wird aber auch die Trennlinie zur politisch-gewerkschaftlichen Linken. Ein einziges Mal, Anfang 1917, trat die Sozialdemokratische Partei (Grütliverein) an ihn heran, es handelte sich um die Sektion Frauenfeld, um eine Lesung zu organisieren. Auch das Gewerkschaftskartell Schaffhausen meldete sich 1933. Dies waren aber grosse Ausnahmen. Dabei waren Arbeitnehmerorganisationen an sich gut vertreten unter den Interessenten. Es handelte sich um die überwiegend nichtsozialistischen Angestellten der Privatwirtschaft, darunter zahlreiche Sektionen des «Schweizerischen Kaufmännischen Vereins, auch um Eisenbahner und Postangestellte, zudem Hausvereine von Grossfirmen oder christlich-soziale Gruppierungen.<sup>51</sup> Was politische Organisationen betrifft, veranstaltete die Freisinnige Partei, der Huggenberger selber angehörte, immer wieder Lesungen. Neben bäuerlichen Vereinen meldeten sich auch die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Bauern- und Gewerbetparteien. Politisch gefärbt im Sinn einer bürgerlichen, meist freisin-

nigen Orientierung waren die sogenannten staatsbürgerlichen Kurse, an denen Huggenberger öfter partizipierte, wobei sein Programm ganz im gewohnten Rahmen blieb. Die Veranstalter hatten jedoch durchaus politische Intentionen. So schrieb die Freisinnige Partei von Thalwil im Sommer 1929: «Die Wahlen des Jahres 1928 haben im städtischen Parlament eine rote Mehrheit gebracht, indessen versuchen die Sozialistische Jugend und Bildungsbestrebungen auch auf dem Lande festen Fuss zu fassen. Den Kursen für staatsbürgerliche Bildung ist somit eine erhöhte Pflicht auferlegt worden, den zersetzenden Ideen der Linken auf dem Wege der Aufklärung Einhalt zu gebieten.»<sup>52</sup>

Am allerhäufigsten aber kamen die Impulse zur Organisation einer Lesung aus dem breitgelagerten ländlichen und städtischen Vereinswesen: Ortsvereine, gemeinnützige Gesellschaften, kulturell tätige Organisationen wie Lesegesellschaften, literarische Vereinigungen, Theater- und Musikvereine. Eine Rolle spielten auch die expandierenden Einrichtungen des bäuerlichen Bildungswesens und die neu entstehenden Organisationen der Bäuerinnen. Pfarreien organisierten Familienfeste, Verkehrs- und Verschönerungsvereine organisierten Anlässe für die ganze Gemeinde. Politik blieb dabei auf der Seite.

Neben den abendfüllenden Veranstaltungen gab es auch kleinere Einsätze, beliebt vor allem an Verbandstagungen: Sie boten den Delegierten neben dem Pflichtprogramm noch einen unterhaltenden

49 KBTG Hu B 112: Bitter an A. H., 26.7.1939; siehe auch Hu B 418 in Sch 9: Pater Ansfried Hinder, sowie Hu B 32: Bauernpater Siegwald Angehrn.

50 So z. B. in der Erzählung «Der Glückfinder», in: A. H., Heimliche Macht.

51 Zu den Angestellten und ihrer politisch-kulturellen Orientierung siehe König/Siegrist/Vetterli, Die Angestellten.

52 KBTG Hu Sch 12: Freisinnige Partei an A. H., 20.7.1929; es scheint, dass A. H. an der Schlussveranstaltung vom 19.3.1930 mitwirkte.

Teil. Die Veranstalter waren bisweilen sehr explizit mit ihren Erwartungen, so etwa die Konferenz der eidgenössischen und kantonalen Vermessungsaufsichtsbeamten mit ihrer Tagung im Hotel Bahnhof in Frauenfeld 1930: «Einige Verse über die Geometer im allgemeinen oder die Vermessungsaufsichtsbeamten (Kantonsgeometer) im speziellen würden zur Hebung der Heiterkeit noch besonders beitragen.»<sup>53</sup> Ob Huggenberger dazu etwas einfiel, bleibt offen. Der Kanton Thurgau bediente sich gern des populären Mitbürgers, wenn es darum ging, Regierungsmitglieder aus anderen Kantonen oder gar einen Bundesrat zu empfangen, so etwa zum Treffen der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren in Frauenfeld, im Beisein von Bundesrat Heinrich Häberlin im Oktober 1928. «Ihre Gegenwart würde die Herren natürlich sehr freuen», erklärte Regierungsrat Paul Altwegg, der als Gastgeber ein erheiterndes Intermezzo für den geselligen Teil des Anlasses erhofft haben dürfte.<sup>54</sup> Einige Notizen verraten, dass Huggenberger sich auch hier nicht versagte, sondern eigens gefertigte Verse vortrug.

Der «Huggenberger-Abend» war in Zürich so beliebt wie nirgendwo sonst. Nicht weniger als 59 Auftritte in der Stadt sind belegt; an zweiter Stelle folgte Winterthur (23 Lesungen), dann Basel (21), Bern (17) und Frauenfeld (14). Die kleinstädtische und ländliche Nachfrage zog mit der Zeit kräftig nach, Zürich nahm nur den Platz ein, der ihm aufgrund der Bevölkerungszahl zustand. In den späten 1940er- und frühen 50er-Jahren endeten Huggenbergers Lesereisen wieder im ostschweizerischen Raum, im Umfeld von Zürich und Winterthur. Die Anlässe waren nun oftmals bescheiden geworden. Auf den März 1949 plante die Landwirtschaftliche Genossenschaft Dussnang, im Tannzapfenland des Hinterthurgau, eine Landfrauentagung, der Auftritt des Einundachtzigjährigen war nur noch als ein Programmpunkt unter verschiedenen vorgesehen. «Das ungefähre Programm», so teilte man ihm mit, «würde

sich nun wie folgt stellen: 1. Begrüssung durch den Vorstandspräsidenten. 2. 2 Lieder zur Eröffnung v. Männerchor. 3. Dann Ihr Programm mit Einlagen der Trachtengruppe [...]. 4. Im II. Teil würde ein Vertreter vom VOLG mit einem Film aufwarten & zum Schluss erhalten alle eine Gratiswurst.»<sup>55</sup>

---

53 KBTG Hu B 788: Otto Possert an A. H., 12.6.1930.

54 KBTG Hu L Sch 65: Altwegg an A. H., 24.9.1928.

55 KBTG Hu B 318: Landwirtschaftliche Genossenschaft Dussnang an A. H., 16.3.1949.

## 32 Eine zunehmend problematische Verlagsbeziehung

«Es würde mich natürlich ganz ausserordentlich freuen, wenn der schöne und verdiente Erfolg, den Ihr Roman «Die Frauen von Siebenacker» errungen hat, Sie dazu veranlassen könnte, sich in Zukunft wieder eifriger der in den letzten Jahren etwas vernachlässigten Schriftstellerei zu widmen», schrieb Alfred Staackmann zum Jahreswechsel 1925/26 mit sanftem Druck aus Leipzig. «Jetzt zu Weihnachten wurde ja der beste Beweis erbracht, dass es nach wie vor noch viele Tausende von Lesern gibt, die sich für Ihr Schaffen lebhaft interessieren und dass auch die Kritik im allgemeinen durchaus bereit ist, Ihre Eigenart und grosses künstlerisches Können in vollem Umfang zu würdigen.»<sup>1</sup>

Für einmal scheint es, als habe sich Huggenberger vom fordernden Ton des Verlegers nicht allzu sehr bedrängen lassen. Wann genau er sein nächstes Projekt ankündigte, lässt sich zwar nicht rekonstruieren, auch könnte der Nachlass hier eine Lücke aufweisen, jedenfalls verging ein halbes Jahr, bis im nächsten Brief der Verlagsmitarbeiter Franz Winter erstmals die neue Novellensammlung erwähnt. Am 5. Oktober 1926 reiste Huggenberger mit den Manuskripten nach Leipzig. Die meisten seiner insgesamt sieben Texte waren längst fertig. «Das Opfer» hatte er, noch unter dem Titel «Weihnachtsäpfel», drei Jahre zuvor ins Reine geschrieben.<sup>2</sup> «Mädeli» war in der «Schweizerzeitung für Literatur, Volkstum und Theater»<sup>3</sup> abgedruckt worden, und bei «Eia Weihnacht» handelt es sich um nichts anderes als um «Der Maispacher holt seinen Christbaum», dieselbe Geschichte also, die gut zehn Jahre zuvor zuerst in Adolf Bartels «Neuer Christoterpe» und danach im «Sommergarten» erschienen war. «Der verkehrte Jakob Stockauer» beschäftigte Huggenberger auf mehreren ausgiebigen Sommerwanderungen, und er schrieb noch daran auf der Fahrt nach Leipzig.<sup>4</sup>

Mitte Oktober – sein Autor war bereits auf der Heimreise – bekam Alfred Staackmann erstmals alle sieben Texte zu lesen. Es spricht nicht für seine litera-

rische Kompetenz, dass ihm «Mädeli» und «Das Opfer» am besten gefielen, die beiden rührseligen Geschichten der Sammlung. An der unterschiedlichen Art der Texte störte er sich nicht, im Gegenteil, er wertete es als grossen Vorzug des geplanten Buchs, «dass die beiden letzten Erzählungen einen humoristischen Einschlag erhalten haben und sich in ihnen der «Kampf mit dem Leben» weniger rau und tragisch abspielt, wie in den Anfangsgeschichten. Der Leser wird daher ihr Buch in gehobener und befreiter Stimmung aus der Hand legen und ihm ein gutes Gedenken bewahren».<sup>5</sup>

Mit den letzten Erzählungen meinte Staackmann die Satire «Die Brüder» sowie «Die drei guten Werke», eine Prosafassung des Lustspiels «D’Liebidur Zitig oder die verwechselten Bräute», das Huggenberger im selben Jahr für den Sauerländer-Verlag geschrieben hatte, als eine weitere Variation aus dem schier unerschöpflichen Heinrich-Fundus. Wie die meisten der sieben Texte passen sie schlecht zum Thema der neuen Sammlung und ihrem schludrig formulierten Titel. «Kampf mit dem Leben» sollte wohl Lebenskampf bedeuten, und es ist zugleich das Gegenteil vom Kampf mit dem Tod.

### Herr Stockauer, sein Schirm und die lieben Frauen

Kein lobendes Wörtchen des Verlegers also erhielt «Der verkehrte Jakob Stockauer», die längste und mit Abstand beste Erzählung des Bands. Es ist eine der Knechtgeschichten, mindestens ebenso geglückt wie

1 KBTG Hu B Sch 969 in Sch 21: Staackmann an A. H. 7.1.1926.

2 KBTG Hu B L Sch 60/5: 17.5.1923.

3 Ausgabe vom Juli 1926, S. 3–6.

4 KBTG Hu M Sch 90, die Heftchen Juni–August 1926 sowie 6.10.1926 (nach Leipzig).

5 KBTG Hu Sch 21: Staackmann an A. H., 20.10.1926.



«Daniel Pfund». Beide Protagonisten sind in mehr als eine unglückliche Liebschaft verwickelt und kommen im besten Alter auf tragische Art ums Leben. Und doch unterscheiden sie sich grundlegend. Während Daniel Pfund mit den Jahren heiter-melancholische Züge annimmt, findet Jakob Stockauer solchen Ausgleich nicht. Wohl ist auch er überaus tüchtig, er scheut keine Arbeit, ja «es gibt auf der Welt nur zwei Dinge, die ihm zu schaffen geben: das Geld, das ihn dumm machen könnte, und die Aline Käch in Guten Grund, die ihn heiraten will».<sup>6</sup> Wo er doch in Grete Züblin, die Meistertochter verliebt ist – und sie, ohne es sich einzugestehen, vielleicht auch ein bisschen in ihn? Dass ihre Gefühle in der Schwebeliege bleiben, ist die Kunst dieses Texts. Und dass Grete als einzige weiss, warum sie Jakob den Schirm in den Sarg mitgegeben hat! Es lohnt sich, diesen Schirm während der Lektüre im Auge zu behalten. Hier sei nur soviel verraten, dass es sich nicht um ein beseeltes Objekt handelt, keinen sprechenden Gegenstand, es ist ein unscheinbares Utensil, ein nützliches Ding, ganz einfach ein Schirm.

Konsequent wie selten verzichtet Huggenberger auf Erzählerkommentare, was für seine Leserschaft ungewohnt war, selbst für den belesenen Rudolf Hägni. «Die Geschichte ist etwas zu karg, das Licht eine Idee zu nüchtern»,<sup>7</sup> schreibt er, seine Frau habe dasselbe Gefühl gehabt, irgendetwas könne einen an der Geschichte nicht befriedigen.

Befremdlich wirkte Jakob Stockauer wohl vor allem wegen seiner anarchischen Eskapaden. Diese rühren offenbar von seiner Angst, sich im sozialen Anpassungsprozess Wesentliches zu vergeben, so dass es ihm ebenso ergehen könnte wie seiner Jugendliebe Aline Käch. Wie er ist sie überaus tüchtig, hat als Kellnerin viel erspart, für das ökonomische Vorwärtkommen ist sie bereit, ihre Lustgefühle zurückzustellen. Das kann Jakob nicht akzeptieren. «Warum denn nicht heute», fragt er bloss, als sie ihm wortreich ein Tête-à-tête für den kommenden Sonntag verspricht.<sup>8</sup>

Wie Jakob Stockauer, Daniel Pfund und allenfalls Augustin Brendli aus den «Frauen vom Siebenacker» zu den gelungenen Knechtfiguren gehören, gibt es in Huggenbergers Texten auch eine Reihe imposanter Frauengestalten hervorzuheben. Grete Züblin hätte das Zeug dazu, wäre sie mehr in den Fokus gerückt. Sicher ist Elsbeth Mähder aus dem «Ebenhöch» eine der faszinierenden weiblichen Persönlichkeiten, ebenso Rose Öler aus den «Kleinen Leuten» und Hermine Inzuben aus den «Dorfgenossen», zudem die eine und andere Figur aus den Romanen. Wobei bei der Beurteilung zu bedenken wäre, dass die Meinungen über die Frauen sehr viel weiter auseinandergehen als bei den Knechten. Von der zeitgenössischen Kritik wurden die Mutterfiguren mit besonderem Wohlwollen behandelt, auch wackere Frauen wie Anna Wassmann aus den «Frauen von Siebenacker» oder Esther Kempf aus dem «Ebenhöch». Immer und immer wieder wurde betont, mit solchen Figuren habe der Autor seiner Mutter Margaretha ein Denkmal gesetzt.

1929, mit gut sechzig Jahren also, schrieb Huggenberger einen nächsten Geschichtenband, den er «Liebe Frauen» nannte. Es sind drei längere Texte, die auch als Novellen bezeichnet werden könnten. Sie behandeln ungewöhnliche weibliche Lebensläufe von der Art, wie man sie landläufig als Schicksal bezeichnet: ein Freitod, ein übersteigertes Verantwortungsgefühl, ein seltsamer Unfall. Damit bezahlen die Frauen einen hohen Preis für die kleinen Extravaganzen. Liesbeth Gander galt von klein auf als apart, wegen eines Kränzchens, das ihr die Mutter am ersten Schultag aufgesetzt hatte. Alwine Wälli im nächsten Text hat einen noch härteren Kopf als ihr Bruder und schreibt diesem wunderliche Briefe voller Zärtlichkeit. Auch die junge Regine Bächler hat ihre Ma-

---

6 A. H., *Der Kampf mit dem Leben*, S. 9.

7 KBTG Hu B Sch 8: Hägni an A. H., 22.7.1927.

8 A. H., *Der Kampf mit dem Leben*, S. 61.

cken, doch «grad deine Sonderlichkeit hat mich zu dir hingezogen»,<sup>9</sup> bekommt sie von ihrem Verehrer zu hören.

Zu solchen Frauen hatten die zeitgenössischen Huggenberger-Kenner eine merkwürdige Haltung. Sie seien Opfer, stille Dulderinnen, aber keine komplizierten Fälle für Psychologen, schreibt Hans Kägi mit einer Vehemenz, als müsste er Huggenberger gegen unberechtigte Anwürfe in Schutz nehmen: «Man kann ihren Dichter nicht zu den Seelenseziern reihen, welche die Literatur eine Zeitlang mit Psychopathen und Neurotikern bevölkert haben.»<sup>10</sup> Es ist aber die Empathie, ein Verständnis für psychische Vorgänge, die frappiert. Wie die Fürsorglichkeit von Alwine gegenüber dem jüngeren Bruder zur Kontrollsucht ausartet etwa, ja selbst Liesbeth Gander, die Kranzjungfer, lässt sich nicht so einfach in die Opferrolle drängen. Es hat etwas Selbstverständliches, wie sie, die Magd, sich mit dem Zelghofbauern einlässt, während dessen Frau für längere Zeit in der Kur weilt. Als sie schwanger wird, kommt die alte Ordnung zum Tragen. Weil der Kindsvater hinter ihrem Rücken für sie die Heirat mit einem andern arrangiert, nimmt sie sich das Leben. Nicht als stille Dulderin mit Tabletten oder sonstwie unauffällig, nein, sie tut es mit dem Revolver des Zelghofbauern, wie dessen Melker in der Dorfwirtschaft bekannt gibt. Und wie Hohn klingt, was er am Herrentisch meldet: «Die Magd Liesbeth hat sich in ihrer Kammer erschossen. Mit Euerem eigenen Revolver, jawoll. Man sieht ihr kaum etwas an, nur dass sie jetzt tot ist, statt lebendig.»<sup>11</sup>

Wie Huggenberger zu solchen Geschichten kam, ist aus den Notizheften nicht zu erfahren. Man findet wenig Konkretes zu den «Lieben Frauen», zuweilen sind kurze Reflexionen eingestreut: «Frauen, die heimlich weinen. Weshalb? Es weinen alle Frauen in X (und wohl auch in Herrenhäusern). [...] Die Frauen wissen oft selber nicht warum», heisst es, und dazu als eine Art Selbstgespräch aus weiblicher Sicht:

«Was ist mir denn eingefallen? Habe ich geweint? Sie müssen sich ihre kleinen Sonntage selber bereiten.»<sup>12</sup>

### **Ausbeutung, Filetstückchen, Kernsätze**

Zu Huggenbergers 60. Geburtstag wurden in Leipzig verschiedene Verlagsaktivitäten geplant. Zum einen sollten die bislang verstreut veröffentlichten Jugenderinnerungen ein eigenes Buch erhalten, «Die Brunnen der Heimat» (auf die wir in Teil I eingegangen sind). Ausserdem wurde Rudolf Hägni mit einer werkbiografischen Skizze beauftragt. Es war keine leichte Aufgabe für den gewissenhaften Zürcher. Als er sich bei Huggenberger über Staackmanns inhaltliche Einmischungen beklagte, scheint er vom Regen in die Traufe gekommen zu sein. «Ich merke nun, dass auch unsereins seinen <Stil> hat», schrieb er angesichts der zahlreichen Änderungswünsche aus Gerlikon. «Sie haben eine andere Gangart. So sehr ich Ihren Tonfall liebe [...], aber mit meinen Sätzen zusammen ergibt es kein Ganzes. Sie sind zu geschlossen in sich, und zu geschliffen, als dass Sie mit unsereinem eine Ehe eingehen könnten! Ich bin geballter, gespannter.»<sup>13</sup> Auch der Winterthurer Hans Kägi wurde von Staackmann eingespannt, er hatte ein Geburtstagsfeuilleton zu schreiben, das laut Verlag an rund 300 deutsche und österreichische Zeitungen verschickt werden sollte.

Kaum waren die Geburtstagsfeierlichkeiten vorüber, plante Staackmann die nächste Werbeaktion. Es ging um ein Huggenberger-Lesebuch, in der Art von the best of, wie man es heute nennen würde, eine Anthologie in eigener Sache, mit dem unsägli-

---

9 A. H., Liebe Frauen, S. 188.

10 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 98.

11 A. H., Liebe Frauen, S. 88.

12 KBTG Hu M Sch 92: Schwarzes Wachstuchheft, S. 37.

13 KBTG Hu B Sch 8: Hägni an A. H., 28.9.1927.

chen Titel «Vom Segen der Scholle». Über den Untertitel gab es Differenzen. Der Autor hatte sich «Eine Auslese aus Alfred Huggenbergers Werken» gewünscht, während Staackmann «Ein Bauern-Brevier» bevorzugte. Schliesslich nahmen sie beides, den einen Vorschlag fürs Vorsatzblatt, den andern für den Buchdeckel. Im Innern wurden, mit Ausnahme der Arbeiten von Hermann Rau, Illustrationen aus dem Huggenberger-Fundus verwendet, neun verschiedene Stilrichtungen somit.

Erstmals praktizierte Huggenberger nun in Buchform, was er bisher in Lesungen, schriftlich aber nur in Zeitungen und Zeitschriften gemacht hatte. Er filetierte kurze Passagen aus seinen Erzählungen und Romanen, aus den Jugenderinnerungen, den Gedichtbänden, ja selbst aus dem «Sommergarten». Teilweise machte er dies mit Quellenangabe, teilweise auch ohne; so verwendete er die Geschichte «Die heimliche Macht» aus den «Dorfgenossen» nun unter dem neuen Titel «Das Rosendorf».

Als eine Art Nachwort des neuen Buchs wurde der Geburtstagsartikel des jungen Hans Kägi aus Winterthur abgedruckt, dann folgten neun Seiten Kürzestschnipsel, betitelt «Kern- und Merkworte aus Alfred Huggenbergers Werken». Sie hätten wohl als Aphorismen wirken sollen, lesen sich aber eher wie Kalendersprüchelein: «Der Liebe kann man keinen Gatter bauen (Heidenheuet)» oder «Eine Weltanschauung kann man nicht unter einem Birnbaum auflesen (Johann Benders Heiratsjahr)». Auch Gedichte wurden filetiert, eine Methode, die der Autor seinen Rezensenten oft vorgeworfen hatte. Und damit nicht genug: Der ausführliche Pressespiegel im Anhang enthält mehrere Passagen, die Alfred Huggenberger in die Ecke der Bauerndichtung drängen. Eduard Korrodi ist doppelt vertreten, ausgerechnet mit den problematischen Sätzen, die er über Huggenbergers ersten Roman geschrieben hatte: «Das Buch wird ein Datum sein nicht bloss in der Geschichte des schweizerischen Bauernromans, sondern auch des

deutschen. [...] Man kann nach diesen «Bauern von Steig» nur noch ganz wenige Bauernromane lesen, denn, wer diese kennt, lässt sich keine Pseudobauern mehr aufschwindeln. Sie haben ihre Kraft inwendig, und es muss einer den Pflug führen können, bevor sie ihm ein Tausendstel dessen sagen, was Huggenberger ihnen entlockte.»<sup>14</sup>

### Das Haftetikett vom Bauerndichter

Das Etikett war nicht mehr abzustreifen. «Wenn der Ausdruck Bauerndichter je einmal zu Recht angewendet worden ist», schrieb die Thurgauer Zeitung, «dann gilt dies für Alfred Huggenberger im zwiefachen Sinne des Wortes. Nicht nur war er selbst Bauer vom Scheitel bis zur Sohle, sondern alle seine Gestalten, die er in seinen Büchern festgehalten hat, sind Bauern, wie sie sinnen und trachten.»<sup>15</sup> Besonders rühmig war Hans Kägi, dessen Texte zur Freude Huggenbergers in der deutschen wie der schweizerischen Presse Verbreitung fanden. Scholle, Alemannentum und Bauerndichtung gingen bei ihm eine höchst problematische Symbiose ein, womit er seinem verehrten Freund keinen Dienst erwies. So liess er sich beispielsweise in den liberalen «Luzerner Nachrichten» vernehmen: «Aus zahllosen Einzelzügen einer reinen Sittlichkeit formt sich in Huggenbergers Werk das Gesamtbild des alemannischen Bauernstandes, der in seiner Schollentreue siegreich dem Ansturm der alles verflachenden Zeit trotzt. Wie dem Grund und Boden, so ist der Bauer dem Altvordern verbunden.»<sup>16</sup>

Das Alemannentum beschworen auch deutsche Kritiker gern, wenn sie Huggenberger als Vertreter des deutschen Bauerntums vereinnahmten. «Jeder Zeile von ihm merkt man an, dass sie erlebt ist, aus

---

14 Aus: Deutsche Tageszeitung, Berlin.

15 Thurgauer Zeitung, 24.12.1927.

16 Luzerner Neueste Nachrichten, 26.12.1927.

jedem seiner Bücher spricht die innige Vertrautheit mit dem Stoff, ein tiefes Wissen um deutsches Bauern-  
 erntum, das sich in Alfred Huggenberger verklärt hat», schrieb Karl Fuss anlässlich eines Besuchs in Gerlikon.<sup>17</sup> Solche Texte kamen selten ohne reflexartig antimoderne Seitenhiebe gegen die urbane Kultur der 1920er-Jahre aus. In einer Ruhrpott-Zeitung beschrieb Fuss, damals Bibliothekar bei Krupp in Essen und später unter dem Pseudonym Wendelin Überzwerch selbst ein erfolgreicher Autor, seine Thurgauer Expedition als Reise in eine andere Welt. Nach dem Essen beim Dichter sei man über die Felder gegangen und im Wirtshaus von Schneit eingekehrt. «Bauern kommen herein – es war eine Beerdigung – grüssen den Dichter um eine Nüance achtungsvoller als untereinander. Scherzworte fliegen von Tisch zu Tisch, die Wirtin sitzt dabei und ein alter Tagelöhner, der seine Pfeife raucht und nach einer Stunde die erste trockenhumorige Zwischenbemerkung macht. Dass es so etwas noch gibt! Diese Atmosphäre ist dem <zivilisierten> Grosstädter ungewohnt. Sie tut gut. Wurzelhaftes Bauern-  
 erntum ist schliesslich doch der letzte Damm gegen die Allherrschaft grosstädtischer Pseudo-Kultur.»<sup>18</sup>

Im Mai 1928 nahm Huggenberger erstmals an der «Alemannischen Woche» in Freiburg im Breisgau teil und las dort, im Anschluss an Jakob Schaffner, aus seinen Werken.<sup>19</sup>

Allerdings zeigt die Huggenberger-Berichterstattung der 1920er-Jahre immer noch eine Differenzierung, die im Lauf der Zeit zunehmend abhanden kam. Für Paul Hedinger-Henrici zum Beispiel waren Huggenbergers Bauern primär Menschen, sein literarisches Schaffen letztlich Volkserziehung in der Tradition von Pestalozzi, Gotthelf und Keller, «die alten Probleme: Herz gegen Verstand; Sinnlichkeit gegen Sittlichkeit; Treue gegen Untreue zu Heimat und Menschen; nüchterner Sinn gegen freie Phantasie.»<sup>20</sup> Dies traf sich mit dem Kommentar von Georg Gustav Wiessner von der Volkshochschule Nürnberg; er

zeigt, dass man sich auch in Deutschland keineswegs nur aus der erzkonservativen und völkischen Ecke heraus für Huggenberger interessierte: «Es bleibt das Gesamterlebnis: Eine Landschaft mit Bauerndörfern, Ställen, Wiesen, Wäldern und Weinbergen. Von den Menschen: Mehr einzelne Bauern als eine Bauern-  
 schaft. Das grosstädtische Problem <der Bauer> kennt er nicht. Weil er selbst Bauer ist, darum schildert er im Bauern den Menschen vom Kauz bis zum Helden. Auch ist die <Heimatliteratur> viel zu weit heruntergekommen, als dass ich Huggenberger einen Heimatdichter nennen möchte. Das was wir so nennen, ist doch zu grössten Teilen geistige Flucht eines kleinen Dichters ins Diminutio der Dörfer, weil er dem Superlativ der Städte nicht gewachsen ist. Für Huggenberger ist das Dorf nicht Flucht, sondern Mittelpunkt der Welt.»<sup>21</sup>

17 Kölnische Zeitung, 18.12.1927 (Alfred Huggenberger, ein Schweizer Erzähler).

18 Rheinisch-Westfälische Zeitung, 7.10.1928.

19 Freiburger Zeitung, Bilderschau 5.5.1928.

20 Bildbeitrag und Feuilleton in: Basler Nachrichten, 25.12.1927.

21 Nürnberger Zeitung, 4.1.1928.

## 33 Huldigungen und Belästigungen

Als Alfred Huggenberger 1927 seinen 60. Geburtstag feierte, stand er auf dem Höhepunkt der Popularität. Von allen Seiten schlug ihm Sympathie entgegen. In den späten 1920er-Jahren, die auch ökonomisch zu seinen glücklichsten zählten, bremste keinerlei wirtschaftliche oder politische Misshelligkeit die Fülle der Huldigungen, die dem «Bauerndichter» aus Gerlikon dargebracht wurden. Das hatte seine angenehmen und schmeichelhaften Seiten; der Ruhm provozierte aber auch zeitraubende Beanspruchungen, die sich bis zur Belästigung steigern konnten.

### Ein Sommernachtsfest in Trichtenhausen

Heiter und entspannt verlief das grosse, dem Jubilar vom Lesezirkel Hottingen ausgerichtete Geburtstagsfest. Es fand statt bei der Trichtenhauser Mühle, die der Lesezirkel gern für seine Veranstaltungen benutzte: Am südöstlichen Stadtrand von Zürich gelegen, ist sie bis zum heutigen Tag von einem dichten Wald umgeben, der den Eindruck der Abgeschlossenheit vermittelt. Das Fest hatte man, der Jahreszeit halber, in den Sommer vorverlegt, um das sehr spezielle Programm realisieren zu können. Hunderte von Personen aus zahlreichen Vereinen der Kantone Zürich und Thurgau wirkten mit, kostümiert als Gestalten aus Huggenbergers Werken. Der Autor selbst fuhr mit Frau und Tochter in einer altertümlichen offenen Chaise vor und postierte sich sodann mit dem übrigen Publikum auf einer kleinen Tribüne, um dem Umzug der Bauern von Steig, derer vom Ebenhöch, derer von Siebenacker und vieler anderer beizuwohnen. Dann aber kamen die Geschenke, Brot und Wein, Schinken und leuchtende Sträusse aus dem Sommergarten, von Teilnehmern des Umzugs übergeben. «Mit Lebensmitteln ist der Dichter nun wohl auf einige Zeit versorgt!», kommentierte die «Klettgauer Zeitung».<sup>1</sup> Es war die Idylle eines ländlichen Fests, aufgezogen am Rand der grössten Stadt der

Schweiz. «Schulkinder singen und Turner produzieren sich», berichtet Ernst Aeppli im «Tages-Anzeiger», «in den Wirtschaften hebt ein Geläuf und Rufen an, indes die Nacht ins Waldtal sinkt. Als es dunkel geworden, der erste Tanz zu Ende gegangen, spricht der Dichter von der Baumkanzel über dem Bach Worte des Dankes. Und er wiederholt das Gelübde, solange ihm die Muse, er weiss nicht, ist sie ein Zürcher oder ein Thurgauer Mädchen, treu bliebe, der Mund des Volkes zu bleiben.»<sup>2</sup> Huggenberger war gerührt und anerkannte für einmal, dass ihn die Heimat nicht nur vernachlässigt habe. «Ich weiss, und es erfüllt mich mit Freude und Genugtuung, dass hinter der Veranstaltung Freunde stehen, die mich in meinem Schaffen von den ersten, mühseligen Anfängen an beachtet und gestützt haben. Ich habe durch den Lesezirkel Hottingen und seinen weitsichtigen kunstfreundlichen Leiter, schon oftmals und in verschiedenster Form Förderung, Aufmunterung und Hilfe erfahren. Es soll ihnen unvergessen sein.»<sup>3</sup>

Der Abend entsprach der Tradition des Lesezirkels, für prominente Mitglieder Geburtstagsfeste auszurichten, die ganz persönlich auf sie zugeschnitten waren. Die Absicht war gewesen, Volksfest und «künstlerisches Niveau» zu verbinden, «ohne dass das im besten Sinne Heimelige, Bodenständige verloren geht».<sup>4</sup> Ein Manko gab es dennoch in der Planung. Der ursprünglich auf Samstag angesetzte Anlass kollidierte mit dem Zürcher Seenachtsfest, dann war er wegen schlechten Wetters kurzfristig auf den folgenden Tag verschoben worden, aber der Strom der Besucher liess dennoch zu wünschen übrig.

Der runde Geburtstag zog mancherlei nach sich. Von der Schillerstiftung kam eine erneute Ehrengabe

- 
- 1 Klettgauer Zeitung, 5.7.1927 (Das Huggenberger-Fest).
  - 2 Ernst Aeppli, Dichterfest in Trichtenhausen, in: Tages-Anzeiger, 5.7.1927.
  - 3 A. H., Rede von der Baumkanzel, S. 127.
  - 4 Hägni, Das Trichtenhauser Gemeindefest, S. 123.

*Samstag, den 2. Juli*  
*veranstaltet vom*  
*Lesezirkel Hottingen*  
**Trichtenhauser**  
**Gemeindefest**  
*zu Ehren von*  
**R. Huggenberger**  
**Ländliches Sommernachtfest**

*Abends 7 Uhr: Einholung der Gäste durch die Vereine von Trichtenhausen und Zug durch den Wald mit Musik, Fahnen und ländlichem Fußwerk. 7 1/2 Uhr: In Trichtenhausen Begrüßung durch die Gemeindebehörden, Chiltleben und Tanzunterhaltung.*

**Alles Nähere im Programm**  
**Festzeichen**  
*zum Eintritt berechtigt, zu Fr. 5.-.*  
*Programme zu Fr. 4.- von 6 Uhr an an den Kassen in Trichtenhausen.*

*NB. Um rechtzeitiges Einnehmen der Zuschauerplätze wird dringend gebeten.*

*Bei ungünstiger Witterung wird das Fest auf Sonntag, den 3. Juli, beziehungsweise auf den nächsten schönen Wochentag verschoben. Im Zweifelstalle ist jeweils von mittags 12 Uhr an bei der „Kassunft“ der Telephonzentrale Zürich Bescheid erhältlich.*

über 2000 Franken. Anfang 1928 machte ihn die Stadt Frauenfeld, «in Würdigung seines glänzenden Aufstieges als alemannischer Bauern-Dichter», zum Ehrenbürger.<sup>5</sup> Als unmittelbare Folgewirkung wurde

ihm im Sommer – gemeinsam mit Regierungsrat Anton Schmid – die Mitgliedschaft in der ehrwürdigen Konstablergesellschaft geschenkt, so dass er ab Anfang 1929 regelmässig zum traditionellen Bechtelismahl eingeladen war – als Gast hatte er auch zuvor schon gelegentlich teilgenommen.<sup>6</sup> Seither trug er dort immer einmal wieder mit scherzhaften Rezitationen zur Unterhaltung bei. Zugleich wurde ihm auch das Thurgauer Kantonsbürgerrecht zugesprochen.

Die Aufwartung der Presse erreichte kurz vor dem Jahresende 1927, dem eigentlichen Geburtstag, den Höhepunkt. Huggenberger spielte mit oder entzog sich, wie es ihm gerade passte. Der Journalist und Gottlieb-Kenner Paul Hedinger-Henrici berichtet im Dezember 1927 von einem Besuch: «Das Gespräch dreht sich um alles andere als um Literatur und Papierweisheit; wir reden von Gras, Obst, Wald und Blumen. Nur einmal erwähnt Huggenberger das «Versmachen», indem er sein Töchterchen davor warnt. Von sich und seinen Plänen, Ideen, Erfolgen, von Schriftstellerei usw. sagt Huggenberger kein Wort. Wer ihn auf dieses Gebiet locken will, dem versteht er klug auszuweichen, sich mit einer neutralen Atmosphäre zu umgeben, einer Art Dornröschenhecke, in die nur er und freiwillig ein Türlein bauen will. So hält er sich alle Neugier klug vom Leibe.»<sup>7</sup> Huggenberger hatte sich rechtzeitig mit Material für die Presse eingedeckt: Auf den 22. September 1927 hatte er den Fotografen Jakob Bär aus Frauenfeld nach Gerlikon bestellt, dieser fertigte eine ganze Serie von Aufnahmen der mittlerweile landesweit bekannten Stube mit dem obligaten Blumenstrauss auf dem Tisch und den vielen Bildern an der Wand an.<sup>8</sup> Frau und Tochter

5 KBTG Hu Sch 138: Kopie des Ehrenbürgerbriefs, 16.1.1928.

6 Hux, Konstablergesellschaft, S. 50 und S. 78; KBTG Hu B Sch 33: Einladung, 21.1.1929.

7 Heimatstimmen, 15.12.1927, S. 479–480.

8 Siehe Fotoarchiv Bär im StadtA Frauenfeld.

Abb. 86: Familie Huggenberger fährt vor, Trichtenhauser Fest, 3. Juli 1927.



hielten die Porträtsitzungen geduldig aus. In diesem Jahr muss auch die oft reproduzierte Aufnahme entstanden sein, die den Autor am Tisch sitzend vor aufgeschlagenem Buch zeigt, das Kinn auf die Hand aufgestützt, der Blick verschlossen, fast abweisend. Vielleicht aber schaute gar niemand so genau hin; die Presse verkündete frohgemut: «Immer liegt Sonnenschein auf der Stirne des Dichters.»<sup>9</sup>

### Journalismus nebenbei

Huggenberger war nicht nur Zielscheibe journalistischer Neugier. Seit 1920 verfügte er selber über einen Presseausweis und betätigte sich gelegentlich im Metier.<sup>10</sup> Nur ganz ausnahmsweise galt dies einem politi-

schen Gegenstand, so etwa einer Abstimmung während seiner Grossratszeit, wobei er keine persönliche Meinung vertrat, sondern die Empfehlung der parlamentarischen Mehrheit. Ab und zu verfasste er jedoch eine Buchbesprechung, meist von Autoren, die ihm persönlich bekannt waren, wie etwa Ludwig Finckh, Hermann Hesse oder Traugott Vogel; dann auch gelegentlich einen Nachruf oder eine Geburtstagshefung. Und hin und wieder berichtete er von einer Theateraufführung, von einem Umzug, von einem Festspiel.

Berichte von kleinen Festanlässen betrafen vor allem seine nähere Umgebung; so schrieb er von ei-

9 St. Galler Stadtanzeiger, 24.12.1927.

10 Kleine Dokumentationen in KBTG Hu Z Sch 100/2 und Z Sch 97.

**Abb. 87: Weinländerinnen in Tracht machen ihre Aufwartung in Gerlikon, Mai 1933.**



nem Erntefest in Gachnang, von einem Umzug oder einem Klausmarkt in Frauenfeld. Es waren dies wohl Anlässe, zu denen er ohnehin erschien, so dass ihm wenig zusätzlicher Aufwand entstand.

### **Schullesebücher – keine ungeteilte Freude**

Ein Teil der Volkstümlichkeit und Bekanntheit von Alfred Huggenberger gründete darauf, dass seine Gedichte und seine Prosa früh schon zum obligatorischen Schulstoff avanciert waren. Bemerkenswert rasch, um 1911/12, hatten seine Gedichte in den Lesebüchern der Kantone Thurgau und Schaffhausen Einzug gehalten.<sup>11</sup> Derartige Lehrmittel existierten in der Schweiz infolge der uneingeschränkten kantonalen Hoheit jederzeit zu Dutzenden. Mit dem Ersten Weltkrieg kam es zu einer breiten Erneuerung der

Lesebücher, deren neuer Typus wesentlich von Josef Reinhart und Otto von Greyerz gestaltet wurde.<sup>12</sup> Die Texte dieser Bücher sollten kindgerechter sein, sie integrierten die Mundart, und sie strebten nach heimatlicher Profilierung. Das Bild der Heimat aber suchte man besonders eindringlich in Darstellungen der bäuerlichen Welt. Kein Wunder stieg Huggenberger, neben Jakob Bosshart, Josef Reinhart und anderen, zu einem der meistgedruckten Schulbuchautoren auf. Die katholischen Kantone nahmen die neuen Autoren ein wenig verzögert ab Ende der 1920er-Jahre auf. In der langen Periode von etwa 1920 bis zu Beginn der 1960er-Jahre blieb dieser Lesebuchtypus dominant und in vielen Fällen fast unverändert erhal-

---

11 Helbling, Schweiz für die Schule, S. 46.

12 Ebd., S. 227 ff.



ten. Im Kanton Zürich zum Beispiel hielt sich das Buch für die Mittelstufenklassen mit geringen Änderungen von 1921 bis 1967/70.

Das meistgedruckte Gedicht Huggenbergers war «Fahnenflucht», das da endet: «Ich kann es nicht verstehen,/ dass du zur Stadt den Schritt gewandt:/ Hat dich ein letzter Blick ins Tal/ nicht an die Scholle gebannt?» Sehr populär waren auch einige Gedichte aus «Hinterm Pflug», so «Der Mähder», «Auf der Mähmaschine» und «Zweierlei Bauern», letzteres ein heiterer Dialog zweier Landleute, der eine unverwüstlich optimistisch, der andere übellaunig alles nieder-machend, der zum Schluss ausruft: «So soll mich der Kucker holen,/ mit dir kann ich nimmer gehen!/ Dir hängt der Himmel voll Geigen,/ und ich muss die Wolken sehn!» Neben den Gedichten fanden kleine Prosatexte, wie sie im «Sommergarten» zur Auswahl standen, in die Bücher: «Die Maikönigin» oder seine Fuchs- und Rabengeschichte «Der Weg ins Leben», dann auch die Jugendgeschichte «Abenteuer im Kirschbaum».

Huggenberger verwandte geringe Aufmerksamkeit für seine schulische Verwertung und führte auch keine entsprechende Dokumentation. So fiel er aus allen Wolken, als man ihn im Frühjahr 1933 auf das neue Bündner 5. Klasselesebuch für Primarschulen aufmerksam machte. Von seiner um zwei Drittel gekürzten, unter einem veränderten Titel und ohne Herkunftsangabe übernommenen Fuchs- und Rabengeschichte war «nur ein so armseliger Rest übrig-geblieben [...], dass ich es ablehnen muss, mich als Verfasser dieser Skizze bezeichnen zu lassen». So schrieb er an Karl Naef, Sekretär des Schriftstellervereins, dem er die Vertretung seiner Interessen über-gab.<sup>13</sup> Wie sich rasch einmal herausstellte, zeichneten die Bündner Schulbuchproduzenten gar nicht selbst verantwortlich für diese Entstellung des Texts. Sie hatten ihn in aller Unschuld aus dem Zürcher Lesebuch von 1927 übernommen, so dass nun auch das Erziehungsdepartement des Kantons Zürich eine Be-

schwerde erhielt. Der Herausgeber jenes Lesebuchs, Jakob Keller, entschuldigte und verteidigte sich so ungeschickt, unter Berufung auf die gut gemeinte «pädagogische Absicht», dass Huggenberger wenig Anlass zur Beruhigung sah. «So gewiss ein Schriftsteller es sich zur Ehre anrechnen darf, wenn einzelne seiner Arbeiten oder geschlossene Bruchstücke aus solchen – den Weg in die Lehrmittel der Volksschule finden, ebenso gewiss muss er jeden Eingriff in sein Schaffen, jede Verzerrung eines künstlerischen Gebildes ablehnen. Es wäre wohl an der Zeit, die vorliegende und ähnliche Fragen einmal öffentlich aufzurollen; immerhin bin ich geneigt, hierauf zu verzichten, sofern Sie mir eine bindende Erklärung abgeben können, dahin lautend, dass das beanstandete Lese-stück in einer Neuauflage des betr. Lehrmittels nicht mehr figurieren werde.»<sup>14</sup> Nach einem Treffen mit Jakob Keller fand man offenbar eine einvernehmliche Lösung; der Text blieb im Lesebuch. Es waren im Übrigen nicht nur Kürzung und eigenmächtige Bearbeitung, die Huggenberger ärgerten. Hinzu kamen die Illustrationen im Zürcher Lesebuch. Sein Gedicht «Auf der Mähmaschine» war begleitet von der Zeichnung eines Getreidemähers, die Fuchsgeschichte von der Abbildung eines Rudels Wölfe.<sup>15</sup>

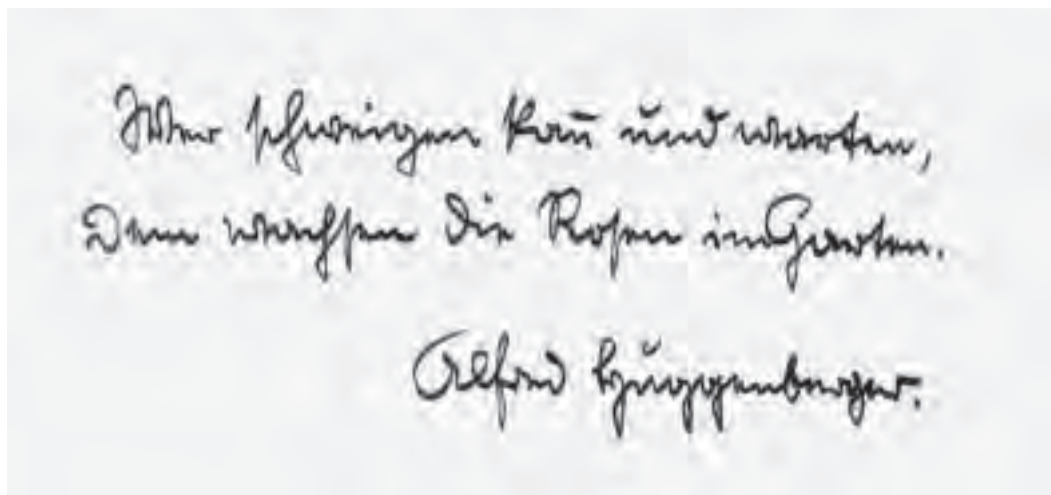
Lehrer wie Schüler schrieben ihm bisweilen, äus-serten ihre Freude an der Lektüre seiner Gedichte und Erzählungen oder stellten auch einmal eine Frage. Der Schüler Marcel Nünlist aber aus Kreuzlin-gen meldete sich mit einer schwer zu erfüllenden Bitte. «Hochgeehrter Herr Huggenberger! Wir haben heute Ihr Gedicht «Ochsgeschichte» zu Ende ge-lernt. Vor acht Tagen haben fünf nachsitzen müssen, weil sie's nicht konnten und heute haben zwei etwas

13 SLA, SSV, Couvert Niederer, Sch 1/9: A. H. an Karl Naef, 15.4.1933.

14 Ebd., 19.5.1933 (Abschrift an Karl Naef).

15 KBTG Hu Sch 80/3: Zürcher Lesebuch mit handschriftli-chen Anmerkungen von A. H.

**Abb. 88:** Ein Markenzeichen von Huggenberger waren handgeschriebene Widmungen: «Wer schweigen kann und warten, dem wachsen die Rosen im Garten. Alfred Huggenberger.»



mit dem Stock bekommen, weil sie's nicht konnten. Daran haben sie wohl nicht gedacht, als Sie das Gedicht schrieben? Der Lehrer sagt, das Gedicht sei sehr schön und lustig geschrieben [,] es gibt aber so viele schöne Gedichte und wir müssen sie alle lernen. Ich möchte sie darum bitten, machen Sie nicht noch mehr Gedichte! Kriege gibt es auch immer mehr und wir müssen die Schlachten lernen. Geographie ist besser, da kann man immer wieder nach der Karte sehen, aber die Geschichte und die Schlachten sind am schlimmsten. Und dann hat jeder Dichter noch eine Biographie mit Geburtsjahr und Todesjahr zu lernen. Ich wünsche Ihnen also ein recht langes Leben und alles Gute im nächsten Jahr.»<sup>16</sup>

### Die Lasten der Volkstümlichkeit

Mit dem Ruhm kamen auch die ungebetenen Gäste, die manchmal in Gerlikon persönlich vor der Türe standen, in grösserer Zahl aber sich schriftlich melden mit ihren Bekenntnissen und Bitten. Die sponta-

nen Besuche fanden, je nach den Umständen, manchmal einen freundlichen Empfang. Oft allerdings war Huggenberger gar nicht anwesend, so dass seine Frau Bertha entscheiden musste, wie viel Störung sie in Kauf nehmen wollte. Wichtiger war der Briefverkehr. Häufig waren die Wünsche und Fragen zu bestimmten Büchen oder Gedichten. Man hatte irgendwo etwas gehört oder halb im Kopf und hoffte zu erfahren, wo denn dieses oder jenes Gedicht erschienen sei. Einen erheblichen Schritt weiter gingen die Bitten um Verfassung eines Gedichts zu bestimmtem Zweck und Anlass, nach dem Muster: «Ist es Ihnen möglich uns noch etwas im Dialekt zusammen zu reihmen [sic]?»<sup>17</sup> «Es gibt kein Fest in der Schweiz, zu dem ich nicht einen Prolog oder ein paar «recht zügige, originelle» Festhüttengrüsse machen sollte», seufzte Huggenberger bei Gelegenheit.<sup>18</sup> Verbandstage, Vereisanlässe, Hochzeiten oder runde Ge-

16 KBTG Hu B Sch 16: Nünlist an A. H., 28.12.1948.

17 KBTG Hu B 189: Elisa Daepf an A. H., 13.6.1947.

18 KBTG Hu B 1319: A. H. an Schaufelberger, 24.6.1925.

burtstage, immer wieder hätte man gern einen Originalbeitrag aus Gerlikon gehabt. Der Mann werde sechzig, es werde eine Familienfeier geben, es wäre schön, wenn bei dieser Gelegenheit sein Lebenslauf in Gedichtform (ernst-heiter) vorgetragen werden könnte.<sup>19</sup> Selten hingegen das Angebot, man sei immerhin bereit, auch etwas zu zahlen für den Aufwand. Die Anfragen konnten noch ausgefallene Formen annehmen, so etwa die Bitte um medizinischen Rat oder um Hilfe bei der Suche nach einem Ehemann für die Nichte – «am liebsten 28–40jährig, ledig, mit gutem Heimwesen, nicht arm».<sup>20</sup> Er war auch Anlaufstelle eigentlicher Betteleien. Andererseits trafen halbe Lebensgeschichten ein, manchmal anrührende Bekenntnisse einfacher Leute, die sich von der Schilderung bescheidener Tagelöhnerexistenzen bei Huggenberger sehr persönlich angesprochen gefühlt hatten.

Ende 1927 erhielt Huggenberger einen Brief aus Zürich-Höngg, der Bezug nahm auf eine vorangegangene Lesung. Er verdeutlicht, in welcher Weise seine Texte den Bewohnern verstädterter Dörfer Orientierung und Sinnggebung bieten konnten. «Sehr geehrter Herr Huggenberger! Muss doch einmal dem Herrn Huggenberger schreiben, wie unser Vater Konrad Zollinger wo in Bewangen gewohnt hat, viel erzählte und wo Sie in der Kirche Höngg vorgelesen hatten, wie der Vater ein grosse Freude hätte erleben dürfen, ich glaube er hätte geweint. Leider ist er schon längst gestorben, im Jahre 1905. War doch noch 75 Jahre alt gewesen; er war nicht gerne gestorben. Vielleicht mögen Sie sich noch erinnern. Alle ihr werthen Gedichte und Geschichten lesen wir so gerne, in unsrer Zeitung kommen jetzt die Herdöpfelknöppli; und in der Schweizerfamilie, der Kirschbaum, und ganz anmuthig ihre Familie. Der Ebe u Knabe [eingefügte Notiz, vermutlich von Martha Huggenberger: «Ebenhöch»] ist gewiss auch lustig, auch gratulire noch zu Ihrem 60. Geburtstage, ich hate am 27 Dezember den 66. erlebt, gehe noch alle Tage ins

Geschäft. Zetteln ist meine Arbeit, bin immer auf Vaters Heimwesen, eine Schwester lebt nur noch von unsern fünfen, es geht uns dan auch so, wir können nicht entfliehn, so schön es auf der Welt ist. In Höngg wird fest gebaut, man kennt niemand mehr als die alten Höngger. Jezt will ich aber Enden und haben Sie nichts für ungut. Alles gute wünsche ich Ihrer Familie im Jahreswechsel. Herzlich grüsst, Barb. Zollinger – Gässli Höngg.»<sup>21</sup>

Wie man aus erhaltenen Dankesbriefen entnehmen kann, nahm Huggenberger die Zusendungen sehr ernst. Oft nahm er sich die Zeit, darauf zu antworten, dies galt auch für Anfragen, die an sich eine Zumutung darstellten. Ohnehin unterhielt er einen eigentlichen Buch- und Prospektversand bei sich daheim. Der Briefverkehr hatte seit den frühen 1920er-Jahren kräftig zugenommen. Vieles davon ging auf die stark nachgefragten Lesungen zurück. Die Erledigung der Post – der ernsthaften wie der obskuren – nahm seither einen beträchtlichen Teil der Arbeitszeit in Anspruch. Die Ausgaben für den Brief- und Paketversand müssen hoch gewesen sein. Die hübschen kleinen Postkarten, die Huggenberger sich nach Vorlagen von Ernst Kreidolf und Otto Marquard in hoher Auflage hatte drucken lassen, leisteten hier gute Dienste. Seine Ausdauer in der Beantwortung auch kleiner und kleinster Anliegen, die ein anderer vielleicht dem Papierkorb überantwortet hätte, dürfte seine phänomenale Volkstümlichkeit gesteigert haben. Solche Dinge sprachen sich herum und prägten sein Image. Sein Wort galt weithin als authentische Stimme des Volks; dafür aber beanspruchte das Volk auch sein Ohr.

19 KBTG Hu B Sch 11: S. Kessler-Lehmann an A. H., 6.1.1927.

20 KBTG Hu Sch 6: Frau Füllmann an A. H., 17.9.1936.

21 KBTG Hu B Sch 26: Barbara Zollinger an A. H., 30.12.1927.

## 34 Von den Völkischen. Begegnungen, Ansichten, Reaktionen

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg hatte Deutschland und Österreich in schwere Desorientierung gestürzt. Nach dem Verbrechen des revolutionären Aufbruchs von 1918/19 erfolgte ein massiver Gegenschlag nationalistischer und antisemitischer Bewegungen. Deren Anfänge reichten weit vor den Krieg zurück. Nun destabilisierten politische Morde, Hasspropaganda und Putschversuche die junge deutsche Republik; der neuen demokratischen Führung wurde die Niederlage angelastet. Es wimmelte von sektiererischen und geheimbündlerischen Gruppierungen, von antidemokratischen Gesinnungen und Bestrebungen quer durch die ganze deutsche Gesellschaft. Nur in Bruchstücken erfahren wir, wie Alfred Huggenberger auf diesen Hexenkessel reagierte, was er dachte, welche Beziehungen er unterhielt und wo er Distanz wahrte.

### Begegnungen im völkischen Irrgarten

Seine ersten Kontakte mit der völkischen Szene entwickelten sich schon vor 1914. Im Dezember 1911 erhielt Huggenberger eine merkwürdige Zusendung. Unter dem Briefkopf einer Wiener Zeitschrift «Der Scherer» schrieb ihm ein Stauf von der March; er begrüßte ihn als Heimatdichter und schloss «mit freundlichem Poetengruss», nicht ohne ein Exemplar seines «Deutsch-völkischen Blattes für Kunst und Laune» beizulegen. «Vielleicht haben Sie etwas, das hierher passt. Freilich: ob Sie mit der politischen Stellung des Scherers übereinstimmen, ist fraglich.»<sup>1</sup> Der Name des Absenders war ein Pseudonym. Ottokar Stauf, ursprünglich Chalupka, war ein Journalist und Schriftsteller aus Mähren, ein früher Anhänger des österreichischen Anschlusses an Deutschland, fanatischer Nationalist und Antisemit, Verfasser zahlreicher Hetzschriften und Wegbereiter nationalsozialistischer Anschauungen auf dem Feld der Literatur.<sup>2</sup> Huggenberger hatte Stauf ein gewidmetes Exemplar des

«Ebenhöch» gesandt und um Besprechung gebeten. Stauf erklärte sich dazu bereit und bat um weitere Publikationen, auf die er ebenfalls hinweisen wollte. Ob es zu weiteren Kontakten und zur versprochenen Rezension kam, erfahren wir nicht, auch nicht, wer Huggenberger zur Kontaktnahme mit der obskuren Zeitschrift geraten hatte.

Seit dem Erfolg mit «Hinterm Pflug» hatte Huggenberger sich angewöhnt, seine Schriften in der Hoffnung auf Anerkennung möglichst breit und bedenkenlos in Deutschland und Österreich zu streuen. Einige Adressen hatte ihm Hermann Hesse vermittelt. Weitere wird er von den kontaktierten Personen erhalten haben, die seine Zusendungen freundlich aufnahmen. So war er einst auch an Will Vesper gelangt, der nach dem Ersten Weltkrieg zu einem Herold der völkischen und nationalsozialistischen Kulturpropaganda aufstieg. Ab 1923 verbreitete er seine Tiraden gegen die moderne Literatur und gegen jüdische Autoren in seiner Zeitschrift «Die schöne Literatur» (ab 1931 «Die neue Literatur»). Der Kontakt blieb einseitig; erst 1938 publizierte Huggenberger in dessen Zeitschrift, die nun zu einem mächtigen Organ der NS-Literaturpolitik geworden war.

Folgenreicher war der Versand eines Exemplars des «Ebenhöch» an Adolf Bartels nach Weimar.<sup>3</sup> Dieser war 1906 durch seinen Kampf gegen ein Denkmal für Heinrich Heine landesweit bekannt geworden.<sup>4</sup> Er war der radikalste Nationalist und rassistische Antisemit der deutschen Literaturkritik und ab 1910 ausschliesslich politisch und propagandistisch tätig. Dabei verfolgte er mit seiner publizistischen Produktivität ein einziges Ziel: die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Kultur-

- 1 KBTG Hu B 860, Der Scherer: Stauf an A. H., 13.12.1911.
- 2 Zu Stauf siehe Österreichisches biographisches Lexikon, Bd. 13, Wien 2008, S. 122.
- 3 Dokumentiert in KBTG Hu L Sch 64: Korrespondenzausgang 1911/12.
- 4 Fuller, The Nazis' Literary Grandfather, S. 103–136.

leben und die Förderung einer am «Volkstum» orientierten Kunst. Sein Einfluss als Wegbereiter des Nationalsozialismus muss als gross veranschlagt werden. Verfall und Entartung diagnostizierte er überall seit 1870; in seinen Worten: «Alle Schäden, die die übermässige Ausdehnung der Industrie und das Anwachsen der Grossstädte zur Folge haben, traten damals zuerst hervor, mit ihnen kam die Sozialdemokratie, und die Macht des Judentums wuchs stetig.»<sup>5</sup> Liberal und human denkende Zeitgenossen mieden Bartels unbedingt. Huggenbergers Initiative folgte ein kurzer Briefwechsel, dem zu entnehmen ist, dass Bartels positiv reagierte und eine Erwähnung Huggenbergers in der 9. Auflage seiner «Deutschen Dichtung der Gegenwart» in Aussicht stellte, während Huggenberger ihm Texte liefern wollte.<sup>6</sup> Daraus wurde zunächst nichts, die Erzählung «Der Maispacher holt seinen Christbaum», publizierte Bartels jedoch gern.<sup>7</sup> Wie versprochen nahm er auf Huggenberger Bezug in der Neuauflage seiner «Deutschen Dichtung». Er ordnete ihn unter Heimatkunst ein und nannte ihn in einem Atemzug mit Jakob Christoph Heer, Adolf Vöggtlin, Jakob Bosshart, Meinrad Lienert, Ernst Zahn und Heinrich Federer. Von all diesen schien ihm Huggenberger «der Gotthelfschen Welt am nächsten zu stehen»; er sei «aber eine weichere und stillere Natur».<sup>8</sup> In späteren Ausgaben verzichtete er auf die Nennung von Gotthelf.<sup>9</sup> Diese Gelegenheitskontakte mit der völkischen Szene blieben ohne grosse Folgen, wenn auch die Annäherung an Adolf Bartels von einer ziemlichen Bedenkenlosigkeit des nach Anerkennung Suchenden zeugt. Daneben hatte Huggenberger 1909 freundliche Briefe mit Stefan Zweig ausgetauscht, einem liberalen und weltoffenen Autor jüdischer Herkunft.

In den 1920er-Jahren wurde das Terrain, auf dem er sich bewegte, weitaus schwieriger. An seiner Haltung änderte sich dabei wenig: Wer ihn rühmte, gewann leicht seine Sympathie, gleichgültig, was für abwegige oder extremistische Ansichten er sonst vertrat. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen.

Im Sommer 1923 schenkte Huggenberger der «Deutschen Bauernhochschule» 200 bis 300 Exemplare seines Gedichtbands «Stille der Felder». Alfred Staackmann, der dies möglicherweise vermittelt hatte, teilte ihm deren Dank mit, so dass wir davon erfahren, und bot an, auch einen Restposten der «Bauern von Steig» zur Verfügung zu stellen.<sup>10</sup> Die Bauernhochschule war eine völkische Bildungseinrichtung mit gleichnamiger Zeitschrift, erscheinend in Hellerau bei Dresden im «Hakenkreuz-Verlag» von Bruno Tanzmann.<sup>11</sup> Nicht nur die aufstrebende Hitler-Bewegung, eine Vielzahl rechtsradikaler und esoterischer Zirkel benutzten damals dieses Symbol. Huggenberger erhielt die «Bauernhochschule» vermutlich ab diesem Zeitpunkt;<sup>12</sup> Anfang 1927 bestellte er sie ab, worauf ihn Redaktor Tanzmann – «mit deutschem Heilgruss» – anscrieb und nochmals für seine Sache warb: «Jeder muss den Sieg im Herzen tragen, dann wird er kommen zum Heil unseres Vaterlandes.»<sup>13</sup> Tanzmann bat um eine persönliche Antwort, die ihm Huggenberger schickte. Sie ist nicht erhalten, doch erkennt man an Tanzmanns handschriftlicher Erwiderung, dass Huggenberger sich nicht auf Diskussionen einlassen wollte, sondern sich auf wirtschaftliche Schwierigkeiten berief, um seine Kündigung des Abonnements zu erklären. Das war nicht stichhaltig,

5 Bartels, Deutsche Dichtung, S. 172.

6 Siehe KBTG Hu L Sch 64: Korrespondenzausgang 1911/12, wo Briefe von A. H. vom 9.3. und 24.12.1912 verzeichnet sind; ein einziger vom 26.12.1913 ist erhalten, siehe GSA 147/435, NL Bartels; Antwort darauf in KBTG Hu B Sch 2: 10.1.1914.

7 Sie erschien 1915 in dem von Bartels hrsg. Jahrbuch «Neue Christoterpe».

8 Bartels, Deutsche Dichtung, S. 487 und S. 529.

9 Bartels, Geschichte der deutschen Literatur, S. 625.

10 KBTG Hu B 969 in Sch 21: Staackmann an A. H., 23.7.1923.

11 Piefel, Bruno Tanzmann, S. 262 ff.

12 Es befinden sich keine Exemplare im NL.

13 KBTG Hu B 1241 in Sch 36: Tanzmann an A. H., 12.3.1927.

seine Einkünfte waren in diesen Jahren so hoch wie nie. Auch entschuldigte sich Tanzmann, dass man bisher keine Werke von Huggenberger abgedruckt habe, man werde aber bei Gelegenheit ein Sonderheft herausgeben.

In einer interessanten Passage seines Briefs wies Tanzmann auf tatsächlich vorhandene Differenzen hin. Huggenberger sei ein Erzähler, und als Lyriker ein Idylliker. «Das zeigt Ihren mehr passiven, beschaulichen, betrachtenden Charakter an. Die D.B.H. [Deutsche Bauernhochschule] und ich sind aber revolutionär, tatgesinnt und werkgestaltend. So gut wie sich die dramatische Sprache eines Kleist, Bismarck und Luther von einem Raabe, Keller und Storm unterscheidet – wir sehen den Unterschied am besten bei grossen Beispielen – so unterscheidet sich auch unsere Sprache. Dramatisch veranlagte Naturen halten Erzähler oft für langweilig, beschauliche Naturen halten Tatmenschen für Hochstapler. Also ich denke, wir müssten uns schon vertragen.»<sup>14</sup> Im folgenden Jahr nahm Tanzmann nochmals Kontakt auf, seine Zeitschrift hiess neuerdings «Deutsche Botschaft», unter den Herausgebern figurierte auch Ludwig Finckh, alter Bekannter Huggenbergers vom Bodensee, der sich inzwischen dem völkischen Lager angeschlossen hatte. Tanzmann warb für eine Mitarbeit, doch Huggenberger wollte nicht: «Abgeschrieben. Der hohe Ton passt mir nicht recht», notierte er auf dem Brief.<sup>15</sup> Das war eine eigentümlich aufs Sprachliche beschränkte Abweisung einer politischen Gruppierung, die sich scharf gegen alles Städtische wandte, den Bauernstand idealisierte, die Verwurzelung in Familie, Dorf und Volkstum pries – und unentwegt zum Kampf «wider den Todfeind des Germanentums, das Judentum», aufrief.<sup>16</sup> Am staatsfeindlichen und rassistischen Extremismus des Kreises um die «Bauernhochschule» konnte kein Zweifel bestehen.

Man mag sich fragen, woher die Sympathie der Völkischen für Alfred Huggenberger eigentlich stammte. Die völkische Belletristik war durchdrungen

von Germanenkult und Antisemitismus, von nationalistischen und sozialdarwinistischen Anschauungen, die man bei Huggenberger nicht findet. War es die ungewöhnliche Biografie, der Status als «echter Bauer», was ihn so anziehend machte, dass man sich bemühte, ihn ins eigene Lager zu ziehen? Vielleicht lag es auch daran, dass seine Werke unter der völkischen Literaturproduktion mit ihren zahlreichen dürftigen Elaboraten allein schon von der Qualität her positiv auffielen.

### Die Artamanen und andere Merkwürdigkeiten

Was genau Huggenberger an der «Bauernhochschule» gestört hatte, bleibt offen. Der exzentrische Stil von Tanzmann wird eine Rolle gespielt haben, doch dürften es eher konkrete als allgemeine und grundsätzliche Einwände gewesen sein, sonst hätte er die Zeitschrift nicht über längere Zeit bezogen. Dieser Kontakt war keine Ausnahme. Dem völkisch-nationalen Eckart-Verlag in Wien bot Huggenberger 1927/28 ebenso Texte an wie der in Weimar erscheinenden «Pflugschar», im Untertitel «Halbmonatsblätter für Deutschtum, Christentum, Bauertum».<sup>17</sup>

Eine langjährige Begegnung mit dem völkischen Denken entwickelte sich seit 1924 mit Karl Cajka aus Wien. Wiederholt stellte Huggenberger ihm für seine ab 1932 erscheinende kleine Zeitschrift («Sturm und Stille») Gedichte zur Verfügung.<sup>18</sup> Cajka war ein deutschtümeler Schwärmer, der die Schweiz gleich mit vereinnahmte für die zu rettende «deutsche

14 Ebd.: Tanzmann an A. H., 22.5.1927.

15 KBTG Hu B 138: Tanzmann an A. H., 19.9.1928.

16 Zitiert nach Piefel, Bruno Tanzmann, S. 266.

17 KBTG Hu B Sch 5: Eckart-Verlag, 3 Schreiben 1927/28 (zum Verlag siehe Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 2, S. 260); Sch 16: Die Pflugschar, Weimar 21.12.1928; zur Zeitschrift: Stenzel, Buch und Schwert, S. 90 und S. 117–118.

18 Im Untertitel «Blätter vom Leben und Dichten».

Seele». Seine Ausführungen vom Dezember 1929 zeigen einige beliebte völkische Denkfiguren – Germanenkult und Hass gegen die «Amerikanisierung», ein Begriff, mit dem der Autor die ganze Moderne, inklusive Massenkonsum und Massendemokratie meint. «Wintersonnenwende! Seit Jahren zwingt es mich, der in der Wiederverwurzelung des gesamten Germanentums in Scholle und Gottum die Hauptnotwendigkeit sieht, der nichts so sehr verdammt wie die natur- und kulturmeuchelnde, und waldgeborene germanische Völker am gefährlichsten bedrohende Amerikanisierungsgorgie, die einen unerhörten Siegeszug über die Welt macht, zur Weihnachtszeit eine tiefenste Betrachtung Ihres Schweizer Landsmannes Ernst Zahn mir und anderen in Herz und Hirn zu hämmern.» Er zitiert dann Zahn, der die Rückkehr zur Schlichtheit und die Liebe zur Heimat anmahnt. «Aber wenn die Fahrt in den gähnenden Abgrund geht, muss und kann man auch das Steuer herumreißen! [...] Nun, die Anzeichen mehren sich, dass die unserem Hepp-hepp-Wahnsinnstempo entgegenwirkenden gesunden vaterländischen und bäuerlichen Kräfte das Spiel um Sein und Nichtsein noch nicht verlorengelassen, vielmehr zum Sammeln und Abwehrsturm zu blasen beginnen (die deutsche Landvolks-, die Artamanenbewegung u. dgl.). Auch ich habe mich ganz diesem Gedanken verschrieben.»<sup>19</sup>

Huggenberger wusste durchaus, wovon Cajka sprach. Tanzmanns «Bauernhochschule» hatte über Jahre für die Artamanen geworben, eine agrarisch-utopische, aus der bündischen Jugend herausgewachsene Siedlungsgemeinschaft, deren Anhänger die deutsche Zukunft im Osten suchten.<sup>20</sup> Von den Artamanen führten viele Wege zum Nationalsozialismus. «Sie schwärmen auch für die Artamanen-Bewegung», reagierte Huggenberger im Juli 1931. «Ich nicht. Lasst die Studenten Ferienwanderungen machen, lasst sie rudern, segeln, bergsteigen – aber in die enge heilige Familiengemeinschaft des Kleinbauern werden sie nicht nur Gutes hereintragen. Beileibe

nicht. Unsere Bergbauern haben dem Angebot der Arbeitshilfe Studierender fast auf der ganzen Linie kühles Schweigen und schweigende Ablehnung entgegengesetzt. Der Instinkt des Naturmenschen ist selten falsch. So 5, 6 «jugendliche Helden und Liebhaber» würden für ein mittleres Bauerndörfchen genügen. Wenn die Stadt das Land fressen soll, könnte man es nicht geschickter anstellen.»<sup>21</sup>

Huggenbergers Urteil lag fernab von unmittelbar politischen Gesichtspunkten und überging die Situation in Deutschland; es blieb im Konkreten und nährte sich aus einer persönlichen Skepsis gegenüber der als unecht empfundenen Begeisterung einer bürgerlich-studentischen Jugend für das ländlich-einfache Leben. Er bestand auf der Distanz, welche die bäuerlich-ländliche Welt von der städtischen und bürgerlichen trennte. Das städtische Leben erschien ihm wie ein Krankheitsherd, vor dem das Land in seiner noch gesunden Substanz zu schützen war. Solche Anschauungen waren verbreitet zu jener Zeit. Sie fanden sich im völkischen Faschismus ebenso wie in der Bauerntumsideologie eines Ernst Laur; auch hatten sie in den kulturellen Anschauungen breiter mittelständischer – und städtischer – Schichten in Deutschland wie in der Schweiz Fuss gefasst.

## Vom Glauben

In den völkischen Anschauungen schwang viel Pseudo-Religiöses mit. Von Christentum und konfessionell organisiertem Glauben aber grenzte sich der Kult um Germanentum und deutschen Wald scharf ab. Er wirkte damit anziehend gerade auf jene, die mit den Tröstungen kirchlich organisierter Gläubig-

19 KBTG Hu Sch 140: Cajka an A. H., 6.12.1929.

20 Zu den Artamanen siehe Piefel, Bruno Tanzmann; Breuer, Die Völkischen, S. 218 ff.

21 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 15.7.1931.

keit nur noch wenig anzufangen wussten. Zu diesen zählte auch Huggenberger. Er äusserte sich selten zu religiösen Anschauungen, was nicht heisst, dass sie ihm ganz unwichtig waren. Sie sind seinem Werk unterlegt, sichtbar werdend vor allem in der Lyrik. An die Stelle der verblassenden reformierten Lehren seiner Jugend trat ein diffuser Kult um die Kräfte der Natur. Nicht die Kirche, der Wald war Gottes «Haus seit ewiger Zeit», wie es in der «Botschaft des Waldes» heisst, jenem Gedicht, das den Band «Lebenstreue» von 1923 eröffnet.<sup>22</sup>

Ende 1908, als ihm der Erfolg von «Hinterm Pflug» plötzlich viele Türen geöffnet hatte, publizierte er in der Weihnachtsausgabe der Münchner «Jugend» ein Gedicht, das schon im Titel eine Provokation enthielt. «Das tote Wort» liess den Heiland auf die Erde zurückkehren, wo er unerkannt die Wirkung seines Werks beobachtete. Kaum war der Glanz des Weihnachtsfests vergangen, präsentierte sich ihm die Welt in Hochmut und Not. «Und Eisenhämmer hört' er dröhnen,/ Sah Völker starr in Waffen stehn./ Die warnen sollten und versöhnen,/ Nicht einer wollte dienend gehen.// Da schlich ein tiefes, wehes Zagen/ Dem Menschensohn ins Herz hinein: Ob tausend stolze Dome ragen –/Ich hab umsonst das Kreuz getragen,/Ein stärkerer Gott muss Retter sein ...»<sup>23</sup> Dem Basler Geschichtspräsidenten Rudolf Thommen, dem Huggenberger das Gedicht schickte, erschienen die Verse als «eine Bankrott-Erklärung des Christentums». Damit werde er es «in evang[elisch] kirchlichen Kreisen mal ziemlich verschüttet haben». Huggenberger notierte sich für die Antwort: «Wenn ich auch kein Gottleugner sein will, an die verschied[enen] Religionen glaube ich nicht. Bis jetzt hat sich keine als stark genug erwiesen, die Menschen gut und rein zu machen, so wie sie sein sollten und sein könnten. Es gab eine Zeit, wo ich glauben konnte. Aber in Anfechtungen hat mir die Religion immer versagt. Es gibt stärkere Mächte.»<sup>24</sup>

«In vielem bin ich einverstanden, in manchem

weniger», schrieb Huggenberger im Sommer 1931 an Cajka, als dieser ihm eine Abhandlung zusandte, die er in einer völkischen Zeitschrift publiziert hatte.<sup>25</sup> Cajkas Schwärmereien von waldgeborenen Germanen und vom Deutschtum, dem das Christentum ganz wesensfremd sei, veranlassten Huggenberger, von seinen eigenen Überzeugungen zu sprechen. «Meine Religion heisst Schweigen. [...] Die Andacht ist alles. Im altdeutschen Hain oder im dämmerigen Gotteshaus. Ich glaube bestimmt, auch die schöne Religion der alten Germanen wäre heute nichts Ideales in Ihren Augen, wenn sie noch lebte. Der Wille zur Macht hat ihr auch damals – d. h. ihren Dienern – angehaftet. Und dieser Machtwille ist noch jeder Religion gefährlich geworden, wo nicht zum Verhängnis. – Item, es liegt mir nichts ferner, als ein Religionsgespräch entfesseln zu wollen. Religion ist schweigen, nicht reden. Der Sektierer, der in Ekstase bezeugt, wie er jetzt «den Heiland gefunden habe», lügt uns wissend an, denn wenn er ihn gefunden hätte, würde er es nicht ausplappern können. Beim Klang der Orgel, beim Chorgesang der Gemeinde im altvertrauten Gotteshause der Kindheit kann ich oft mit meiner Seele allein sein, kann mein Ahnen fast zum Wissen werden.»<sup>26</sup> Dieses Ahnen kreiste um einen religiös aufgeladenen Kult der Arbeit, um die Kräfte der Natur, um Boden und dörfliche Heimat. Darin formte sich eine Anschauung, die Christliches verarbeitet und verwandelte – und auf Distanz ging zu kirchlichen Lehren. «Unser Gott ist die Arbeit, unser Gott ist die Sonne, unser Gott ist ein blutendes

22 A. H., *Lebenstreue*, S. 7.

23 *Die Jugend*, Nr. 51, 1908; siehe auch A. H., *Stille der Felder*, S. 72.

24 KBTG Hu B Sch 44: Thommen an A. H., 14.2.1909 (mit Notizen von A. H.).

25 Es handelt sich um die nicht greifbare Zeitschrift «Neue Ausfahrt. Kampfblatt für deutsche Geistesbefreiung», Edelgarten-Verlag.

26 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 15.7.1931.



Weizenfeld», notierte er bei anderer Gelegenheit in späteren Jahren in eines seiner kleinen Notizhefte.<sup>27</sup> Von einer «Bauernreligion» schrieb der mit Huggenberger bekannte Pfarrer Arnold Knellwolf.<sup>28</sup> Etwas vorsichtiger drückte sich Pfarrer Walther Huber in Gachnang aus, der seinem prominenten Gemeindeglied eine «religiöse Potenz» zuschrieb, die über allem Konfessionellen stehe. «Huggenberger verpönt alle Jesus-Lyrik», notierte er 1930; er singe aber gerne und mit kräftiger Stimme manche Kirchenlieder, in denen kein personalisierter Gott erscheine.<sup>29</sup>

Das so hart klingende «Tote Wort» von 1908 aber mochte der alte Huggenberger nicht mehr unter seinem Namen sehen. In seine letzte Gedichtsammlung «Der Bund mit dem Leben» sollte er es nicht mehr aufnehmen.

---

27 KBTG Hu Na Sch 90: Notizhefte, «Die Leute vom Ackershimmel», undatiert (1940er-Jahre).

28 KBTG Hu B 522: Knellwolf an A. H., 10.5.1942.

29 Zitiert nach Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 17 und S. 22 (Notizen von 1930 und 1942).

## 35 «Der Berg Höchst», eine spezielle Art der Erkundung

Wenn Alfred Huggenberger in Gedanken bei neuen Texten war, ging er auf Wanderschaft. Dabei hielt er sich meistens an bestimmte Routen. In jungen Jahren hatte er jeweils einen ersten Streckenabschnitt mit der Bahn zurückgelegt, weil es ihm genierlich gewesen wäre, mit Bleistift und Notizheft in der Hand von Bekannten ertappt zu werden. Von jeher führten seine Lieblingstouren ins obere Tösstal, an den Rhein, ins Toggenburg oder durchs Weinland nach Andelfingen. Diese Gegenden blieben auch im Programm, als die Ausflüge grossräumiger wurden und sich auf ganze Wochen auszudehnen begannen. Es waren oft stundenlange Märsche, wie mehreren Notizheften zu entnehmen ist, an einem einzigen Augusttag beispielsweise «Nesslau–Amden–Weesen–Mels–Weisstannen», in der folgenden Woche «Wil–Bazenheid–Flawil–Urnäsch».<sup>1</sup> Selbstredend ist nicht auszuschliessen, dass Huggenberger die eine und andere Gewalttour per Bahn ein bisschen abkürzen musste.

Gepäck hatte er nicht dabei, doch immer genügend jener handlichen Heftchen, die er selbst aus losen Blättern zusammengenäht hatte. Darin notierte er seine Einfälle, manchmal nur einzelne Sätze, gelegentlich auch kurze Passagen.

Am liebsten schrieb er draussen, selten an einem Tisch, der Schrift nach zu schliessen. Die Notizen übertrug er später in seine Wachstuchhefte, nach einem System, das Aussenstehende wohl nie restlos begreifen werden. Auch wenn er auf seinen Touren gelegentlich direkt verwertbare Beobachtungen notierte, will das nicht heissen, dass er im klassischen Sinne auf Recherche ging.

In den Notizheftchen, aber auch in den Taschenkalendern sind mehrere Wanderungen am Schnebelhorn dokumentiert. Im September 1922 etwa war er zwei Tage lang zwischen der Hulftegg und dem Tössstock unterwegs, im folgenden Jahr besuchte er, vom Toggenburg her kommend, die Jakobskilbi auf der Kreuzegg.<sup>2</sup> Auf einem dieser Ausflüge lief er erstmals Otto Schaufelberger über den Weg. Dieser führte die

kleine Gesamtschule in Strahlegg, einem Weiler auf 1040 Metern über Meer, politisch zu Fischenthal gehörend, der weitläufigsten Gemeinde im Zürcher Oberland. Dies muss um 1925 gewesen sein, die beiden begannen sich anzufreunden, in den Gesprächen mit dem jungen Lehrer Schaufelberger erfuhr Huggenberger, wie drastisch sich die Gegend rund um das Schnebelhorn entvölkert hatte. Um 1870 wurden im Schulhaus von Strahlegg rund hundert Kinder unterrichtet, jetzt waren es noch zehn. Es lohnte sich kaum mehr, für sie im Winter die Wege freizuschaukeln, weshalb der Unterricht wegen des vielen Neuschnees ausfiel. Innert der letzten Jahre hatten dreissig Heimwesen den Betrieb aufgegeben. Die Abwanderung wurde beschleunigt, seit die zusammenbrechende Stickereiindustrie den Heimarbeiterfamilien keinen Verdienst mehr bieten konnte. Weil sie von der Landwirtschaft allein ohnehin nicht leben konnten, zogen immer mehr Leute weg. Die Häuser verfaulten, die Wiesen verwilderten. Einzelne Grundstücke wurden, weil im voralpinen Raum gelegen, von genossenschaftlich organisierten Bauern aus dem Bezirk Pfäffikon aufgekauft und zur Viehsömmerung benutzt. Und damit der Erosionsprozess an den Hängen gestoppt werden konnte, lancierte der Kanton mehrere Aufforstungsprogramme. Solche Angaben notierte sich Alfred Huggenberger in einem seiner Wachstuchhefte: «Bis 1892 besass der Staat nur 88 Hektar Wald. Nachher wurden 350 Hektar gekauft (davon war 1/3 Kulturland, das aufgeforstet wurde). Also über 300 Jucharten.»<sup>3</sup> Wahrscheinlich hatte er auch die reichhaltig dokumentierte Dissertation von Hans Bernhard zur «Wirtschafts- und Siedlungsgeographie des Tössstals» beigezogen, und sicher interessierte er sich für einen speziellen Anlass, von dem ihm Schau-

1 KBTG Hu M Sch 90: Heftchen mit dem Titel «12. Aug. 27».

2 KBTG Hu L Sch 60/4: 6.9. und 7.9.1922, sowie 60/5: 29.7.1923.

3 KBTG Hu M Sch 91/2, S. 4.

**Abb. 89: Alfred Huggenberger mit Otto Schaufelberger im Juli 1933 auf einer Wanderung am Schnebelhorn.**



felberger berichtet hatte. Seit dem Kriegsende trafen sich regelmässig rund sechzig Strahlegger, ausgewanderte ebenso wie dagebliebene, an einem Septembersonntag im «Alpenrösli». Geleitet wurden die Versammlungen vom Geissenvater Rüegg aus Sternenbergr. «Irgend ein passender Vortrag, Gesang, freie Ansprache, Tanz ist dabei. Ich habe schon sehr weihelvolle Stimmungen erlebt. Herzergreifende auch!», berichtete Schaufelberger.<sup>4</sup> Später hat er eine solche Versammlung in einem seiner Bücher anschaulich beschrieben.<sup>5</sup>

Auch wenn Huggenberger zumindest eine der Tagungen aus literarischem Interesse besuchte, soll das nicht heissen, dass er sie tel quel verwerten wollte. Als Romancier brauchte er eine Geschichte, die sich in der Landschaft am Schnebelhorn an der zürcherisch-st.gallischen Grenze abgespielt haben könnte. In den Wachstumheften finden wir verschiedene Konstellationsskizzen, die alle auf dasselbe hin-

auslaufen: «Ein Mensch wird plötzlich von der grossen Liebe befallen.»<sup>6</sup> In den ersten Entwürfen ist der Protagonist Hannes Fryner verheiratet, in der druckfertigen Fassung frisch verlobt. Zu diesem Schritt ist er von einem Nachbarn richtiggehend gedrängt worden, so ringt er sich durch, dessen Nichte, die begüterte Ros, zu heiraten. Zwar ahnt er nicht, dass sie von einem anderen Mann schwanger ist, weiss aber sehr wohl, dass er sie nie wird lieben können. Da befällt ihn eine amour fou. Seine Gefühle werden erwidert. Hannes Fryner und Eva Mai werden ein Paar, sie heiraten und ziehen mit ihrem Glück die Feindschaft des Kupplers auf sich. Dieser steigert sich so sehr in seinen Hass, dass er selbst den Bannwald abholzt, um seinem Nachbarn zu schaden. Und während die Fryners mit ihren drei Kindern auf die andere, die sichere Seite des Bergs umziehen, werden sie fast von einer Schlammlawine mitgerissen. So kommt im Roman eine naturschützerische (heute hiesse dies: ökologische) Haltung zum Tragen, sie wird jedoch in den Entwürfen mit kulturpessimistischen Gedanken vermischt: «Es wird eine Sehnsucht nach der Stille über die Menschen kommen. Sie werden nach der Einsamkeit hungern, dermassen, dass sie sich lieber von Milch, Obst und Gras ernähren, als dass sie ihre Seelen im Lärm der Grossestadt, von Kino, Radio ertrinken lassen.» Die Stadt werde keine Ruhe geben, bis sie das Land gefressen habe und daran werde sie zugrunde gehen, «weil Dorf und Weiler keine Quellkraft mehr spenden können».<sup>7</sup>

Fast ebenso sehr wie für die hoch dramatischen Auswirkungen der Liebesgeschichte scheint sich Huggenberger von Anfang an für verschiedene skurrile Nebenhandlungen interessiert zu haben. Diverse Goldgräbergeschichten wären zu nennen, ferner ein

4 KBTG Hu B in Sch 18: Schaufelberger an A. H., 26.8.1928.

5 Schaufelberger, Schnebelhorn, S. 349–372.

6 KBTG Hu M Sch 91: Heft 1, 15.8.1936, S. 2.

7 KBTG Hu M Sch 91: Heft 1, S. 4.

**Abb. 90:** Für den Umschlag zum «Berg Höchst» machte Otto Marquard Fotoaufnahmen am Schnebelhorn.



in sich abgeschlossener Text über Heier Leu, der sich vollmundig nach Australien aufmacht und auf einem der nächstgelegenen Höfe hängenbleibt, weil ihm dort die junge Witwe gefällt. Oder die Eskapaden des unglücklich verliebten Felix Wolfer, Mehlhuu genannt, der sich im Lauf des Buchs zu einer zusätzlichen Hauptfigur entwickelt. Er erkämpft sich seine Liebe und eine berufliche Existenz, zuerst ist er Knecht, dann Gehilfe der Genossenschaft und schliesslich Kunsthandwerker. Er schnitzt Holztiere und findet einen Grossabnehmer, was durchaus einer realistischen Basis entspricht: Nachdem in der Ostschweiz die Stickereiindustrie zusammengebrochen war und damit Tausende ihren Verdienst verloren, wurde 1929 in St. Gallen die Vereinigung für ländliche Heimarbeit gegründet.<sup>8</sup> Sie setzte wesentlich auf Kunsthandwerk, was schon im folgenden Jahr zur Etablierung des Schweizer Heimatwerks führte, einer Institution, die mit ihren Filialen (unter anderem an der Zürcher Bahnhofstrasse) heute als Label für form-schöne und qualitativ hochstehende schweizerische Designprodukte steht.

Auch sonst enthält «Der Berg Höchst und sein Anhang», so der Titel von Huggenbergers viertem Roman, eine Menge zeitgenössischer Anspielungen und zahlreiche verortbare Details, die Otto Schaufel-

berger in einem langen Brief aufzählt. Höchst ist die etwas ironische Bezeichnung für das Schnebelhorn, mit Belserruck ist die Kreuzegg gemeint, ein Passübergang vom Tösstal ins Toggenburg. Windruck steht für Ragenbuch, Guldilswil für Strahlegg, Schönau für Bauma, der Heiletsboden aus dem Roman wäre auch auf der Landkarte zu finden, wenn auch etwas näher bei Sternenberg.<sup>9</sup>

Erzählt wird im Präsens, die beseelten Objekte der früheren Romane sind nahezu verstummt. Sie treten kurz in Erscheinung, wenn Fryner das Gefühl hat, «der Berg beobachte sein Tun heimlich und mit finstern Blicken».<sup>10</sup> An anderer Stelle entwickeln die menschenleeren Gehöfte ein Eigenleben. «Die verlassenen Häuser führen Gespräche miteinander. Sie wissen sich so unendlich viel von winzigen und sehr grossen Erdendingen zu erzählen, dass ihre kleinen Lichtscheiben auf Augenblicke eitel Staunen und Glotzen sind.»<sup>11</sup> Damit weitet die Erzählperspektive sich zur Totalen, und mehr als in Huggenbergers bisherigen Romanen wird zudem abstrakt auf die Schauplätze verwiesen, mit einer Vehemenz zuweilen, als müsste der Erzähler sich selbst vergewissern, wo er sich befindet.

Das Buch erschien gegen Ende 1932 und fand breite Aufmerksamkeit. Auffallend sind speziell in der deutschen Wahrnehmung einige Projektionen, wie sie zuvor nur der lyrische Teil des Huggenbergerschen Werks evoziert hatte. «Sein neues Buch behandelt ein ewiges Bauernthema: den Kampf einer Bauerngemeinschaft in abgelegener Berggegend mit der Na-

8 David Bernet, Vereinigung ländliche Heimarbeit. Geschichte der Selbsthilfe im ländlichen Raum. Beilage zum «St. Galler Bauer» vom 15.11.2002, S. 2–27.

9 KBTG Hu B 853 in Sch 18: Schaufelberger an A. H., 23.11.1932; siehe auch Otto Schaufelberger, Offener Brief an Alfred Huggenberger, in: Anzeiger von Uster, 14.12.1932.

10 A. H., Berg Höchst, S. 168.

11 Ebd., S. 91.

Abb. 91: Mit «L'Aratura» von Giovanni Segantini versuchte der Staackmann-Verlag 1938, «Die Bauern von Steig» als Alpenroman zu vermarkten.



tur»,<sup>12</sup> heisst es etwa, und man fragt sich zuweilen, ob die Rezensenten den Roman wirklich gelesen haben angesichts derart haarsträubender Urteile: «Ein Bauernroman im Stile Roseggers, aber ganz selbständig und eigen in der Ausführung des Themas. Der geschichtliche Kampf zwischen Schollen- und Maschinenmenschen wird auf vorbildliche Weise ausgetragen. Im Ergebnis überwiegt nicht der wirtschaftssoziale, sondern der volkskundliche, landwirtschaftliche Inhalt. Es geht um Blut und Boden und nicht um Kapital und Wechselgeschäfte.»<sup>13</sup> Und als wäre es Huggenberger beim Schreiben nie um Literatur gegangen, wird sein Roman nun auf eine Kampfschrift reduziert:

«Es ist gar keine Kunst dabei und will es ja auch nicht sein, aber es ist Wahrheit. Und das ist immer schon mehr wert als die schönste künstlerische Gestaltung.»<sup>14</sup>

Dass solche Rezensionen mehr über ihre Verfasser als das behandelte Werk aussagen, dürfte klar geworden sein, ohne dass hier weitere Beispiele der widerlichen Sorte herangezogen werden. «Schicksalsgemeinschaft» ist einer der meistverwendeten Begriffe, zudem sind unter den Kritikern nicht wenige, die von der Gegend am Schnebelhorn mit seinen knapp 1300 Metern über Meer schreiben, als handle es sich um eine Spitze im Alpenkranz. Der Staackmann-Verlag tat nichts, um solche Missverständnisse zu klären. Laut Klappentext geht es um den Kampf einer Bauerngemeinschaft mit den Naturgewalten, und «der Berg darf mit seinen Getreuen weiterhin die stillen Feste der Einsamkeit feiern». Offensichtlich versuchte der Verlag von falschen Bildern zu profitieren, zumal die Schweizer Alpenliteratur seit den 1880er-Jahren zu den begehrten Exportprodukten gehörte, angeführt von richtiggehenden Erfolgsautoren: J. C. Heer, Ernst Zahn, Heinrich Federer – und nicht zu vergessen Johanna Spyri mit ihrem «Heidi».<sup>15</sup> Die Vermarktungsstrategien seines bewunderten Verlags mochten Huggenberger zuweilen Sorge bereitet haben. So hätte er für eine der vielen Neuauflagen seiner «Bauern von Steig» gerne eine Zeichnung des jungen Björn Hansen vom Armenhaus auf dem Umschlag gesehen. Doch der Verlag entschied sich, ohne seinen Autor darüber zu informieren, für einen Ausschnitt aus «L'Aratura», einem Gemälde von Giovanni Segantini. Das Bild sei «ja

12 Der Tag, 20.1.1933.

13 Deutsche Zeitung 20.12.1932.

14 Dresdner Zeitung, undatiertes Zeitungsausschnitt, in KBTG Hu Z 114/4; dort insgesamt 70 Rezensionen.

15 Linsmayer: «Dort liest und kauft ...», S. 52–64; siehe auch: Charbon u. a., Die Schweiz verkaufen.

natürlich künstlerisch erstklassig», schrieb Huggenberger wortreich an Hansen, «und die Wiedergabe auf dem Umschlag lässt nichts zu wünschen übrig; aber landschaftlich hat es halt doch nichts mit Steig zu tun, das man im obern Weinland, im Blickfeld des Schauenbergs zu suchen hat.»<sup>16</sup>

Nicht nur gegen aussen, auch im direkten Umgang mit Alfred Huggenberger setzte der Verlag seine Prioritäten: «Schade nur, dass keine der Arbeiten rechtzeitig für das diesjährige Weihnachtsgeschäft fertig gestellt werden konnte; umso grössere Aussichten ergeben sich nun aber für Ihren neuen Roman «Bauern» im nächsten Jahr, zumal die bevorzugte Behandlung des Bauernproblems durch die gegenwärtige deutsche Regierung sich auch in Zukunft in stärkstem Umfang geltend machen wird. Sie, als der berufenste Kenner des Bauernstandes werden sicherlich auch das Wesentlichste über den Bauern selbst zu sagen haben», schrieb der Verleger und bedauerte, dass Huggenberger den diesjährigen Leipzig-Besuch ausfallen lassen wollte. «Vielleicht wäre es für Sie sogar ganz instruktiv, die Stimmung bei uns im Lande einmal an Ort und Stelle zu studieren. Man macht sich ja leider ausserhalb der deutschen Grenzen immer noch eine falsche Vorstellung von der sich hier vollzogenen [sic] Umwälzung. Anders ist es sonst nicht zu verstehen, wie in der Jubiläumsschrift der Schweizer Buchhandlungsgehilfen Herr Eugen Rentsch kurz und bündig behauptet, dass der «Hitleismus den Menschen auf ein Herdenniveau herabdrückt». Das ist natürlich kompletter Blödsinn! Und es ist nur sehr bedauerlich, dass solcher Blödsinn nicht nur ausgesprochen, sondern auch im Ausland geglaubt wird.»<sup>17</sup>

---

16 KBTG Hu B 385: A. H. an Hansen, 3.3.1938.

17 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 19.10.1933. «Bauern» war ein Arbeitstitel.

## 36 Arrangement mit dem neuen deutschen Regime

Wer im Frühjahr 1933 die «Thurgauer Zeitung» las, konnte sich wenige Illusionen über die Vorgänge in Deutschland machen. Seit dem 30. Januar informierte die Zeitung über eine endlose Abfolge von Rechtsbrüchen und Gewalttaten. «Das neue Deutschland», so war am 19. April zu lesen, «hat sich auf Gedeih und Verderb den Nationalsozialisten überliefert. Es gibt keine Macht, keine Partei, keine Organisation mehr, die sich ihnen widersetzen könnte oder wollte.» Anfang Mai hiess es prägnant: «Der Alb des Nationalsozialismus lastet schwer auf Deutschland. Mit jedem Tag wird dieser Druck fühlbarer, unter dessen Einwirkung das bürgerliche Leben sich immer mehr zersetzt. Die Angst vor den gegenwärtigen Machthabern und ihren Organen macht nicht nur die Menschen feige, sondern nötigt sie auch, sich zu einer Gesinnung zu bekennen, von der sie in Wahrheit gar nichts wissen.»<sup>1</sup>

### Eine schnelle Entscheidung

Alfred Huggenberger musste sich entscheiden und er tat es schnell. Ende März hatte die «Thurgauer Zeitung» mitgeteilt, dass auf Samstag, den 1. April der Höhepunkt der antijüdischen Boykottaktionen erfolgen werde, in nationalsozialistischer Perspektive eine Abwehr gegen «jüdische Greuelpropaganda» im Ausland. Auf denselben Tag datiert war ein Schreiben des Verlags Velhagen & Klasing an Huggenberger, in dessen «Monatsheften» er seit Jahrzehnten ab und zu publiziert hatte. Nun wandte der Verlag sich an seine «Mitarbeiter und Freunde im Ausland mit der Bitte, den Lügennachrichten, die in Auslandszeitungen und von Mund zu Mund über hier in Deutschland angeblich verübte Greuel verbreitet werden, in Wort und Schrift nach Kräften entgegen zu treten». Von «einer gewalttätigen Judenhetze» könne gar nicht die Rede sein.<sup>2</sup> Huggenberger scheint unmittelbar darauf reagiert zu haben. Im Mai erreichten ihn zwei Dankes-

schreiben «für die freundliche Übersendung der von Ihnen in der Schweizer Presse veröffentlichten wertvollen und aufschlussreichen Aufsätze».<sup>3</sup> Wo Huggenbergers Artikel erschienen und was ihr Inhalt war, bleibt ein Rätsel; im Nachlass fehlen sie, die Suche in Presse und Zeitschriften blieb vergeblich. Verwundern muss, dass seine Äusserungen nicht von anderer Seite aufgegriffen wurden, etwa von der linken Presse, die Huggenberger in späteren Jahren nicht schonte.

Die politische Unruhe führte zu einem massiven Einbruch am deutschen Buchmarkt. Huggenberger hatte Ende 1932 einen Vorschuss auf seinen «Höchst»-Roman bezogen; im folgenden Jahr bekam er fast nichts mehr aus Deutschland. Zwar führte er normalerweise keine Buchhaltung, im Frühsommer 1934 jedoch machte er ausnahmsweise eine Zusammenstellung. Demnach waren die Zahlungen aus Leipzig innert Jahresfrist von 1885 Mark auf 305 Mark zurückgegangen.<sup>4</sup> Zudem verglich er den Durchschnitt der letzten drei Jahre bei Staackmann (1200 Mark) mit dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre bei Huber. Er verrechnete sich mehrfach, der Durchschnitt bei Huber betrug nicht 150, sondern 243 Franken. Hätte er auch Sauerländer miteinbezogen, so wäre er auf schweizerische Zahlen gekommen, die sogar über den deutschen Einnahmen gelegen hätten. Die Rechnerei ist als solche wenig ergiebig, zeigt aber, dass ihn die Frage der wirtschaftlichen Perspektiven verstärkt beschäftigte.

Auch die Reiseplanungen waren vom deutschen Umbruch tangiert. Eine auf Ende April 1933 geplante Lesung in Augsburg kam nicht zustande, da die involvierten Auslandschweizer sowie der lokale Kaufmänni-

- 
- 1 Thurgauer Zeitung, 19.4. und 4.5.1933.
  - 2 KBTG Hu B Sch 23: Velhagen & Klasing an A. H., 31.3.1933.
  - 3 Ebd.: Redaktion an A. H., 9.5.1933; Chefredaktor Oskar Höcker an A. H., 27.5.1933.
  - 4 KBTG Hu L Sch 63/5: undatierte Zusammenstellung über Einnahmen 1931–1933.

sche Verein aus politischen Gründen den Mut verloren, wie ihm der Veranstalter schrieb: «Ich möchte mich brieflich nicht in Erörterungen nach dieser Richtung hin einlassen» – spielte hier schon die Angst vor einer möglichen Postzensur? –, «jedenfalls gehen die Bedenklichkeiten der Herren in beiden Kreisen davon aus, dass es im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht rätlich wäre, einen Herrn aus dem Ausland und sei es auch aus der deutschen Schweiz in einer öffentlichen Veranstaltung sprechen zu lassen.»<sup>5</sup> So baten die Augsburger um Aufschub, bis sich die Lage geklärt habe. Hingegen kam eine Lesung in München Ende April zustande, ein Angestellter des Schweizer Konsulats, Paul Hochstrasser, war dabei behilflich. Es blieb aber bei einer Veranstaltung des Schweizervereins, die von Huggenberger gewünschte zusätzliche öffentliche Lesung für ein rein deutsches Publikum musste entfallen. Auch Hochstrasser verwies auf die politische Lage, so dass Huggenberger doch noch Bedenken kamen und der Konsulatsangestellte ihn beruhigen musste: «Die Veranstaltung geht ja vom Schweizerverein aus. Dieser Verein lädt die Münchner literarische Welt dazu ein. So erhält der Abend eine andere Note als wenn Sie von einem Münchner literarischen Verein zum Vortrag eingeladen worden wären.»<sup>6</sup> Wenige Tage nach Huggenbergers Rückkehr aus München erfolgten Anfang Mai die öffentlichen Verbrennungen der nunmehr geächteten Literatur, ein internationales Aufsehen erregender Akt kultureller Barbarei.

Die Turbulenzen der nationalsozialistischen «Machtergreifung» lösten eine Fülle öffentlicher politischer Bekenntnisse aus, manche rein opportunistischer Natur, andere aus gläubiger Hingabe an das neue Regime. Nicht nur der Verlag Velhagen & Klasing hatte den Umbruch begrüßt. Auch Staackmann reagierte unmittelbar mit einer Flugschrift, welche die eigene «Verlagsarbeit im Dienste des nationalen Gedankens» gebührend hervorhob. Eduard Heyck, der seit 1909 in Ermatingen in der Schweiz lebte und mit Huggenberger noch immer Kontakt pflegte, be-

kannte sich unter dem Titel «Im gleichen Schritt und Tritt» zum neuen Regime.<sup>7</sup>

Alfred Staackmann hatte im Frühjahr 1933 offensichtlich versucht, Huggenberger an den Kampfbund für deutsche Kultur zu vermitteln, dieser schon in den späteren 1920er-Jahren gegründeten rechtsradikalen Kulturorga-nisation unter der Regie von Alfred Rosenberg.<sup>8</sup> Die Korrespondenz liegt nur lückenhaft vor, doch antwortete Staackmann im Juni: «Ihre in Ihrem freundlichen Brief vom 21. ds. Mts. geäußerten Bedenken teile ich durchaus. Ich glaube auch aus anderen Gründen, dass es gut sein würde, erst einmal die Tätigkeit des Kampfbundes in diesem Jahr abzuwarten, bevor Sie sich selbst für eine Vortragstournee zur Verfügung stellen. Im Laufe eines Jahres wird sich ja dann sicher vieles klären, sodass man seine Entschlüsse dann auch viel ruhiger und mit mehr Aussicht auf Erfolg fassen kann. Ich werde also zunächst davon absehen, Sie in Nürnberg zu melden.»<sup>9</sup> Der Kampfbund verschmolz 1934 mit andern Organisationen zu den NS-Kulturgemeinden, für die Huggenberger in späteren Jahren tatsächlich tätig war.

Im Oktober 1933 befasste sich der Vorstand des Schweizerischen Schriftstellervereins mit dem neuerdings bestehenden Zwang, dass in Deutschland publizierende Autoren der Einheitsorganisation des Reichsverbands deutscher Schriftsteller beizutreten hatten. Präsident Felix Moeschlin fand die Situation höchst beunruhigend wegen der damit verbundenen Loyalitätserklärung gegenüber der neuen deutschen Regierung.<sup>10</sup> Auch in Österreich zirkulierte im Herbst

- 
- 5 KBTG Hu B Sch 23: Literarische Gesellschaft und Kaufmännischer Verein an A. H., 18.4.1933.  
 6 KBTG Hu B 423 in Sch 9: Hochstrasser an A. H., 23.4.1933.  
 7 So der Titel in Fortunatus. Blätter für das Studententum, Nr. 13, 1933/34, S. 4. Der Bruder Hans Heyck verfasste den Frontbeitrag unter dem Titel «Sieg-Heil 1933!».  
 8 Ausführlich dazu Gimmel, Organisation.  
 9 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 26.6.1933.  
 10 Amrein, Los von Berlin, S. 65–66.



die Pressenachricht, ohne eine solche Mitgliedschaft sei gemäss dem neuen Reichskulturkammergesetz keine Publikationstätigkeit ausländischer Autoren in Deutschland mehr möglich.<sup>11</sup> Zu diesem Zeitpunkt war Alfred Huggenberger längst im Alleingang Mitglied geworden, ohne den Schriftstellerverein überhaupt konsultiert zu haben. In Deutschland hatte er bisher dem «Allgemeinen Schriftstellerverein» und einer «Gesellschaft für deutsches Schrifttum» angehört.<sup>12</sup> Die neue Einheitsorganisation übernahm keineswegs automatisch alle Mitglieder der alten Verbände, es war ja eine Selektion und der Ausschluss politisch und «rassisch» unerwünschter Autoren beabsichtigt. Man hatte Antrag zu stellen. Vermutlich hatte Staackmann darauf aufmerksam gemacht und auch gleich die benötigten Formulare zugestellt.<sup>13</sup> Huggenbergers Eingabe ist erhalten in den Personalakten der ehemaligen Reichsschrifttumskammer.<sup>14</sup> Sie besteht aus einem Aufnahmeformular vom 30. Juli, in dem er bestätigte, dass er «arischer Abstammung» sei und die gewünschte Loyalitätsbekundung unterzeichnete: «Ich erkläre mich vorbehaltlos bereit, jederzeit für das deutsche Schrifttum im Sinne der nationalen Regierung einzutreten.» Zwei Wochen darauf erhielt er einen Fragebogen für Mitglieder, der neben den üblichen Personalien auch über eine allfällige Mitgliedschaft in der NSDAP oder frühere politische Zugehörigkeiten Auskunft verlangte; er sei aktuell wie auch früher Mitglied der «Freisinnig-demokratischen Partei (bürgerlich)» gab er an. Zudem war die Angabe von Bürgen gefordert, die nähere Auskunft geben könnten; Huggenberger nannte neben seinem Verleger Alfred Staackmann den Regierungsrat Paul Altwegg in Frauenfeld sowie den Aargauer Nationalrat und führenden Kopf des Vaterländischen Verbands, Oberst Eugen Bircher, der vielfältige deutsche Verbindungen unterhielt. Darüber hinaus enthält das kleine Dossier einige Prospekte mit Pressestimmen, sodann noch den Vorgang vom Sommer 1937, mit dem Huggenberger mitgeteilt wurde, dass er als Ausländer

nicht länger Mitglied der Kammer sein könne, ohne dass sein Ausscheiden irgendwelche negative Folgen für seine Tätigkeit habe. Nach 1945 sollte Huggenberger bestreiten, dass er je der Reichskulturkammer beigetreten sei.<sup>15</sup> Dieser konnte man allerdings gar nicht unmittelbar beitreten, sondern nur über ihre Gliederungen. Über den Beitritt zum Reichsverband deutscher Schriftsteller war auch sein Anschluss an die Reichsschrifttumskammer und damit an die Kulturkammer erfolgt.

Huggenbergers Schritt war vorschnell und unnötig, da der Schweizerische Schriftstellerverein im November 1933 in Berlin eine Regelung aushandelte, gemäss der alle seine Mitglieder in Deutschland publizistisch tätig sein durften –, es verstand sich von selbst, dass vom neuen Regime missbilligte Publikationen oder Autoren jüdischer Herkunft ausgeschlossen blieben.<sup>16</sup> War Huggenberger von der Furcht motiviert, er könne irgendwelche Nachteile erleiden, wenn er nicht rasch handle? Eine Rücksprache mit seiner beruflichen Interessenvertretung wäre nur umso angebrachter gewesen. Er war ja keineswegs der einzige Schweizer Autor, der in deutschen Verlagen publizierte und auf den deutschen Markt angewiesen war. Wir wissen nicht, ob auch andere Schweizer 1933 so handelten wie er.<sup>17</sup> Die erhaltenen Briefwechsel vermitteln den Eindruck, dass er sein Vorgehen mit niemandem besprach.

---

11 Siehe Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 1, S. 131.

12 KBTG Hu Sch 65: Zahlung Mitgliederbeiträge für 1926 und 1928.

13 Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 1, S. 131, weist darauf hin, die Verleger hätten den Autoren die entsprechende Mitteilung zugesandt.

14 BArch, RK/RSK I, Personal- und Sachakten.

15 KBTG Hu B 891: A. H. an Felix Moeschlin (Briefentwurf), 2.4.1949.

16 Siehe Amrein: Los von Berlin, S. 65 ff.

17 Gemäss SSV-Festschrift von 1987, Literatur geht nach Brot, S. 77, waren auch Ernst Zahn und Gustav Renker der Reichsschrifttumskammer angeschlossen.

Ein einziger Brief ist erhalten, der die sich stellenden Fragen einer möglichen politischen Kompromittierung aufwirft. Der Jugendfreund und Grafiker Hermann Hintermeister hatte Huggenberger im September 1933 in Gerlikon verpasst und schrieb ihm danach. «Wie mir Deine Frau sagte, wirst Du wahrscheinlich diese Woche, einer Einladung folgend nach Biberach zu einer Wielandfeier reisen. Als ein Rekognoszierungsritt über die jetzigen deutschen Verhältnisse kann das allerdings nicht solche Resultate abwerfen, als wie wenn man inkognito reist. Man wird Dich in Biberach mit offenen Armen empfangen. Mit einer Liebenswürdigkeit, welche Dir zu Herzen gehen wird. – Ist Hitler anwesend wird er Dir die Hand drücken (ein wundervolles Motiv für Pressfotographen). Das alles, weil das neue Deutschland die deutsche Schweiz nicht als Ausland betrachtet, sondern als einen Teil des Reiches selber. Man erblickt in Dir als Ihr Repräsentant gewissermassen den verlorenen Sohn, der nach Hause gekommen. Es kann Dir unangenehm werden, den guten Leuten begreiflich machen zu müssen, dass wir Schweizer die Schweiz als unser Heimatland innig lieben und keineswegs von dem Wunsche beseelt sind, in Deutschland aufzugehen, wie der Nationalsozialismus uns andichtet, wie sie es in ihrem Gefühlsüberschwang glauben.»<sup>18</sup> Wie der Empfänger dies aufnahm, wissen wir nicht.

### Alemannische Vereinnahmungen

1935 wurde in der Presse heftig über die deutsche Vereinnahmung von Schweizer Autoren diskutiert. Im März war das Jahrbuch der deutschen Raabe-Gesellschaft erschienen, das den «auslandsdeutschen Dichtern» gewidmet war und neben einer Mehrheit von Österreichern auch mehrere Schweizer vorstellte, darunter Moeschlin, Huggenberger und Stickelberger. «Denen da draussen ist das Reich Sehnsucht», erklärte das Geleitwort voller Pathos. «Ihr meine

deutschen Brüder im Ausland: habt von ganzem Herzen Dank für Eure Treue und immerwährende Bereitschaft.»<sup>19</sup> Ähnliche Worte fielen im Herbst an der «Alemannischen Woche» in Freiburg im Breisgau, an der Huggenberger 1928 erstmals teilgenommen hatte. Gemeinsam mit Stickelberger und Jakob Schaffner war er nun wieder dort. Emil Strauss und Hermann Burte, zum Nationalsozialismus bekehrte deutsche Autoren, besangen das einheitliche «Alemannien», das tragischerweise von politischen Grenzen zerrissen sei. Die Schwärmerei erregte Unmut in der Schweiz.

Staatsarchivar Reinhard Frauenfelder publizierte «Wer Ohren hat, der höre» im freisinnigen «Schaffhauser Intelligenzblatt» und wies diese Zumutungen zurück; der Artikel fand in zahlreichen schweizerischen Zeitungen positives Echo.<sup>20</sup> Die Einwände waren berechtigt und moderat vorgetragen, Huggenberger wurde in keiner Weise persönlich angegriffen, und doch ärgerte er sich beträchtlich. Er orientierte sich in dieser Zeit stark an Emanuel Stickelberger, der ihn in der Ansicht bekräftigte, dass man sich auf keinen Fall von den deutschen Verbindungen lösen dürfe. Jenem gegenüber bezeichnete er den Artikel als «Anrempelung», als «gehässige Verdächtigung», nannte den Staatsarchivar einen «giftigen Heuchler». «Dass so viele Blätter eifertig zur Weiterverbreitung bereit waren, zeigt nur, wie allgemein der Hass gegen alles Deutsche z. Zeit verbreitet ist; jetzt, zu einer Zeit, da der Kommunismus sein Haupt in der Welt frecher als je erheben darf, von den «Grossmächten» verhättselt und begünstigt.»<sup>21</sup> Die Sowjetunion war im

18 KBTG Hu B 420 in Sch 9: Hintermeister an A. H., 11.9.1933.

19 Zitiert in: Ein grobes Missverständnis, in: Der Bund, 6.3.1935; dieser und weitere Artikel in KBTG Hu Sch 104.

20 Schaffhauser Intelligenzblatt, 26.10.1935. Siehe auch Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1916, 3.11.1935, Alemannische Blutmystik.

21 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 11.11.1935.

Herbst des Vorjahrs in den Völkerbund aufgenommen worden, Deutschland dagegen war ausgetreten. Huggenberger entwarf eine Erwiderung an das «Intelligenzblatt», die er an Stickelberger schickte; dieser hatte schon selber an eine solche gedacht. In seinem Entwurf bestritt Huggenberger jede politische Bedeutung der Bemerkungen von Emil Strauss, es handle sich nur um «die unbewusste Entgleisung eines deutschen Poeten». Doch war er noch nicht zufrieden mit seinem Text, man müsse auch «auf die vorbildlichen Gelehrten- und Dichterefreundschaften früherer Jahre» hinweisen, die «Reichsdeutsche und Schweizer verband[en] und die keinem der beiden stammesverwandten Völker Nachteile irgendwelcher Art gebracht haben».<sup>22</sup> Er erwog sogar eine gerichtliche Klage. «Wenn eine Aussicht besteht, dass wir (auch vor einem teilweise kommunistisch eingestellten Gericht) Satisfaktion verlangen können, so gilt es keine Mühe zu scheuen.» Der Briefwechsel der beiden verärgerten Autoren ist lückenhaft erhalten; die geplante Erwiderung unterblieb. Huggenberger sollte erst zwei Jahre später öffentlich hervortreten, um seine Haltung zu rechtfertigen. Seine Unterstellung, es gebe im Kanton Schaffhausen – oder irgendwo sonst in der Schweiz – ein kommunistisch unterwandertes Gericht, zeugt von erheblicher politischer Verblendung. In den rechtsbürgerlichen Kreisen, denen er verbunden war (Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz, Vaterländischer Verband), stellte man allerdings auch schweizerische Sozialdemokraten gern als Kommunisten hin.

Huggenberger vermutete zu Recht, dass die Kluft zwischen der Schweiz und Deutschland sich in Zukunft noch verbreitern werde. Aufschlussreich sind einige Bemerkungen, in denen sein Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland klarer fassbar wird. «Die Entwicklung draussen nimmt aber auch den denkbar ungünstigsten Verlauf», bedauerte er gegenüber Stickelberger. «Das Verbot einer Keller-Ausgabe [der schweizerische Herausgeber Jonas

Fränkel war jüdischer Herkunft] gibt doch zu denken. Und die Austilgung jüdischer Namen auf den Kriegsgedenktafeln? So etwas ist mir, der ich doch für die grosse Umwälzung das möglichste an Verständnis aufzubringen suchte, unverständlich.»<sup>23</sup> Goebbels hatte eine Ankündigung bezüglich der Kriegsgedemälde gemacht; sie war eben durch die Presse gegangen. Mit seiner Formulierung umschrieb Huggenberger für einmal seine Haltung gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland, was sonst kaum je dokumentiert ist.

Er unterhielt keinerlei Beziehungen mit Menschen, die zu Opfern des neuen Regimes wurden. Den langjährigen Kontakt mit dem Maler Otto Marquard hatte er einschlafen lassen. Diesem war 1935 die Aufnahme in die Reichskammer der bildenden Künste verweigert worden, da er «nicht die erforderliche Zuverlässigkeit [besitze], an der Förderung deutscher Kultur in Verantwortung gegenüber Volk und Reich mitzuwirken»; das kam einem Berufsverbot gleich.<sup>24</sup> Huggenberger hatte auch keine jüdischen Bekanntschaften; die sich ständig steigenden Gewalttaten gegen die wehrlose Minderheit blieben für ihn eine abstrakte Zeitungsmeldung. Und doch meldete er gerade in dieser Frage Vorbehalte an. Er teilte selber antisemitische Vorurteile, wie die meisten Schweizer jener Zeit. Aus völlig unmotivierten Anlässen heraus vermochte er bei Gelegenheit kleine stechende Bemerkungen zu machen. Schon vor Jahren hatte er die Ansicht geäussert, dass «die (meist jüdische) Gehirnpoesie» einen ungebührlichen Rang einnehme. «Mit uns armseligen Feld- Wald- und Wiesendichtern ist wohl herzlich wenig los. Wir haben nur noch «Das Volk».»<sup>25</sup> Seine Gedichtsammlung «Die Stille der Felder» war damals eben nachgedruckt

22 Ebd.: A. H. an Stickelberger, 30.10.1935.

23 Ebd.: A. H. an Stickelberger, 11.11.1935.

24 Mahnruf von Omar, S. 11.

25 KBTG Hu Sch 123: A. H. an Hans Kägi, 26.11.1925.

worden und stand bei einer Auflage von 21 000 Exemplaren; ziehen wir zum Vergleich die bis heute berühmteste Sammlung expressionistischer Lyrik heran, «Menschheitsdämmerung» (1920), so erreichte diese nicht mehr als 20 000.<sup>26</sup> Seine Bemerkung beruhte auf reinem Ressentiment. Der nationalsozialistische Rassismus allerdings, der jeden Juden – auch den, der seinem Vaterland treu gedient hatte – mit Hass bedachte, blieb Huggenberger bei allen Aversionen fremd.

Im folgenden Jahr zögerte Huggenberger zeitweise mit Zusagen für weitere deutsche Auftritte, er fürchtete, trotz der gemachten Versprechungen würde «die ganze Geschichte wieder politisch aufgezo-gen» im Sinne alemannischer Umarmungen. Das Erlebnis des Vorjahrs hatte seine Spuren hinterlassen. In einer Mischung aus Trotz und beleidigtem Aufbegehren kündigte er Stickelberger dennoch an, dass er im Fall eines erneuten «Kesseltreibens» in der Presse entschlossen sei, «keine Einladung zu literarischen Vorträgen mehr abzulehnen, wie ich dies in letzter Zeit oft getan habe».<sup>27</sup> Im September 1936 las er an der nationalsozialistischen Gaukulturwoche in Konstanz. Es war vermutlich dieser Auftritt, der Hermann Hesse zu der kritischen brieflichen Bemerkung veranlasste, Huggenberger reise nun «jedes Jahr treulich zu den «Gau-Tagungen» der Nazis».<sup>28</sup> Das war ein Missverständnis, die Parteiveranstaltungen der «Gau-tagungen» hatten nichts zu tun mit der Kulturwoche. Die Presse berichtete wenig darüber, wie Huggenberger erleichtert konstatierte. «Einzig die N.Z.Ztg. musste ein Stänklein Judengift loswerden», schrieb er in einer abstossenden Wendung an Stickelberger, bei dem er offensichtlich auf Verständnis gegenüber einem solchen Sprachgebrauch rechnen konnte.<sup>29</sup> Die «Neue Zürcher Zeitung» hatte in der «Kleinen Chronik» eine ungezeichnete kurze Einsendung gebracht. Huggenbergers Bemerkung illustriert, wie er auf einen judenfeindlichen Jargon zurückgreift, wenn er einen Vorgang als Gemeinheit charakterisieren will.

Der unbekannte Verfasser erklärte es für unverständlich, weshalb manche Zeitungen in der Schweiz sich über einen Auftritt an der Gaukulturwoche aufregten, die «schlichte Erzählungskunst Huggenbergers» stosse ja nirgends an und gehöre «zu jenen ungefährlichen Manifestationen auf belletristischem Gebiet, die in Deutschland freundliche Förderung erfahren. Was nun die apolitischen nationalsozialistischen Kulturgauwochen [sic] betrifft, so wissen die paar Schweizer, die sich anwerben lassen, selbst am besten, dass andern Schweizern von gleichem oder höherem dichterischen Rang diese Einladungen nicht zukommen. Ein bisschen deutsche Kulturpolitik steckt hinter diesen Dingen doch.»<sup>30</sup> Was ihn so heftig geärgert haben dürfte, war die Ironie, welche die kurze Zeitungsmeldung durchzog, vor allem aber die angedeutete Relativierung seines literarischen Rangs.

Das deutsche Regime hatte sich etabliert und internationale Anerkennung auf dem diplomatischen Parkett gefunden. Die innere Opposition war ohnmächtig und weitgehend zerschlagen. Mit dem Einmarsch deutscher Truppen in das entmilitarisierte Rheinland begann im Frühjahr 1936 die Kette militärischer Übergriffe. Bis anhin hatte sich für Huggenberger sein Arrangement mit den neuen Verhältnissen ökonomisch nicht sonderlich gelohnt. Der Absatz seiner Bücher bei Staackmann blieb nach dem Einbruch von 1933 stabil auf niedrigem Niveau. Es mag sein, dass bessere Verkäufe in Deutschland den rückläufigen Absatz in der Schweiz ausglich, zumal sich hier die Weltwirtschaftskrise sehr in die Länge zog

---

26 Ihr Grosse Erfolg setzte erst mit der Neuauflage als Taschenbuch bei Rowohlt 1959 ein.

27 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 12.3.1936.

28 Zitiert nach Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 351.

29 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 20.10.1936.

30 Neue Zürcher Zeitung, 30.9.1936.

und erst mit der Frankenabwertung im September 1936 ausklang. Der Absatz bei Huber und Sauerländer sank 1934 bis 1936 auf einen Tiefpunkt, was auch auf fehlende Neuerscheinungen zurückzuführen ist. Ein neuer Roman war zwar in Arbeit, auch vorschnell für 1936 angekündigt. Er kam aber erst ein Jahr später auf den Markt, und dieses 1937 sollte sich als Wendepunkt erweisen.

## 37 Kontroversen um Gesinnungen und einen Literaturpreis

Die bedeutungsvolle Mitteilung kam am 8. Mai 1937. Ein Direktor im badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts teilte Huggenberger mit, der Reichsstatthalter habe ihm auf Antrag des Ministeriums den Johann Peter Hebel-Preis zugesprochen. Zugleich fragte er an, ob Huggenberger an der diesjährigen alemannischen Kulturtagung teilnehme; dort werde die Verleihungsurkunde übergeben.<sup>1</sup> Huggenberger fuhr und nahm die angekündigte Ehrung mit dankbar bewegten Worten an. Über die Vorgeschichte und die Entscheidungsprozesse wissen wir nichts; die Akten sind nicht erhalten.<sup>2</sup> Huggenberger erkundigte sich bei Hermann Busse, Schriftsteller und Geschäftsführer der Kulturorganisation «Badische Heimat», den er in Hausen kennengelernt hatte, über die Hintergründe. Auch Busse konnte nur auf den Reichsstatthalter Robert Wagner verweisen, in dessen Auftrag die Preiszuteilung erfolge.<sup>3</sup> Bekannt ist zudem, dass Huggenberger im Gespräch gewesen war für die Verleihung des wesentlich höher dotierten Erwin von Steinbach-Preises, der im Vorjahr erstmals vergeben worden war.<sup>4</sup> Die Entscheidung zugunsten des Hebel-Preises durchkreuzte dieses Vorhaben; der Steinbach-Preis des Jahres 1937 ging an den Schweizer Komponisten Othmar Schoeck. Huggenberger sollte ihn erst fünf Jahre später erhalten.

Von den älteren deutschen Kulturpreisen hatten nur wenige die nationalsozialistische Machtübernahme 1933 überlebt. Danach vervielfältigten sich die Preise als wichtiges Element der neuen Kulturpolitik: Sie dienten der Förderung bestimmter Autoren, der Propagierung der erwünschten kulturellen Standards und der Selbstdarstellung der Verleiher als Vertreter des deutschen Kulturstaats. Auch der Hebel-Preis war erst 1935 geschaffen worden, als erster erhielt ihn im Folgejahr der völkisch-nationalsozialistische Autor Hermann Burte.<sup>5</sup> Die Preisgelder stammten – die Freiherr von Stein-Stiftung (FVS) ausgenommen – durchweg aus staatlichen Kanälen. Um den Wildwuchs von mittlerweile jährlich 70 Auszeichnungen

zu lenken, bedurften alle Preise über 2000 Mark der zentralen staatlichen Bewilligung. Die kam vom mächtigen Präsidenten der Reichskulturkammer, dem Minister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels.<sup>6</sup> Auch die Verleihung an Huggenberger muss über seinen Schreibtisch gegangen sein; die Preissumme betrug 3000 Mark und gehörte in eine mittlere Kategorie.<sup>7</sup>

Die Ankündigung der Preisverleihung an Huggenberger gab Anlass zu öffentlicher Kritik, wie sie ihn in solcher Heftigkeit noch nie getroffen hatte. Die Auseinandersetzung zog sich hin bis Anfang 1938, als er im Anschluss an seinen 70. Geburtstag nach Berlin reiste. So war er ab Mai 1937 konfrontiert mit einem Wechselbad der Ehrungen und höchst unfreundlicher Anwürfe. Er war tief betroffen und gekränkt. Zum ersten und einzigen Mal nahm er 1937 selber öffentlich Stellung, um seine Haltung zu rechtfertigen. Die Erinnerung an die Ereignisse von 1937/38 hielt er über viele Jahre fest, überall witterte er nun Boykott; der Vorgang fügte sich bruchlos in sein Lebensthema des Unverstandenen.

### Ein kleiner Pressekrieg

Eröffnet wurde der Angriff vom Zürcher «Volksrecht», der führenden sozialdemokratischen Zeitung der Schweiz. Am 12. Mai, zwei Tage nach der Tagung

1 KBTG Hu B Sch 6: Ministerialdirektor Paul Frank an A. H., 8.5.1937.

2 Auskunft von Konrad Krimm, Generallandesarchiv Karlsruhe, Januar 2011.

3 KBTG Hu B Sch 4: Hermann Busse an A. H., 31.5.1937.

4 Zimmermann, Kulturpreise, S. 193.

5 Über die Empfänger des Preises 1936–1988 orientiert Bosch, Der Johann Peter Hebel-Preis.

6 Zimmermann, Kulturpreise, S. 14, sowie Barbian, Literaturpolitik, S. 458.

7 Zimmermann, Kulturpreise, S. 919; der Hebel-Preis fehlt allerdings in der dort gegebenen Übersicht.

in Hausen, brachte das Blatt seinen Beitrag «Nach Schoeck – Huggenberger. Die Methode der deutschen Ehrungen»; der Artikel ging durch die linke Presse der deutschen Schweiz. Eine verdiente ausländische Ehrung aus berufenen Händen sei eine Freude und ein Grund zum Dank. «Was aber bezwecken die Ehrenpreise des Dritten Reiches? Darüber hat sich zu unterhalten, wer die Sache eines seiner Freiheit bewussten Volkes vertreten will. Was über den Geist zu sagen ist, der heute Deutschland regiert, und was über die Menschen zu sagen ist, die jenen Geist verkörpern, das hat der deutsche Dichter Thomas Mann gesagt. [...] Haltung wäre es, deutsche Ehrungen auszuschlagen, solange, als dem deutschen Volk das Selbstverständlichste vorenthalten wird: das Recht auf Menschenwürde und Mündigkeit. [...] Der Schweizer Othmar Schoeck hat solche Haltung nicht aufgebracht. Der Schweizer Alfred Huggenberger hat solche Haltung nicht aufgebracht.»<sup>8</sup>

Härter noch kam es Ende Juni, nachdem das Blatt der schweizerischen Nationalsozialisten, «Die Front», den in der badischen Presse abgedruckten Dankesbrief an das badische Kultusministerium wiedergegeben hatte, den Huggenberger am selben 12. Mai verfasst hatte, als die erste Kritik laut geworden war. «Huggenbergers Schande» titelten «Volksrecht» und Winterthurer «Arbeiterzeitung» und druckten den Dankbrief integral ab: «Ihre hohe Regierungsbehörde hat mich durch die Verleihung des Johann Peter Hebel-Preises in einer Weise geehrt und ausgezeichnet, die für mich einfachen Mann aus dem Volke eine Art Lebenserfüllung bedeutet. Ich danke Ihnen im Namen meiner Landsleute, ich danke Ihnen von Herzen im Namen meiner Familie und meiner kleinen Dorfheimat. Der Dienst an der geliebten deutschen Sprache war und ist mir eine heilige Angelegenheit. Ich will meine ganze Kraft daransetzen, Ihrer mich zutiefst ergreifenden Ehrung durch ein gutes Abendwerk würdig zu erweisen.»<sup>9</sup> Der nachfolgende redaktionelle Kommentar war kurz und

scharf: «Der Brief zeigt, wie erbärmlich die Charakterhaltung gewisser Schweizer gegenüber den Schändern des deutschen Geistes geworden ist. Charakterlich hat sich der Dichter Huggenberger durch diesen Brief vor dem Schweizervolk gerichtet. [...] Er hat sich jenseits des Grabens aufgestellt, der uns freiheitsstolze Schweizer von der schmachvollsten Tyrannei aller Zeiten trennt.» Nun intervenierte die «Thurgauer Zeitung» und berief sich auf «das Ehrgefühl der Stammesgenossen». «Empört weisen wir die leichtfertige Behauptung zurück, Huggenberger habe [...] im geringsten gegen die Würde unseres Landes verstossen, und den Politikern, die alles durch ihre roten und schwarzen Brillen sehen, möchten wir zurufen: Nehmt doch, bitte, eure Vorfenster ab, wenn ihr auf die Wiese der Poesie hinaustretet und lasst uns die Blumen, diesseits und jenseits des Rheins, in den Farben sehen, die ihnen der Herrgott geschenkt hat!»<sup>10</sup>

Es blieb nicht dabei, wenige Tage später meldete sich ein anonym bleibender Einsender, ein offensichtlich gewichtiger «Freund der «Thurgauer Zeitung»», dessen Beitrag die Zeitung mit einem gleichzeitigen Entschuldigungsbrief nach Gerlikon abdruckte. Der Einsender erinnerte an die durchsichtigen «alemannischen» Umarmungen der letzten Jahre; nun versuche man offensichtlich dasselbe auf anderen Wegen. Menschlich sei die Genugtuung Huggenbergers ja begreiflich. Es falle aber doch ins Gewicht, dass die Ehrung von einem «ausländischen Totalitätsstaat» komme, der seinen eigenen Bürgern die Annahme des Nobelpreises verbiete. «Kurzum; es ist doch wohl eher so, dass fast alle Leser der «Thurgauer Zeitung» es lieber gesehen hätten, wenn Huggenberger bei aller Erweichung seines Herzens sich gesagt haben würde: Hände weg!, wie es vor ihm schon andere

8 Volksrecht, 12.5.1937.

9 Volksrecht und Arbeiterzeitung, 30.6.1937.

10 Thurgauer Zeitung, 1.7.1937.

grosse Schweizer getan haben. [...] Alemannien ist für uns zur Zeit nicht aktuell.» Die Zeitung bezweifelte im begleitenden Kommentar, dass die deutsche Seite mit der Preisverleihung schlechte Absichten verfolge. «Darum könnte man sagen, eine öffentliche Diskussion über den an Alfred Huggenberger verliehenen Hebel-Preis verletze die übernationalen Rechte der Künstlerschaft und greife unberechtigterweise in die persönliche Sphäre ein.» Gröber tönnte es von rechts aussen. «Die Zeitungen, die über ihn urteilen, – sie öffnen ihre Spalten den Emigranten aller Herren Länder, sie sprachen noch vor nicht allzu langer Zeit nur vom Internationalismus und wollten noch nichts wissen vom nationalen, guten Schweizertum; für sie war Vaterland eine Phrase! Für sie war Russland (und ist es heute vielfach noch) erstrebenswertes Beispiel. Für sie waren ausländische Juden [...] die wahren Kündler ihrer Ideen.»<sup>11</sup> So das katholisch-autoritäre «Aufgebot» von Jakob Lorenz.

Mit der Einsendung in der «Thurgauer Zeitung» war die Kritik in Huggenbergers unmittelbarer Nähe angekommen. Dies war der zündende Funke, der ihn zur öffentlichen Antwort am selben Ort motivierte. Hinzu kam, dass der ihm bestens bekannte Pfarrer Walther Huber in Gachnang einen gut gemeinten offenen Brief zu seiner Verteidigung vorbereitet hatte.<sup>12</sup> Huggenberger winkte ab, er wollte selbst schreiben, denn Hubers diffuse Beschwörungen rund um Alemannien und ein kommendes Reich hätten die Aufregung nur vergrössert. Zahlreiche schweizerische Zeitungen übernahmen Huggenbergers in der «Thurgauer Zeitung» erscheinende Stellungnahme teils integral, teils gekürzt. «Wenn zwei dasselbe tun ...» verwies erstens auf den bestehenden staatlichen, wirtschaftlichen und sportlichen Austausch zwischen der Schweiz und Deutschland, dessen Abbruch von niemandem ernstlich verlangt würde. Dann erinnerte er an die einst erfahrene Förderung aus Deutschland, griff auf alte – und schiefe – Beispiele zurück, welche gönnerhafte Herablassung ihm seinerzeit in der

Schweiz zuteil geworden sei. «Ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, den Preis abzulehnen. Das wäre krasser Undank gewesen gegenüber allen guten Geistern, die mir in meiner mühseligen Werdezeit über die Grenzpfähle hinweg hilfreich die Hand boten, Undank gegenüber einem stammesverwandten Volk, dessen Literaturschätze dem Bauernbuben, der nur die vorgeschriebene Volksschule besuchen konnte, eine neue, unerschöpfbar reiche Welt erschlossen [...]»<sup>13</sup> Untreue gegenüber der Heimat könne man ihm zuletzt vorwerfen; seine Haltung sei aus seinem Werk ablesbar. «Es wird ja wenig Schweizer geben, die sich für alle Neuerungen und Umstellungen im Reiche zu begeistern vermögen. Man kann mancher Entwicklung mit Bedenken und Sorgen entgegensehen; aber ist diese Sorge nicht auch gegenüber andern Nachbarstaaten gerechtfertigt?» Der Nachsatz mutet eigenartig an; was hatte die zweifellos gemeinte linke Volksfrontregierung in Frankreich mit der Entwicklung in Deutschland zu tun, wurde diese dadurch weniger bedenklich? Es erinnert an die Neigung der politischen Rechten, auf jede Kritik am NS-Regime mit dem Hinweis auf die Sowjetunion zu antworten. Die linke Presse reagierte noch einmal auf die Stellungnahme, dann war der Schlagabtausch weitgehend vorbei, künftig ignorierte man Huggenberger von dieser Seite oder wies nur noch mit kurzen sarkastischen Meldungen auf seine Deutschlandreisen hin. Sein Vergleich mit dem Sportbetrieb sei denkbar verfehlt, schrieben «Volksrecht» und Winterthurer «Arbeiterzeitung»; für einen Schriftsteller, der mehr als nur Absatzförderung im Auge habe, müsse es auch um die Frage der Menschenrechte gehen. «Wie wohl muss einem Alfred Huggenberger bei dem Bekenntnis sein, die Verleihung des Hebel-Preises sei ihm eine Erfüllung gewe-

11 Das Aufgebot, 8.7.1937.

12 Abgedruckt bei Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 19–20.

13 Thurgauer Zeitung, 12.7.1937.



sen, wenn er zu würdigen vermag, dass er diesen Preis von demselben Dritten Reich entgegennahm, das den Nobelpreisträger Thomas Mann ausbürgerte und ihm den Ehrendoktor der Universität Bonn aberkannte. Denselben Thomas Mann, den beispielsweise die Harvard-Universität zu ihrem Ehrendoktor ernannte, weil er «zusammen mit ganz wenigen Zeitgenossen die hohe Würde der deutschen Kultur bewahrt habe.»<sup>14</sup>

Die Standpunkte lagen weit auseinander; es handelte sich um zwei gänzlich verschiedene Denkweisen und Zugänge zur Welt. Mit dem Begriff der universellen Menschenrechte beriefen sich die sozialistischen Zeitungen auf die eigene Denktradition. Es war ein Begriff, den Huggenberger nie benutzte, er war ihm fremd. Sein Denken war konkret und national, nicht im Sinn des Bundesstaats von 1848, sondern im Bezug auf eine alte Schweiz freier und bürgerlicher Gemeinden. Wenn er auf Abstraktionen zurückgriff, so nutzte er ein Vokabular, das um Dorf, Volkstum und Stammesverwandtschaft kreiste. Thomas Mann oder die Harvard-Universität interessierten ihn nicht; die angelsächsische Welt, die westlichen Demokratien, die Welt ausserhalb des deutschen Sprachraums blieben ihm zeitlebens fremd. Er stand damit nicht allein, viele Menschen namentlich in der deutschen Schweiz dachten ähnlich. Die Schweiz der 1930er-Jahre war von tiefen kulturellen und politischen Gräben durchzogen.

### Durch die konservative Brille

Mit seiner öffentlichen Positionierung stiess Huggenberger die einen ab und zog die anderen an. Ende Mai, kurz nach Bekanntgabe der Preisverleihung, hatte ihn ein kleiner Kartengruss von Ludwig Finckh erreicht. «Lieber Alfred Huggenberger! Hier auf der Wartburg, wo zwanzig deutsche Dichter sich trafen, gedenke ich der Treue des siebzigjährigen Nachbarn.

Immer war er – deutscher Dichter. Schüler hören auf ihn in der alemannischen Schweiz. Bekenntnis war sein Leben, zur Scholle und Heimat. Wäre es nicht Pflicht, seine Brüder auf seinem Weg zu führen, zur nationalen Schweiz? Was würde Gottfried Keller tun? Herzlichen Handschlag über Wald Berg und See. Heil Hitler! Ihr Ludwig Finckh.»<sup>15</sup>

Eine Antwort Huggenbergers liegt nicht vor, doch lässt sich erahnen, wie sie ausgefallen wäre. Die schweizerischen Parteigänger des Nationalsozialismus, die 1933 unter dem Schlagwort der «nationalen Erneuerung» einen kurzen Aufschwung erlebten, danach aber in zahlreiche untereinander zerstrittene, bedeutungslose Politsekten zerfielen, hatten mehrfach um ihn geworben. Er interessierte sich einen Moment; man müsse sich einmal treffen und «endlich die Sache mit den Fronten ins Reine bringen», schrieb ihm der Lehrer und Maler Ernst E. Schlatter im September 1933.<sup>16</sup> Auf Kontakte liess er sich am ehesten bei den gemässigten Gruppen ein, die sich als schweizerisch national, nicht als schweizerische Nationalsozialisten deklarierten und ein Stück Distanz gegenüber der deutschen Entwicklung wahrten. Gegenüber dem «Bund für Volk und Heimat», bei dessen Gründung trotz Ernst Laurs Kritik einige stockkonservative Bauernpolitiker mitwirkten, erklärte sich Huggenberger im Juli 1933 bereit, gelegentlich Beiträge für dessen Zeitschrift beizusteuern.<sup>17</sup> Es kam selten dazu, erst Ende 1935 erschienen in der «Eidgenössischen Zeitung für Volk und Heimat» einige scherzhafte Gedichte, die von ihm stammen dürften, denn sie tragen das schon früher von ihm benutzte

14 Volksrecht und Arbeiterzeitung (Winterthur), 24.7.1937.

15 KBTG Hu B Sch 5: Finckh an A. H., 25.5.1937; zu den Treffen Stenzel, Buch und Schwert, S. 102.

16 KBTG Hu B Sch 19: Schlatter an A. H., 7.9.1933.

17 KBTG Hu B Sch 26: Redaktion Eidgenössische Zeitung an A. H., 27.7.1933; siehe auch Baumann/Moser, Bauern im Industriestaat, S. 240 ff.

Pseudonym Diviko und entsprechen stilistisch seinen Humoresken.<sup>18</sup> Auch warb «Die neue Schweiz» 1933/34 um seine Teilnahme an einem «Frauenabend». Huggenberger sagte im Februar 1934 ab und notierte für sich die Antwort: «fehlt mir durchaus die Anlage zur öff. Betätigung in polit. Umgebung. Ich möchte im Rahmen des mir gestellten Aufgabenkreises ruhig weiterarbeiten und hoffe, mir auf diesem Wege eher ein kl. Verdienst wenigstens um m. engere Heimat zu erwerben.»<sup>19</sup> Hier wird eine Zurückhaltung sichtbar, die dem öffentlichen Auftritt galt. Sie hinderte ihn nicht daran, sich 1937 auf einen freundlichen Kontakt mit dem Pädagogen Alfred Zander einzulassen, einem der führenden Köpfe der «Nationalen Front», Organisation der schweizerischen Nationalsozialisten. Zanders Extremismus, seine wüsten antisemitischen Hetzereien waren allgemein bekannt. Ein von ihm gewünschter Dichterabend kam zwar nicht zustande, doch belieferte Huggenberger ihn mit Material über sich selber für einen Aufsatz im «NS-Kurier» von Stuttgart.<sup>20</sup> Zander seinerseits vermittelte aus Stuttgart den Kontakt mit dem Rundfunk wegen einer Sendung; Huggenberger reiste im Juli 1937 für eine Tonaufnahme dorthin. Noch 1941 verkehrte er mit Zanders-Verlag «Schweizer Degen», bevor dieser vom Bundesrat verboten wurde und Zander sich definitiv nach Deutschland absetzte.<sup>21</sup>

Zu ergänzen bleibt, dass Huggenberger neben den «Schweizerischen Monatsheften», die dem Volksbund nahestanden, auch die 1934 durch Abspaltung entstandenen frontistischen «Nationalen Hefte» abonniert hielt.<sup>22</sup> Er pflegte zudem freundlichen Kontakt zur rechtsradikalen «Neuen Basler Zeitung», der er im Herbst 1937 seinen autobiografischen Text «25 Lehrjahre» zur Verfügung stellte.<sup>23</sup> Die im Basler Volksmund als «20 Pfennig-Blatt» verspottete Zeitung bezog, was schon damals als Verdacht ausgesprochen wurde, seit 1935 deutsches Geld und wurde auch von Seiten des Volksbunds gefördert.<sup>24</sup>

Als Pfarrer Walther Huber von Gachnang im Mai 1937 vernahm, dass Huggenberger den Hebel-Preis erhalten werde, notierte er in seiner Kirchgemeindechronik: «Er predigt vor allem Volk, aber nicht als Christ, sondern nur als Erdner, als Typus reinsten alemannischer und jetzt nationalsozialistischer Religiosität.»<sup>25</sup>

Das deutsche Engagement der 1930er-Jahre trug Huggenberger einiges Echo ein, was sich in den Briefen spiegelt. Viele der Briefschreiber waren nun politisch festgelegt und sprachen Huggenberger als Gesinnungsgenossen an. Sie wetterten gegen «wertlose Emigranten-Produkte», die angeblich in der Schweiz bevorzugt würden, warnten vor jedem Internationalismus, gratulierten ihm zu seiner Haltung gegenüber Deutschland und fanden rühmende Worte für schweizerisches Volkstum und Alemannentum.<sup>26</sup> «Mit der Hetze gegen das neue Deutschland soll erreicht werden, dass wir uns dem stammverwandten Wesen der deutschen Stämme ennet dem Rhein immer mehr entfremden. Mit der sogenannten «Geistigen Landesverteidigung» sucht man uns Deutschschweizer aus einer jahrhundertealten

18 Eidgenössische Zeitung für Volk und Heimat, 29.11.1935 (Schweizersehnsucht); 6.12.1935 (Obrechtslied; Kommissionensang).

19 KBTG Hu B Sch 20, Die Neue Schweiz: Notiz A. H. vom 9. Februar auf Brief Furrer vom 6.2.1934.

20 KBTG Hu B 477 in Sch 10 und Hu B 477: 5 Schreiben von Zander 1937; Näf, Alfred Zander.

21 KBTG Hu L Sch 65: Einzahlung an den Verlag.

22 KBTG Hu Na Sch 65: Einzahlungen.

23 Neue Basler Zeitung, Sonntagsbeilage, 31.7.1937 (ursprünglich in: Süddeutsche Monatshefte, August 1934, S. 682–687).

24 Siehe Wichers, Neue Basler Zeitung.

25 Evang. Kirchgemeinearchiv Gachnang, Chronik der Kirchgemeinde, 2. Bd., 10.5.1937, S. 304 (fehlt bei Herrmann, Alfred Huggenberger).

26 KBTG Hu B 876 in Sch 19: Schmid an A. H., undatiert; Sch 4: Dobler an A. H., 24.7.1937; Sch 21: Steiner an A. H., 31.3.1937; Hu B 931: Schweiz. Mittelpresse (Utz) an A. H., 19.12.1938; Hu B 996: Stierlin an A. H., 21.5.1937.

Abb. 92: Der inszenierte Bauerndichter: fotografiert von Hans Staub für die «Zürcher Illustrierte», Spätherbst 1937.



Schicksalsgemeinschaft herauszulösen.» So ein Schreiben, dessen Verfasser mit Hektor Ammann in Verbindung stand, dem Präsidenten des Volksbunds für die Unabhängigkeit der Schweiz. Huggenberger bekundete seine Sympathie für die Pläne des Zusesenders, eine Vereinigung zu gründen, die sich der Mundartbewegung entgegenstellen und die Schriftsprache verteidigen wolle. Er könne zwar nicht aktiv mitwirken, werde aber gerne beitreten, wenn es zu einer solchen Gründung komme.<sup>27</sup>

In den zahlreichen in Gerlikon eingehenden Schreiben fehlt Kritik vollständig, es dominieren Zustimmung und Verehrung, die sich auf seinen Geburtstag hin gegen Ende Jahr zur postalischen Lawine

steigerten. Es fehlen aber auch Ansätze zur Diskussion. Hedwig Bleuler-Waser, eine seiner frühen Rezensentinnen, fand die Kritik an der Annahme des Hebel-Preises «eine Gemeinheit sonder Gleichen».<sup>28</sup> Auch die jüngeren Verehrer gaben ihm vorbehaltlos Recht. Carl Seelig schimpfte über das «Gesudel der Linkspresse».<sup>29</sup> Otto Schaufelberger fand, «jeder vernünftige Mensch» müsse sich auf seine Seite stellen. «Deine Erwiderung im Winterthurer Tagblatt war übrigens eine prächtige Parade. Ich bin zum Beispiel

27 KBTG Hu B Sch 5: Hans W. Eberhard an A. H., Juli 1937.

28 KBTG Hu B 115: Bleuler-Waser an A. H., 27.5.1937.

29 KBTG Hu B 950 in Sch 20: Seelig an A. H., 16.7.1937.

Abb. 93: Deutsche Studenten zu Besuch in Gerlikon, Spätherbst 1937.



kein besonderer Freund des Nazionalsozialismus [sic] – denn er enthält für die abendländische Kultur unmögliche Dogmen – was hätte mich das aber hindern sollen, an der Heibelpreisverleihung Freude zu empfinden? Das war eine literarische Ehrung, die zudem längst fällig gewesen ist. Und dass Du dafür gedankt hast – wer ums Himmelswillen hat da Grund zur Aufregung?»<sup>30</sup> Huggenberger antwortete am 1. August 1937. «Die Anseicherei der komm. Presse hat mich nicht im geringsten berührt; aber dass kaum eine einzige bürgerliche Zeitung sich irgendwie dazu äusserte, ja dass ich mich gegen die Anrempelung von Seiten einer bürgerl. Zt. zur Wehr setzen musste, das habe ich nicht ganz verstanden, obschon mir ja die Zusammenhänge einigermaßen bekannt sind. Emigration.»<sup>31</sup> Huggenberger sah die ganz überwiegend sozialdemokratische Linkspresse der Schweiz als kommunistisch an; dass die «Thurgauer Zeitung» eine kritische Zusendung abgedruckt hatte, ärgerte ihn. Es genügte ihm nicht, dass nahezu die gesamte bürgerliche Presse auf seine Stellungnahme hingewiesen und sie zitiert hatte. Sein Hinweis auf die angeblichen Zusammenhänge, der sich auf das Stich-

wort Emigration beschränkt, offenbart krasses Resentiment. Ausgerechnet die ohnmächtigen, von materiellen und seelischen Nöten geplagten deutschen Emigranten, von denen die wenigsten in der Schweiz bleiben durften, sollten für die Schädigung seines guten Rufs verantwortlich sein. Kurz und gut, die angebliche Gelassenheit nimmt man ihm nicht ab. In einer Nachbemerkung fügte er hinzu: «Ich liebe das alte Deutschland, nicht das neue. Aber es leben im neuen viele Altgebliebene.» Dass sich gerade unter den Emigranten viele der besten Repräsentanten des alten Deutschland befanden, konnte und wollte er nicht sehen. Er dachte ja auch beim alten Deutschland nicht an die ruhmlos untergegangene Weimarer Republik, sondern an die festgefügte und autoritäre Ordnung der Kaiserzeit, der er in seinen jüngeren Jahren begegnet war. Er hing am idealisierten Bild eines alten Deutschland, das er in seiner spannungsvollen Wirklichkeit kaum kennengelernt hatte. Zehntausende flohen 1933 aus politischen Gründen aus Deutschland; Hunderttausende flohen bis 1939 wegen ihrer jüdischen Herkunft, noch nie hatte Europa in Friedenszeiten eine politisch bedingte Massenflucht solcher Dimensionen erlebt. Zu keinem der Betroffenen hatte Huggenberger eine Beziehung.

Das Verhältnis zu Deutschland beschäftigte ihn unentwegt, auch wenn seine schriftlichen Äusserungen selten bleiben. Er sammelte Artikel und interessierte sich für Zeitschriften, von denen er sich Klärung erhoffte. Allerdings blieb die Auswahl gebunden an die Vorurteile und blinden Flecken seiner konservativen Wahrnehmung. Mit anderen Sichtweisen auf Deutschland befasste er sich nicht. Der Blick auf das Nachbarland war zudem verschränkt mit innenpolitischen Positionen, was die Flexibilität nicht erhöhte.

30 KBTG Hu B 853 in Sch 18: Schaufelberger an A. H., 28.7.1937.

31 KBTG Hu B 1319: A. H. an Schaufelberger, 1.8.1937.

Huggenberger legte sich zum Beispiel einen Artikel des Berner Professors für Staats- und Völkerrecht, Walter Burckhardt, auf die Seite und markierte sich jene Stellen, die ihn besonders ansprachen.<sup>32</sup> Burckhardt plädierte für die Aufrechterhaltung des geistigen Austauschs mit Deutschland. «Das Deutschland, dem wir zugewandt sind, ist nicht das politische Deutschland des heutigen Tages; es ist das geistige Deutschland, das seit Jahrhunderten besteht und das heutige Geschlecht überdauern wird.» Heute aber bestehe die Gefahr, dass die Schweiz durch «die negative Haltung gegenüber dem Dritten Reich in eine Ablehnung alles Deutschen überhaupt und damit in die Arme des Nichtdeutschen, d. h. hier des Französischen» getrieben werde. Die Politik der autoritären Staaten, seien es Kommunismus, Faschismus oder Nationalsozialismus, sei aus den Mängeln der liberal-demokratischen Gesellschaften entsprungen. «Aber wenn wir sehen, welches Gewicht bei uns der Egoismus der Einzelnen, der Klasse und der Partei hat, wie das Bewusstsein der persönlichen Verantwortung vor dieser Einwirkung schwindet, wie die geschäftliche Moral und die gesellschaftliche Moralität sinken und die Bande der Familie sich lockern, muss man verblendet sein, um nicht einzusehen, dass wir im Niedergang begriffen sind.»<sup>33</sup> Es war die klassische Klage eines Konservativen, der den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedroht sah und dies vor allem von links (Stichworte Klasse und Partei).

Huggenberger interessierte sich auch stark für den Reisebericht Eduard Lauchenaus von 1936 und bestellte bei Sauerländer gleich eine grössere Anzahl. Dieser Redaktor des «Aargauer Tagblatts» plädierte für ein respektvolles Verhältnis zum «Dritten Reich», hinter dem heute zweifellos die grosse Mehrheit des deutschen Volks stehe. Den Antisemitismus, zentrales Element des Regimes, erwähnte er nur beiläufig; ebenso die Konzentrationslager. Breit diskutierte er hingegen den «Kirchenkampf», der dem Autor grosses Unbehagen verursachte. «Darum stellen wir bei

aller Hochachtung vor dem guten nationalen Willen des Nationalsozialismus und seinen gewaltigen Anstrengungen dem totalitären Staat unsere Volksfreiheit und unsere verfassungsmässig garantierten Individualrechte mit aller Entschiedenheit entgegen.»<sup>34</sup> Huggenberger verschickte die Broschüre an verschiedene deutsche Bekannte, so an Alfred Staackmann und Carl Baessler in Leipzig, der als Neffe des Verlegers seit 1934 den Verlag leitete. Baessler bedankte sich freundlich, fand aber die aufgeregte Besorgnis Lauchenaus über die bedrohlich verschlechterten schweizerisch-deutschen Beziehungen ziemlich übertrieben. «Es ist sicher nicht richtig, dass in Deutschland eine Voreingenommenheit gegen die Schweiz oder gegen die schweizer Autoren herrscht. Soweit ich es jetzt schon überblicken kann, ist der Verkauf Ihrer Werke im vergangenen Halbjahr ja gerade in Deutschland nicht ungünstig gewesen.»<sup>35</sup>

Intensiv nahm Huggenberger Anteil an der «Freitagszeitung für das reformierte Schweizervolk», auf die ihn Emanuel Stickelberger Ende 1936 aufmerksam machte und die er sogleich abonnierte.<sup>36</sup> Angesprochen hatten ihn die Leitartikel des Herausgebers Rudolf Grob, Direktor der Anstalt für Epileptische in Zürich, prominentes Mitglied im Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz. Was Huggenberger gefiel, markierte er. So Rudolf Grobs Ansicht vom Juli 1938, dass in der Schweiz eine «Gleichschaltung von Innen- und Aussenpolitik» im Zeichen einer angeblichen Volksfrontpolitik bestehe.<sup>37</sup> Letzteres bezog sich auf die vorsichtige Annäherung zwischen

32 KBTG Hu Z Sch 120/3: Burckhardt, Einstellung zu Deutschland.

33 Ebd., S. 188, 189, 191 (von A. H. markierte Stellen).

34 Lauchenaus, Deutschland schweizerisch gesehen, S. 120.

35 KBTG Hu B Sch 21: Baessler an A. H., 10.8.1936.

36 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 17.11.1936.

37 KBTG Hu Sch 120/3: Freitagszeitung für das reformierte Schweizervolk, 15.7.1938.

Freisinn und Sozialdemokratie, die im rechtsbürgerlichen Lager Zorn erregte. Dank diesem Ausgleich in der politischen Mitte konnte die Schweiz der äusseren Bedrohung durch den nahenden europäischen Krieg mit einer innenpolitisch beruhigten Situation begegnen. Huggenberger markierte sich jene Stellen, wo die Schweiz als doppelt bedroht dargestellt wurde, «durch das Trommelfeuer der volksfröntlerischen Weltanschauung» nicht weniger als durch die «letztlich mit ihr verwandte nationalsozialistisch-faschistische Weltanschauung». Auch hob er mit seinen Anstreichungen die Ausführungen Rudolf Grobs zum deutschen Kirchenkampf hervor: Dies war und blieb ein zentraler Vorbehalt konservativer und deutschfreundlicher Schweizer gegenüber dem deutschen Regime. Besonders rabiate Kommentare Grobs übernahm auch gern «Die Front», etwa die Ausgabe vom Juni 1938, die sich Huggenberger auf die Seite legte: Es laufe eine «planmässige Hetze» in der Schweiz gegen jeden, der für normale Beziehungen mit Deutschland eintrete, während zugleich «Rot-Spanien» und der Bolschewismus in der Sowjetunion «als demokratisches Edelgut» hingestellt würden. «So ist es unserem Schweizer Dichter Huggenberger ergangen, dem kein ehrlicher Mensch politische Umtriebe unterschieben kann.»<sup>38</sup>

### **Willkommene und unwillkommene Einladungen**

Ende August 1937 erhielt Huggenberger aus Bern einen Brief der Deutschen Gesandtschaft, er möge bitte am nächsten Morgen anrufen. Dem war ein Brief des Propagandaministeriums aus Berlin an die Gesandtschaft vorausgegangen, dem zwei Einladungskarten zum Nürnberger Reichsparteitag der NSDAP im September beilagen.<sup>39</sup> Eine war für den bekannten Rechtsextremisten Franz Riedweg aus Luzern bestimmt, die andere für Alfred Huggenberger. Die Gesandtschaft sollte die Einladungen aber erst

aushändigen, nachdem «einwandfrei festgestellt worden ist, dass die Genannten der Einladung Folge leisten werden». Die deutschen Parteinstanzen wollten propagandistischen Pannen vorbeugen, dass die Eingeladenen womöglich öffentlich ablehnen würden. Auch bei den Literaturpreisen an Ausländer vergewisserte man sich zunächst, dass die Ehrung willkommen war.

Riedweg fuhr nach Nürnberg und siedelte im nächsten Jahr nach Deutschland über; Huggenbergers Karte ging unbenutzt nach Berlin zurück. Er erfasste die Bedrohlichkeit dieser Einladung offensichtlich sofort und teilte dem anrufenden Herrn von der Gesandtschaft mit, dass er «zur Zeit erkrankt [sei] und aus diesem Grunde die Reise nach Nürnberg nicht hätte antreten können».<sup>40</sup> Von einer längeren Erkrankung im Sommer 1937 wissen wir allerdings nichts. Ein Besuch am Nürnberger Parteitag wäre einem eindeutigen politischen Bekenntnis gleichgekommen, die Angelegenheit wäre erneut und noch viel negativer durch die schweizerische Presse gewandert und hätte ihm erheblich geschadet.

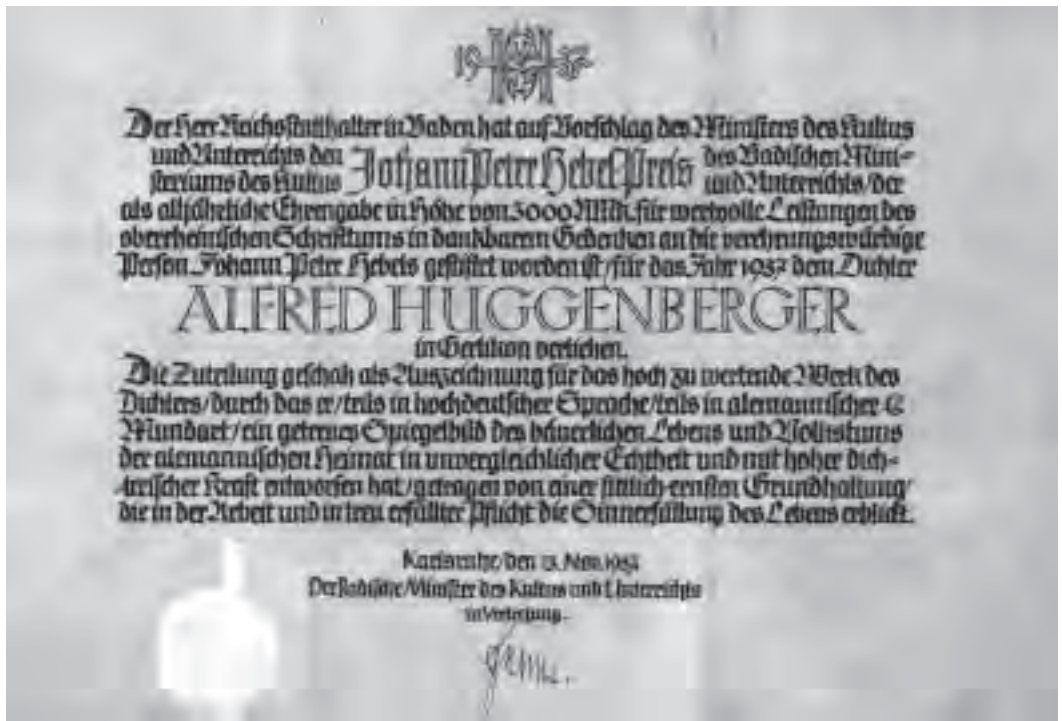
Im Herbst hingegen reiste Huggenberger nach Freiburg, wo ihm an der Alemannischen Kulturtagung im Kuppelsaal der Universität am 15. November der Hebel-Preis überreicht wurde. Den Festvortrag um «Erbe und Schicksal» hatte Professor Eugen Fischer gehalten, ein bekannter Vertreter der Rassenlehre. Auch Stickelberger war gekommen, von ihm wurde ein Theaterstück uraufgeführt. Die übergebene Urkunde hielt fest, dass Huggenberger «ein getreues Spiegelbild des bäuerlichen Lebens und Volkstums der alemannischen Heimat in unvergleichlicher Echtheit und mit hoher dichterischer Kraft entworfen [habe], getragen von einer sittlich-ernsten

---

38 KBTG Hu Sch 120/2: Die Front, 8.6.1938 («Demokratischer» Terror).

39 PA AA, Gesandtschaft Bern, 2246, 24. und 25.8.1937.

40 PA AA, Gesandtschaft Bern, 2246, 1.9.1937.



Grundhaltung, die in der Arbeit und der treu erfüllten Pflicht die Sinnerfüllung des Lebens erblickt». In der Wortwahl der begleitenden Festreden waren die Veranstalter ein wenig vorsichtiger als in zurückliegenden Jahren und unterstrichen, «dass die politische Trennung der alemannischen Lande [...] gegebene Tatsache sei», sprachen dann aber doch von einem «alemannischen Volk», als ob es eine solche Einheit je gegeben hätte. «Alfred Huggenbergers dichterisches Schaffen sei leidenschaftliche Parteinahme an Blut und Boden und am alemannischen Volke», befand Ministerialdirektor Paul Frank, der ihm den Preis übergab, gemäss dem Bericht im Parteiblatt «Der Alemanne».<sup>41</sup> Abends gab es Eintopf im «Zähringer Hof»; Huggenberger, «der seine dreitausend Mark

Valuta Zürich eingesackt hatte», sei sehr aufgeräumter Stimmung gewesen, berichtete der bei ihm sitzende Elsässer Autor Oskar Wöhrle in einem Brief.<sup>42</sup> Zu Weihnachten erhielt der badische Ministerialdirektor mehrere Bücher mit persönlichen Widmungen.<sup>43</sup>

Nicht nach Freiburg gekommen war der ebenfalls eingeladene alte Bekannte Huggenbergers, Simon Gfeller. In einem Brief an die Veranstalter hatte er, wie sein Tagebuch festhält, auf seine angeschla-

41 Zitate aus: Der Alemanne, 15.11.1937 (BArch, R 55/122, Kunstpreise).

42 Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, NL Wöhrle, Nr. 4326: Wöhrle an Eduard Reinacher, 19.11.1937.

43 KBTG Hu B Sch 6: Frank an A. H., 31.12.1937.

gene Gesundheit hingewiesen, liess es aber nicht dabei bewenden. «Daneben hat mein Nichterscheinen an der alemannischen Dichtertagung auch noch andere Gründe, über die ich Sie nicht in Unklarheit lassen will. Ich bin zeitlebens ein aufrichtiger Verehrer deutscher Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft gewesen, schätze das deutsche Volk um seiner Tüchtigkeit und Tatkraft willen hoch und wünsche ihm von Herzen Glück und Gedeihen. Aber so lange es in Deutschland Konzentrationslager, Judenverfolgungen und religiöse Unterdrückung gibt, nehme ich an keiner alemannischen «Kultur-Tagung teil!»<sup>44</sup>

### «Ich habe nicht umsonst gelebt»

Am 26. Dezember 1937 feierte Alfred Huggenberger seinen 70. Geburtstag. Die Schweizerische Schiller-Stiftung hatte ihm 1000 Franken zugesprochen. Über 700 Karten und Zuschriften gingen bei ihm ein, 160 schweizerische Zeitungen und Zeitschriften hatten ihn gefeiert. «Ich nehme alles ernst», berichtete er seinem Biografen Hans Kägi, «aber nicht zu ernst, ich weiss, dass Hosianna und Kreuzige ihn! nahe beieinander sind. Eine Genugtung ist mir geworden: mein Schaffen hat in den Tiefen der Volksseele einen Widerhall gefunden, ich habe nicht umsonst gelebt.»<sup>45</sup> Kägi hatte im Radio über ihn gesprochen; Huggenberger war am 26. Dezember ins Studio Zürich des Landessenders Beromünster gefahren, um einen Abschnitt aus seinem neuen Roman «Die Schicksalswiese» vorzutragen, dem folgte der Einakter «E Verlobig wider de Wille», gesprochen von Darstellerinnen aus Frauenfeld.<sup>46</sup> Am 10. Januar fand eine Feier im Frauenfelder Bahnhofsaal statt, mit einer Ansprache von Rudolf Huber, dem freisinnigen Kantonsrat, Chef der «Thurgauer Zeitung» und Leiter von Huggenbergers erstem Verlag. Auch hier las er selber über eine Stunde, dann folgte erneut «E Verlobig wider de Wille», aufgeführt durch den Dramatischen Verein Zürich.<sup>47</sup>

Die Illustrierten brachten unisono kleine Bildbeiträge: der Dichter mit seiner Pfeife, das Haus in Gerlikon, der Hund, die Ehefrau, die Enkelkinder. Die übrige Presse erinnerte mehr oder weniger ausführlich an seine Anfänge, das eben erschienene Buch von Hans Kägi lieferte die nötigen Stichworte, der Tenor stand ganz auf «Bauernstolz und Schollentreue»<sup>48</sup>, was zu manchen kuriosen Blüten Anlass gab. Das in hoher Auflage verbreitete «Genossenschaftliche Volksblatt» erklärte Huggenbergers Bücher zum wahren Gesundbrunnen. «Da verschwindet das Hasen und Lärmen der Stadt, dieses ungesunde Rennen und Jagen nach irdischer Vergänglichkeit. In der Natur findet der Mensch wieder seinen Gottesglauben, die Ruhe und den Frieden der Seele. Ganz ist er mit der Scholle verwachsen. Kein Stein am Wege, kein Baum am Wiesenrand, mit dem er nicht stille Zwiesprache hält, die er mit sonnigem Blick als gute Bekannte grüsst.»<sup>49</sup> Letzteren Satz hatte der Verfasser, Alfons Wagner, wörtlich aus seinem 1930 in der «Schweizer Illustrierten» erschienenen Artikel übernommen.<sup>50</sup> Die Beiträge über Huggenberger waren, verglichen mit jenen zum 60. Geburtstag, stereotyper geworden.

Dass einzelne Artikel mit Spitzen gegen die «Berufsliteraten» aufwarteten, war nichts Neues. Von rechts aussen griff man den öffentlichen Streit des zurückliegenden Sommers wieder auf. Pfarrer Arnold Knellwolf, gemeinsam mit Huggenberger im Volksbund, wettete in den «Schweizerischen Monatsheft-

44 Gfeller, Vermächtnis, S. 28.

45 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 2.1.1938.

46 KBTG Hu B 796 in Sch 17: Radio Zürich/Jakob Job, 26.12.1937.

47 Thurgauer Zeitung, 12.1.1938.

48 Der Landbote, 24.12.1937 (Hermann Aellen). Weitere Geburtstagsartikel in: KBTG Hu Z Sch 107/4 und 107/5.

49 Genossenschaftliches Volksblatt, 24.12.1937.

50 Schweizer Illustrierte, 9.7.1930, sowie Das Schweizer Heim, 24.12.1932, S. 1269.



ten» über das «Gebelfer solcher Hunde- und Verräterseelen».<sup>51</sup> Das dürfte kaum in Huggenbergers Sinn gewesen sein, der darauf Wert legte, dass Hans Kägis biografische Darstellung kontroverse Gegenstände mied.<sup>52</sup> Noch weniger verhindern konnte er, dass die schweizerischen Nationalsozialisten ihn als einen der ihren beanspruchten: «Alfred Huggenberger ist uns das Vorbild der Selbstzucht und Entschlossenheit, die Verkörperung des wahren blut- und schollenverbundenen eidgenössischen Wesens. Seinen Grundsätzen treu, seinem Volke treu, sind die Bücher des grossen Volksdichters eine nie versiegende Quelle echten Schweizertums für kommende Generationen.»<sup>53</sup> Die linke Presse blieb knapp und unfreundlich. Die «Thurgauer Arbeiterzeitung» zitierte unter dem Titel «Warum wir Huggenberger nicht feierten», kommentarlos aus dem «Berliner Tageblatt», wo diesem zugeschrieben wurde, er habe sich «stets als Teil jener grossen deutschen Heimat» gefühlt. Die Basler «Arbeiterzeitung» titelte kurz und bündig «Huggenberger und seine deutsche Heimat», die «Berner Tagwacht» schloss den Kommentar an: «Befreien und angliedern» – das ist schliesslich das Ziel, nicht?»<sup>54</sup>

---

51 Knellwolf, Unserem Dichterbauern, S. 408.

52 KBTG Hu Sch 123: A. H. an Kägi, 2.1.1938.

53 Der Nationale Arbeiter, 4.1.1938.

54 Thurgauer Arbeiterzeitung, Arbeiterzeitung (Basel), Berner Tagwacht, alle 4.1.1938.

## 38 Am Tiefpunkt: «Die Schicksalswiese»

1937 warb der Staackmann-Verlag mit einem mehrseitigen Prospekt für seine erfolgreichsten Hausautoren und ihre Neuerscheinungen. «Landschaft und Geschichte. Zehn deutsche Dichter und ihre Werke», lautete der Titel. Alfred Huggenberger wurde mit einem Artikel von Werner Wien aus dem «Völkischen Beobachter» vorgestellt und figurierte so im Kreis heute weitgehend vergessener Kollegen: Friedrich von Gagern, Hans Heyck, Heinrich E. Kromer, Johannes Linke, Adam Mueller-Guttenbrunn, Fritz Müller-Partenkirchen, Peter Rosegger, Paul Schreckenbach, Hans Watzlik. Mehr als die Hälfte der im Prospekt alphabetisch aufgeführten Autoren beschäftigte sich mit bäuerlicher Thematik.<sup>1</sup>

Dies also war das Verlagsumfeld von Huggenbergers neuem Roman, der unter mehreren Arbeitstiteln – «Bauern», «Auenzelg», «Sonntagsdorf»<sup>2</sup> – in der Verlagskorrespondenz über einen längeren Zeitraum verschiedentlich erwähnt ist. Dass sich schliesslich im letzten Moment «Die Schicksalswiese» als Titel durchsetzen konnte, lässt sich mit den Vorlieben des Verlags für Mythisches erklären. Ein Rätsel hingegen bleibt, wie es zum fürchterlichen Umschlag von Carl Moos kam.

Abstossend wie die Begleitumstände der Lancierung des Buchs ist über weite Strecken der Text selbst. Es ist die Geschichte zweier verfeindeter Familien namens Burgstaller und Mang und spielt vor einem etwas grell gezeichneten Dorfgemälde. Auf den ersten Blick scheint dies wenig neu. Wieder resultiert der Hass aus einem gebrochenen Heiratsversprechen, wenn auch nicht ganz nach dem Muster der Entlohnung im «Berg Höchst». Judith Mang wird zur sitzengebliebenen Braut, nicht weil Jakob Burgstaller anderswo die grosse Liebe gefunden hätte, wie Hannes Fryner im früheren Roman, sondern weil Judith Mang darauf beharrt, dass ihr Verlobter die von ihm geschwängerte Magd heiratet.

Auffallender sind die formalen Verschiebungen. Was in den bisherigen Texten nur sporadisch auf-

leuchtete, wird nun zum Programm: die Totale als Erzählperspektive, eine Verselbständigung der beseelten Objekte zum unüberhörbar schicksalhaften Raunen mit einem Pathos, wie es Huggenberger zuvor fremd war: «Der Acker sieht und weiss. Er schweigt.»<sup>3</sup>

Wenn sich in Huggenbergers früheren Werken einzelne Figuren mit leblosen Gegenständen unterhielten, ging es erklärermassen um Projektionen; solche (Selbst-)Gespräche hatten etwas Unzulängliches und wirkten dadurch ungemein kindlich. In der «Schicksalswiese» hingegen dulden die sprechenden Äcker, Wiesen, Bäume, Blumen, Tiere, Häuser etc. keinen Widerspruch. «Die Breite Au kennt dieses trockene Volk der Erdner»,<sup>4</sup> heisst es. Damit werden die beseelten Objekte zu Hilfskräften eines allwissenden Erzählers, wozu wiederum eine Formulierung passt, wie sie aus einem Roman des 19. Jahrhunderts stammen könnte: «Sie weiss noch nicht, dass in dieser Stunde das Leben bei ihr angeklopft hat.»<sup>5</sup>

Die altertümlichen Anklänge gehen bis ins Detail. Himmelsrichtungen beispielsweise werden in eine alltagsfremde Sprache übersetzt, wie sie damals in den Grundbüchern noch anzutreffen war. So kommt das Dorf statt an den Nordhang des Holderbergs an seine «mitternächtige Lehne» zu liegen, und wenn die Leute von der Hintergasse ostwärts aufs Dorf zugehen, gehen sie «gegen den Morgen».<sup>6</sup> Oder statt etwas ruhig zu tun, tun sie es «mit geruhiger Überlegung»;<sup>7</sup> sie berichten darüber mit «Mühwaltung».<sup>8</sup> Auffallend auch, wie oft sich Adjektive

1 Zimmermann, Der Bauernroman, S. 199–222.

2 KBTG Hu B, Sch 21: Staackmann an A. H., 19.10.1933 und 11.9.1937.

3 A. H., Schicksalswiese, S. 8.

4 Ebd., S. 75.

5 Ebd., S. 27.

6 Ebd., S. 8 und 21.

7 Ebd., S. 10, auch 116.

8 Ebd., S. 133.

aus dem religiösen Bereich mit der Arbeit verbinden, die dadurch etwas penetrant Andächtiges erhält. «Das heilige Brot wächst der Ernte entgegen», einen solchen Satz hätte Huggenberger früher nicht geschrieben.<sup>9</sup> Oder dass er, als erfahrener Dramatiker mit einem Gespür für Dialoge, seine Figuren mit einem Mal so hölzern miteinander reden lässt: «Wir haben dein Wegsein benützt, um uns miteinander zu versprechen, liebe Tante», kündigt der junge Julius seine Verlobung an.<sup>10</sup> Seine Mutter Christine Mang sagt nach einer ehelichen Auseinandersetzung zu ihrem Mann Gebhart: «Komm, wir gehen weiter. Der Acker hat für heute genug gehört.»<sup>11</sup> Während Huggenberger früher mit einem Sinn für Rhythmus von direkter in indirekte Rede wechseln konnte – wohl auch um für ihn fast Unsägliches zu umgehen –, mutet er seinen Figuren nun Sätze zu, wie sie ihnen nicht von den Lippen kommen dürften: «Das Dorf schämt sich deiner», massregelt Judith Mang ihren einstigen Verlobten. Und nicht nur, dass dieser stumm die Standpauke über sich ergehen lässt, er sagt ihr am Schluss: «Du bist meine heilige Frau gewesen all die Zeit. Sag mir, was ich tun soll.»<sup>12</sup>

So dominant Judith Mang aufzutreten versteht, gehört sie doch nicht in die Reihe der starken Frauen wie Elsbeth Mähder aus dem «Ebenhöch», Rose Öler in den «Kleinen Leuten» oder Hermine Inzuben in den «Dorfgenossen». Zwar hat Judith Mang als Ratgeberin eine herausragende Position im Dorf und auch den Überblick von ihrem Erkerzimmer aus, doch es fehlt ihr an Fleisch und Blut: «Die Jahre haben dann die Fensterfrau aus ihr gemacht», so wird sie im ersten Auftritt vorgestellt. «Sie hat gelernt hinterm Fenster zu sitzen wie ein Geist. Sie hat mit Staunen Tag für Tag neue Kräfte in sich entdeckt, der Geheimnisse wurden für sie weniger.»<sup>13</sup> Ihre Antipodin im Dorf ist Aline Glinz, genannt Hex und Mannentrost, es wird gemunkelt, sie sei die Reinkarnation jener sagenhaften Frau mit den blonden Zöpfen, derentwegen die Schicksalswiese in falsche Hände gekom-

men sei. Dieser Mythos zwingt Huggenberger, über sexuelle Begierde zu schreiben, ein Thema, das ihm von jeher nicht lag. Was nicht heissen will, dass Libidinöses seinen Figuren fremd wäre, doch der Autor mied heikle Szenen, er, der so gut über Liebesäusserungen von scheu verliebten Pubertierenden zu schreiben verstand. Es gehört übrigens zu den Eigenheiten der jungen Männer in Huggenbergers Texten, dass sie ihrer Liebsten den «Arm um den Hals» legen.

### **Korrodis inoffizielle Distanzierung**

Zwar ist davon auszugehen, dass Huggenberger nicht zu jenen Schriftstellern gehörte, die ihre Romanmanuskripte befreundeten Personen zur kritischen Begutachtung anvertrauten, im Fall der «Schicksalswiese» jedoch wissen wir, dass Hans Kägi den ungedruckten Text zum Lesen bekam und davon auch Gebrauch machte, zumal er in seinem 1937 erschienenen Buch über Huggenberger ausgiebig aus dem noch unveröffentlichten Roman zitierte.<sup>14</sup> Dass für ihn der neue Text Huggenbergers erklärermassen keinen Gedanken an ein Alterswerk aufkommen liess, mag aus der Sicht eines befreundeten Biografen nachvollziehbar sein, erstaunlich aber ist, dass er als Schweizer eine krasse Fehlleistung nicht bemerkt zu haben scheint: Im Roman sind die zwei Schwestern Burgstaller, Elise und Bethli, beide auf denselben Vornamen – Elisabeth – getauft. Vermutlich ist dies auch sonst niemandem aufgefallen, in den folgenden Ausgaben, auch jener im Volksverlag Elgg, blieb die Namengebung unverändert.

---

9 Ebd., S. 141.

10 Ebd., S. 99.

11 Ebd., S. 31.

12 Ebd. S. 109.

13 Ebd. S. 15.

14 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 66–70.

Weitere Reaktionen sind nur auf Umwegen zu eruieren, weil im Nachlass seltsamerweise ausgerechnet die Kritiken zur «Schicksalswiese» fehlen. Möglicherweise hat Huggenberger die eigene Rezensionsammlung für die Vorlage der Werbemittel zusammengeschnipselt; ein erster Prospekt kam mit der «Schicksalswiese» heraus und wurde kurze Zeit später erweitert und modifiziert.<sup>15</sup> In der zweiten Fassung sind längere Passagen aus den Rezensionen des neuen Romans von zwei deutschen und fünf schweizerischen Zeitungen abgedruckt. Dass sie ausnahmslos positive Urteile enthalten, liegt auf der Hand. Die meisten Besprechungen streichen heraus, wie jung der Ton des mittlerweile siebzigjährigen Autors geblieben sei und verorten den Roman damit stillschweigend als integralen Bestandteil des bisherigen Gesamtwerks. Dieser Eindruck wird im neuen Prospekt noch verstärkt, indem der zweite Teil mit fünfzehn kürzeren «Zeitstimmen über frühere Prosawerke und über die Gedichte» einerseits gestrafft, andererseits neu betitelt wird mit «Zeitgenossen sprechen über Alfred Huggenbergers Lebenswerk». Es ist offensichtlich ein Versuch, den Autor als lebenden Klassiker zu präsentieren. Zu diesem Zweck werden raunende Sätze bemüht und im Satzspiegel eigens hervorgehoben: «Das stumme Werk der Hände wacht auf im eigenen Wort. Der Bauer blickt in den Spiegel seiner selbst», wird beispielsweise aus der Literaturgeschichte von Josef Nadler zitiert.<sup>16</sup> Oder aus der Rezension von Friedrich Pock aus Graz: «Ewiges Menschenleid und ewige Lebensrätsel wachsen umso wuchtiger empor, wenn sie sich am Schicksal unverbildeter, geradliniger Menschen verdichten. Wo Huggenberger die schlichte Grösse wortlosen Heldentums aufrichtet, findet er zu Bildern von erschütternder Ehrfurcht erweckender Eindringlichkeit».

Die beiden Prospekte zitieren auch recht ausgiebig aus der «Neuen Zürcher Zeitung», wo «Die Schicksalswiese» von «Ed. Br.» besprochen wurde; den Geburtstagsartikel verfasste Hans Kägi.<sup>17</sup> Litera-

turchef Eduard Korrodi wollte sich diesmal nicht über Huggenberger äussern, er besprach einzig die neu erschienene Sekundärstudie und gratulierte deren Verfasser Hans Kägi auch persönlich. Er tat dies in einem nächtlich hingeworfenen Brief. Darin fallen Sätze, wie Korrodi sie in dieser Deutlichkeit öffentlich nie verwendet hätte; deshalb soll hier ausführlich daraus zitiert werden: «Mein schlechtes Gedächtnis erhält durch Dich die tröstliche Genugtuung, an dem angeblichen Unrecht, das die Schweiz Huggenberger in seinen Anfängen erfahren haben soll – ich sehe, dass ich im «Türmer»<sup>18</sup> über ihn geschrieben haben soll. Und so ist die böse N.Z.Z. diesmal nicht schuld, wenn das Vaterland ihm nicht genügte. Man müsste allerdings auch die Akten der Schillerstiftung studieren, dass bei seinen Anfängen die Schweiz ihm half. – Nehmen wir an, Huggenberger hätte aus seiner kleinbäuerlichen Welt noch Gotthelf in sich aufgenommen, so hätte er grösser werden müssen – aber nie einen Alemannenpreis<sup>19</sup> erhalten. Irgend etwas «schäbig» Materialistisches bleibt an seiner Existenz – und verweigert ihm eine grössere Rolle, als ein «Berufs»-Korporationsdichter zu sein – und damit doch nicht den Rang eines Volkserziehers zu besitzen – obwohl er ein Künstler im Erzählen ist – aber so grotesk es klingt – l'art pour l'art – ein Vermittler von Bauerngeschichte für gebildete Leute – denn so ist seine wahre, innige Volkstümlichkeit. Von den epischen Visionen der Bauernsamen hat er keine Ahnung. – Ich finde, du hast weise das Positive ausgezeichnet,

15 KBTG Hu Sch 40. Die spätere Fassung ist einem Exemplar von «Erntedank» beigeheftet: KBTG Ha 07037.

16 Siehe auch Nadler, Literaturgeschichte, S. 429.

17 Ed. Br., Alfred Huggenbergers «Schicksalswiese», in: Neue Zürcher Zeitung, 21.12.1937. Kägis Geburtstagsartikel, in: Neue Zürcher Zeitung, 25.12.1937.

18 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 38, bezieht sich vermutlich auf Korrodi: Die Welt Huggenbergers, in: Turmhahn, März 1914, 2. Ausgabe, S. 312–320.

19 Gemeint ist der Johann Peter-Hebel-Preis.

ohne ihn zu überschätzen – und das ist eine wahrhaft kritisch vollendet ausgeführte Aufgabe.»<sup>20</sup> Eduard Korrodi hat danach in der «Neuen Zürcher Zeitung» nie mehr über Alfred Huggenberger geschrieben.<sup>21</sup>

### Ausschlaggebende Nuancen

Zu Recht wird «Die Schicksalswiese» vom Literaturhistoriker Rémy Charbon in die Nähe der Blut- und Boden-Literatur gerückt, mit dem Zusatz allerdings, dass das Buch zu den schweizerischen Varianten gehört, «die sich trotz stilistischer und thematischer Verwandtschaft mit der völkischen Literatur als Alternative zu grossdeutschen Anmassungen [...] verstanden».<sup>22</sup> Die Kritik gilt in besonderem Masse für das Kapitel «Pflüge und Pflüger», eines der schlimmsten des Buchs. Auf unerträgliche Weise wird die Landarbeit mit religiösem Vokabular zu einer Art profanem Gottesdienst aufgeladen. Das Individuelle verschwindet zugunsten eines Kollektivs, dem besagten «Volk der Erdner».

Das Pflügen auf der Breiten Au wird zunächst als Totale vorgeführt, dann weitet sich die Erzählperspektive noch einmal, erfasst zugleich die Leuenhalde im Hintergrund: «Man meint auf den ersten Blick, vor einer breit angelegten Freilichtaufführung zu stehen».<sup>23</sup> Dann wird auf einzelne Figuren fokussiert, wobei diese allerdings explizit als Typen in Erscheinung treten: der arbeitswütige Semi Stamm vom Grundhof, der gelassene Kenstler, sein cholischer Bruder, der grüblerische Heiri Kempf. Und schliesslich das Finale, ein pantomimisches Duell der pflügenden Familienoberhäupter Jakob Burgstaller und Gebhart Mang! Mit einer Pattsituation endet diese Szene und damit das «Pflüger»-Kapitel: «Gebhart Mang zieht dem abziehenden Nachbar mit geruhigem Lächeln nach. Dieser spielt sich zwar keineswegs als Geschlagener auf; senkrecht schreitet er hinter seinen dicken Braunen her. Die schweren Nagelschuhe scheinen

einen Schwur in den Boden hineintreten zu müssen: «Ein Burgstaller vergisst nie.»<sup>24</sup>

Ebenso zutreffend ist Charbons Relativierung, es sei bei Huggenberger bezüglich des Gesamtwerks eine grössere Differenzierung am Platz. Dies scheint uns auch für «Die Schicksalswiese» selbst zu gelten. Es spricht für Huggenberger, dass ihn die typologisierten Figuren im weiteren Verlauf des Romans nicht mehr interessieren. Er verliert sie aus den Augen, im Gegensatz zu andern Figuren, die mit Humor gezeichnet sind: Klaus Bender etwa, der gern vom Schwung spricht und bald einmal als Vater mehrerer Zwillinge nur noch mit dem Kinderwagen durch die Gegend läuft; oder der philosophisch veranlagte David Stängli, Schuhmacher und Nebenbauer, mit den gescheiterten Plänen für seinen Sohn Albin. Als fast einzige Figur der «Schicksalswiese» ist der junge Stängli mit ein paar Details ausgestattet, die auf eine Fixierung der Erzählzeit zu verweisen scheinen. Er hat im Anschluss an die Alltagsschule den obligatorischen Ergänzungsunterricht besucht, jeweils einen halben Tag pro Woche während zweier Sommersemester. Dieser wurde im Kanton Thurgau 1915 mit einem Zusatz zum Schulgesetz hinfällig. Während jedoch die Industriegemeinden sofort zum vollen Ganzjahresschulbetrieb wechselten, waren einige der entlegenen Dörfer erst 1955 zur Umstellung bereit.<sup>25</sup>

Seine Liebe zu skurrilen Figuren hat Huggenberger davor bewahrt, ins Mythisch-Bodenlose abzustürzen. Zudem sei bei aller Kritik festgehalten, dass der Konflikt in seinem Buch ein innerdörflicher ist und

20 KBTG Hu B Sch 143: Korrodi an Kägi, 7.12.1937.

21 Helen Münch-Küng: Eduard Korrodi. Gesamtverzeichnis NZZ-Feuilleton-Beiträge, Bertschikon, 1995. Unveröffentlichte Zusammenstellung in der Zentralbibliothek Zürich.

22 Charbon, *Die Schweiz*, S. 153.

23 A. H., *Schicksalswiese*, S. 77.

24 Ebd., S. 87.

25 Schoop, *Geschichte des Kantons Thurgau*, Bd. 3, S. 127.

nicht – wie in einem häufigen Muster der nationalsozialistischen Romane – sich eine Dorfgemeinschaft gegen einen Eindringling verbündet.<sup>26</sup> Wenn Donat Bellmoos in die Stadt zieht und dort zum Betrüger wird, ist dies für seinen Schwiegervater kein Grund, zivilisationskritisch zu werden: «Die Stadt ist recht, der Stadt lass ich nichts geschehn. Aber aus dir wird sie machen, was aus dir werden muss.»<sup>27</sup>

Das sind entscheidende Nuancen. Einige der literarischen Techniken allerdings, die Peter Zimmermann dem mythisch-völkischen Roman der NS-Zeit zuschreibt und am Beispiel von Joseph Georg Oberkoflers «Im Bannwald» diskutiert, finden sich in Ansätzen zumindest auch in der «Schicksalswiese»: existenzielle Urbilder, Entindividualisierung und Entpsychologisierung der Protagonisten, ihre Reduktion auf Vertreter der Ahnenreihe und der Hofgemeinschaft, uralte Prophezeiungen, die über Generationen weiterwirken und als Motivketten in die Romanhandlung verflochten sind.<sup>28</sup> Dazu passt Charbons Beobachtung, dass «die Bindung an die Scholle sogar über die Verpflichtung gegenüber der Familie» triumphiert.<sup>29</sup> Nicht vorhanden sind hingegen zwei weitere Elemente aus Zimmermanns Kriterienkatalog, in der «Schicksalswiese» gibt es weder eine räumliche Isolierung des Schauplatzes noch den Verzicht auf eine zeitliche Fixierung. Und als eine «Hauptfunktion der faschistischen Literatur» schliesslich bezeichnet Peter Zimmermann die «Illusion der harmonisierten Volksgemeinschaft»<sup>30</sup> – was den Romanen Huggenbergers, ja selbst der «Schicksalswiese» so nicht nachgesagt werden kann.

---

26 Zimmermann, Bauernroman, S. 151.

27 A. H., Schicksalswiese, S. 45.

28 Zimmermann, Bauernroman, S. 146–148.

29 Charbon, Die Schweiz, S. 152.

30 Zimmermann, Bauernroman, S. 153.

## 39 Unterwegs im «Reich» 1938

Schon vor dem Ersten Weltkrieg begann Alfred Huggenberger für Lesungen ins Ausland zu reisen. Das betraf so gut wie immer Deutschland und selten einmal Österreich. In den fremdsprachigen Raum gelangte er fast nie, 1930 nach Prag, 1932 zu Schweizervereinen nach London und Manchester, mit einem Zwischenhalt auf der Heimreise bei einem Schweizerverein in Antwerpen. Im grenznahen Raum lagen die ersten und die letzten Ziele: Den Anfang machte Konstanz 1910, der Schlusspunkt lag 1954 in Lindau. Dokumentiert sind 122 Lesungen im Ausland; davon entfallen ein Viertel auf Baden, eine der Schweiz sprachlich nah liegende Region; Karlsruhe, Freiburg und Konstanz sind die häufigsten Destinationen.<sup>1</sup> Hinzu kommen weitere süddeutsche Orte in Württemberg sowie München und Wien. In Norddeutschland war er selten, im (damaligen) Ostdeutschland nie. Zu den weiter entfernten Zielen im Norden führten ihn nur die von zentraler Hand geplanten Anlässe, erstmals die vom Auslandschweizersekretariat im Januar 1930 organisierte Tournee. Eine Sonderstellung nahm Leipzig ein, als deutsches Buchzentrum wie als Sitz seines wichtigsten Verlags.

Mehr als siebenzig Prozent der erfassten Leseauftritte oder kulturpolitisch bedingten Reisen entfielen auf die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft, 1933 bis 1942. Handelte es sich in den ersten Jahren noch um einzelne Auftritte oder kleinere Touren, so waren es ab Anfang 1938 vor allem zentral organisierte Lesereisen. Das neue Regime überliess wenig dem Zufall, schon gar nicht Begegnungen mit ausländischen Schriftstellern. Die Rundreise von Anfang 1938 ist besser dokumentiert als spätere und soll daher etwas ausführlicher dargestellt werden.

### Berlin, Januar 1938

Der Auftakt hätte nicht ungünstiger sein können. Kurz vor der grossen Deutschlandreise Alfred Huggen-

genbergers, am 6. Januar 1938, rempelte ihn «Das Schwarze Korps» an, das berüchtigte und gefürchtete Blatt der SS. Da es in der Schweiz wenig gelesen wurde, dauerte es fast zwei Wochen, bis die Schweizer Presse Notiz davon nahm. Huggenberger hatte im Vorjahr auf eine Rundfrage des «Berliner Lokalanzeigers», was ihm Friede bedeute, ein Gedicht aus «Stille der Felder» unter neuem Titel eingesandt.<sup>2</sup> Nun kam es in die Weihnachtsausgabe der Zeitung und man kann sich fragen, ob es ein Anfall von Gedankenlosigkeit oder Naivität war, die ihn zur Wahl gerade dieses Gedichts veranlasst hatte. «Wann kommt der Friede in die Welt», zitierte das SS-Blatt, «Von dem die Völker lang geträumt,/ Wann bauen wir das Laubgezelt/ Dem Retter, der so lang gesäumt?» Gehässig war der Kommentar über diese «komische jüdisch-freimaurerische Jeremiade», denn das «Laubgezelt» gebe es nur bei Juden und Freimaurern. Nicht minder übel nahm der Verfasser den Vers «Von schönem Tod, von gutem Streit,/ Lügt prahlend mancher kalte Stein», den er als «unverschämte Beleidigung der Gefallenen» hinstellte.<sup>3</sup>

Bei der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin war man irritiert von dem Artikel. Seit dem vergangenen Sommer war man am Rande in die Vorbereitung der Lesetournee involviert gewesen, von deren Planung man vermutlich früher erfuhr als der Betroffene selber. Schon Ende Juli 1937 hatte eine deutsche Privatperson mit der Gesandtschaft Kontakt aufgenommen, noch bevor die Angelegenheit bei den amtlich zuständigen deutschen Stellen landete.<sup>4</sup> Ende August

1 Eine Liste der erfassten Reisen ist deponiert in KBTG Hu Sch 142.

2 A. H., Stille der Felder, S. 75 f.; damals «Der Friede», 1937 «Wann kommt der Friede?».

3 Das Schwarze Korps, 6.1.1938; abgelegt mit einer grösseren Pressedokumentation in KBTG Hu Z Sch 120/2.

4 Dokumentiert in BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: erstes Schreiben Prof. Jürgen Kühnemann, 16.7.1937; es folgen weitere.



reagierte Hanns Johst, Präsident der Reichsschrifttumskammer, und teilte mit, dass Huggenberger bereits in eine empfehlende Liste für Dichterlesungen aufgenommen worden sei.<sup>5</sup> Auch bei der Gesandtschaft befürwortete man die Aktion entschieden. «Ich halte dafür», berichtete Legationsrat Franz Kappeler nach Bern, «dass wir alles Interesse daran haben, derartige Kundgebungen, die der Pflege der kulturellen Verbundenheit zwischen den beiden Ländern dienen, nach Möglichkeit zu fördern.» Daher ging man bereitwillig auf den Wunsch des Propagandaministeriums von Anfang Januar ein, der schweizerische Gesandte Paul Dinichert möge das Protektorat über die geplante Berliner Ehrung Huggenbergers übernehmen. «Es erschien mir angebracht, diesem

Wunsch zu entsprechen, da es sich um eine unter Förderung amtlicher Stellen veranstaltete Ehrung eines unserer repräsentativsten Dichter handelt.»<sup>6</sup> Eine Veranstaltung dieser Art signalisierte Normalität und freundlichen kulturellen Austausch in einer Zeit, als die Beziehungen der beiden Länder durch vielfache Gegensätze belastet waren.

Der Zwischenfall konnte rasch behoben werden, wie die Gesandtschaft schon am Tag der Publikation des besagten Artikels zu berichten wusste. «Inzwischen hat sich Herr Dr. Hövel vom Auslandsreferat Schrifttum im Propagandaministerium [...] telefonisch mit mir in Verbindung gesetzt, um den Artikel des «Schwarzen Korps» zur Sprache zu bringen und mir mitzuteilen, dass das Propagandaministerium diesen unangebrachten Ausfall gegen Huggenberger ausserordentlich bedaure. Es habe sich deswegen sofort bei der Schriftleitung der Zeitung beschwert und diese darauf aufmerksam gemacht, dass der Artikelschreiber von völlig unzutreffenden Voraussetzungen ausgehe und dass seine Vorwürfe in keiner Weise berechtigt seien. Auch der Schriftleitung des «Schwarzen Korps» sei die Sache peinlich. [...] Herr Hövel fügte bei, dass das Propagandaministerium dankbar wäre, wenn auch Herr Huggenberger, falls er von dem Artikel Kenntnis erhalten sollte, entsprechend verständigt werde.»<sup>7</sup> Tatsächlich informierte man Huggenberger nach seiner Ankunft in Berlin, nur um festzustellen, «dass dieser von der Sache schon Kenntnis hatte, sie jedoch nicht allzu tragisch nahm».<sup>8</sup> Offensichtlich hatten ihn die deutschen Veranstalter bereits beruhigt.

Das Intermezzo wirft Licht auf die vielfältigen, untereinander oft rivalisierenden Instanzen, die im

5 Ebd., Schweizerische Gesandtschaft: Dinichert an Abteilung für Auswärtiges, 26.8.1937.

6 Ebd.: Kappeler an Abteilung für Auswärtiges, 4.1.1938.

7 Ebd.: Kappeler an Abteilung für Auswärtiges, 6.1.1938.

8 Ebd.: Dinichert an Abteilung für Auswärtiges, 21.1.1938.



Abb. 96: Die einzige Aufnahme aus der Stadt:  
Huggenberger in Freiburg im Breisgau, 1930er-Jahre.



nationalsozialistischen Deutschland die Kulturpolitik gestalteten; es verdeutlicht nebenbei, wie sich die Werke Huggenbergers in die veränderte literarische Landschaft einfügten. Die harten Ideologen, wie sie etwa im «Schwarzen Korps» zu finden waren, hatten geringes Interesse an einer Literatur, die ohne unmittelbar verwertbare politische Botschaften auskam – oder gar noch einen diffusen Pazifismus verbreitete. Daneben stand die von Goebbels gestützte flexiblere Linie der Reichskulturkammer. Nicht dass Goebbels liberale Neigungen gespürt hätte; er war sich lediglich im Klaren, dass es in Deutschland weiterhin ein bürgerliches Lesepublikum gab, das mit hochgradig

ideologisch aufgeladenen und literarisch völlig unzulänglichen Schriften nicht abzuspähen war.<sup>9</sup> Ausserdem gab es noch gar keine genuin nationalsozialistische Literatur. Die reine Parteiliteratur hatte nach einem kurzen Boom 1933 wieder an Anziehungskraft verloren. So war Goebbels ein Advokat der unpolitischen Unterhaltung wie einer gewissen Vielfalt, woraus auch die deutsche Filmwirtschaft ihren Nutzen zog. Huggenberger und manch andere profitierten von dieser besonderen Lage auf dem Buchmarkt, die durch Vertreibung und Emigration so vieler hervorragender Autoren entstanden war. Die in Deutschland Verbliebenen waren in vielen Fällen erfolgreich, gerade weil sie keine Parteiparolen verbreiteten. Zu den absoluten Bestsellern mit Auflagen von mehreren Hunderttausend gehörte Huggenberger allerdings nie – weder vor noch nach 1933. Aus der Schweiz stiessen nur Ernst Zahn und Gustav Renker in diesen Kreis vor; deren erfolgreichste Werke verkauften sich um ein Vielfaches mehr als Huggenbergers meistgelesenes Buch, «Die Bauern von Steig», die 1938 im 35. Tausend standen.<sup>10</sup> Werner Wien kündigte in einem grösseren Artikel Huggenbergers Berliner Auftritt mit Foto im «Völkischen Beobachter» an und unterstrich, dass es sich bei Huggenbergers Gedichten und Erzählungen um «alles andere als gemachte Blut- und Bodenliteratur» handle. «Blut und Boden» war offensichtlich bereits derart abgenutzt, dass eine solche Hervorhebung selbst im obersten Parteiorgan angebracht schien. Wer Huggenberger lese, der könne «danach keine falsche, pathetische und idealisierte Bauern-<Dichtung» mehr ertragen».<sup>11</sup>

9 Zur Vielfalt der Lesebedürfnisse siehe Adam, Lesen unter Hitler. Die literaturpolitisch aktiven Instanzen beleuchtet Barbian, Literaturpolitik.

10 Siehe Schneider, Bestseller (erfasst werden Titel mit Auflage von mindestens 300 000 1933–1944).

11 Völkischer Beobachter, 16.1.1938 (Die Stille der Felder. Zur Lesung Alfred Huggenbergers in Berlin).

Abb. 97: Lesung beim Fichte-Bund in Berlin,  
18. Januar 1938.



Die vom Fichte-Bund veranstaltete Berliner Lesung Huggenbergers war ein grosser Erfolg. Er präsentierte sich stehend, wie er es gerne tat, rezitierte einleitend einige Gedichte, las ein Kapitel aus «Schicksalswiese», sodann «Die Reise nach Australien». Das zahlreich erschienene Publikum verlangte nach Zugaben, die er parat hatte, er trug ein Scherzgedicht vor «und immer noch eins. Es war eine deutsch-schweizerische Begegnung, wie sie nicht freundschaftlicher gedacht werden kann», endet der Bericht im «Völkischen Beobachter».<sup>12</sup>

Das Gedicht aber, an dem «Das Schwarze Korps» so heftig Anstoss genommen hatte, fand Eingang in die umfangreiche Sammlung «Erntedank», die im Herbst 1939 bei Staackmann erschien. Es war

sorgfältig umgebaut und trug einen neuen Titel, «Zweifel» anstelle von «Wann kommt der Friede?» – was für diesen Zeitpunkt allerdings angebracht war. Das «Laubgezelt» in der ersten Strophe war verschwunden, ebenso die Anklage verlogenen staatlichen Gedenkens.<sup>13</sup> In diesem Zusammenhang gewinnt ein weiteres Gedicht Interesse, das ebenfalls der «Stille der Felder» entstammte und unter verändertem Titel und mit zahlreichen kleinen Änderungen in die Sammlung von 1939 einging.<sup>14</sup> Aus «Zweierlei

12 Völkischer Beobachter, 19.1.1938 (Dr. W. Wien, Deutschschweizerische Begegnung).

13 A. H., Erntedank, S. 151.

14 A. H., Stille der Felder, S. 31–32; Erntedank, S. 42–43.

Menschen» wurde «Begegnung mit dem Urmenschen». Die in der Erstfassung enthaltene Zeile «Ich musst wohl wieder zum Juden laufen» (nämlich um ein Stück Vieh zu ersetzen) war entfernt worden. So eliminierte Huggenberger in «Erntedank» zwei Anspielungen auf das Judentum, im einen Fall einer deutschen Kritik folgend, im andern vielleicht als Generalprävention angesichts der belasteten Thematik. Das Verfahren tat kund, wie er in den kommenden Jahren auf die immerzu verschärfte Verfolgung der Juden reagieren sollte: mit Schweigen.

### Organisiert vom «Vortragsamt»

Dem Berliner Anlass war ein Frühstück in den Räumen der Kameradschaft der deutschen Künstler vorgegangen; der schweizerische Gesandte Paul Dinichert und seine Familie, zahlreiche weitere Schweizer sowie hohe Repräsentanten der nationalsozialistischen Kulturpolitik waren erschienen, darunter der Leiter der Reichsschriftumsstelle im Propagandaministerium, Karl-Heinz Hederich, der den Gast im Auftrag des Propagandaministers in Deutschland willkommen hiess, sowie Hanns Johst, der Präsident der Schriftumskammer. Drei Tage später sollte auch die Begegnung mit dem höchsten Kulturpolitiker folgen, wie der Gesandte Dinichert nach Bern berichtete. «Am Donnerstag wurde der Dichter auch noch von Reichspropagandaminister Dr. Goebbels zu einer längeren Unterredung empfangen. Huggenberger hat dieser Einladung, die er nicht wohl ablehnen konnte, nur sehr ungern Folge geleistet, nicht weil er sich vor dem Besuch scheute, sondern weil er sich darüber im Klaren ist, dass derselbe in gewissen Kreisen der Schweiz fast unvermeidlich zu unangebrachten Anfeindungen missbraucht werden dürfte.»<sup>15</sup>

In seinem Tagebuch notierte Goebbels am nächsten Tag: «Ich lerne den Schweizer Dichter Huggenberger kennen. Ein Bauer von echtem Schlage.

Ganz rührend und bescheiden. Ein 70jähriger, abgearbeiteter Mann, der an seiner Hand Scholle trägt. Ich bin über diese Begegnung sehr erfreut. Der Mann redet nicht von Boden, er ist ein Stück Boden.»<sup>16</sup> Mehr ist nicht zu erfahren von der «längeren Unterredung». Bertha Huggenberger beobachtete derweil daheim aufmerksam die Presse und schrieb ihm: «Die Zeitungen haben Deinen Besuch bei Dr. Goebbels natürlich mit und ohne Kommentar gemeldet, ein Schweizer Fussballklub spielt nächstens in Köln, hoffentlich werden diese bei einem ev. Sieg nicht von einem Partei-Mitglied beglückwünscht, die guten Schweizer wären ja beleidigt!»<sup>17</sup>

Schon der Auftritt vor dem Fichte-Bund hatte einige unfreundliche Kommentare ausgelöst. Dieser sei genau so ein Ableger des Propagandaministeriums wie das Vortragsamt, kommentierte die sozialistische Presse. Fast noch skandalöser als der Umstand, dass Huggenberger sich auf diese Weise missbrauchen lasse, sei der Umstand, dass der Gesandte Dinichert einer solchen Veranstaltung sein Protektorat gewähre.<sup>18</sup> Die Kritik übersah allerdings, dass Dinichert eben die Aufgabe hatte, eine Normalität der Beziehungen zu simulieren, auch wenn diese Normalität ständig gestört war. Zudem war er nicht aus eigener Initiative, sondern auf Wunsch des Ministeriums erschienen, was man allerdings in der schweizerischen Öffentlichkeit nicht wissen konnte.

Organisiert war die deutsche Reise von Anfang 1938 durch das Vortragsamt in der Reichsschriftumsstelle (später Werbeamte), eine Abteilung im Propagandaministerium. An deren Spitze stand ab

15 BAR, E 2001 D 1000/1553. Bd. 255, Gesandtschaft: Dinichert an Auswärtiges Amt, 21.1.1938.

16 Fröhlich, Tagebücher von Joseph Goebbels, S. 109.

17 KBTG Hu B Sch 9: 25.1.1938.

18 Freie Innerschweiz, 19.1.1938 (Mehr als bedauerlich. Von Huggenberger über Dinichert zu Goebbels; übernommen aus dem Volksrecht).

Abb. 98: Lesung im Freien, unbekannter Ort, Süddeutschland, 1930er-Jahre.



1936/37 der junge Jurist Otto Henning, der eine Schlüsselrolle spielte in der Gestaltung des deutschen Vortragswesens. Henning stammte aus Giessen und stand in enger Verbindung mit dem lokalen Goethe-Bund, einer bildungsbürgerlich-konservativen, seit den frühen 1930er-Jahren zunehmend nach rechts rückenden kulturellen Vereinigung mit ausgedehntem Vortragsbetrieb.<sup>19</sup> Der Giessener Goethe-Bund und der mit ihm über die Person von Henning liierte Fichte-Bund in Berlin waren eine Art Probehühne für den Aufbau und die Organisation des nationalsozialistischen Vorlesungsbetriebs.<sup>20</sup> Von Henning stammten die organisatorischen Instrumente, mit denen dieser in den 1930er-Jahren zunehmend landesweit erfasst und gelenkt wurde. Das Vortragsamt veröffentlichte eine «Vorschlagsliste für Dichterlesungen», dort erschien auch Huggenberger mit einer Notiz, die

ihn als Bauern bezeichnete, einige Werke und seinen Wohnort nannte. «Alfred Huggenberger wurde zum Darsteller der bäuerlichen Menschen seiner Heimat.»<sup>21</sup> Henning konzipierte das Instrument der sogenannten Anschlussstafeln, die im «Börsenblatt für den deutschen Buchhandel» erschienen: eine Art Fahrplan, der die Auftritte der verschiedenen Autoren in den diversen «Gauen» koordinierte. Während nahezu sechs Jahren, von 1937 bis 1942, sollte Henning Huggenberger bei allen deutschen Anlässen betreuen. Er organisierte die Termine mit den Veranstaltern, von ihm kamen die Fahrkarten, Angaben über Kontaktpersonen und Übernachtungsorte. Die Unterlagen des Vortragsamts sind am Ende des Kriegs in Berlin untergegangen; in Huggenbergers Nachlass finden sich Bruchstücke von Hennings Korrespondenz. Er war stets zuvorkommend, grüßte nie mit «Heil Hitler», sondern bald einmal «herzlich», denn er schätzte den Schweizer offensichtlich. Mehrfach begegnete man sich auch persönlich.

Nach dem Treffen mit Goebbels fuhr Huggenberger nach Leipzig weiter; insgesamt hatte er ungefähr zehn Termine, einen Teil davon mit lokalen Schweizer Vereinen. Für die Gestaltung der Anlässe war wesentlich, wer jeweils die einleitenden und abschließenden Worte sprach und den Vortrag damit in den erwünschten Rahmen stellte. In Giessen etwa begrüßte ein höherer Verwaltungsbeamter Huggenberger als «einen volksdeutschen Dichter». «Anknüpfend an das berühmte Wort vom Volke der Dichter und Denker, stellte Kreisdirektor Dr. Lotz der Verfallskunst der vergangenen Epoche die echte Dichtung gegenüber, die im Volkstum wurzele wie

19 Ausführlich hierzu Jatho, Otto Henning; ferner Jatho, Goethe-Bund.

20 Jatho, Goethe-Bund, S. 67.

21 Vorschlagsliste für Dichterlesungen 1938/39, Reichsschrifttumsstelle (von Jörg-Peter Jatho zur Verfügung gestellte Kopie).

das Werk Huggenbergers.» In der lokalen Parteizeitung klang es noch etwas entschiedener: «Völkisch und heimatlich gebunden ist heute unsere Dichtung und deshalb ist uns der deutschblütige schweizer Dichter Alfred Huggenberger so sehr willkommen.»<sup>22</sup>

In den grösseren Städten hatten die Anlässe ein höheres Niveau als in kleinen Ortschaften. In der Universitätsstadt Giessen las Huggenberger im Grossen Hörsaal der Universität, in München im Preysing-Palais; Rudolf G. Binding, elitär-grossbürgerlicher Autor, führte ihn ein.<sup>23</sup> Am anderen Ende des Spektrums stand die grobschlächtig parteipolitische Veranstaltung an der letzten Station der Reise in der Kleinstadt Engen, unweit Konstanz. Einführend sprachen der Landesobmann der badischen Bauernschaft und der Landesleiter der Reichsschrifttumskammer. «Der mit dem Bild des Führers, mit den Farben des Reiches und dem Hoheitszeichen [Hakenkreuz] geschmückte ‹Lamm›-Saal war am Freitagabend bis auf den letzten Platz besetzt [...].»<sup>24</sup> Ein damals anwesender Deutscher erinnerte sich zwei Jahrzehnte später, aus Anlass von Huggenbergers 90. Geburtstag: «Alles was Amt und Würden hatte in der Bauernschaft, war in der braunen Uniform erschienen. Dazu die Jugend, und auch eine uniformierte Musikkapelle. Als Huggenberger den Saal betrat, empfingen ihn zu seiner augenscheinlichen Überraschung Trommelwirbel und Marschmusik. Und eine auf den Ton von ‹Blut und Boden› gestimmte Begrüssungsrede. Ohne auf diese einzugehen, begann der Bauerndichter seine Lesung. Was er aus seinem reichen Schaffen dafür gewählt hatte, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Jedenfalls aber, dass seine schlichten, kernigen Schilderungen wesentlich von der Schaumschlägerei abwichen, die zu jener Zeit bei solchen Gelegenheiten produziert wurde. Und diese natürliche Art, die lustigen und manchmal etwas lehrhaften Schnurren, die einen erheblichen Teil der beiden Vortragsstunden füllten, stachen so sehr vom wichtigtuersischen Gehaben der Veranstalter [ab], dass schliesslich eine wirklich er-

trägliche Stimmung herrschte.»<sup>25</sup> Nach dem Ende des offiziellen Teils habe Huggenberger genug gehabt und gern das Angebot des Buchhändlers Weber angenommen, ihn im Auto nach Singen mitzunehmen. «Dort übernachtete er im Weberschen Haus, wo heute noch sein Name im Gästebuch steht. Und am anderen Morgen fuhr Huggenberger mit dem ersten Zug über Ramsen-Etzwilen nach Frauenfeld zurück.» Verleger Baessler aus Leipzig meldete Ende März zunehmend günstige Absatzzahlen; dies sei sicher auch auf die Lesungen zurückzuführen. Letzteres unterstrich Huggenberger.<sup>26</sup>

### Neue Pläne im düsteren Umfeld

Henning war offensichtlich angetan vom Erfolg seines Schützlings. Auf den Herbst hatte er mit der Vorbereitung eines umfangreichen neuen Programms begonnen, das bereits in der «Anschlussstafel» vom September angekündigt wurde. Huggenberger sollte 1938/39 an zahlreichen Orten in sechs süddeutschen «Gauen» sprechen.<sup>27</sup> Zum Auftakt war er Ende Oktober zur Ersten Grossdeutschen Buchwoche nach Weimar eingeladen, dem folgten in den ersten Novembertagen Lesungen in Thüringen und an der Reichsschule des deutschen Buchhandels in Leipzig. Ein aus diesem Anlass produziertes Heft enthielt ausschliesslich Texte von ihm und sein Porträt als Titel-

---

22 Beide Zitate nach Jatho, Goethe-Bund, S. 95–96.

23 KBTG Hu Sch 120: Münchner Neueste Nachrichten, 3.2.1938.

24 Deutsche Bodensee-Zeitung, 8.2.1938.

25 KBTG Hu Sch 111: Südkurier, 24.12.1957 (Wie ein Bauerndichter aus Engen heimlich davonfuhr; der Autor bleibt ungenannt).

26 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 29.3.1938.

27 Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 15.9.1938, Anschlussstafel, S. 717 ff.

bild.<sup>28</sup> Die internationale Lage hatte sich in der Zwischenzeit erheblich verändert. Seit dem japanischen Angriff auf China im Sommer 1937 herrschte in Asien Krieg; im spanischen Bürgerkrieg zeichnete sich die Niederlage der Republikaner ab. Im März hatten deutsche Truppen im Handstreich Österreich besetzt; nur wenige Wochen vor Huggenbergers Reise hatten England und Frankreich Ende September 1938 in einem folgenschweren Abkommen den deutschen Kriegsdrohungen nachgegeben und die Tschechoslowakei genötigt, ihre Randgebiete mit deutscher Bevölkerung abzutreten. Dies löste neue, im Fall von Österreich dramatische Flüchtlingsströme aus. Im August sperrte die Schweiz erstmals ihre Grenze vor dem Andrang und handelte danach ein Abkommen mit Deutschland aus, die Pässe der Menschen jüdischer Herkunft zu markieren, damit sie leichter erkennbar waren. Wenige Tage nach Huggenbergers Rückkehr, vom 9. auf den 10. November, trafen landesweit organisierte Pogrome die jüdischen Gemeinschaften in Deutschland und Österreich. Wer irgend konnte, versuchte nun zu fliehen, für die meisten war es zu spät.

Die für den Winter geplanten weiteren Vortragstermine konnten nicht stattfinden: Im November trat Huggenberger für eine Operation ins Spital zum Roten Kreuz in Zürich ein. Kurz vor Weihnachten schrieb er von dort an Karl Cajka in Wien – es ist sein einziger Kommentar zur nationalsozialistischen Machtübernahme in Österreich: «Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gern ich im Laufe dieses Winters einmal nach Wien kommen würde. Es ist lange her seit 1913! Unter [dem] verflossenen Regiment hätte ich eine Reise nicht gewagt; ich war bei den damaligen «Spitzen der Intelligenz» nicht Hahn im Korb. Ich möchte einmal so recht von Herzen weg mit Ihnen über die grosse Umwälzung und deren wunderbaren Verlauf sprechen. Hier war zu meinem Bedauern in vielen Kreisen wenig Verständnis für die wirklichen Staats- und Regierungsverhältnisse in Österreich. Die

Meinung wird vielfach unterirdisch beeinflusst oder gemacht, und der biedere Schweizer hält sie nachher für die seinige. Ich habe schon viel Abbruch erleiden müssen, weil ich nicht mit dem Haufen schreien kann.»<sup>29</sup> Die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung hatte das sang- und klanglose Verschwinden des benachbarten Staats tatsächlich als bedrohlich empfunden, wenn auch Giuseppe Motta, der konservative Schweizer Aussenminister wie Huggenberger den Deutschen zum Erfolg gratulierte. Es ist bemerkenswert, dass Huggenberger gerne nach Wien reisen wollte, wo zu dieser Zeit die grosse jüdische Minderheit Ziel einer gnadenlosen Hetzjagd war. Ebenso bemerkenswert ist der Kommentar, er sei unter dem «verflossenen Regiment» nicht gerne gesehen gewesen bei den «Spitzen der Intelligenz». Auf wen zielte die feindselige Bemerkung, wenn nicht auf die nun untergehende liberale und jüdische Kultur der Stadt? Er hätte aber nur über den nahen Bodensee blicken müssen, um sich über die deutschen Realitäten zu orientieren. Kurz vor Weihnachten war Otto Marquard mit viel Glück nach sechsmonatiger Gestapo-Haft in München wieder freigekommen und zu seiner Familie nach Allensbach heimgekehrt.<sup>30</sup>

Es dauerte mehrere Monate, bis Huggenberger gesundheitlich wieder hergestellt war. Zu weiteren deutschen Lesereisen kam es vor dem Krieg nicht mehr. Erst im August 1939 fuhr er wieder nach Leipzig: Es ging um die Schlussredaktion seines Gedichtbands «Erntedank». Die deutsche Presse trommelte zum Hass gegen Polen, in Vorbereitung des Überfalls vom 1. September 1939, mit dem der Zweite Weltkrieg begann. Knapp zuvor war Huggenberger in die Schweiz zurückgekehrt.

---

28 KBTG Hu Z Sch 99: Feierstunden mit dem Deutschschweizer Alfred Huggenberger, Beilage zur Thüringer Volksbildungsarbeit, Nr. 1, 1939.

29 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 16.12.1938.

30 Mahnruf von Omar.

## Huggenberger in Ungnade?

Mit dem Hebel-Preis hatte Huggenberger in Deutschland die höchsten Stufen der Anerkennung erreicht. Das einflussreiche Organ der nationalsozialistischen Literaturpolitik, Will Vespers «Neue Literatur», hatte ihn um einen Beitrag gebeten, der im September 1938 erschienen war: «Heimat, Herkommen, Belastung», ein sehr persönlicher Text über seinen Werdegang, der neben einigen stimmungsvollen Bildern aus der Kindheit auch die Legenden vom gönnerhaft behandelten Aussenseiter wieder aufgriff.<sup>31</sup> Adolf Bartels, der Senior der antisemitischen Literaturwissenschaft, hatte ihn schon seit längerem gewürdigt. Aktuelle Handbücher der Literatur, welche die «volkhafte Dichtung» priesen, verwiesen nun vermehrt auf ihn, zum Beispiel Hellmuth Langenbacher, einer der jungen nationalsozialistischen Literaturpäpste, Schriftleiter des «Börsenblatts für den deutschen Buchhandel»; sein Bruder schrieb ebenfalls über Huggenberger.<sup>32</sup> Dieser dankte übertrieben mit Foto- und Buchgeschenken, wie es seine Art war, wenn er sich geschmeichelt fühlte.<sup>33</sup> Seine Verse fanden Aufnahme in repräsentativen Gedichtsammlungen, so von Heinz Kindermann und von Will Vesper.<sup>34</sup> Die Sektionen des Nationalsozialistischen Lehrerbunds empfahlen ihn als «deutschgesinnten Schweizer Bauerndichter», der «das Lied von der Scholle, von der Mutter Erde» singe.<sup>35</sup>

Im März 1938 meldeten sich auch die «Nationalsozialistischen Monatshefte» zu Wort, ein weiteres machtvolles Organ der neuen Kulturpolitik.<sup>36</sup> Die Zeitschrift legte die pressepolitische Leitlinie dar, unter der das Thema Huggenberger und die Schweiz künftighin zu behandeln waren. In «Acht und Bann» habe man ihn getan, seitdem er den Hebel-Preis erhalten und kürzlich Deutschland bereist habe. «Es hat den Anschein, als ob die marxistisch-demokratischen Zeitungen in der freien Schweiz ein Kesselreiben nicht nur gegen alle diejenigen Dichter veranstalten, die den sprachli-

chen und kulturellen Zusammenhang mit Deutschland aufrechterhalten wollen, sondern auch gegen die Mahner aus der welschen Schweiz, welche gewisse Gefahren geistiger Verengung und philisterhaften Pharisäertums beim Namen zu nennen wagen.»<sup>37</sup> Neben Huggenberger wurden Schaffner, Ramuz und Ermatinger genannt. Schon Ende Januar 1938 – Huggenberger war noch in Deutschland unterwegs – hatten deutsche Zeitungen in dieser Tonlage zu schreiben begonnen.<sup>38</sup> Entlegene kleine Blätter klärten ihre Leserschaft auf, auch wenn diese vermutlich noch nie von den erwähnten Schweizer Autoren gehört hatte. «Kesselreiben auf Schweizer Dichter, Bannstrahlen einer <Demokratie>», lauteten die Schlagworte. «Nicht unbekannt sind jene Bestrebungen gewisser Kreise geblieben, eine <Schweizer Mundart> als Umgangssprache zu erklären, um mit dem Hochdeutschen jeden geistigen Verkehr zum Reich in Zukunft abzueriegn.» Man wolle Huggenberger mundtot machen, denn man fürchte mit Recht, dass er die Wahrheit sagen werde, was er in Deutschland gesehen habe.<sup>39</sup>

Das tat dieser jedoch keineswegs, er hielt sich vielmehr bedeckt nach allen Seiten. Seine Reisen,

31 Neue Literatur, September 1938, S. 433–440; später auch andernorts.

32 Langenbacher, Volkhafte Dichtung, S. 217–220; Buch und Volk, Juni 1937, S. 4–5 (Walther Langenbacher unter dem Pseudonym Walther Brannt, in: KBTG Hu Sch 12, Langenbacher); siehe auch Langer, Deutsche Dichtung. Über Langenbacher, siehe Adam, Lesen unter Hitler, S. 47–48.

33 KBTG Hu B Sch 12: Hellmuth und Walther Langenbacher an A. H., 1937/38.

34 Kindermann, Rufe; Vesper, Ernte der Gegenwart.

35 Kurze Berichte von 1937/38 in KBTG Hu Sch 113/9 (Zitat) und Sch 117/6.

36 Zu der Zeitschrift siehe Berglund, Kampf um den Leser.

37 Nationalsozialistische Monatshefte, März 1938, S. 74.

38 Frühester Artikel in KBTG Hu Sch 120: Göttinger Tageblatt, 25.1.1938 (Alfred Huggenberger – geächtet!).

39 Siehe KBTG Hu Sch 120: Westdeutscher Beobachter, 9.2.1938; Weichsel-Zeitung, 10.2.1938 (Zitat).

seine Begegnungen mit in Deutschland lebenden Schweizern verschafften ihm vielfältige Eindrücke vom Leben unter der Diktatur. Doch gibt es nicht den kleinsten Fingerzeig, wie er sich dazu stellte. In seinen Briefwechseln, die in dieser Zeit immer spärlicher wurden, werden diese Fragen nie angesprochen. Menschen, die ihm einst nahe gestanden hatten, wie der Schriftsteller Jakob Bühler, der sich inzwischen der Sozialdemokratie zugewandt hatte, fragten sich öffentlich, wie der «Fall Huggenberger» wohl zu beurteilen sei. «Schweizerische Schriftsteller, schweizerische Intellektuelle und das Dritte Reich», das sei ein «mehr als peinliches Thema», befand Bühler und wies auf die Probleme der Existenzsicherung auf dem viel zu kleinen Inlandmarkt. «Wobei der Fall Huggenberger ziemlich belanglos ist. Ein unbefriedigter Ehrgeiz wird zuweilen stolpern, und von einem Schweizer Bauern zu verlangen, dass er 3000 Mark liegen lasse, ist ein bisschen stark.»<sup>40</sup> Das war noch freundlich ausgedrückt. Das Geld war sekundär als solches, wichtig aber als Zeichen; das Stichwort «unbefriedigter Ehrgeiz» traf hingegen ins Schwarze. Auch an andern Orten hatte man bereits öffentlich über Huggenberger nachgedacht. Ein Kommentar in der ihm verhassten linksliberalen «Nation» kreiste um Ehrgeiz und Anerkennung. «Unser Dichter-Bauer Huggenberger hat als Dichter im Vaterland viel Anerkennung gefunden. Man kann nicht sagen, dass er hat darben müssen. Wir lieben seine Gedichte und noch mehr seine Erzählungen, und wir lesen sie immer wieder. Er könnte mit uns im Grund einigermaßen zufrieden sein und hätte die Lorbeerernte in Berlin eigentlich nicht nötig gehabt.» Vielleicht aber habe man ihn als Bauern zu sehr beachtet. «Kein anderer Schweizer Bauer ist so oft auf den ersten Seiten unserer Illustrierten und Sonntagsblätter erschienen wie er [...]. Wir haben ihn zum Symbol unseres Bauernstandes gemacht und zu einem Schaustück fürs In- und Ausland. Das tut einem einfachen Mann nicht gut. Zum Glück hat uns diese Schaustellerei den Geschmack an

seinen Thurgauer Mädchen und Burschen und an seiner frischen Schreibweise nicht verdorben.»<sup>41</sup>

In den späten 1930er-Jahren hatte Alfred Huggenberger sich auf die Lockungen der deutschen Diktatur eingelassen, weil sie ihm Aufmerksamkeit, Ehre und Anerkennung erwies, während sie andere ausstieß und vernichtete. Da gab es für ihn kein Einhalten. Der Hunger nach Anerkennung machte ihn blind und kalt vor den Opfern.

---

40 KBTG Hu Z Sch 120/2: Arbeiter-Zeitung, Winterthur, 4.6.1938 (Jakob Bühler: Kein Geld, kein Schweizer); auch in Volksrecht.

41 KBTG Hu Z Sch 103: Die Nation, ohne Datum (Mangelnde Anerkennung, von E. G.).



## 40 Diskrete Parteilichkeit. Auf Reisen und aufs Neue geht

Für die Weihnachtsnummer 1939 bat die «Schweizer Illustrierte» prominente Autoren um einen kleinen Beitrag zum Thema «Unser Land in schwerer Zeit». Alfred Huggenberger schickte ein Gedicht (ohne Titel), das bei Kriegsbeginn im Radio gesendet worden war und ihm verschiedene positive Rückmeldungen eingebracht hatte. Es war ein Appell zur Einigkeit, zum Vertrauen auf die eigene Kraft und auf Gottes Beistand; es fügte sich nahtlos in die Anstrengung zur «geistigen Landesverteidigung». Die ersten Zeilen allerdings berühren merkwürdig: «Und wieder, da wir's kaum erahnten,/ Ereilte uns die schwere Zeit,/ Als wir uns schon die Wege bahnten/ Zu neuer Werkbeflissenheit./ Und wieder müssen wir uns fragen / Sind wir nicht mehr des Friedens wert,/ Dass uns nach wenig guten Tagen/ Die Not schon wieder beten lehrt?»<sup>1</sup>

Der Krieg erscheint wie ein unvorhersehbares Verhängnis, das die eben der Weltwirtschaftskrise entkommene Schweiz ereilt. Dabei war doch selten ein Ereignis derart absehbar gewesen, von warnenden Stimmen seit langem angesagt, sofern man Hitler und seinem Deutschland nicht rechtzeitig Einhalt gebiete.

### Ein neuer europäischer Krieg

Knapp vor dem deutschen Überfall auf Polen war Alfred Huggenberger in die Schweiz zurückgekehrt. Ende Januar 1940 meldete sich der aus Österreich stammende Redaktor des «Emmentaler Blatts», der Schriftsteller Gustav Renker, bis anhin ein Verehrer des «neuen Deutschland». Man kannte sich seit langem; er dankte für Huggenbergers Geburtstagsgratulation, wusste aber auch Neues von Staackmanns. «Heute kam nach langer langer Zeit von Freund Alfred aus Leipzig ein Brief; es geht ihnen allen sehr gut und sie sind von einer mich ganz eigentümlich berührenden Zuversicht und einer überschäumenden Hass-

welle gegen England. Wir hier denken halt darüber ein bisschen anders, wie Sie wissen, und nach meiner Meinung hat Hitler sein Volk in eine verzweifelte Sackgasse hineinmanövriert. Aber wenn man das einem Deutschen sagt, wird er rabiat. Sogar mein Junge, der über Weihnacht hier war, war diesbezüglich unbelehrbar. Also hält man am besten das Maul.»<sup>2</sup> In der Wahrnehmung mancher Konservativer wurde hier der falsche Krieg geführt. Huggenbergers alter Bekannter, Pfarrer Huber in Gachnang, schrieb kurz vor der Jahreswende 1939/40, wie er sich die Beendigung des Kriegs in Westeuropa vorstellen konnte, nämlich durch eine «Einheitsfront aller europäischen Staaten, England, Frankreich, Italien, Deutschland und aller Neutralen gegen die russische Front, die zurückgeschlagen werden muss [...]».<sup>3</sup>

Was Huggenberger dazu dachte, erfahren wir nicht. Anfang August 1939, kurz vor Kriegsbeginn, hatte ihm Karl Cajka aus Wien geschrieben und, aus dem «Völkischen Beobachter» zitierend, seine Ansicht ausgebreitet, dass die zur «Weltkatastrophe» treibende internationale Krise letztlich auf einen tragischen «Bruderkampf» zwischen Deutschland und England zurückgehe. Als völkischer Romantiker war er auch mit der aktuellen Entwicklung im «Dritten Reich» nicht ganz glücklich. «Unlängst sagte mir jemand: Wir verteidigen ein Deutschland (das Deutschland eines Eichendorff, eines Mörike und ihresgleichen) und vernichten es zugleich! Der Mann hat erschreckend recht. Es geht um unser Inneres Reich, um das «ewige Deutschland», das im Maschinen- und Rüstungsstohuwabohu, in der Luft der «Volksmotori-

1 Schweizer Illustrierte Zeitung, 20.12.1939.

2 KBTG Hu B 226: Emmentaler Blatt (Gustav Renker) an A. H., 25.1.1940.

3 Evang. Kirchengemeindearchiv Gachnang, Chronik der Kirchengemeinde, 2. Bd., 26.12.1939, S. 345 (aus einem der Chronik beigefügten Brief an Direktor Wachter, Winterthur).

Abb. 99: Mitglied der Ortswehr Gerlikon, die 1940 entstand.



sierung» (leider ein Führer-Wort) nicht zu gedeihen, nicht zu bestehen vermag! Wo zeigt sich ein Ausweg, wo erhebt sich, acker- und waldverschworen und felsenfest der Bauernheiland unserer aus allen Fugen geratenen Zeit?»<sup>4</sup> Huggenberger antwortete erst im März 1940 an Cajkas Feldpostadresse. «Ich war bis Ende August 39 in Leipzig und hatte dann Eile, vor Torschluss noch heim zu kommen. Ich sehe den ganzen Verlauf so an, wie Sie ihn schildern. Wenn Geschehenes ungeschehen gemacht werden könnte, so würde nach meinem Dafürhalten heute keine Kriegserklärung von Stapel gehen.» Der Satz war sprachlich so missraten wie gedanklich schief. Huggenberger gibt sein Einverständnis mit der deutschen Propa-

ganda zu erkennen, gemäss der nicht der deutsche Überfall auf Polen, sondern die nachfolgenden Kriegserklärungen Englands und Frankreichs für die europäische Katastrophe verantwortlich gewesen seien. Seine nachfolgende Ausführung bekräftigt das Misstrauen gegenüber den Westmächten. «Wir sind hier etwa gar nicht in beneidenswerter Lage. Das ganze Land ein Heerlager, da wir doch nach allen Seiten und für alle Möglichkeiten bereit sein müssen. Was die Versorgung anbelangt, geht es ja bis jetzt schon; aber es können jederzeit weitere Verwicklungen eintreten, so dass wir dann fast auf uns selber angewiesen sind. Zudem scheint die Neutralität im Westen immer tiefer im Kurs zu stehen. Ich hoffe nur, die Sache werde nicht zu lange dauern, und es werde diesmal einen vernünftigeren und dadurch dauerhafteren Frieden [geben].»<sup>5</sup>

Wenige Wochen später überfiel Deutschland die neutralen Länder Dänemark und Norwegen. Am 10. Mai erfolgte der Angriff im Westen, erneut traf es zuerst drei neutrale Kleinstaaten, die Niederlande, Belgien und Luxemburg, dann brach Frankreich unter dem Ansturm zusammen. Das kam unerwartet. Die deutsche Wehrmacht stand mit einem Mal als scheinbar unbesiegbare Kriegsmaschine da; England wurde einzig durch das Meer vor einer ebenso schnellen Niederlage bewahrt. War Hitler am Ende doch der geniale Feldherr, für den ihn die deutsche Propaganda ausgab? Welche Rolle würde die Schweiz auf dem sich abzeichnenden, von Deutschland beherrschten Kontinent spielen? Den ganzen Sommer über rurmorte es im Land. Die «Frontisten» spürten wieder Rückenwind. Starke anpassungsbereite Kräfte in den bürgerlichen Eliten von Politik, Militär und Wirtschaft wirkten hinter den Kulissen, der Bundesrat agierte zweideutig. Ende Juli setzte der General ein Zeichen

4 KBTG Hu B Sch 140: Cajka an A. H., 2.8.1939.

5 Ebd.: A. H. an Cajka, 16.3.1940.

mit dem Rütli-Report, womit klargestellt war, dass die Schweiz nicht einfach demobilisieren würde, sondern sich auf einen langdauernden Konflikt einstellte. Vom Sommer in den Herbst bearbeitete, ausgehend vom Volksbund für eine unabhängige Schweiz, eine rechtsbürgerliche Allianz den Bundesrat, er möge die Presse disziplinieren, um eine deutschfreundliche Berichterstattung zu gewährleisten. Im Herbst ging eine entsprechende Petition an die Landesregierung, später als «Eingabe der 200» bekannt, unterzeichnet von 173 Personen der bürgerlichen Eliten, darunter 80 Offizieren. Alfred Huggenberger zählte nicht zu den Unterzeichnern, obwohl er seit langem dem Volksbund angehörte, genauso wenig wie der geschätzte Pfarrer Arnold Knellwolf in Stein am Rhein, der sich im Dezember 1940 an der Jahresversammlung des Volksbunds beschwerte, dass eine kleine Clique alle Entscheidungen an sich gerissen habe.<sup>6</sup> Mit Otto Wirz befand sich nur ein einziger Schriftsteller unter den Unterzeichnenden. Ein halb-öffentliches Auftreten dieser Art – die Aktion liess sich nicht ganz vor der Presse verbergen – hätte Huggenberger zutiefst widerstrebt, selbst wenn man ihn konkret angefragt hätte, wofür es keine Anzeichen gibt.

Dass er grundsätzlich ähnlich dachte, bestätigt eine Notiz vom März 1941, entstanden auf einer seiner Deutschlandreisen. «Eine mit Deutschland befreundete Schweiz – so befreundet, wie sie es in den besten Zeiten war – kann für das Reich mehr wert sein als eine gewaltsam angegliederte. Voraussetzung ist, dass diese Schweiz nicht das Sprungbrett –, nicht das Eldorado (der Schlupfwinkel) heimlicher Reichsfeinde sei.»<sup>7</sup> Die Notiz erinnert an die Bestrebungen jener Zeit, der Schweiz eine (allerdings minimale) Souveränität zu sichern, indem man sich im vermeintlichen deutschen Siegeszug möglichst nützlich machte. Das aber hatte seine innenpolitischen Konsequenzen, es bedingte die Ausschaltung sogenannter Reichsfeinde, der schweizerischen wie der fremden. Der Gedanke implizierte unter anderem,

dass nicht die Machthaber in Deutschland, die sich von den Grundwerten der Zivilisation verabschiedet hatten, sondern die zur Ohnmacht verurteilten deutschen Hitler-Gegner in ihrem prekären Asyl eine Bedrohung für die Schweiz darstellten. Der Begriff der Reichsfeinde führt an den nationalsozialistischen Sprachgebrauch heran. Die deutsche Propaganda verwendete ihn in ihrer aggressiven Polemik gegen die Eidgenossenschaft.<sup>8</sup>

Huggenbergers Korrespondenz mit Karl Cajka gibt weiteren Aufschluss über sein Denken in der ersten Kriegshälfte, bevor der Kontakt mit dem Österreicher abbrach. Der Austausch von Meinungen war allerdings spürbar gebremst vom Wissen um die Zensur. «Empfangen Sie herzliche Grüsse aus der Schweiz, die auch noch immer ein Heerlager ist», schrieb er im August 1940, nach dem Zusammenbruch Frankreichs. «Wir haben z. Zeit in den Dörfern hier Internierte aller Farben und Rassen. Alle Herzen sehnen sich nach einer bessern Zeit, die zum Wohl Europas recht bald heraufsteigen möge! Man kann nicht reden. Man muss schweigend warten.» Im November 1940 hiess es: «Ich wünsche Ihnen und Ihrem Volk alles Gute! Möge alles zum trostreichen Ende kommen!»<sup>9</sup>

## Wieder unterwegs in Deutschland

Im Herbst 1940 reiste Huggenberger wieder nach Deutschland. Die Initiative ging von der Schweizer Kolonie München aus, die sich an das Ausland-

6 Hierzu und zum Weiteren siehe Waeger, Sündenböcke, S. 146 und andernorts.

7 KBTG Hu L 6: Notizbüchlein, angeschrieben «Reise 1942», unpaginiert, bezieht sich jedoch auf 1941.

8 Siehe die Verwendung des Begriffs der Reichsfeinde im sehr aggressiven Leitartikel, in: Völkischer Beobachter, 26.11.1942 (Die Schweiz macht sich zur Plattform der jüdischen Hetze).

9 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 16.8. und 17.11.1940.

Abb. 100: Lesung beim Fichte-Bund, Berlin  
17. Januar 1941.



schweizerwerk der Neuen Helvetischen Gesellschaft wandte. Diese plante gleich eine Reihe von Vorträgen. Hugenberg erklärte sich bereit, unter Verzicht auf das von den Münchnern gebotene bescheidene Honorar nur gegen Entgelt der Spesen zu sprechen, zögerte einen Moment wegen Erkrankung seiner Frau, fuhr dann aber Anfang Dezember nach Stuttgart, Wien, München und Bregenz.<sup>10</sup> Die lokalen Schweizer Konsulate waren bei der Organisation behilflich.

Er war kaum wieder daheim, als sich Otto Henning vom «Werbe- und Beratungsamt» mit dem Wunsch nach einer weit grösseren Vortragsreise meldete. Im Wesentlichen handelte es sich um das nachgeholte Programm des Winters 1938/39. Hugenberg sagte sogleich zu, verschob diverse Schweizer

Termine und meldete den Wunsch an, für Leipzig zwei Tage zu reservieren, denn die lokale «Schweizer-Gesellschaft» hatte ihn bereits angeschrieben. Es war seine grösste Tournee mit ungefähr zwanzig Stationen vom 16. Januar bis 10. Februar 1941, beginnend im besetzten Strassburg, endend nahezu vier Wochen später in Karlsruhe; dem folgte eine etwas kleinere Reise in der zweiten Märzhälfte mit rund siebzehn Auftritten. Die Belege sind dürftig, die Zeitungsberichte fehlen im Nachlass, obwohl Hugenberg sich durch einen Pressedienst immer ausführlich dokumentieren liess. Offen bleibt daher, wie viele Vorträge er vor lokalen Schweizer Vereinen hielt, wie viele vor rein deutschem Publikum. Auf sieben, deren Veranstalter bekannt sind, entfällt nur einer, nämlich der in Leipzig, auf einen Schweizer Verein. Henning dirigierte ihn wie schon 1938 zum Fichte-Bund nach Berlin und zum Goethe-Bund nach Giessen. Die Anlässe liefen haargenau gleich ab wie 1938 und selbstverständlich beschwor der wiederum zur Begrüssung erschienene Dr. Paul Hövel vom Propagandaministerium die «kulturelle Verbundenheit aller deutschen Stämme diesseits und jenseits der Grenze».<sup>11</sup> So berichtete die Schweizer Gesandtschaft dem Aussendepartement in Bern. Georg Bingle erinnerte sich Jahre später, als die Universität Giessen und ihr Grosser Hörsaal in Trümmern lagen: «Ich sehe Sie heute noch und bewundere Ihre Geduld und Güte, mit der Sie den Wünschen Ihrer zahlreichen Hörer entsprachen: sie schrieben nicht nur Ihren Namen, sondern lange Vier- oder gar Sechszeler, was für die meisten Verehrer etwas Neues war.»<sup>12</sup>

In Jena und Karlsruhe, vermutlich auch in Wittenberg, las Hugenberg an geschlossenen Veran-

10 Siehe Korrespondenz in KBTG Hu Sch 27: Couvert «Vorträge 1941».  
11 BAR E 2001 D, 1000/1553, Bd. 255: Gesandtschaft an Politisches Departement, 31.1.1941.  
12 KBTG Hu B 107: Bingle an A. H., 31.12.1947.

staltungen der Hitler-Jugend. In Weimar kam es am 1. Februar zur Begegnung mit der Ehefrau von Knut Hamsun, dem international bekannten norwegischen Autor, der sich auf die Seite der nationalsozialistischen Besatzer seines Heimatlands geschlagen hatte. Marie Hamsun hatte am Vorabend gelesen und nahm an Huggenbergers Veranstaltung teil, wie die deutsche Presse berichtete. «Die Begegnung wurde als ein symbolhaftes Gleichnis der Grösse und Einheit des germanisch-deutschen Raumes, der von Norwegen bis zum Schweizer Jura reicht, gefeiert.»<sup>13</sup> In München traf Huggenberger am 10. Februar ein letztes Mal mit Alfred und Clara Staackmann zusammen; sein alter Verleger, der ihm den deutschen Markt erschlossen hatte, starb Anfang März an einem Schlaganfall. Ein Nachruf rühmte sein Eintreten «für das österreichische und sudetendeutsche Schrifttum. Er hat ihm den Weg ins Reich, zum ganzen Volk geebnet und damit in stärkster Masse den geistig-seelischen Anschluss gefördert.» Für diese Verdienste hatte Hitler ihn im Frühjahr 1938 mit der «Goethe-Medaille» ausgezeichnet; dem war ein Ehrendoktorat der Universität Wien vorausgegangen.<sup>14</sup>

Die wenigen zu dieser Reise vorliegenden Presseberichte verzichteten auf scharfe ideologische Ausfälle, beschränkten sich auf Inhaltsangaben, beschworen das echte und ewige Bauerntum, vielleicht auch einmal die kulturelle Verbundenheit im deutschen Sprachraum. Die politische Enthaltensamkeit entsprach dem besonderen Wunsch Huggenbergers. Otto Henning, der für Berlin auch ein Gespräch vorgesehen hatte (es bleibt unklar mit wem), bestätigte auf seine offensichtlich besorgte Anfrage hin: «Ich werde selbstverständlich Ihre Wünsche erfüllen. Bei den Zwiegesprächen handelt es sich nicht um politische Fragen, sondern diese werden einen literarischen Charakter haben.»<sup>15</sup>

Es fehlen Aufzeichnungen Huggenbergers über seine Eindrücke und Begegnungen; auch in seinen Briefen sind diese kein Thema. Dies steht in markan-

tem Gegensatz zu Meinrad Inglin – auch er Autor bei Staackmann – der im Februar 1940 nach Deutschland reiste, um Lesungen vor Schweizerkolonien abzuhalten. Er erkrankte schwer und konnte nur einen Teil der vereinbarten Termine wahrnehmen. Für die ausgefallene Lesung in Stuttgart folgte später im Jahr Huggenberger als Ersatz. Inglin verfasste einen tief nachdenklichen, erst viel später publizierten Bericht über seine Erfahrung in dem von der Diktatur gebannten Land. Die isolierten Auslandsschweizer bestürmten ihn mit Fragen – neben den Ängstlichen und Angepassten traf er überall auf Landsleute, «die mit sowohl menschlicher wie politischer Entrüstung den Gang der Dinge in Deutschland eine Katastrophe nannten, in der Öffentlichkeit jedoch notgedrungen darüber schweigen mussten».<sup>16</sup> Ganz anders reiste Huggenberger. Seine Besuche in Deutschland waren nicht getragen von einem Willen zum Wissen, was dieses Volk bewegte. Sonst hätte er etwas zu berichten gehabt. Er folgte dem Hunger nach Selbstbestätigung und einem bedenkenlosen Erwerbsstreben. Ein einziges Notizbüchlein mit eingeklebtem Kalenderblatt für den März 1941 liegt vor. Offensichtlich diente es ihm unterwegs, denn es enthält auch Angaben über Zugverbindungen und Adressen. Daneben machte er Notizen zu zwei Prosatexten, an denen er arbeitete; es ging um die Liebe. Dazwischen eingeschoben aber plötzlich doch eine Reiseimpression aus Karlsruhe, wo er von Sonntag auf Montag, 30./31. März 1941 im Hotel Reichshof neben dem Bahnhof übernachtete: «Deutschland im Krieg. Lie-

13 Heilbronner Tagblatt, 7.2.1941, Begegnung in Weimar. Abgelegt in der Dokumentation der Schweizer Gesandtschaft in Berlin (BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255).

14 Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 8.3.1941, S. 83; für die Auszeichnung siehe ebd., 24.5.1938, S. 425. Zum Ehrendoktor Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 2, S. 532 ff.

15 KBTG Hu B 406: Henning an A. H., 24.1.1941.

16 Inglin, Missglückte Reise, S. 171; zur Reise siehe auch von Matt, Meinrad Inglin, S. 202 ff.

bende Mädchen, (Karlsruhe, Reichshof) die allein sitzen: Ihre Geliebten sind eben wieder (zum grossen Endkampf) eingerückt. Der Strom der Sehnsüchte wird zur Macht. Die Liebe baut Altäre. Der Gott, der alles sieht, sieht auch da weiter.»<sup>17</sup> Das erinnert an seine früheren Notizhefte, in denen öfter eine Beobachtung fliessend in einen eigenen Gedanken übergeht; mit dem Unterschied allerdings, dass er sich nicht auf Wanderung im Tösstal, sondern im Krieg führenden nationalsozialistischen Deutschland befand. Der Begriff des Endkampfes hat eine bedrohliche Note; man vermag ihn heute kaum zu lesen, ohne dass sich Assoziationen einstellen zu «Endsieg» oder «Endlösung», monströse Wortschöpfungen des herrschenden Regimes. Die vom Anblick der allein sitzenden jungen Frauen ausgelöste Gedankenkette, die sich über verkitschte Liebesbilder hin zu Gott bewegt, wirkt auf eine gespenstische Art realitätsfern in diesem Deutschland des Frühjahrs 1941. Aus welchen Gründen auch immer, die Notiz war Huggenberger wichtig genug, dass er sie acht Jahre später noch einmal gekürzt in ein Heft eintrug.<sup>18</sup>

Zum Sommerbeginn 1941 griff Deutschland die Sowjetunion an. Die kriegerische Gewalt sprengte nun alle Grenzen, beispiellose Verbrechen gingen damit einher. Der Angriff durchfuhr das konservative und bürgerliche wie auch das politisch links stehende Europa wie ein Schock. Wo die einen den Untergang eines verhassten, sich als sozialistisch darstellenden politischen Systems erhofften, fragten sich die andern voll banger Ungewissheit, ob Russland der barbarischen Invasion standhalten würde. Ende Juli, als mit dem raschen Vormarsch der Wehrmacht alles nach einem neuen deutschen Triumph aussah, schrieb Huggenberger dem österreichischen Brieffreund, Karl Cajka: «Bei uns beherrschen jetzt die gelben Getreidefelder die Landschaft, da wir bedeutend mehr Brotgetreide (und natürlich Kartoffeln) pflanzen müssen, als in Normalzeiten. Die Ernte, die zum Teil schon begonnen hat, verspricht einen sehr

guten Ertrag, und wir dürfen hoffen, dass wir auch im schwersten Fall noch für ein Jahr zur Not zu leben haben. Unterdessen dürfte dann vielleicht doch das schwere Weltringen zum glücklichen Ende kommen.»<sup>19</sup> Sofern dies nicht völlig gedankenlos hingeschrieben war, konnte ein glückliches Ende innerhalb des nächsten Jahres nur ein deutscher Sieg sein.

Huggenberger gingen auch Nachrichten zu, die in eine andere Richtung wiesen. So drang die mutige Stimme von Emma Schweitzer aus Goslar, wo Huggenberger im März 1941 gelesen hatte, im August durch die Zensur. Ihren Abscheu vor dem Krieg ausdrückend, zitierte sie aus «Stille der Felder». «Meine frohgesinnten jungen Freunde sinken in die weiten Gräber der Ukraine, sie finden ihren frühen Tod im Meer und «wissen sterbend noch zu sagen/ von quälend unbezahlter Schuld. [...] Denken Sie in Güte an uns! Freude und Friede weichen seit langem von uns [...].»<sup>20</sup> Zum Jahresende 1941 sprach Huggenberger in einem Gedicht erneut die Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende aus.<sup>21</sup> In der letzten überlieferten Kriegszuschrift an Cajka schrieb er am 20. Februar 1942: «Es sind so ungeheure Dinge geschehen in der letzten Zeit, dass man doch der Zukunft mit mehr Vertrauen entgegenseht. Möchte es nur einmal Frühling werden!»<sup>22</sup> Mit dem Kriegseintritt Japans und der Vereinigten Staaten Anfang Dezember 1941, der mit gewaltigen Anfangerfolgen Japans einherging, war definitiv die – für Deutschland und seine Verbündeten letztlich katastrophale – Ausweitung zum Weltkrieg erfolgt. Wenige Tage bevor Huggen-

17 KBTG Hu L 6: Notizbüchlein, angeschrieben «Reise 1942», bezieht sich jedoch auf 1941.

18 KBTG Hu M 250: Notizhefte «Gedichte und Skizzen», unpaginiert.

19 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 28.7.1941.

20 KBTG Hu B 918: Emma Schweitzer an A. H., 18.8.1941.

21 KBTG Hu Sch 100/1: S'neu Johr, in: Anzeiger Affoltern, 30.12.1941.

22 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 20.2.1942.

berger seine Karte schrieb, war am 15. Februar 1942 Singapur gefallen, eine schwere britische Niederlage in Asien. Dass er die weit folgenreichere deutsche Niederlage vor Moskau im Auge hatte, mutet unwahrscheinlich an. Erst recht bezweifeln lässt sich, dass die Bildung der grossen Ost-West-Koalition gegen Hitler-Deutschland sein Zukunftsvertrauen gestärkt haben könnte.

### Ein Preis in finsternen Zeiten

Seit den Anfängen des Erwin von Steinbach-Preises war Alfred Huggenberger als möglicher Empfänger im Gespräch gewesen. Die Verleihung des Hebel-Preises hatte 1937 einen Aufschub bewirkt, dann waren zunächst die Elsässer an der Reihe, Huggenberger aber ging im Kuratorium nicht vergessen.

Der Preis war von dem Hamburger Grosskaufmann Alfred Toepfer ins Leben gerufen worden, der aus seinem Vermögen ab 1931 ein kompliziertes Netzwerk von Stiftungen und Kulturpreisen unter dem Dach der Freiherr von Stein-Stiftung ins Leben rief. Die lang praktizierte Geheimniskrämerei um die Stiftung zog schon damals Spekulationen nach sich. Aus seiner Ablehnung der Weimarer Republik heraus engagierte Toepfer sich vor allem für die sogenannten Volksdeutschen jenseits der staatspolitischen Grenzen. Neben den zentralen politischen NS-Preisen gehörten die Toepferschen Auszeichnungen zu den höchstdotierten. Sie waren immer politisch gemeint (die Empfänger waren vom Propagandaministerium zu billigen), doch war der ganze Rahmen – die akademische Gestaltung der Feierlichkeiten – darauf angelegt, den Schein des Unpolitischen zu wahren. Auch Schweizer wirkten mit in dem von Toepfer geschaffenen Netzwerk. Sie standen in Verbindung mit den Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften, einem deutsch-akademischen Netzwerk konservativer Wissenschaft. So gab es Beziehungen zum Volksbund für

eine unabhängige Schweiz und dessen Sekretär, dem Aargauer Staatsarchivar Hektor Ammann, sowie zum Deutsch-schweizerischen Sprachverein von Pfarrer Eduard Blocher.<sup>23</sup> Zur Schlüsselfigur wurde der Kulturgeograf Friedrich Metz, der als Rektor der Universität Freiburg im Breisgau schon 1937 bei der Verleihung des Hebel-Preises an Huggenberger mitgewirkt hatte.<sup>24</sup>

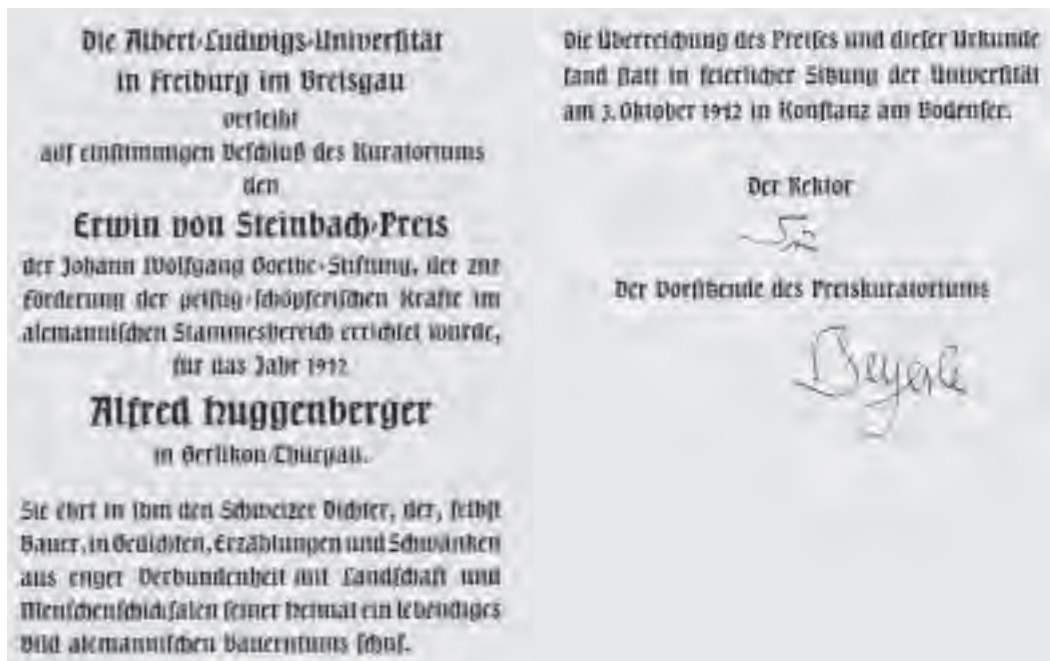
Die Mehrheit der insgesamt 84 Empfänger der diversen Stiftungspreise während der NS-Zeit stand – ähnlich wie Huggenberger – in vorgerücktem Alter und hatte die entscheidenden Prägungen vor 1914 erhalten; ihre Einstellung gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland war positiv, politisch aktiv hervorgetreten waren aber die wenigsten.<sup>25</sup> Bei den Schweizer oder Luxemburger Preisträgern war ihr Ansehen im Heimatland nicht weniger wichtig als ihr Verhältnis zu Deutschland. Dies bestätigt der Fall von Jakob Schaffner, der, obwohl bekennender Nationalsozialist, keinen Preis erhielt, da er in der Schweiz unbeliebt war. «Auf die Frage bei den Schweizer Freunden, wer zu einer Verleihungsfeier für Jakob Schaffner aus der Schweiz nach Freiburg kommen würde, bekam ich fast durchweg eine ziemliche Absage. Es wären vielleicht einige Angehörige der «Nationalen Front» gekommen, wohl auch Alfred Huggenberger und auch einige andere mannhafte Deutschschweizer, aber die eigentlich Prominenten wären sämtlich weggeblieben, und Basel wäre kaum vertreten gewesen.» So berichtete Metz im März 1940 dem Reichsinnenministerium und fügte vielsagend hinzu: «Wenn einmal das Verhältnis zu unserem südlichen Nachbarn neu geordnet werden sollte», dann komme auch Schaffner für einen Preis in Frage.<sup>26</sup> Schon 1940 war, neben Emanuel Stickel-

23 Fahlbusch, *Wissenschaft im Dienst*, S. 679–687.

24 Über Metz siehe Grün, *Der Rektor als Führer*.

25 Zimmermann, *Kulturpreise*, S. 68.

26 Zitiert bei Zimmermann, *Die Kulturpreise*, S. 230–231.



berger, erneut auf Huggenberger und seinen kommenden 75. Geburtstag hingewiesen worden.<sup>27</sup> Dieser gab denn auch den äusseren Anlass für die Nomination, über die keine näheren Unterlagen existieren. Im April 1942 informierte der Jurist Franz Beyerle, ein Mitarbeiter von Friedrich Metz, den Rektor der Universität Freiburg über die zu Jahresbeginn getroffene Wahl des Kuratoriums. Die Bedeutung des Autors sei allseits anerkannt «und in seiner Einstellung zum Deutschen Reich hat sich Alfred Huggenberger niemals geändert».<sup>28</sup> Nach der Zustimmung des Rektors stellte Metz Antrag beim Aussenministerium, das im Mai unter erneutem Verweis auf die stets positive Haltung Deutschland gegenüber zustimmte. Es folgten die übrigen Ministerien. Die Bekanntgabe an die Presse erfolgte Anfang August;<sup>29</sup> die Meldung blieb in der Schweiz nahezu unbeach-

tet, obwohl der Preis einen weit höheren Rang als der von 1937 hatte.

Auch die schweizerische Diplomatie blieb diesmal eher zurückhaltend. Als positiv vermerkte man, dass der Preisempfänger «nicht etwa als alemannischer, sondern als Schweizer Dichter und Bauer angesprochen worden sei».<sup>30</sup> Das Departement des Innern hingegen fürchtete wirtschaftlich-geistige Subversion

27 Ebd., S. 229.

28 Ebd., zitiert S. 255–256.

29 Paul Hochstrasser von der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin sandte Huggenberger drei deutsche Pressemeldungen vom 8./9.8.1942 (KBTG Hu B 423: Hochstrasser an A. H., 2.9.1942).

30 BAR, E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: Abt. für Auswärtiges an Departement des Innern, 5.11.1942.



und bat um weitere Informationen: «Wie Ihnen bekannt sein dürfte, werden von deutscher Seite, von offiziellen und privaten Stellen, gegenwärtig Versuche zur stärkeren Einflussnahme auf unser Schrifttum gemacht. Diese Versuche gehen u. a. in der Richtung, dass deutsche Verlage in vermehrtem Masse schweizerische Autoren zu gewinnen suchen und überdies bestrebt sind, mit einzelnen schweizerischen Verlagen eine Zusammenarbeit zu erreichen.»<sup>31</sup>

Die Übergabe des Preises verlegte man von Freiburg nach Konstanz, um den Schweizer Gästen das Kommen zu erleichtern. Sie fand am Samstag, 3. Oktober 1942 im feierlich geschmückten Konzilgebäude statt. Eine stattliche Zahl von Schweizern sei erschienen, berichtete Friedrich Metz zufrieden; gemäss «Thurgauer Zeitung» waren es allerdings, neben Huggenberger, seiner Frau und seinem Schwiegersohn nur etwa ein Dutzend, darunter der Preisträger von 1937, Othmar Schoeck, Regierungspräsident Jakob Müller und Konsul Zwicky aus Freiburg.<sup>32</sup> Der letztere kam unbewilligt, was im Politischen Departement in Bern Ärger erregte, umso mehr als die deutsche Presse ihn als Vertreter der schweizerischen Landesregierung hinstellte.<sup>33</sup> Die Vertreter der Universität Freiburg waren im Talar erschienen. Die Festansprache hielt Professor Franz Beyerle. «Der Preis gilt nicht dem dichterischen Werk als solchem», betonte der Jurist. Es sei der «Dienst am Volk, die segensreiche Wirkung, die von einem Kunstwerk ausgeht», die man ehre. Diese Wirkung machte er einerseits «in der Weihe bäuerlichen Lebensinhalts» fest, andererseits am «Erdgeruch» einer Sprache, die von der alemannischen Stammesart zeuge, und diese in die «gesamtdeutsche Sprachkultur» einfüge. Huggenberger liess seinem Dank einige freundliche, in scherzhaft-leichtem Tonfall gehaltene Jugenderinnerungen an Konstanz folgen.<sup>34</sup> Regierungspräsident Jakob Müller setzte einen eigenen Akzent, der wieder in die Gegenwart führte, als er beim Nachtessen sprach und an die leider seit langem gestörten wirt-

schaftlichen Beziehungen erinnerte. Namentlich sprach er die Hoffnung aus, «dass dieser grauenvolle Krieg bald zu Ende sein werde».<sup>35</sup>

Der Preisübergabe folgte abends im «Grenzlandtheater» die Uraufführung von Huggenbergers Bauernkomödie «Heinrichs Brautfahrt», eine weitere Bearbeitung seines Stücks «Die Werbung» von 1899. Der Erfolg animierte ihn, weitere Theaterstücke ins Schriftdeutsche zu übersetzen. Doch wurde nichts mehr daraus.

Man verbrachte die Nacht in Konstanz, um am Sonntag einen Ausflug mit dem Schiff nach Meersburg zu unternehmen; die Stadt Konstanz hatte mit einer Sonderzuteilung den Treibstoff bewilligt. Die Inszenierung klappte perfekt. «Diese Johann Wolfgang Goethe-Stiftung hat mit Politik nichts zu tun», befand die «Thurgauer Zeitung» in entwaffnender Naivität. «Sie wird ausschliesslich von Männern der Kunst und der Wissenschaft verwaltet.»<sup>36</sup> Pfarrer Walther Huber aus Gachnang las die Konstanzer Zeitungsberichte von der Feier in gehobener Stimmung und schrieb offenbar in diesem Sinn an den Preisträger, wie er in der Pfarreichronik festhielt: «Es waltet ein wunderbarer Friede zwischen diesseits und jenseits der Grenzen, dass man sich förmlich fragen muss, ob überhaupt Krieg ist oder nicht – ja sich wundern muss, wie überhaupt nur Krieg sein kann. Vielleicht nur wegen einer Illusion, die Menschen sich selbst vortäuschen und welche Illusion sie Grenze heissen. [Ich] liess gar keinen Zweifel, dass kein Krieg

31 BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: Departement des Innern an Politisches Departement, 6.9.1942.

32 Zimmermann, Kulturpreise, S. 259; Thurgauer Zeitung, 6.10.1942 (Eine Ehrung Alfred Huggenbergers).

33 Siehe Korrespondenz in BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255.

34 Beide Ansprachen in KBTG Hu L Sch 61/1, Steinbach-Preis.

35 STATG 8'650, 31: Ansprache Jakob Müller.

36 Thurgauer Zeitung, 6.10.1942 (Eine Ehrung Alfred Huggenbergers).

sein muss von Gottes wegen und dass der Krieg der ärgste Atavismus darstellt, zumal heute, der sich nur denken lässt.»<sup>37</sup> In der Schweiz mochten allerdings nur wenige sich an diesem Schein des Friedens freuen. Sogar im Thurgau ignorierte die Presse die Preisverleihung fast durchweg.

Knapp hinter der Idylle lag das Grauen. Wenige Tage vor der Preisverleihung, am 30. September, hatte Hitler im Berliner Sportpalast vom Entscheidungskampf um Stalingrad und vom russischen Erdöl gesprochen und die unüberwindbare deutsche Kraft beschworen. Es war, wie die Schweizer Presse treffend kommentierte, der Übergang zur Defensive, es fehlte im Unterschied zum Vorjahr jede Ankündigung des definitiven Siegs. Dafür aber griff Hitler, sich selbst zitierend, auf seine öffentlichen Drohungen vom ersten Kriegstag 1939 zurück: Wenn das Judentum noch einmal einen Weltkrieg anzettelt, «dann werden nicht die arischen Völker ausgerottet, sondern das Judentum [...]. Die Juden haben einst auch in Deutschland über meine Prophezeiungen gelacht. Ich weiss nicht, ob sie heute auch lachen oder ob ihnen das Lachen bereits vergangen ist.» So berichtete die «Thurgauer Zeitung» am 1. Oktober und liess am 2. Oktober, dem Tag vor der Preisverleihung, einen hellsichtigen Kommentar folgen, der in der Schweiz nicht seinesgleichen hatte: «Mit keinem Wort sprach Hitler von den Massnahmen gegen die Juden im besetzten und unbesetzten Frankreich und in Deutschland selbst; aber seine Worte müssen wohl als eindeutiger Kommentar zu den jüngsten Judendeportationen aus Frankreich verstanden werden. Wenn man bisher sich darüber im Ungewissen sein konnte, was die nach dem Osten deportierten Juden zu erwarten hätten, so ist heute nach Hitlers eindeutiger Erklärung, ein Zweifel darüber nicht mehr möglich; Hitlers Worte können nur in dem Sinn interpretiert werden, dass die Ausrottung der Juden einer jener Punkte seines Programms bleibt, die verwirklicht werden, wie auch der Krieg ausgehe. Da Hitler jegliche Illusion zerstörte, die man bisher in

bezug auf das Schicksal der Juden noch hegen mochte, erscheint auch für uns, die Schweizer, die Frage der Asylgewährung für die jüdischen Flüchtlinge in einem neuen Licht; sie wird zu einer menschlichen Pflicht, die erfüllt werden muss.»<sup>38</sup> Die sonst stets mit der «Thurgauer Zeitung» auf Kriegsfuss stehende «Arbeiter-Zeitung» in Arbon konnte sich für einmal damit begnügen, den Kommentar abzudrucken.

Seit über einem Jahr hatte die Schweizer Presse in zunehmender Dichte und Deutlichkeit über die Gewalttaten im besetzten Europa berichtet. Die Zensur verbot jeglichen Kommentar, es waren meist knappe Meldungen: Verfolgung aller Gegner, vor allem aber der Juden, Verhaftung, Beraubung, Deportationen, Hinrichtungen und wieder Hinrichtungen. Im Nationalrat hatte Ende September eine grosse Debatte über die im Sommer von der Regierung verhängte Grenzsperrung stattgefunden; diese war unter dem Druck der vielen öffentlichen Proteste zeitweise gelockert worden, was mehreren tausend Menschen das Leben rettete. Doch im Lauf des Herbsts, als die Proteste erlahmten, verschärfte die Behörden ihre Politik wieder.

Von Alfred Hugenberg war in dieser ganzen Zeit kein Wort zu vernehmen. Er bereitete sich zum Empfang eines deutschen Preises vor; danach stand die Reise nach Weimar zu einer «Dichtertagung» an. Als Instanz des öffentlichen Lebens und als Stimme der Menschlichkeit hatte er sich selbst ausgeschaltet. Am 24. Oktober erschien in der «Thurgauer Zeitung» ein Sammelaufruf der Schweizerischen Zentralstelle für die Flüchtlingshilfe «Erbarme dich der Heimatlo-

37 Evang. Kirchgemeindegarchiv Gachnang, Chronik der Kirchgemeinde, 2. Bd., S. 361. Hubers Brief fehlt im Nachlass von A. H.

38 Thurgauer Zeitung, 2.10.1942. Häslar, Das Boot ist voll, S. 191–192, zitiert den bisher wenig beachteten Kommentar, schreibt ihn aber irrtümlich der Arbeiterzeitung zu.

sen!»). Er war unterzeichnet von zwanzig Persönlichkeiten aus dem Thurgau: Freisinnigen, Konservativen und Sozialisten. Darunter befanden sich manche Bekannte von Huggenberger: alt Bundesrat Heinrich Häberlin, Regierungspräsident Jakob Müller, der Präsident des thurgauischen Bauernverbands, Nationalrat Jakob Meili; sein Name fehlte.

Im Kontrast zu dieser öffentlich demonstrierten Menschlichkeit weigerte sich die Thurgauer Regierung gegenüber Bern, mehr als eine Handvoll Flüchtlinge aufzunehmen oder sich irgendwie an den Kosten zu beteiligen.<sup>39</sup> Der mutige Appell der «Thurgauer Zeitung» vom 2. Oktober verhallte wirkungslos. Ein letzter Aufruf zur Sammlung meldete, dass auf 35 000 verteilte Einzahlungsscheine im Kanton bisher 2529 Spenden von rund 26 000 Franken erfolgt seien. Von Huggenberger sind erst ab 1943 Spenden für die Flüchtlingshilfe belegt.<sup>40</sup> Im November leitete der Vaterländische Verband, dem er angehörte, eine antisemitische Kampagne gegen die Aufnahme weiterer Flüchtlinge ein.<sup>41</sup>

Das Preisgeld von 10 000 Mark erhielt Huggenberger nie vollumfänglich. Wegen des deutschen Devisenmangels sollte die Auszahlung von Liechtenstein aus getätigt werden, wo die Toepfer-Stiftung ein Depot unterhielt. Huggenberger bekam «RM. 5000.- in Devisen und RM 5000.- als Gutschrift in Deutschland».<sup>42</sup> Mit dem in Deutschland verbleibenden Geld konnte Huggenberger gewisse Zahlungen tätigen, Ende 1945 verfügte er über 4535 Mark auf einem Konto der Deutschen Bank in Konstanz.<sup>43</sup> Mit der deutschen Währungsreform vom Juni 1948 schrumpfte sein Guthaben auf einen Zehntel und konnte auch dann noch nicht in die Schweiz transferiert werden.

---

39 Häsler, *Das Boot ist voll*, S. 232–233.

40 *Thurgauer Zeitung*, 31.10.1942 (Letzter Aufruf); KBTG L Sch 65; Zahlungen mit steigenden Beträgen sind belegt 1943–1946.

41 Picard, *Die Schweiz und die Juden*, S. 53–54, S. 419–420; Häsler, *Das Boot ist voll*, S. 211–224.

42 BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: *Gesandtschaft an Politisches Departement*, 20.10.1942.

43 KBTG Hu L Sch 62/16: *Kontoabschluss 1945 und 1946*.

# 41 Eine Schriftstellervereinigung und die in Deutschland publizierenden Schweizer

Die im Herbst 1941 in Weimar gegründete Europäische Schriftstellervereinigung (ESV) war gedacht als Instrument der nationalsozialistischen Kulturpolitik und sollte in Zukunft nach Möglichkeit den PEN-Club ablösen. Europaweit dürfte sie gegen 200 Mitglieder gewonnen haben.<sup>1</sup> Im Falle eines deutschen Siegs hätte sie dazu beigetragen, oppositionelle Strömungen auszuschalten und eine politisch gelenkte Literatur im deutsch dominierten Europa zu etablieren. Da es zu diesem Sieg nicht kam, versank sie bald in Vergessenheit. Ihre einstigen Anhänger trugen zu diesem Vergessen bei, indem sie Unterlagen verschwinden liessen und sich über ihre früheren Sympathien ausschwiegen. Was bei einem anderen Kriegsausgang wie ein kluger Schachzug ausgesehen hätte, war nun zur peinlichen Hinterlassenschaft geworden. Dies gilt auch für Alfred Huggenberger. Er hatte gemeinsam mit John Knittel an den beiden Tagungen vom Oktober 1941 und 1942 in Weimar teilgenommen, an denen die ESV gegründet wurde und ihre einzigen öffentlichen Auftritte erlebte. Huggenbergers Nachlass enthält nur einen kleinen indirekten Hinweis, dass er mit der Vereinigung etwas zu tun hatte, nämlich einen Artikel von ihm in deren Zeitschrift.

Spuren der ESV finden sich in deutschen Archiven, vor allem aber in den Briefwechseln einer kleinen Gruppe schweizerischer Autoren, die bei allen Unterschieden eines gemeinsam hatten: Sie publizierten bei deutschen Verlagen und waren daher sensibel für alle Vorgänge, welche diesen schweizerisch-deutschen Verkehr betrafen. Unbearbeitet ist bisher der Nachlass John Knittels, einer Schlüsselfigur auf schweizerischer Seite; Briefe Huggenbergers an ihn scheinen keine erhalten; umgekehrt liegt auch in Frauenfeld nur ein kleiner Brief Knittels vom August 1942 vor, mit dem er sich für die Zeremonie zur Verleihung des Steinbach-Preises entschuldigt; er war offensichtlich eingeladen worden.<sup>2</sup>

## Anfänge, Werbung, Scheitern

Die Idee stammte aus dem Propagandaministerium. Dabei war alles darauf angelegt, die steuernde Hand von Goebbels unsichtbar zu machen. Die Gründung der ESV sollte als Wunsch ausländischer Autoren erscheinen. Seit dem Frühjahr 1941 befasste man sich im Ministerium mit einer Deutschlandfahrt ausländischer Schriftsteller, die in Weimar enden sollte, wo seit dem Herbst 1935 jeweils die Deutsche Buchwoche stattfand, ab 1938 ergänzt um die Grossdeutschen Dichtertreffen.<sup>3</sup> Mit dem deutsch-sowjetischen Krieg, von der deutschen Propaganda als europäischer Kampf gegen den Bolschewismus dargestellt, gewann die Erfassung konservativer und deutschfreundlicher Autoren im Sommer 1941 an Dringlichkeit. Ende August orientierte das Auswärtige Amt die Gesandtschaft in Bern («Eilt sehr!») und bat um Vorschläge auch aus der Schweiz, «bekannte Dichter und Schriftsteller, die eine Zusammenarbeit mit Deutschland bejahren».<sup>4</sup> Die Gesandtschaft schlug Jakob Schaffner, John Knittel und Alfred Huggenberger vor und erbat vom Generalkonsulat Zürich weitere Hinweise. Dort hatte man schon seit dem Frühjahr Informationen gesammelt und nannte Cäsar von Arx, Gottlieb Heinrich Heer (den Sohn von J. C. Heer), Otto Wirz und Ernst Zahn als mögliche Kandidaten. Zahn sei für die Rundreise allerdings zu alt. Gemeinsam mit Hermann Hesse schlug ihn das Generalkon-

1 Für Einzelheiten siehe Hausmann, Schriftstellervereinigung.

2 KBTG Hu B 525: Knittel an A. H., 13.8.1942; John Knittels Tochter, Frau Margaret Furtwängler (Maienfeld GR), fand keine Briefe von A. H. in Knittels Nachlass, will aber nicht ausschliessen, dass sich an unvermuteter Stelle noch etwas finden könnte (Auskunft vom 4.3.2011).

3 Siehe Stenzel, Buch und Schwert.

4 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Kult 12, Nr. 7, Schweizer Schriftsteller: Auswärtiges Amt an Gesandtschaft, 27.8.1941.

**Abb. 102: Unter dem Motto «Buch und Schwert»:  
Eröffnung der Deutschen Buchwoche in Weimar, 26. Oktober 1941.**



sulat als möglichen Teilnehmer des Weimarer Treffens vor.<sup>5</sup> Tatsächlich nahm jedoch – aus unklar bleibenden Gründen – kein Schweizer an der Rundfahrt teil. Nur Huggenberger und Knittel reisten nach Weimar, wo der in Deutschland lebende Jakob Schaffner als dritter Schweizer zu ihnen stiess. Für alle praktischen Belange der Reise war Otto Henning vom Propagandaministerium zuständig, den Huggenberger als Organisator seiner Lesetourneen kannte.

Der Ort, die Redner, das Pathos: alles verhielt sich wie an der Grossdeutschen Dichtertagung von 1938. Gesteigert hatte sich seither die Aggressivität der Ansprachen; eine Begleiterscheinung des unerwartet heftigen russischen Widerstands und des im

Sommer 1941 im Osten angelaufenen Völkermords. Gestaltet waren die Anlässe in der üblichen Mischung aus Kitsch und Pathos, welche die Nationalsozialisten liebten. «Buch und Schwert» lautete das Motto seit Kriegsbeginn; die «Frankfurter Zeitung» berichtete am 27. Oktober 1941: «Die Weimarahalle trug ihren Schmuck in Rot und Gold; hinter der Rednertribüne prangte diesmal als Symbol der Zeit ein grosses,

<sup>5</sup> PA AA, Generalkonsulat Zürich, Kult 12, Nr. 7, Schweizer Schriftsteller: Gesandtschaft an Generalkonsulat, 17.9.1941, mit handschriftlichen Notizen von Seiten des Konsulats; auch Hausmann, Schriftstellervereinigung, S. 194.

Abb. 103: Eröffnung der Deutschen Buchwoche in der Weimarahalle, Huggenberger in der dritten Reihe während der Rede von Joseph Goebbels, 26. Oktober 1941.



Strahlen aussendendes Eisernes Kreuz, vor dem sich auf einem Lorbeerkranz ein braunes Buch und ein goldenes Schwert überkreuzten. Nach dem Vorspiel zum dritten Akt von Wagners *«Lohengrin»* sprach Reichsstatthalter Fritz Sauckel die Begrüßungsworte, in denen er sich, mit besonderer Wendung an die Dichtergäste aus dem Ausland, gegen den Versuch verwahrte, das Werk Adolf Hitlers zu den geistigen Grössen Weimars in Gegensatz zu stellen, und die geistige Solidarität Europas im Kampfe gegen den Bolschewismus und das Judentum hervorhob.»<sup>6</sup> Dem folgte Hanns Johst, Präsident der Reichsschrifttumskammer in der Uniform eines SS-Brigadeführers, der von Deutschlands Kampf sprach; als Höhepunkt

dann Joseph Goebbels. «Als zum Schluss das tosende *«Heil»*-Geschrei hernieder ging», erinnert sich ein deutscher Teilnehmer, «da überschaute ich die Menge mit den vielen bekannten Gesichtern, und erkannte noch Will Vesper als begeisterten Rufer.»<sup>7</sup> Wie mag Alfred Huggenberger sich verhalten haben in diesem Moment?

Unmittelbar nach der Tagung befahl Goebbels, die der Europäischen Schriftstellervereinigung beitretenden Autoren entschieden zu fördern. «Jene Län-

6 Frankfurter Zeitung, 27.10.1941.

7 Alfred Haering, zitiert nach Stenzel, *Buch und Schwert*, S. 111.

Abb. 104: In der Weimarahalle, 26. Oktober 1941.



der, die heute noch abseits stünden, (z.B. Schweiz) müssten von uns in kältester Form übergangen werden. Der Minister ist der Auffassung, dass die Dichter, die jetzt in Deutschland waren, unter Umständen in ihrer Heimat zum Teil boykottiert werden, so dass man sie gerade durch einen Vertrieb in Deutschland fördern muss.» Das bezog sich zweifellos auch auf Huggenberger, der in der deutschen Presse seit Jahren als Opfer schweizerischen Boykotts hingestellt wurde. Weiter heisst es, der deutsche Buchhandel sei in einer Weise zu informieren, «dass der Leser nicht sofort sieht, dass es uns darauf ankommt, die noch nicht dem Europäischen Schriftstellerverband beigetretenen Autoren ganz auszuschliessen». <sup>8</sup> In welcher

Weise dies umgesetzt wurde, bleibt offen. Eine entsprechende Förderung kam Huggenberger auf jeden Fall zu; der Absatz seiner Bücher erreichte 1942/43 Rekordwerte; und selbst in der kriegswirtschaftlich höchst angespannten Lage von 1944 erhielt der Verlag – nach der Zerstörung des Leipziger Bücherlagers – Papierzuteilungen für neue Auflagen.

Die Teilnehmer der ausländischen Reisegruppe vom Herbst 1941 erhielten ein umfangreiches Bücherpaket geschenkt, darunter den Band «Lebende Dichter um den Oberrhein», 1942 herausgegeben von Reinhold Siegrist, dem Geschäftsleiter des Deutschen Scheffelbundes. Das 800-seitige Werk demonstrierte alemannische Verbundenheit; unter den 119 Autoren und Autorinnen, die meisten einer älteren Generation angehörend, befanden sich 25 aus der Schweiz. Huggenberger war mit zwei Gedichten und einem Ausschnitt aus dem Roman «Die Schicksalswiese» vertreten. Bemerkenswert ist, dass auch ein Simon Gfeller, der 1937 die Teilnahme an der Verleihung des Hebel-Preises mit politischer Begründung verweigert hatte, bei diesem Werk mitmachte.

Die 1941/42 in Weimar erscheinenden Interessenten repräsentierten ein durchaus vielfältiges Spektrum; neben überzeugten Nationalsozialisten waren konservative und katholische, aber auch etliche jüngere, noch wenig profilierte Autoren erschienen. Es verband sie die Vorstellung eines vereinigten Europa als Bollwerk antikommunistischer, antiamerikanischer und antisemitischer Gesinnung. John Knittel schaffte es im Herbst 1941, die deutschen Gastgeber zu verwirren, indem er vorschlug, auch jüdische Mitglieder aus Ungarn aufzunehmen. Manche der jungen italienischen Gäste vom Oktober 1942 waren ein Jahr später bereits beim kommunistischen Widerstand zu finden. Einzelne von ihnen reagierten denn auch, obwohl

8 BAArch Berlin, R 56/I, 102; Reichsschrifttumskammer, Johst, 31.10.1941.

Angehörige eines offiziell mit Deutschland verbündeten Landes, auf das geringe literarische Niveau der Veranstaltung (ganz zu schweigen von der Qualität des Essens). In den Worten des Journalisten und Schriftstellers Mario Sertoli machte das Treffen vom Oktober 1942 «den Eindruck einer mal balkanischen, mal skandinavischen folkloristischen und ethnografischen Versammlung, einer kleinen dörflichen Literatenwelt von bäuerlichen und provinziellen Schriftstellern, eines Wohltätigkeitsbasars für obskure Leute oder einer Festveranstaltung für den «unbekannten Literaten»». <sup>9</sup> Ehrengast war Adolf Bartels, der beim Festessen vom 10. Oktober rechts neben Goebbels sass, während zu dessen Linken Gauleiter Fritz Sauckel platziert war. Am benachbarten Tisch sass – wenige Meter von Goebbels entfernt und in der Nähe von Sertoli – Huggenberger, der viele der Anwesenden kannte, so Regierungsrat Dr. Paul Hövel, der ihn 1938 und 1941 in Berlin begrüsst hatte, Otto Henning, Hermann Burte, Johannes Linke und eben Adolf Bartels, um dessen Gunst er sich dreissig Jahre zuvor bemüht hatte.

Seit dem Mai 1942 unterhielt die Vereinigung eine Monatsschrift, «Europäische Literatur», die in einer modern wirkenden Aufmachung mit eleganter Antiqua-Schrift bis zum September 1944 erschien. Ihr Verkauf war in der Schweiz verboten, was mit der unentwegten Werbung für europäische Verbundenheit unter deutscher Führung zusammenhängen dürfte. <sup>10</sup> Dieser Zielsetzung halber gab sich die Zeitschrift vergleichsweise kultiviert und moderat, Hakenkreuze waren einzig in den gelegentlichen Inseraten des Parteiverlags zu sehen, auf antisemitische Tiraden wurde verzichtet. Von Huggenberger erschien im Januarheft 1943 – aus Anlass seines 75. Geburtstags – ein kleiner autobiografischer «Lebensbericht», der weitgehend aus älteren Bausteinen zusammengefügt war. <sup>11</sup> Die Korrespondenz zur Entstehung fehlt. Der Text weist als einziges im Nachlass befindliches Indiz darauf hin, dass sein Verfasser mit der ESV etwas zu tun hatte. In

der Verknappung noch zugespitzt erzählt er die alte Legende von der mangelnden Anerkennung des Autors in der Heimat, bevor ihm dann die Verse von «Hinterm Pflug» den Weg «zu einem stammverwandten Volke» geebnet hätten. Neben ihm war Emanuel Stickelberger der einzige Schweizer, der eigene Texte beisteuerte. <sup>12</sup>

Die Anwerbung schweizerischer Mitglieder für die Schriftstellervereinigung verlief ausgesprochen zäh. John Knittel hatte sich zum «Sprecher für die Schweiz» ernennen lassen. Vorschläge zur Aufnahme liefen über ihn an den Präsidenten Hans Carossa. Huggenberger selber sollte 1945 angeben, er sei von Knittel angesprochen und zur Reise nach Weimar bewogen worden.

Die deutsche Seite wollte möglichst viele Mitglieder, sorgte sich aber zugleich, womöglich die falschen Leute aufzunehmen. Davon zeugen einzelne Korrespondenzen. So erbat das Propagandaministerium im Februar 1942 beim Deutschen Generalkonsulat Informationen über Julius Schmidhauser, der beizutreten wünsche. Sogar über diesen einstigen Sekretär des Schweizerischen Schriftstellervereins und führenden Ideologen des Frontismus wünschte man nähere Angaben. <sup>13</sup> Die Gesandtschaft in Bern verdächtigte gar Ernst Zahn der «Judenfreundlichkeit» und musste sich vom Generalkonsulat Zürich beruhigen lassen, dafür gebe es keine Anzeichen. <sup>14</sup> Im Sommer 1942 startete Knittel eine Werbeaktion, indem er diverse Autoren

9 Zitiert bei Hausmann, Schriftstellervereinigung, S. 215.

10 Auf das Verbot weist das Eidg. Departement des Innern hin, siehe BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 26, A.22.18: John Knittel, 22.2.1945.

11 A. H., Lebensbericht, in: Europäische Literatur, Januar 1943, S. 19–20; auch in KBTG Hu Sch 98.

12 Ebd., November 1942 und Mai 1943.

13 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Kult 12, Nr. 7, Schweizer Schriftsteller; Propagandaministerium, 28.2.1942; zu Schmidhauser siehe Breuer/Schmidt, Die Kommenden, S. 409.

14 Ebd.: Generalkonsulat an Gesandtschaft, 18.3.1942.



anschrrieb. Deutschland stand auf dem Höhepunkt der Macht, und bei manchen Schweizern scheint zu dieser Zeit Unsicherheit über die richtige Reaktion bestanden zu haben. Das Generalkonsulat berichtete: «Mein Vertrauensmann, der im Schweizerischen Schriftstellerverein eine Vertrauensstellung einnimmt, fragte, welches wohl die Bedingungen wären, nach denen der Schweizerische Schriftstellerverein offiziell der Europäischen Schriftstellervereinigung beitreten könnte. Die Absatzschwierigkeiten schweizerischer Bücher und damit verbundene geringe Einnahmen der Schriftsteller hätten zahlreiche Mitglieder veranlasst, die Möglichkeit eines Beitritts des Vereins in Erwägung zu ziehen. In diesem Zusammenhang wäre es interessant zu wissen, ob in Deutschland eine unterschiedliche Behandlung beim Import schweizerischer Bücher je nach der Einstellung schweizerischer Autoren gemacht wird.»<sup>15</sup> Die Möglichkeit eines solchen opportunistischen Kollektivbeitritts bestand gar nicht. Wie sich bald zeigen sollte, waren aber auch die individuell Angesprochenen keineswegs so ohne weiteres bereit, diesen Schritt zu tun.

Seit dem Oktober 1942 vermischte sich die Mitgliederwerbung mit ganz anders gelagerten Problemen. Der junge Lehrer und Autor Ernst Otto Marti aus dem St. Galler Rheintal wies als erster darauf hin, dass die Werke der bei deutschen Verlagen publizierenden Schweizer bei Buchausstellungen in der Schweiz nicht mehr berücksichtigt würden. Der Buchhändler- und Verlegerverein behandelte sie offensichtlich nicht mehr als schweizerische Publikationen. Hinzu kam der noch unangenehmere Umstand, dass die Auszahlung der deutschen Honorare mit immer grösserer Verspätung erfolgte. Ernst Zahn schlug ein Treffen bei sich zuhause vor, um sich unter den Betroffenen zu besprechen. Zugleich übergab Knittel die Werbung für die ESV an den eifrigen Marti, nachdem er selber lauter Absagen erhalten hatte. Entgegen der von Frank-Rutger Hausmann vor einigen Jahren geäusserten Vermutung, «dass es

1943 eine ganze Reihe von Schweizer Autoren gab, die der ESV entweder bereits beigetreten waren oder noch beitreten wollten», war John Knittel ein einsamer Prophet geblieben.<sup>16</sup> Hermann Hesse, Emanuel Stickelberger und C. F. Ramuz hatten bereits auf seine Vorstösse vom Sommer 1942 abschlägig reagiert.<sup>17</sup> Soweit erkennbar gelang es nicht, auch nur ein einziges weiteres Mitglied zu gewinnen. Es bleibt bei fünf bekannten Namen: Alfred Huggenberger, John Knittel, Jakob Schaffner, E. O. Marti, Julius Schmidhauser; allenfalls kamen noch Ernst Zahn hinzu sowie Gustav Renker, bei dem es sich um einen in der Schweiz lebenden Österreicher handelte.

Einzig Huggenberger hatte unmittelbar positiv auf die Werbung des ihm persönlich unbekanntenen John Knittel angesprochen. Die Aufmerksamkeit dieses international erfolgreichsten Schweizer Autors dürfte ihm geschmeichelt haben. Im Sommer 1942 waren Huggenbergers beim Ehepaar Knittel in Maienfeld eingeladen. Bertha Huggenberger schickte anschliessend ein Geschenkpaket mit Lebensmitteln und einigen der begehrten Rationierungspunkte für Kaffee.<sup>18</sup> Einen Moment lang orientierte Huggenberger sich an diesem neuen Stern, der Rat in schwierigen Zeiten versprach. Einige Jahre zuvor war es Emanuel Stickelberger gewesen, an den er sich hielt. Mitte der 1930er Jahre hatte dieser dafür plädiert, die deutschen Verbindungen zu pflegen, um den Kontakt mit dem deutschen Publikum nicht zu verlieren. Seither aber war Stickelberger, so konservativ er auch dachte, zurückhaltender geworden, wenn er auch

---

15 PA AA, Gesandtschaft Bern, 3529, Schriftsteller: Generalkonsulat an Gesandtschaft, 27.7.1942. Eine Antwort liegt nicht vor; der Informant bleibt ungenannt.

16 Hausmann, Schriftstellervereinigung, S. 196.

17 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Knittel an Marti, 3.2.1943.

18 KBTG Hu Sch 44: Couvert «Vater an Mutter»: Frances Knittel an Bertha Huggenberger, 8.7.1942.

keine Bedenken zeigte, in der Zeitschrift der ESV zu publizieren. Huggenberger entschied rasch und im Alleingang, bevor überhaupt recht geklärt war, wozu es sich bei der neuen Schriftstellervereinigung handelte. Dies dürfte kaum an der unwiderstehlichen Überzeugungskraft John Knittels gelegen haben. Eher ist zu vermuten, dass er mit seiner Werbung Huggenberger den Entscheid erleichterte, zu tun, wozu er ohnehin neigte. So wählte er den Weg, der ihm persönlich den grössten Vorteil versprach. Der Vorgang erinnert an sein Verhalten 1933, als er in ähnlich schneller Reaktion ohne Rücksprachen dem Reichsverband deutscher Schriftsteller beitrug. So bereitwillig er sich der ESV anschloss, so passiv verhielt er sich danach. Es gibt keinen Hinweis, dass er sich irgendwie an den Werbeaktionen unter den Kollegen beteiligt hätte.

Ein weiterer Umstand verdient Erwähnung. Die deutschen Dichtertagungen in Weimar und die Gründung der ESV wurden in der schweizerischen Öffentlichkeit vollständig ignoriert, obwohl die deutschen Zeitungen tagelang darüber berichteten. Was schon in der weitgehenden Indifferenz gegenüber der Verleihung des Steinbach-Preises sichtbar geworden war, bestätigt sich hier: Die mediale Abkapselung gegenüber dem nationalsozialistischen Kulturbetrieb war inzwischen so stark, dass nicht einmal die kleinste Agenturmeldung von diesen Vorgängen in die schweizerische Presse drang. Wie als Spiegelbild dazu kam auch die Schweiz – als widersetzliches Element – in der Zeitschrift der ESV praktisch nicht vor. Zu deren zweiter Tagung vom Oktober 1942 brachte die «Neue Zürcher Zeitung» eine Notiz unter dem Titel «Rede Dr. Goebbels' in Weimar», die ein deutsches Dichtertreffen erwähnte, vor dem dieser gesprochen habe.<sup>19</sup> Einzig die nationalsozialistische «Front» erwähnte beiläufig den europäischen Charakter des Anlasses und die Anwesenheit von Schweizern, vergass aber Huggenberger und nannte nur Jakob Schaffner und John Knittel.<sup>20</sup>

## Die Interessengruppe der in Deutschland publizierenden Schweizer

Ab Januar 1943 traf sich, bald in Zürich, bald bei Ernst Zahn privat, in unregelmässigen Abständen ein kleiner Kreis schweizerischer Autoren, die mit deutschen Verlagen in Verbindung standen. Dies betraf neben Ernst Zahn, Emil Ermatinger, Alfred Huggenberger, Meinrad Inglin, John Knittel, Ernst Otto Marti, Gustav Renker und Emanuel Stickelberger, Otto Waser (für Maria Waser). Der Inhalt der Besprechungen erschliesst sich über die teilweise erhaltene Korrespondenz unter den Beteiligten, woraus auch hervorgeht, dass Hermann Hesse sich früh schon abmeldete.<sup>21</sup> Anfänglich ging es noch teilweise um die ESV; bald aber trat die Sorge um die immer zögerlicher ausbezahlten deutschen Honorare in den Vordergrund.

Marti warb weiterhin in unbelehrbarer Verblendung für «den edlen Geistesausaustausch aller europäischen Völker und Kulturen» und die ESV als Notgemeinschaft der europäischen Schriftsteller, in der es auch für die Schweizer Platz habe.<sup>22</sup> Seine bildungs-idealistischen Höhenflüge muten befremdlich an und werfen die Frage nach dem Unausgesprochenen auf: dass er nämlich die jüdische Minderheit aus dieser Gemeinschaft der europäischen Völker und Kulturen stillschweigend ausschloss. Ernst Zahn reagierte Mitte Januar mit einer ausführlichen Stellungnahme und brachte seine Skepsis zum Ausdruck. Als erstes vermisste er die gleich den Schweizern neutralen Schweden, dann aber auch England und die massgeblichen Franzosen. Stattdessen finde man unter den prominenten Mitgliedern «lauter dem Nationalsozialismus nahe stehende Männer». Wenn man nun beitrete, werde dies in der Schweiz öffentliches Auf-

---

19 Neue Zürcher Zeitung, 13.10.1942.

20 Die Front, 22.10.1942 (Von Weimar nach München).

21 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Hesse an Marti, 6.2.1943.

22 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 13.1.1943.

sehen erregen und zu Fehldeutungen Anlass geben. Aus diesem Grund empfahl er: «Nichts zu unternehmen und trotz aller Freude an dem von der E. S. V. angestrebten hohen Ziel den Beitritt noch hinauszuschieben, bis wir uns nochmals miteinander besprechen, und bis wir in Rücksicht auf die Stimmung im Lande und die Zeitverhältnisse mit der zuständigen Amtsstelle in Bern uns über die Ratsamkeit des Beitritts auseinandergesetzt haben.»

Als unterstützendes Argument führte Zahn die Haltung von Huggenberger an. «Als bei unserer jüngsten Begegnung [9. Januar 1943] vom Bunde die Rede war, fiel mir ein leiser, aber deutlich wahrnehmbarer Skeptizismus unseres Freundes Huggenberger, der der E. S. V. angehört und in Weimar war, auf.»<sup>23</sup> Bei seiner Befragung durch den Schriftstellerverband gab Huggenberger 1945 an, die propagandistische Aufmachung der Tagung vom Oktober 1942 habe ihn abgestossen. Er habe seither gewusst, dass sein Platz nicht dort sei und habe auch seine Reisen nach Deutschland in der Folge eingestellt. Zahns Bemerkung offenbart, dass Huggenberger auch in der kleinen privaten Runde meist schwieg. Er lieferte keinen eigentlichen Bericht, wie es denn in Weimar gewesen sei, sondern liess es bei Andeutungen bewenden. Offensichtlich war er nicht begeistert heimgekehrt. Sich offen aussprechen hätte jedoch geheissen, dem beredsamen und temperamentvollen John Knittel entgegenzutreten. Dies lag Huggenberger nicht. Stattdessen schwieg er, wie so oft in Momenten, in denen Zivilcourage erforderlich gewesen wäre.

Die Diskussion um die ESV ging noch eine Zeit lang weiter. Knittel entgegnete auf Zahns Argumente, dass der Bundesrat informiert sei; der Beitritt sei ja freiwillig, aber man solle doch die Kollegen von ihrer «Eigenbrödelei» befreien, «ebenso von dem beschränkten Neutralitätssinn. Wir sollten zur nächsten Tagung in Weimar sechs Mann hoch anrücken können.»<sup>24</sup> Emil Ermatinger hingegen hielt überhaupt nichts von der Idee einer Anfrage in Bern. Man werde

angesichts der dort herrschenden Ängstlichkeit sicher abraten, die Anfrage aber registrieren und den Betroffenen bei nächster Gelegenheit unter die Nase halten.<sup>25</sup> Obwohl Ernst Zahn Ende Januar in einer seltsamen Kehrtwende seine frühere Position preisgab und nun doch fand, der Beitritt zur ESV sei in jeder Hinsicht zu empfehlen, schief das Interesse bald ein.<sup>26</sup> Ermatinger betonte am 3. Februar 1943, dass bei einem weiteren Treffen – es fand am 20. Februar statt – zu unterscheiden sei «zwischen dem Beitritt zu dem E. S. V. und unsern geschäftlichen Interessen beim Vertrieb oder Boykott unserer Bücher in der Schweiz».<sup>27</sup> Dies fand auch Stickelberger. In den ersten Februartagen war die Nachricht von der Kapitulation der deutschen Verbände in Stalingrad durch die Presse gegangen. Mit der Entwicklung der militärischen Lage erledigte sich die Diskussion um die ESV von alleine. Eine für den September 1943 geplante dritte Tagung in Weimar konnte wegen der heftigen Luftangriffe nicht mehr stattfinden. Was die betroffenen Autoren nun in erster Linie bewegte, war die materielle Ungewissheit. Anfang 1943 waren die Wirtschaftsverhandlungen zwischen der Schweiz und Deutschland festgefahren, seit dem 15. Januar herrschte ein vertragsloser Zustand, verbunden mit Druck und Drohungen. Zahlungen liefen sämtlich über ein zentrales Clearing, die Geschäftspartner hatten keinen Zugriff mehr. Auch Privatpersonen mussten daher ihre Forderungen bei den zuständigen Bundesbehörden vorbringen, was ein kollektives Vorgehen begünstigte, wie es die Autorengruppe anstrebte.<sup>28</sup> Damit wuchs das Ressentiment, das sich

23 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Zahn an Marti, 15.1.1943.

24 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Knittel an Marti, 22.1.1943.

25 Ebd.: Ermatinger an Marti, 23.1.1943.

26 Ebd.: Zahn an Marti, 30.1.1943.

27 Ebd.: Ermatinger an Marti, 3.2.1943.

28 Siehe Frech, Clearing, S. 72–74.

gegen vermeintlich Bevorzugte richtete: «Nur das finde ich beschämend», schrieb Marti an Zahn, «dass die grossen Herren mit ihren gewaltigen Rüstungsgewinnen wieder eher an die Reihe kommen sollen als der Lohnerwerbende; darauf hinaus geht nämlich auch diesmal der Zauber. Die starken Wirtschaftsgruppen haben den Vorrang.»<sup>29</sup> Nachdem zunächst eine Eingabe an Bundesrat Walther Stampfli erwogen worden war, ging auf Ende März eine gemeinsam unterzeichnete Eingabe an Jean Hotz, der als Leiter der Handelsabteilung die schwierigen Verhandlungen in Berlin leitete. Im April meldete Zahn, dass nun immerhin die Auszahlung der Guthaben für das letzte Quartal 1942 zugesichert sei. Er sorgte sich, in Erinnerung an die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, um eine künftige Entwertung der deutschen Mark. «Eines Tages wird die Mark gleich null sein», schrieb er im September; er habe aber seine Guthaben des Vorjahrs immer noch nicht ausgezahlt bekommen.<sup>30</sup>

Huggenberger erging es ähnlich. Grundsätzlich übernahm zwar die Eidgenossenschaft eine Transfergarantie für die Umwandlung der Markbeträge in Franken; allerdings wurde die Wartezeit im Sommer 1943 auf neun Monate, im Mai 1944 auf ein Jahr erhöht.<sup>31</sup> So erhielt er im Juni 1945 von der Schweizerischen Verrechnungstelle eine letzte Auszahlung für die zu Ende gegangene Kriegszeit; sie betraf die Verlagsabrechnung für das zweite Halbjahr 1943, die im Frühjahr 1944 bei ihm eingetroffen war. Für 1944 kam nichts mehr.

Der letzte Rundbrief Ernst Zahns vor Kriegsende hatte nichts Gutes zu melden. «Inzwischen ist die Welt zu einem einzigen Trauerspiel geworden, in dem wir Auslandsautoren auch recht düstere Rollen zu spielen haben. Ich persönlich sehe in eine dunkle Zukunft, in der ich vorläufig keinen Weg finde, nachdem mein Verlag und meine Bücher von den Bomben zerstört worden sind.»<sup>32</sup> Was auffällt an der Korrespondenz im Kreise dieser konservativen Autoren mit deutschen Verlagen ist die Einseitigkeit der Wahrneh-

mung: Während für die meisten Menschen in der Schweiz – wie im übrigen Europa – die bevorstehende deutsche Niederlage eine Quelle der Hoffnung war, nahm man hier so etwas wie Tragik wahr. Bücher waren in Deutschland seit 1933 verboten und vernichtet worden, aber es waren nicht die ihren. Seit 1939 waren Bücher, Bibliotheken und Verlage in weiten Teilen Europas zerstört worden, aber auch dies betraf sie nicht persönlich. Erst in der letzten Kriegsphase, als die Zerstörung auf Deutschland übergriff und auch die dort publizierenden Schweizer tangierte, waren Reaktionen zu verzeichnen.

---

29 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 8.10.1943.

30 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: Zahn an Stickelberger, 20.9.1943; siehe auch KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Rundschreiben Zahn, 6.10.1943.

31 Frech, Clearing, S. 227.

32 KBTG Hu B 1210 in Sch 26: Rundbrief von Zahn, 26.1.1945.

## 42 Das Ende der deutschen Ära

Im Mai 1942 verzeichnete der Radio-Abhörbericht des Schweizerischen Rundspruchdienstes eine eigenartige deutsche Meldung, sie liegt nur als französisches Resümee vor: «Suisse. On apprend que le célèbre poète suisse Alfred Huggenberger a été invité par le gouvernement du Reich à tenir des conférences sur ses oeuvres du 1er au 12 juin à Dresde, Leipzig, Mulhouse, Cassel, Munich, etc.»<sup>1</sup> Es gibt keine Hinweise, dass eine Reise zu diesem Zeitpunkt stattfand. Die Nachricht deutet aber darauf hin, dass eine neue Planung des Werbe- und Beratungsamts angelaufen war, die zweifellos mit der damals schon absehbaren Preisverleihung in Zusammenhang stand. Ist schon die ausgedehnte Tournee von 1941 schlecht dokumentiert, so fehlen nunmehr in Huggenbergers Nachlass praktisch alle Spuren. Sie finden sich dafür in Deutschland.

Huggenberger ging schon damals äusserst diskret mit diesen Reisen um. Seinem Verleger Sauerländer teilte er mit, er müsse im November noch einmal für zwölf Tage ins Ausland.<sup>2</sup> Schon Anfang Oktober hatte er geschrieben, er sei nun für einige Tage abwesend. Ab 4. November war er erneut unterwegs. Die Reisedauer und das ihm nachträglich gutgeschriebene Honorar von 1500 Mark lassen auf zehn bis fünfzehn Destinationen schliessen. Der deutsche Bahnverkehr für Zivilpersonen war inzwischen durch die Kriegsbelastung bereits derart beeinträchtigt, dass er morgens um fünf Uhr in Konstanz den Zug besteigen musste, um abends Stuttgart zu erreichen.<sup>3</sup> Dort war der Ausgangspunkt, der Abschluss erfolgte am 16./17. November in Mülhausen und Strassburg. Da kam er von Dresden, zuvor war er unter anderem in Dingelstedt (Sachsen-Anhalt) und in Karlsruhe gewesen.<sup>4</sup> Mehr wissen wir nicht, Otto Hennings Anschlussstafeln erschienen nicht mehr.

### Im Elsass, November 1942

Gut dokumentiert ist der Auftritt im besetzten Elsass zum Abschluss der Tournee dank dem Nachlass des Organisers Oskar Wöhrle. Der deutsch-elsässische Autor und Verleger, Empfänger des Steinbach-Preises vom Vorjahr, war Huggenberger schon bei der Verleihung des Hebel-Preises in Freiburg begegnet, vielleicht sogar noch früher während seiner Konstanzer Jahre. Er wusste, wie Huggenberger aussah und konnte auch Albert Schmitt-Claden, Leiter des Goethe-Hauses in Strassburg, entsprechend telegrafisch orientieren: «Huggenberger eintrifft Dienstag Nachmittag 16 Uhr 13. Bitte abholen. Kennzeichen: grosser schwarzer Hut, Tabakpfeife à la Sherlock Holmes [sic].»<sup>5</sup> Veranstalter der Lesungen in Mülhausen und Strassburg war der Deutsche Scheffelbund mit Sitz in Karlsruhe, diesem alten Zentrum völkischer Publizistik; Wöhrle leistete die Arbeit in Mülhausen. Seine Korrespondenz zeigt, wie aufwendig die Vorbereitung einer solchen Veranstaltung unter Kriegsverhältnissen im besetzten elsässischen Grenzland geworden war. Es brauchte Bewilligungen aller Art, der Postverkehr mit der Schweiz war verlangsamt durch die Zensur, Termine waren schwer zu fixieren. Geplant war der Einbezug von Firmen, deren «Gefolgschaftsmitglieder» Freikarten erhielten. Es war die Rede von oberen Schulklassen, von der Hitler-Jugend, von der «Kreiskriegerführung».<sup>6</sup> Plakate sollten ausgehängt werden, das «Mülhauser Tagblatt» brachte

1 BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: Radio-Abhörbericht, 19.5.1942, 18.30 Uhr.

2 STAAG ZwA 2004.0027/0764: A. H. an Sauerländer, 15.10.1942; auch 28.9.1942.

3 ZB Zürich, NL Job 21.44: A. H. an Job, 26.3.1943.

4 Museum für Literatur/Oberrheinisches Literaturarchiv Karlsruhe: A. H. an Reinhold Siegrist, 4.11.1942.

5 Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, NL Wöhrle: Telegramm, 16.11.1942.

6 Ebd.: Wöhrle, 19.10.1942.

Abb. 105: Porträt Spätherbst 1937, Fotografie von Hans Staub.



eine Vorankündigung. Wöhrle war zuversichtlich, dass Huggenberger beim Publikum besser ankommen werde als der letzte Gast, Wilhelm von Scholz, und bestellte beim Scheffelbund Material über den Autor. Im letzten Moment und aus unklaren Gründen musste der Termin dann verschoben werden, Huggenberger konnte erst am 16. November kommen. Wöhrle verwies auf die «augenblickliche Spannung mit unseren helvetischen Nachbarn» – das bezog sich auf die deutschen Drohungen gegen die Schweizer Presse im Oktober 1942 – und bereitete sich schon darauf vor, die Veranstaltung notfalls mit Sprechern vom Stadttheater zu bestreiten. Die angefertigten Plakate waren inzwischen überklebt, bereits 200 Karten verkauft, der Saal gegen einen grösseren eingetauscht. Der Scheffelbund bemühte sich bei Staackmann um Bücher, die vor Ort nirgends erhältlich waren.

Wöhrle unterstrich, dass die Partei stark Anteil an der Veranstaltung nehme, dass diese «auf Wunsch der Kreisleitung auch eine stark politische Tendenz

haben» solle.<sup>7</sup> Der Kreispropagandaleiter der NSDAP hatte denn auch bereits über den erwarteten Gast informiert. «Huggenberger ist wohl jedermann bekannt und uns Nationalsozialisten insbesondere deshalb lieb geworden, weil er seit langem einen harten Kampf in seinem eigenen Vaterlande zu bestehen hat, weil er im Führer und in dessen Weltanschauung die alleinige Möglichkeit zur Gesundung Europas sieht und diese seine persönliche Meinung eifrig vertritt. Alfred Huggenberger hat schon verschiedene Auszeichnungen verliehen bekommen und ist zuletzt Gewinner des Erwin-von-Steinbach-Preises geworden. Je giftiger die Juden und ihre Presse in der Schweiz gegen Alfred Huggenberger lästerten, um so mutiger ist er für seine Überzeugung eingetreten. Wir ehren in ihm nicht nur den sehr erfolgreichen Dichter, sondern auch den deutsch bewussten Mann aus der Schweiz.»<sup>8</sup> Die plakativen Aussagen folgten der seit Jahren in Deutschland praktizierten Politik, Huggenberger als Opfer einer Diffamierung hinzustellen. Was aber dessen angeblich lautstarke Verehrung für Hitler betraf, dürfte der Wunsch ein Vater des Gedankens gewesen sein. Huggenberger wird jede politische Exponierung nach Möglichkeit vermieden haben. Allerdings mag man sich fragen, in welcher Weise er denn auf entsprechende Fragen deutscher Hörer einging, wenn diese am Rande der Lesungen auf ihn zukamen. In einem Land, wo inzwischen Menschen wegen eines unbedachten Worts ihr Leben verloren, war Vorsicht angebracht; auch hinter harmlos scheinenden Fragen konnte ein Denunziant stehen.

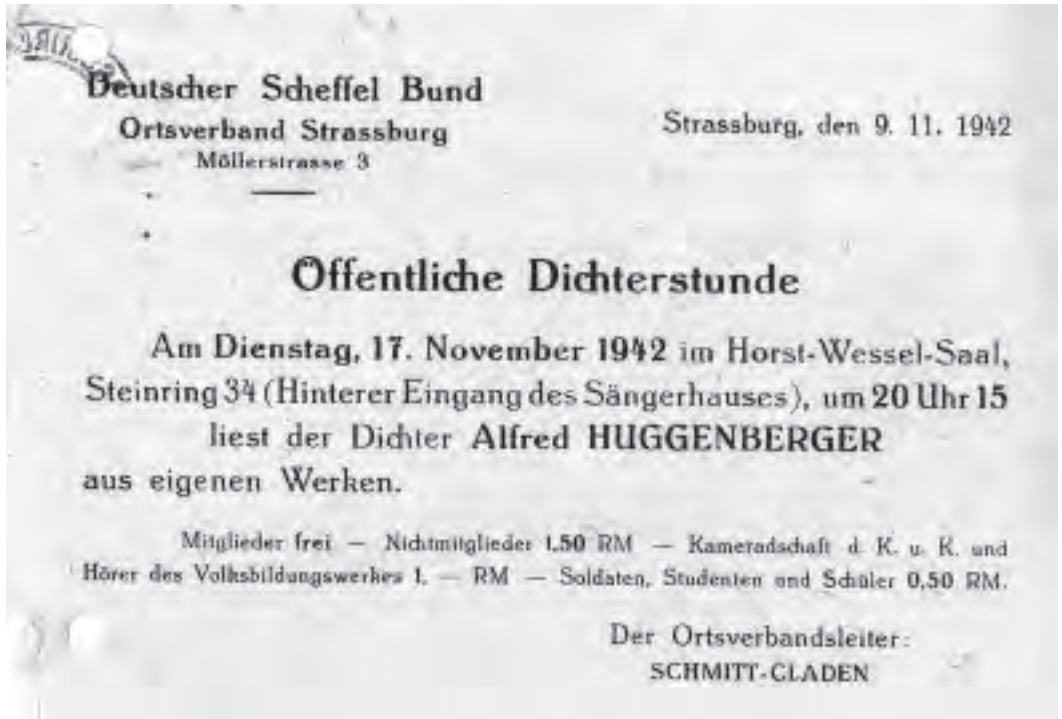
Die Lesung verlief nach dem üblichen Muster, von einem speziell politischen Charakter weiss der Pressebericht nichts.<sup>9</sup> Dieser realisierte sich denn auch

7 Ebd.: Wöhrle, 3.11.1942.

8 Ebd.: NSDAP Kreispropagandaleiter Rüger, 26.10.1942.

9 Ebd.: Mülhauser Tagblatt, 18.11.1942 (Dr. Walter Schradin, A. H. las in Mülhausen).

Abb. 106: Huggenbergers letzte Lesung im deutschen Machtbereich, Eintrittskarte, Strassburg 17. November 1942.



nicht im Inhalt des Vortrags, sondern im Aufmarsch eines entsprechend vorinformierten Publikums. Als «verwandt in Stamm und Art» hatte Wöhrle den Gast vorgestellt. Der Berichtersteller hielt fest, was das gelenkte Publikum wahrnehmen sollte. «Ein 75jähriger Bauer, ungebeugt von der Last der Jahre, trat uns entgegen. Man glaubte ihn voll heiliger Ehrfurcht säend über den Acker schreiten zu sehen [...]. Ohne dass Huggenberger diese Worte gebrauchte, mussten wir unwillkürlich an die Kraft denken, die demjenigen aus Blut und Boden entgegenströmt, der mit der Erde fest verbunden ist.» Oskar Wöhrle war höchst zufrieden mit dem Abend. «Menschenskind, hat dieser 75-jährige noch eine Gewalt des Worts! Vierhundert Leute waren im Saal, und ein Jeder ist

auf seine Kosten gekommen», berichtete er einem Freund.<sup>10</sup>

Am 18. November 1942 kehrte Huggenberger in die Schweiz zurück. Anderntags griff die Rote Armee bei Stalingrad an, die westlichen Alliierten waren zehn Tage zuvor in Nordafrika gelandet; der Krieg hatte sichtbar eine Wende erreicht. Zu weiteren Reisen nach Deutschland sollte es nicht mehr kommen.

Ende Dezember wurde Huggenberger aus Anlass seines 75. Geburtstags zum Ehrensenator der Deutschen Akademie in München ernannt; das war ein reiner Ehrentitel, Reiseverpflichtungen waren da-

10 Ebd.: Wöhrle an Max Rieple, 19.11.1942.

Abb. 107: Lesung in Mülhausen, Elsass, Zeichnung von Paul Hertzog, 16. November 1942.



mit nicht verbunden. Nur kleine Pressemeldungen gelangten in die Öffentlichkeit; auch die Schweizer Gesandtschaft in Berlin nahm Notiz davon. Die Akademie (Vorläuferin der heutigen Goethe-Institute) betrieb Deutschunterricht im Ausland. Zu dieser Zeit hatte Goebbels dort wachsenden Einfluss gewonnen, so dass man auch bei dieser Ehrung die Initiative des Propagandaministeriums im Hintergrund ahnt; definitiv klären lässt sich dies nicht, da die Akten der Akademie im Krieg untergingen.<sup>11</sup> «Freue dich Helvetia», spottete die sozialistische «Berner Tagwacht», indem sie aus der «Front» zitierte, die als eine der wenigen

Zeitungen des Landes von dem Ehrensenator Notiz genommen hatte: «Es freut uns ganz besonders, dass die heute lebenden besten Geister wie Jakob Schaffner, Alfred Huggenberger, Dominik Müller, die immer völkisch gedacht und empfunden haben, zu unserm Kreis gehören und wir zu ihnen.»<sup>12</sup>

Im Mai 1943 meldete Otto Henning sich noch einmal aus Berlin. Die Überweisung des Honorars vom Vorjahr hatte sich als unmöglich erwiesen. In Absprache mit Huggenberger ging das Geld ans Deutsche Rote Kreuz, «aber (dringlich) ohne Nennung des Namens», wie dieser in einer Notiz festhielt.<sup>13</sup> Ob Huggenberger noch einmal zu einer Vortragsreise kommen möge, hatte Henning auch gefragt. Wie man seinem letzten Brief vom Juni 1943 entnimmt, hatte Huggenberger dies unter Verweis auf die schlechte Gesundheit seiner Frau für derzeit unmöglich erklärt. Kaum anders dürfte er dem Schweizerverein in München geantwortet haben, der im Oktober 1943 schrieb, man würde sich über seinen Besuch «in dieser ernsten Zeit ganz besonders freuen».<sup>14</sup>

### Die Zerstörung von Leipzig

Noch im August 1943 hatte Verlagsleiter Baessler von einem exzellenten Verkauf berichtet, Neuauflagen von drei älteren Romanen seien in Vorbereitung und man warte gespannt auf die angekündigte neue Arbeit.<sup>15</sup> Kurz vor dem Jahresende kam das Aus. In den frühen Morgenstunden des 4. Dezember 1943 griff

11 Siehe Michels, Deutsche Akademie. Die Ehrensenatoren sind dort nicht erwähnt. Ein Dank an den Verfasser für schriftliche Auskünfte.

12 Berner Tagwacht, 9.1.1943; Die Front, 7.1.1943.

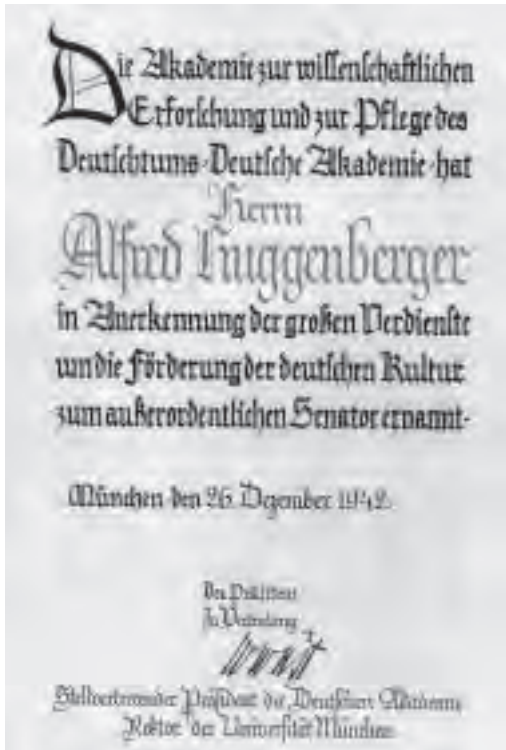
13 KBTG Hu B Sch 27: Henning an A. H., 3.5. und 4.6.1943.

14 KBTG Hu B 941: Ernst Grob an A. H., 22.10.1943.

15 KBTG Hu L Sch 64/1: Baessler an A. H., 12.8.1943.



Abb. 108: Urkunde, 1942.



die Royal Air Force Leipzig an und zerstörte grosse Teile der Innenstadt. «Frau Staackmann und die Ihnen bekannten Mitarbeiter des Verlages haben persönlich keinen Schaden genommen; nur meine Wohnung ging verloren», berichtete Baessler.<sup>16</sup> Für Huggenberger sah es zunächst nach einem Teilverlust aus;<sup>17</sup> erst der März 1944 brachte Klarheit. «Über Leipzig kann ich nicht schreiben», berichtete ihm ein dort lebender Auslandsschweizer, «man möchte laut aufschreien! Die Zerstörungen sind auch neuerdings einfach entsetzlich.»<sup>18</sup> Auch der Verlag gestand nun ein, dass die Schäden weit ernster waren. «Zur Zeit des Angriffs befanden sich gerade die meisten Werke von Ihnen zur Auslieferung auf unserem Leipziger Lager; es war

aber leider nicht möglich, die im Täubchenweg vorhandenen Bestände zu retten.»<sup>19</sup> Auch das Verlagsarchiv war verbrannt. Anstelle des einberufenen Baessler kündete Martin Greiner an, der Verlag werde teilweise nach Bamberg ausgelagert und man plane Neudrucke der Romane. Ein Teil davon wurde noch realisiert. Im Frühjahr 1944 bat er Huggenberger um die Genehmigung für eine «Feldpostsonderausgabe» unter dem Titel «Marliese», einer rührseligen, zuerst 1934 in den «Süddeutschen Monatsheften» erschienenen Erzählung. Gedruckt in Grossauflage von 30 000 Stück in Stuttgart, enthielt das schmale Heft in billiger Ausführung neben der titelgebenden Erzählung auch «Der verkehrte Jakob Stockauer» und «Mädli» aus dem Sammelband «Kampf mit dem Leben» von 1926.<sup>20</sup> Angekündigt wurde die Übersendung von 30 Freiemplaren und ein Honorar von 1500 Franken. Beides traf nie ein. Mit Greiners Briefen vom März 1944 brach die Verbindung zum Verlag ab. Greiner wurde noch im selben Jahr verhaftet und in ein Zwangsarbeitslager verbracht; er hatte sich geweigert, sich von seiner jüdischen Frau zu trennen.<sup>21</sup> Carl Baessler sollte sich erst 1946 wieder melden.

Zu den letzten im nationalsozialistischen Deutschland gedruckten Werken gehören weitere Kleinausgaben und der Abdruck in einer Anthologie, zu deren Entstehung alle Korrespondenz fehlt. Zu erwähnen sind zwei Büchlein im Ährenverlag, Nachfolger des Verlags Blut und Boden. Sie versammeln Erzählungen und Ausschnitte aus älteren Werken, aber auch aus dem 1942 in der Schweiz erschienenen «Bauernbrot». Auch eine Broschüre von 1943 in der

16 KBTG Hu B Sch 21: Baessler an A. H., 21.12.1943.

17 KBTG Hu B, Sch 7: Dr. Graeser an A. H., 14.2.1944.

18 KBTG Hu B 167: Thomas Camenzind an A. H., 14.3.1944.

19 KBTG Hu L Sch 63/5: Greiner an A. H., 30.3.1944.

20 KBTG Abrechnungen Sch 64/1: Greiner an A. H., 29.3.1944.

21 Siehe Wiemers, Martin Greiner, S. 69–73.

Kleinen Feldpost-Reihe des Bertelsmann-Verlags, «Die Liebe auf dem Lande», enthielt – mit verändertem Titel – zwei Erzählungen aus «Bauernbrot». Ein Gedichtband des prominenten NS-Autors Gerhard Schumann nahm noch 1944 ein Gedicht von Hugenberg auf.<sup>22</sup> Die Ausgabe von «Jakob Spöndlis Glücksfall», herausgegeben in Grossauflage<sup>23</sup> von der Deutschen Arbeitsfront in der Reihe «Wiesbadener Volksbücher», ziert ein abwegiges Titelbild mit einem städtisch gekleideten Paar, in der Ferne ein dörflicher Kirchturm. Das Vorwort von Oskar Bischoff lobt einmal mehr den «Bauerndichter» und die «Verwurzelung in Blut und Boden», absurderweise für eine Erzählung über einen nicht-bäuerlichen Helden.

---

22 Schumann, Lyrik der Lebenden (es handelt sich um: Besuch im Kinderland).

23 Die vorliegende Ausgabe trägt den Vermerk 41.–50. Tausend.

## 43 Unter Beobachtung

Während des Kriegs erlosch das öffentliche Interesse an Huggenbergers Nähe zum nationalsozialistischen Deutschland. Angesichts der internationalen Dramatik war er zweifellos zu wenig wichtig, darüber hinaus war die Auseinandersetzung auch erschwert durch die Pressezensur. Sein Tun und Lassen kritisch zu beleuchten, hätte es zugleich nötig gemacht, sich mit der deutschen Politik auseinanderzusetzen. Entsprechend engagierte Zeitungen gab es in der Schweiz, doch hatten sie vermutlich wichtigere Themen. Zudem war die deutsche Kulturpolitik in der Schweiz kein Thema mehr.

Neu war, dass Huggenberger ins Visier staatstragender Kräfte aus der gesellschaftlichen Mitte geriet. Dies betraf die Bundesanwaltschaft, die sich nicht für seine Reisen und Ehrungen interessierte, ihn hingegen in Bezug auf innenpolitisch bedenkliche Aktivitäten überwachte. Kurz nach Kriegsende aktivierte sich auch der Schweizerische Schriftstellerverein, der bis dahin vor allem durch seine vorwiegend ablehnende Haltung gegenüber den in die Schweiz emigrierten ausländischen Autorinnen und Autoren aufgefallen war.

### Der fichierte Huggenberger

Der erste Eintrag auf den bekannten kleinformatischen grünen Karteikarten stammt vom November 1938. Ein Arzt aus Küsnacht am Zürichsee «sollte an einem Dichter-Abend von einem H. teilnehmen. Vermutet deutsche Propaganda.»<sup>1</sup> Die Aufzeichnungen der Bundespolizei sind knapp, sie füllen insgesamt zwei Karten und konzentrieren sich vor allem auf die Jahre 1941 und 1942. Die Einträge sind mit dem Kürzel C.2 und Hinweisen auf zusätzliche Akten versehen; C.2 steht für Rechtsextremisten.

Seit 1938 unterhielt Huggenberger Kontakte in dieser Szene, die zu seiner polizeilichen Registrierung führten. So war er mehrmals zu Gast an Veranstal-

tungen der in Zürich domizilierten Gesellschaft zur Förderung kulturellen Lebens, die Anfang 1938 aus einem Bund der Freunde deutscher Kultur hervorgegangen war. Zum Namenswechsel kam es, wie das Deutsche Generalkonsulat in Zürich berichtete, da der Bund «bei der zunehmenden antideutschen Haltung der Schweiz schon seines Namens wegen eine grössere Bedeutung nicht mehr würde erlangen können».<sup>2</sup> Die Gesellschaft wurde seit Kriegsbeginn regelmässig polizeilich observiert, da sie als Schlupfwinkel von Mitgliedern der Nationalen Bewegung der Schweiz galt, der Ende 1940 vom Bundesrat verbotenen Organisation schweizerischer Nationalsozialisten. Zudem erhielt sie, von schweizerischen Amtsstellen unbemerkt, erhebliche finanzielle Zuschüsse vom Auswärtigen Amt in Berlin.<sup>3</sup> Infolgedessen waren die Vorträge mit 150 Franken recht gut bezahlt. Die Gesellschaft bestand keineswegs aus extremistischen Aussenseitern; ihre ein gebildetes Publikum ansprechenden Veranstaltungen – Referenten waren meist deutsche und schweizerische Professoren – fanden im zürcherischen Zunfthaus zur Meise statt, wo auch Huggenberger las. Ein 1942 gegründeter Ableger, der sich Basler Pfalz nannte, war ebenfalls im rechtsbürgerlichen Milieu gut verankert. Die Basler Regierung mit ihrer starken Linken erklärte die Organisation im Juli 1942 für staatsgefährlich, die Vertreter der Basler Pfalz unterlagen mit ihrer Klage Anfang 1943 vor Bundesgericht. Die Organisation, so meldete die Politische Abteilung des Polizeidepartements Basel-Stadt nach Bern, versuche «vor allem die führenden akademischen Kreise unserer Stadt unter dem Deckmantel eines literarischen Vereines den politi-

1 BAR E 4320-01 (C) 1990/134, Bd. 69: Huggenberger, Alfred.

2 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Paket 60: Generalkonsulat an Deutsche Gesandtschaft, 4.4.1940.

3 Ebd.; siehe auch 17.4.1942 (monatlicher Zuschuss von 1500 Mark).

schen Zielen der «Eidgenössischen Sammlung» [Nachfolgerin der verbotenen Nationalen Bewegung] willfährig zu machen».<sup>4</sup> Ein Ableger in Bern geriet in politischen Verruf, als mehrere Mitglieder im Sommer 1941 wegen illegaler Tätigkeit verhaftet wurden. Zu Huggenbergers Vortrag im kleinen Saal des Konservatoriums erschienen daher am 19. Dezember 1941, wie die Gesellschaft dem Deutschen Generalkonsulat berichtete, nur dreissig Personen, der Referent sei «von der Leere des Saales sichtlich bedrückt» gewesen.<sup>5</sup>

Im Herbst 1941 erweiterten sich die Organisationen für deutsche Kulturpropaganda um die Studiengemeinschaft für europäische Fragen in Zürich, die der Student Peter Schifferli, später Gründer des Arche-Verlags, ins Leben rief. Sie war, soweit erkennbar, nicht direkt mit deutschem Geld finanziert, stand aber in enger Verbindung zum Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz, mit dem sie offenbar bald weitgehend verschmolz. Die Stadtpolizei Zürich meldete im Januar 1942, «diese politische Organisation [versuche] den Anschein zu erwecken, sie stehe auf wissenschaftlichem schweizerisch neutralem Boden und sie werbe nur für ein besseres Verständnis zwischen der Schweiz und Deutschland».<sup>6</sup> Im März und November 1942 las Huggenberger in diesem Rahmen (Zunftsaal zum Königsstuhl). Unter den Gästen vom März 1942 machte der Berichtersteller Oberst Gustav Däniker aus, wegen seiner deutschfreundlichen Umtriebe eben aus dem Dienst entlassen, sowie Direktor Rudolf Grob, Leiter im Volksbund.<sup>7</sup> Huggenberger war mehr als ein gelegentlicher Referent; er bekundete seine Verbundenheit, indem er Mitglied der Studiengemeinschaft wurde und zu anderen Vorträgen erschien, so im November 1941, als Hans Friedrich Blunck, Ehrenpräsident der Reichsschrifttumskammer, im Zürcher Kongresshaus auftrat.<sup>8</sup> Insgesamt las er 1938 bis 1942 sieben Mal im Rahmen dieser rechtsradikalen und deutschfreundlichen, von schweizerischen Nationalsozialisten durchsetzten

und zum Teil von deutschem Geld getragenen Organisationen. Der Schwerpunkt lag in den Jahren 1941 und 1942, in zeitlicher Parallele zur Gründung der Europäischen Schriftstellervereinigung. Mit der militärischen Wende des Winters 1942/43 versandeten die Aktivitäten. Schon im März 1942 hatte der deutsche Generalkonsul in Zürich auf den hohen Devisenbedarf hingewiesen; bevor man weitermache, brauche es ein solideres «Urteil über den propagandistischen Wert» dieser Veranstaltungen.<sup>9</sup>

Die Polizeiberichte des belauschten Huggenbergerschen Vortragsbetriebs entwerfen ein präzises Bild von Ablauf und Programm. Sie weisen darauf hin, dass das Publikum zu einem Drittel bis mehr als der Hälfte aus Frauen bestand. Sie identifizieren bekannte Anwesende, so Mitglieder des Deutschen Konsulats oder Hans Oehler, Gründer der «Schweizerischen Monatshefte», ab 1935 Herausgeber der frontistischen «Nationalen Hefte»;<sup>10</sup> Huggenberger hatte beide abonniert. Gelegentlich geben die Rapporte, in Überschreitung des amtlichen Auftrags und unbeeinflusst von Höflichkeiten ein ungeschminktes Bild mittelmässiger Unterhaltung. So etwa von der Veranstaltung der «Basler Pfalz» am 9. Dezember 1942 im Restaurant zum Schützenhaus,

---

4 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 95, c.2.74: Politische Abteilung Polizeidepartement Basel-Stadt an Bundesanwaltschaft, 6.1.1943.

5 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Paket 4a, Gesellschaft zur Förderung kulturellen Lebens: Bericht über den Alfred-Huggenberger-Abend, 1.1.1942.

6 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 42: Stadtpolizei Zürich, 22.1.1942.

7 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 42: Stadtpolizei Zürich, 26.3.1942.

8 Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Cb 92.40.51: Notiz Blunck, 15.11.1941.

9 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Paket 60: Voigt an Auswärtiges Amt, 17.4.1942.

10 BAR, E 4320(B) 1968/195, Bd. 95: Polizeikorps des Kantons Zürich an Nachrichtendienst, 21.11.1941.

beliebter Treffpunkt der deutsch-freundlichen Kräfte in Basel:

«Herr Ganzoni führte den Dichter Alfred Huggenberger mit wenigen Worten ein. Er begrüßte ihn als Heimatdichter, rühmte seine Verbundenheit mit der Scholle und empfahl den Ankauf seiner Werke als einen aktiven Teil der geistigen Landesverteidigung. Alfred Huggenberger begann sogleich mit der Vorlesung aus eigenen Werken, ohne selbst Worte der Einführung zu sprechen: «Bauerdank im Herbst»; «Die Botschaft des Waldes». Aus seinem neuesten Werk «Hinterm Huus im Gärtli» zwei Mundartgedichte: «dr Mäher»; «s'Dörfli». Anscheinend war das Publikum zu reserviert, was den Dichter zur trockenen Bemerkung veranlasste: «Es ist mit der Heiterkeit nicht gut bestellt». Es folgte eine Erzählung «Die zweite Erziehung», die in Deutsch begann, aber die ergiebigen direkten Reden darin in Mundart wiedergab. Man wurde dabei das Gefühl nicht los, am besten wäre das Ganze in Mundart geschrieben worden. [...] Darauf sollte die Heiterkeit wieder zu Worte kommen in den Mundartgedichten «dr Schwyzerspiegel», darin erzählte ein Italiener in schlechtem Deutsch eine groteske Geschichte, zu der die Versammlung nur höflich lachte. Ebenso zu einer Reihe – man könnte sagen – Witzen in Versform.»<sup>11</sup> Politische Anspielungen konnte der Polizist keine feststellen, das wäre auch aus dem Rahmen gefallen, so vordergründig hatte der Autor keine politische Botschaft zu verkünden.

Die Witze stammten aus der Humoreske «Stachelbeeri». Die vom Polizisten vermerkte Eigenart, Mundart und Schriftsprache in ein und demselben Text zu kombinieren, hatte Huggenberger in seinem eben im Volksverlag Elgg publizierten Büchlein «Bauernbrot. Neue Erzählungen» erprobt, mit dem er im Herbst 1942 Präsenz auf dem schweizerischen Buchmarkt markierte. Seit 1911 hatte er keinen seiner Erzählbände mehr in der Schweiz publiziert. Vier der fünf neuen Erzählungen im ersten Teil waren durch

die Kombination von Mundart und Schriftsprache charakterisiert, ein Versuch, der wenig überzeugt. Er hat ihn auch kein weiteres Mal angewandt. Keinen erkennbaren Sinn machen die vielen gesperrt gesetzten Passagen. In «Der Prozess» verwandelt er einen so abstrakten Vorgang wie einen Gerichtsprozess in ein beseeltes Objekt. Zwei der Texte, «Der Bauernschuster» und «Das Bauerndorf» waren in einer Art Nachdichtung der «Schicksalswiese» nachempfunden. Teilweise tauchen bekannte Figuren auf (David Stängli), das Thema, ja die Sätze wirken wie übrig gebliebenes Material aus dem Roman. Das letzte Drittel des Buchs besteht aus allerlei Beigaben, mit denen der Band auf etwas über 200 Seiten gebracht worden war: eine Jugenderinnerung, eine Glosse, etliche Gedichte. Das ähnelt dem Sammelband «Vom Segen der Scholle», es fehlen aber Quellenangaben. Ein Essay, «Das Bauerndorf», war schon im «Du» und im «Thurgauer Jahrbuch» erschienen.<sup>12</sup> Der Anteil der Mundart war hoch, ebenso der Anteil der moralischen Erbauung.

### Gedichte zum Krieg

An den öffentlichen Lesungen war das Zeitgeschehen kein Thema. Auch in den Gedichten, die für Aktualität besonders empfänglich waren, schlug sich dieses weit spärlicher als im Ersten Weltkrieg nieder. Der Krieg wurde nur am Rande, in der Gebrauchspoesie zu Neujahr und Erstem August, sichtbar, im Sinne vage ausgedrückter Friedenshoffnung. Erst seit dem Sommer 1944 gab es neue Akzente. Von der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe im Juli 1944 um einen Textbeitrag für den nächsten

11 BAR E 4320 (B), 1968/195, Bd. 95: Politische Abteilung Polizeidepartement Basel-Stadt, Bericht 10.12.1942.

12 A. H., Das Bauerndorf, in: Du, September 1941, S. 39–40; Thurgauer Jahrbuch 1941, S. 23–26.

Spendenaufwurf gebeten, reagierte Huggenberger positiv und schickte zwei Gedichte.<sup>13</sup> «Lindern heisst retten» gehörte vermutlich dazu. «Wer bannt des Krieges entfesselte Macht?/ Gärten hat er zu Wüsten gemacht,/ Städte hat er in Staub gelegt,/ Glück und Wohlfahrt hinweggefegt.// Der Krieg – heut zeigt er sein wahres Gesicht,/ Er wandelt sich finster ins Weltgericht./ Verschollen das Märchen vom Kräftespiel,/ Ausrotten, vertilgen sind Losung und Ziel.»<sup>14</sup> Die Zentralstelle hatte in ihrem Appell an seine Hilfsbereitschaft einige Stichworte genannt – unter sorgfältiger Ausparung der Tatsache, dass es vor allem um Opfer jüdischer Herkunft ging. «Zehntausende der bei uns lebenden Flüchtlinge trauern um ihre Angehörigen, die deportiert oder ausgerottet wurden oder in Gefängnissen und Konzentrationslagern schmachten.» Die Presse der Schweiz hatte im Frühsommer 1944 so breit wie noch nie über die Deportation der ungarischen Juden berichtet. Von «ausrotten, vertilgen» spricht auch Huggenberger; doch lässt die vorangehende Bezugnahme aufs «Kräftespiel», womit das zwischenstaatliche Verhältnis und nicht die Verfolgung von Gruppen der Zivilbevölkerung gemeint ist, den Zusammenhang zweifelhaft werden. Von einem «Gleichgewicht der Kräfte» mochten auch die Alliierten nichts mehr wissen, die «Austilgung» von Nationalsozialismus und Faschismus war deklariertes Ziel. Gut möglich, dass Huggenberger auch darauf anspielt. Sein Gedicht klingt aus in einem Appell, an die Opfer zu denken und nach Möglichkeit zu helfen: «Lindern heisst retten. Versäumtes wird Schuld.»

Am Tag nach der deutschen Kapitulation erschien am 9. Mai 1945 ein Gedicht in der Presse, das er offensichtlich für diesen Moment vorbereitet hatte. «Friedensglocken» erteilte lärmender Festfreude eine Absage und rief angesichts der Schrecken des beendeten Kriegs und des Wunders der schweizerischen Bewahrung zu ernstem Gedenken auf:

«Das ist die Last, an der wir schweigend tragen,  
 Zu lang sah'n wir dem Graun ins Angesicht.  
 Kein Weiser gibt Bescheid auf unser Fragen,  
 Wir sind erschüttert. Wir verstehen nicht.  
 Was nie geschehen sollte, ist geschehen,  
 Die Menschlichkeit ward in den Staub gedrückt,  
 Millionen mussten schuldlos untergehen,  
 Und keine Sintflut hat uns Gott geschickt.  
 Mög' sich der Friede dieser Welt erbarmen,  
 die nie so tief im Bann des Schreckens stand!  
 Der Geist der Liebe mög' aufs neu' erwarmen,  
 Der immer noch den Weg zum Heiltum fand!»<sup>15</sup>

Der Schluss geriet etwas schwerfällig und hilflos, der Begriff des Heiltums wirkt gesucht; doch spricht Huggenberger zuvor die Verbrechen gegen die Menschlichkeit so deutlich an wie nirgends sonst. Sie waren in diesem Moment allgegenwärtig bewusst. In den vorangehenden Wochen, kurz vor Kriegsende, waren die ersten grauen und verwischten Fotografien aus befreiten Konzentrationslagern in einem Teil der Presse erschienen, zu Skeletten abgemagerte Häftlinge und Haufen entstellter nackter Leichen. Die Bilder hatten grosses Aufsehen erregt, niemand in der Schweiz hatte je etwas derart Entsetzliches gesehen.

Wenn Huggenberger in seiner Reaktion auf den Kriegsausgang vor Festfreude warnte, so standen vielleicht auch solche Eindrücke dahinter. Vor allem fand er damit instinktiv zur selben Lösung, mit der schweizerische Behörden, namentlich auch der Bundesrat, auf den Übergang vom Krieg zum Frieden reagierten: Man wollte keine neutralitätswidrigen Siegesfeiern, keine alliierten Fahnen, kein Volksfest.<sup>16</sup>

13 KBTG Hu B 1218: zwei Briefe; Gedicht «Flüchtlingskinder» in Sch 98.

14 KBTG Hu Sch 98: Der Freisinnige, ohne Datum (August 1944).

15 Thurgauer Zeitung, 9.5.1945.

16 Siehe Gysling/König/Ganz, Schweiz im Friedensjahr, S. 87 ff.

Zum 1. August 1946 griff Huggenberger die Thematik nochmals auf und beschwor erneut im Zeichen stiller Einkehr die Kräfte, denen die Schweiz ihre Bewahrung zu danken hatte. «Den Brand, der Welten arm gemacht,/ Der Völker zwang in Not und Acht,/ der Berge Wall hat ihn gebannt,/ Der alte Bund, er hielt ihm stand.// Wir danken still der höchsten Macht,/ den Mannen, die das Haus bewacht./ Kein Böllerlärm, kein Festgelag/ entweihe unsern Feiertag!»<sup>17</sup> Dem Schutz der Berge, der Armee und Gottes Vorsehung hatte die Schweiz ihr Überleben zu danken. In dieser Sicht der jüngsten Vergangenheit ging Huggenberger einig mit den konservativsten Kräften der Schweiz, die keinesfalls von den realen Abhängigkeiten des Landes und ihrem eigenen Verhalten in den zurückliegenden Jahren reden wollten. Grosse Teile vor allem der jüngeren und städtischen Bevölkerung hatten anders reagiert und sich zum Kriegsende einen Moment lang, ohne grosse Hintergedanken, spontan der Freude überlassen. Vor allem gedachten sie auch der Kriegsanstrengungen und immensen Opfer der Alliierten, welche die Schweiz vor dem ihr zgedachten Schicksal als erbärmlicher Vasall des Grossdeutschen Reichs bewahrt hatten.

### Ein scheiterndes Tribunal im Schriftstellerverein

Am 9./10. Juni 1945, einen Monat nach der deutschen Kapitulation, tagte der Schweizerische Schriftstellerverein in Luzern. Überall in der Schweiz wurde zu dieser Zeit nach Säuberung gerufen, nach Massnahmen gegen die im Land befindlichen ausländischen und schweizerischen Parteigänger der untergegangenen Regime. Nicht ganz überraschend erfasste die Bewegung auch den Schriftstellerverein.<sup>18</sup> Adolf Saager beantragte den Ausschluss von John Knittel und eventuell weiterer Mitglieder, die durch «Teilnahme an nationalsozialistischen Veranstaltungen» das Ansehen des Verbands gefährdet hätten.<sup>19</sup>

Ernst Zahn fragte erzürnt, wer denn dieser Saager sei, dass er sich anmasse, über Kollegen zu Gericht zu sitzen: Es handelte sich um einen im Tessin lebenden, antifaschistisch engagierten Autor von Romanen und Sachbüchern.<sup>20</sup> Die Versammlung verlangte vom Vorstand eine klärende Untersuchung. Verbandssekretär Franz Beidler schickte der Bundesanwaltschaft ein Verzeichnis der Mitglieder und bat um deren kollektive Überprüfung auf antidemokratische oder nationalsozialistische Betätigung. Im Verband selber seien neben John Knittel namentlich Alfred Huggenberger, Max Eduard Liehburg, Julius Schmidhauser, Emanuel Stickelberger, Gustav Renker und Klaus Peter Wieland genannt worden.<sup>21</sup> Später fielen noch ein paar weitere Namen, darunter auch Zahn. Der Sekretär erschien kurz darauf bei Werner Balsiger, Chef der Bundespolizei, und musste sich von diesem eine Rechtsbelehrung erteilen lassen, die Balsiger in Stichworten festhielt: «Übereinstimmung: Gesinnung + Gedanken sind frei. Nur staatsgefährliche oder strafbare Handlungen fallen ins Gewicht. BA [Bundesanwaltschaft] gibt keine Auskunft über Gesinnung oder persönliche Beziehung etc. Vorschlag: Schriftsteller Verein gibt den angegriffenen Mitgliedern Gelegenheit Stellung zu nehmen, stellt präzise Fragen. Stellen sich Widersprüche ein oder Zweifel über bestimmte Tatsachen (Zugehörigkeit zu einer nat. soz. Organisation) sind wir unter Vorbehalt bereit auf bestimmte Fragen tatsächl. Natur zu antworten.»<sup>22</sup> Entspre-

17 KBTG Hu L 8/2, Kladde «Post, vom 10.8.1946 an»: Gedichtsentwürfe ab Juli 1941, Zur Bundesfeier (1946).

18 Niederer, Geschichte des SSV, S. 180–182; Amrein, Literatur- und Theaterpolitik, S. 540–543; Höhn-Gloor, John Knittel, S. 54 ff. (insgesamt wenig über A. H.).

19 Zitiert nach Amrein, Literatur- und Theaterpolitik, S. 540.

20 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Zahn an Marti, 15.7.1946.

21 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 95, c.2.10109, Schweiz. Schriftstellerverein: SSV (Beidler) an Bundesanwaltschaft, 23.6.1945.

22 Ebd.: Notiz Juli 1945, signiert B.

chend ging man nun vor; die Bundesanwaltschaft blieb aus dem Spiel.

Am 2. August 1945 war Huggenberger zur Befragung nach Zürich geladen. Er hatte einen Fragebogen erhalten, der Auskunft verlangte, ob er Mitglied der Reichsschrifttumskammer oder der Europäischen Schriftstellervereinigung gewesen sei oder an entsprechenden politischen Veranstaltungen teilgenommen habe. Beidler hielt in Bleistiftnotizen das Resultat des Gesprächs fest: «Weimar 1941 und 1942. John Knittel hat dazu eingeladen. Schlechter Eindruck. Hat seit da deutschen Boden nicht mehr betreten. Carossa Präsident, Goebbels anwesend. Da hat er gewusst, da gehöre ich nicht hin. Hat bei seinen Vorträgen nur aus seinen Werken gelesen. Nie Politik. Bei allen Schweizerkolonien gesprochen, zumeist auf eigene Rechnung. Hat dadurch Deutschland gesehen. Auch in England und Holland bei Schweizervereinen. Verweist auf sein Werk. Habe keine Unehre eingelegt für die Schweiz.»<sup>23</sup> Ob er der Schrifttumskammer angehört habe, wisse er nicht, Korrespondenz habe er mit dieser keine gehabt und auch keine Beiträge entrichtet. Dazu lässt sich anmerken, dass die Frage, weshalb er denn 1942 noch ein zweites Mal nach Weimar gefahren war, unbeantwortet blieb. Der Schrifttumskammer war er durch Beitritt zum Reichsverband deutscher Schriftsteller angeschlossen; dass er damit eine Loyalitätserklärung gegenüber dem Regime abgegeben hatte, blieb ungesagt. Auch hatten die Lesungen bei den Schweizervereinen nur einen Teil seines Reiseprogramms ausgemacht, er las auch bei der Hitler-Jugend, bei bäuerlichen und anderen nationalsozialistischen Organisationen, die wir nicht alle kennen. Beidler erbat nicht einmal eine Zusammenstellung von Orten und Veranstaltern der deutschen Lesetourneen.

Huggenberger hatte Schlimmeres erwartet. Drei Tage später dankte er Beidler für seine «grosse Freundlichkeit und Güte. Sie haben mir einen Stein vom Herzen genommen.»<sup>24</sup> Offensichtlich war das

Gespräch bald einmal zu Huggenbergers Werken übergegangen; verbunden mit weiteren freundlichen Briefen versorgte er Beidler mit Büchern und fragte dann wie nebenbei, halb unschuldig, halb berechnend: «Es ist mir nachträglich noch eingefallen, dass ich den zugestellten Fragebogen wahrscheinlich doch werde einreichen müssen. Wenn dem so ist, bitte ich um kurzen Bericht.» Das sei nicht nötig, antwortete Beidler und bedankte sich für das Buchgeschenk.<sup>25</sup> Huggenberger war keineswegs so naiv, wie es scheinen mochte. Als er im Mai 1945 im «Vorwärts», Zeitung der linksradikalen Partei der Arbeit, gemeinsam mit Meinrad Inglin und anderen unter dem Titel «Säuberung auch in der Literatur» attackiert wurde, holte er sich juristischen Rat bei alt Bundesrat Heinrich Häberlin. Dieser riet ihm ab von einem rechtlichen Vorgehen, das Huggenberger erwogen hatte.<sup>26</sup> Ob er sich auch im Vorfeld der Untersuchung im Schriftstellerverein rechtlichen Rat einholte, wissen wir nicht.

Der Vorstand des Schriftstellervereins setzte eine Viererkommission ein, die sich mit dem gesammelten Material befasste. Die Meinungen zu Huggenberger waren nicht einhellig, wie im Telegrammstil festgehaltene Notizen zeigen. Hermann Weilenmann befand, dass Huggenberger «kein Nazi» gewesen sei, sondern eben ein Bauer, dem es vor allem ums Geschäft ging. Man könne ihn «nicht ernst nehmen – ein Verirrter, der nichts wusste». Präsident Henri de Ziegler fand seine Haltung verfehlt, aber keinen Grund zum Ausschluss. «Wie konnte er dazu kommen als Schweizer Bauer?» Huggenbergers Alter wurde angesprochen, aber auch darauf hingewiesen,

---

23 SLA, SSV, ehemalige Mitglieder, Huggenberger (Sch 59): Notiz von Beidler, 2.8.1945.

24 Ebd.: A. H. an Beidler, 5.8.1945.

25 Ebd.: A. H. an Beidler, 7.8.1945; Notiz Beidler, 15.8.1945.

26 Vorwärts, 10.5.1945; StATG 8'611'12: Häberlin an A. H., 25.5.1945.



dass man von einem Schriftsteller ein Stück politische Einsicht erwarten könne, «dass er merkt, was man mit ihm will». Stattdessen habe er sich benutzen lassen, wie nochmals Weilenmann betonte: «Er war Objekt der Nazi, sie konnten ihn ausgezeichnet brauchen.» Die Diskussion endete mit dem Befund, dass Huggenberger vor allem «den Absatz seiner Bücher» habe heben wollen; man bedauerte aufs tiefste, «dass er sich [habe] verleiten lassen», war aber überzeugt, dass kein Mangel an nationaler Gesinnung im Spiel gewesen sei.<sup>27</sup> So war es denn ein Stück weit Huggenbergers bäuerlicher Beruf, dank dem er sich aus der Affäre ziehen konnte. Die ihm zugeschriebene Eigenschaft des Bauerdichters, mit der er so oft gehadert hatte, wirkte sich genau in der von ihm befürchteten Weise aus, als mildernder Umstand nämlich: Man sah ihn in der Rolle des geschäftstüchtigen, sonst aber halbwegs unzurechnungsfähigen Bauern, der neben seinem Geld an nichts gedacht hatte. Er dürfte diesen Eindruck durch die gewundene, wenig selbstbewusste Art seiner Auskünfte begünstigt haben. Von seinen tieferen Motiven, die nicht finanzieller Art waren, sondern in seinem Hunger nach Anerkennung, in seiner Empfänglichkeit für Schmeichelei und Ehrungen wurzelten, war nie die Rede. So oder so war seine Ehre tangiert: In diesem Sinn zahlte er einen hohen Preis, auch wenn er glimpflich davon kam.

Eine Diskussion im Kollegenkreis hatten weder Huggenberger noch ein anderer der Betroffenen zu bestehen. Den ganzen Krieg hindurch war er nie zu den Verbandstagen erschienen. Im Mai 1946 kam er jedoch zur Jahresversammlung nach Chur. Er muss vorweg informiert worden sein, dass die Angelegenheit in Stille begraben werde. Für die Kommission referierte Hermann Weilenmann, Vizepräsident des Vereins und Leiter der Zürcher Volkshochschule. «Die nachträgliche Begründung eines Gesinnungsdelictes», so betonte er, «hat für uns keinen Sinn.» Relevant sei einzig die Frage, ob die schweizerische De-

mokratie gefährdet wurde. «Ein klarer politischer Tatbestand» sei der Beitritt zur Europäischen Schriftstellervereinigung. Dies gelte einzig für John Knittel, der mit seinem mittlerweile erfolgten freiwilligen Austritt die Konsequenzen gezogen habe. «Es gab auch einen Ehrensator der Deutschen Akademie», erklärte Weilenmann unter Anspielung auf Huggenberger. «Alle diese Fälle sind höchst bedauerlich, aber der Irrtum im Verhalten oder Gesinnung wird heute von den Betroffenen selbst bedauert, und der Bestand der Demokratie wurde dadurch nicht gefährdet. Der Vorstand beantragt der Generalversammlung, einen Strich unter das Vergangene zu ziehen, keines seiner Mitglieder auszuschliessen und zur Tagesordnung überzugehen.» Dem folgte die Versammlung mit einer Resolution, die – etwas schärfer formulierend – erklärte, dass «nur ganz wenige [...] Mitglieder ihre Pflichten als Schweizer und Schriftsteller vor und während des Krieges missachtet und mit Bewegungen sympathisiert haben, die unserem eidgenössischen Staatsideal von Grund auf widersprechen».<sup>28</sup>

Mit Händen zu greifen ist John Knittels Rolle als Sündenbock, der dafür als Aussenseiter und erfolgreichster Autor der Schweiz doppelt geeignet war und mit seinem freiwilligen Rückzug ein scheinbares Schuldeingeständnis geliefert hatte. Die Kommission hatte ihn in ihrem internen Bericht als «das bei weitem am schwersten belastete Mitglied» identifiziert, «ja er müsse als deutscher Agent bezeichnet werden».<sup>29</sup> Die Festschrift des Schriftstellervereins von 1987 verschärft die Anklage und spricht von Aktivitäten, «die in Ausmass und Gewicht als verbrecherisch bezeichnet werden müssten».<sup>30</sup> Einzig Ernst Otto

27 SLA, SSV, Sch 345, Säuberungskommission: undatierte Notizen zur Beratung über A. H.

28 Ebd., Protokoll 1946; Sch 261, Resolution.

29 Zitiert nach Niederer, Geschichte des SSV, S. 182.

30 Literatur geht nach Brot, S. 77.

Marti hatte sich an der Generalversammlung verteidigend vor ihm gestellt, wie er Ernst Zahn berichtete. Namentlich die Mitglieder aus der Romandie seien jedoch ganz unnachgiebig gewesen. «Die vom Vorstand vorgeschlagene Resolution wurde durch verschiedene Redner der Linken schärfer formuliert. Mir fiel ferner auf, wie sehr die Redner der Linken ins Zeug gingen, während der bürgerliche Flügel mehr oder weniger schwieg, auch ein Zeichen der Zeit.»<sup>31</sup> Geschwiegen hatte auch Huggenberger, der überaus gut wegkam. Der Vorstand deckte ihn, indem er Knittel als einziges Mitglied der Europäischen Schriftstellervereinigung hinstellte. Wie auch immer man dessen Haltung beurteilen will: Nationalsozialist war er genau so wenig gewesen wie Huggenberger. Seine Beteiligung an der Gründung in Weimar hatte er dem Politischen Departement pflichtschuldig gemeldet; Bundesrat Marcel Pilet-Golaz hatte sie gutgeheissen. Wirklich geklärt war wenig, der Rest waren Gerüchte und unbewiesene Verdächtigungen.<sup>32</sup> Was ebenfalls unerwähnt blieb: Neben Knittel hatte auch Emanuel Stickelberger dem Verband empört den Rücken gekehrt, da er den ihm zugestellten Fragebogen «als schwer beleidigend» empfunden hatte.<sup>33</sup>

Es hatte viele Wege und Möglichkeiten gegeben, den Blendungen des Nationalsozialismus zu erliegen. Die Hinwendung konnte partiell und zeitweilig oder langfristig und intensiv ausfallen. Rechtsbürgerlich und reformiert stand für erhöhte Anfälligkeit; eine Bereitschaft zum Antisemitismus oder zumindest vollständige menschliche Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Juden gehörten zwingend dazu. Mit der machtpolitischen Expansion des lange Zeit erfolgreichen deutschen Regimes ergaben sich zahlreiche Gelegenheiten, aus der Situation Nutzen zu ziehen. Opportunismus und Überzeugung gingen nunmehr eine schwer trennbare Mischung ein. Aus ähnlichen Konstellationen heraus erfolgte in der zweiten Kriegshälfte, als sich die deutsche Niederlage abzeichnete, die Absetzbewegung. Angesichts eines

vom Krieg verwüsteten Kontinents und der vor aller Augen offen liegenden Untaten der deutschen Diktatur wollte 1945/46 niemand mehr dabei gewesen sein. In diesem Spielraum bewegte sich auch das Denken und Verhalten Huggenbergers, zwischen Opportunismus und Irrglauben, verführbarer Naivität und nüchterner Nutzenrechnung.

Huggenbergers Schweigen in all diesen Belangen setzt der präzisen Erfassbarkeit Grenzen. Überaus klar wird zudem, dass niemand willens war, ihn ernsthaft dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Den Verantwortlichen im Schriftstellerverein war es erkennbar unangenehm gewesen, ihn mit Fragen zu bedrängen. Ihm selber aber ging die Affäre noch lange nach. Noch 1949 entwarf er einen Brief an Felix Moeschlin, den früheren Präsidenten des Schriftstellervereins, und behauptete erneut, als ob es darauf noch angekommen wäre: «Ich bin nie Mitglied der Reichsschrifttumskammer gewesen, ob schon ich, wie mir szt. mitgeteilt wurde, in einer Ausgabe des Kürschner als solches irrtümlich angeführt wurde.»<sup>34</sup> Solche Vorwürfe machte längst niemand mehr. Der Vorstand hatte ihm 1947 freundlich zum 80. Geburtstag gratuliert. Der Zürcher Schriftstellerverein überschlug sich schon beinahe: «Wir freuen uns mit Ihnen, dass es Ihnen nach einem Leben voll fruchtbarer Arbeit am bäuerlichen Nährgrund unsres Volkstums und in der dichterischen Verklärung dieses Lebens im Wort vergönnt ist, diesen Tag in Gesundheit und Frische zu geniessen. Wir sehen darin die herrlichste Bestätigung der kernhaften Gesundheit Ihres Schaffens an der Scholle und am Wort, an der wir uns seit Jahrzehnten miterlebend gefreut haben. Es ist Ihnen wie uns allen in

---

31 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 27.5.1946.

32 Höhn-Gloor, John Knittel, S. 54 ff.

33 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Stickelberger an Zahn, 6.5.1946.

34 KBTG Hu B 891: Briefentwurf, 2.4.1949 (unklar, ob abgeschickt).

diesen wilden, unruhigen Zeiten nicht alles nach Wunsch gegangen. Doch hoffen wir, an Ihrem Ehrentag [...].»<sup>35</sup> Niemand wollte ihm übel, auch wenn er selber das immer noch befürchtete.

Huggenberger war längst zu einer öffentlichen Institution geworden, er war eingegangen in ein Sehnsuchtsbild der Liebe zur überschaubaren ländlichen Heimat, in der sich die hoch industrialisierte, weltweit finanziell engagierte Schweiz gern wiedererkannte: Vermeintliche Schlichtheit und Echtheit standen gegen die Kompliziertheit der Welt. Die konservative Schweiz liebte sich selbst in diesem Mann.

---

35 KBTG Hu B Sch 44: Zürcher Schriftstellerverein an A. H., 23.12.1947.

## 44 Nach der Katastrophe. Nachrichten aus Deutschland

Mit der bedingungslosen deutschen Kapitulation vom 8. Mai 1945 brach der Postverkehr zwischen der Schweiz und Deutschland ab. Alfred Huggenberger hatte seit 1944 nichts mehr aus Deutschland gehört und war im Ungewissen, wie es den vielen Bekannten in der letzten Kriegsphase ergangen war.

Als erstes Lebenszeichen erreichte ihn im Januar 1946 ein Hilferuf aus Kühlenbronn im südlichen Schwarzwald. Die ihm fremde Absenderin, Maria Würger, hatte den Brief einer Schweizer Bekannten mitgegeben. Ihr Sohn, selbst Verfasser von Gedichten, hatte 1937 mit Huggenberger Kontakt gehabt und war seit Anfang 1943 in Russland verschollen. Die Mutter gab sich der Hoffnung hin, er könne vielleicht noch leben, Huggenberger irgendwie helfen. Gross war ihr Zorn: «Wir in unserem Schaffen konnten nicht wissen wie schlecht unsere Oberen Mitmenschen waren, welche uns zwangen, alles das scheussliche mitzumachen, wovon wir keine Ahnung haben konnten. 1000 und aber mal 1000 Fluch über die Scheusale in Menschengestalt.»<sup>1</sup> Ob und wie Huggenberger darauf antwortete, wissen wir nicht. In dieser frühen Nachkriegszeit geriet er in eine ungewöhnliche Situation. Eine bald einmal wachsende Zahl von Nachrichten aus Deutschland erreichte ihn. In Gerlikon sammelte sich eine Fülle von Informationen über die Situation im geschlagenen Nachbarland, über die Befindlichkeit der Besiegten, wie sie zu dieser Zeit kaum eine Privatperson in der Schweiz besessen haben dürfte.

### Ein unermüdlicher Helfer

Der Krieg war noch nicht zu Ende, als Huggenberger mit Hilfeleistungen begann. Im Januar 1945 verschickte er zwei Lebensmittelpakete zu je 56 Franken (das entsprach dem halben Wochenlohn eines gelernten Industriearbeiters) an das Ehepaar Leiner und an Professor Franz Beyerle in Konstanz, den Laudatio-

redner von 1942. Die Sendungen kamen nie an.<sup>2</sup> Auch nach Kriegsende blieben die legendären Liebesgabenpakete eine ungewisse Sache. «Von den Paketen, die ich nach Deutschland senden liess, sind bis jetzt nur 19 ans Ziel gekommen, ungefähr die Hälfte», schrieb Huggenberger im Dezember 1946 an Karl Cajka, der sich im Frühjahr als überlebender Kriegsheimkehrer aus Österreich gemeldet hatte.<sup>3</sup>

Huggenbergers erster Gedanke galt jenen, die im Oktober 1942 an seiner Ehrung in Konstanz teilgenommen hatten, Ludwig Finckh, die Professoren Franz Beyerle und Friedrich Metz. Im Weiteren gedachte er der leitenden Personen des Staackmann-Verlags, auch für die verwitwete Clara Staackmann in Leipzig (sowjetische Zone) ging ein Paket auf die Post; es war ein halbes Jahr unterwegs.<sup>4</sup> Das war nicht ungewöhnlich, es konnte bis zu einem Jahr dauern, ehe Postsendungen ihr Ziel erreichten. Wegen der fraglichen Erfolgsaussichten individueller Hilfeleistung beteiligte sich Huggenberger zusätzlich an staatlich koordinierten Aktionen. So zahlte er schon im März 1945 hundert Franken für die eben gegründete Schweizer Spende ein. Es folgte das Hilfswerk für die deutschen Notgebiete, dem er sich im Herbst 1945 als Mitglied anschloss.<sup>5</sup> Der Versand von Paketen mit normiertem Inhalt ging erleichtert vonstatten. Die von Huggenberger immer wieder beauftragte, konfessionell neutrale «Christliche Nothilfe» bot Unterschiedliches an. Ein «Grenzlandhilfswerk» warb gezielt in der Ostschweiz und setzte sich mit möglichen

1 KBTG Hu B 1202: Maria Würger an A. H., 18.1.1946; siehe auch Hu B 1203: Philipp Würger an A. H., 17.5.1937.

2 KBTG Hu L, 8/2: Heft «Post, vom 10.8.1946 an»; Eintrag unter 13.8.1946.

3 KBTG Hu Sch 140: A. H. an Cajka, 9.12.1946.

4 KBTG Hu Sch 66: Christliche Nothilfe, Liebesgabenpakete (signierte Quittungen über den Empfang und weitere Materialien).

5 KBTG Hu B 442: Hilfswerk für die deutschen Notgebiete: 10.9. und 26.10.1945.

Einwänden gegen eine Hilfe an Deutschland auseinander: «Deutschland braucht einen Denkkzettel! Einverstanden! Wenn sich ein begabtes Volk derart seinem braunen Vogt beugte und sich zu solchen Überfällen in Reich und Nachbarschaft aufpeitschen liess, darf es der Sühne nicht ausweichen.» Doch müsse man auch an die zahlreichen Opfer der Diktatur in Deutschland und an die Kinder denken. Huggenberger zahlte ansehnliche Beiträge, mied aber die Öffentlichkeit. Jedenfalls unterzeichnete er nicht den entsprechenden Aufruf, wie dies der ehemalige Bundesrat Heinrich Häberlin, der Thurgauer Regierungsrat Jakob Müller sowie zahlreiche Lehrer und Pfarrer taten.<sup>6</sup>

Im Herbst 1946 trafen die ersten Briefe ein, sie wurden immer häufiger. Es meldeten sich manche, mit denen Huggenberger kaum je ernsthaft zu tun gehabt hatte. «Ob Sie sich noch erinnern an die Tafelrunde im Hause Alfred Staackmann, an Delpy, Franz Winter und meine Wenigkeit?», fragte Professor Paul Burg-Schaumburg und bat um eine Liebesgabe oder wenigstens ein paar Stumpfen.<sup>7</sup> «Heute leben wir von den <Kalorien> und den Hoffnungen, die jedoch hier im Lande bei den meisten recht schwach sind. Ich habe noch nie so deutlich erfahren, wie im Gefangenenlager und jetzt, wie doch der Charakter der Menschen in den allermeisten Fällen eine Magenangelegenheit ist»,<sup>8</sup> schrieb ein ehemaliger Radio-Mitarbeiter aus Stuttgart, mit dem Huggenberger 1937 zu tun gehabt hatte. Auch er erhielt sein Lebensmittelpaket. Ein anderer schrieb: «Schreibpapier, Bücher, Hemden oder Schuhe – es fehlt mir an allem.»<sup>9</sup> Huggenberger tat, was er konnte; wir dürfen annehmen, dass auch seine Frau dahinterstand, obwohl sie nirgends namentlich in Erscheinung tritt. Aufnehmen könne man niemand, schrieb er im Mai 1946, da seine Frau durch eine chronische Krankheit des Kniegelenks gehbehindert sei und nur mit Mühe den Haushalt besorge.<sup>10</sup>

Das Ausmass der Not übertraf die individuellen Möglichkeiten; Huggenberger fühlte sich überfordert

und begann zu klagen. «Eine Sache gibt mir heute zu denken, und ich möchte gern mit Ihnen darüber Rat halten und Ihre Meinung hören», schrieb er nach seinem 80. Geburtstag Anfang 1948 an Thaddäus Abitz-Schultze, den langjährigen Vorsitzenden der Raabe-Gesellschaft. «In den Glückwünschen aus Deutschland und Österreich kann ich oft aus einem Unterton etwas heraushören, das nicht misszuverstehen ist. In andern Schreiben ist die Bitte um irgend eine Unterstützung klar ausgesprochen. So einfach ist halt leider die Sache nicht. Ein Paket oder 100 Pakete sind zweierlei. Die Leute sind vielfach über meine Verhältnisse falsch unterrichtet.»<sup>11</sup> Er sei keineswegs so wohlhabend wie vermutet und lebe seit Jahren weitgehend vom Ertrag seines kleinen Guts.

### Gebrochene Rückblicke

Die einlaufenden Berichte kündeten von Elend und Schrecken. In manchen Fällen war nur der Tod mitzuteilen. Edmund Starkloff, ehemaliger Staackmann-Mitarbeiter, Autor zahlreicher Artikel und Herausgeber eines Buchs mit Beitrag von Huggenberger 1936,<sup>12</sup> war in Russland gefallen, wie Huggenberger von der Witwe erfuhr. Tot war auch Johannes Linke, Herausgeber des Geburtstagsbändchens von 1937, den er zuletzt in Weimar im Oktober 1942 gesehen hatte. Von Otto Henning, Organisator seiner deutschen Reisen, verlautete nichts mehr; die Russen hatten ihn 1945 in Berlin festgenommen; er blieb sieben

6 KBTG Hu Na Sch 66: Grenzlandhilfe, vierseitiger Aufruf, November 1945.

7 KBTG Hu B Sch 4: Burg-Schaumburg an A. H., 21.7.1946.

8 KBTG Hu B 571: Wilhelm Kutter an A. H., 23.3.1947.

9 KBTG Hu B 529: Dr. Fritz Koberg an A. H., 6.2.1948.

10 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka 3.5.1946.

11 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.

12 Starkloff, Du aber bist das Leben.

Jahre inhaftiert (und schlug dann eine neue erfolgreiche Laufbahn als Kulturmanager in West-Berlin ein).

Manche der deutschen Briefschreiberinnen und Briefschreiber rangen, über die unmittelbaren Tagesnöte hinaus, spürbar um Selbstvergewisserung. Und viele bekannten, dass ihnen Huggenbergers Bücher eine Stütze im harten Alltagskampf seien. «In all den schweren Jahren waren die lieben Bücher von Ihnen – sorgsam im Keller vor Bomben geborgen – ein Trost, Freund und Helfer!»<sup>13</sup> So klang es in manchen Briefen, welche die Schweiz als bewahrte Friedensinsel rühmten. Der Direktor der Freiburger Universitätsbibliothek, Josef Rest, versicherte Huggenberger, dass seine Bücher noch in vielen südbadischen Volksbüchereien vorhanden seien und zu den begehrtesten zählten.<sup>14</sup> Sehr selten waren Zusendungen von Personen, die sich als Gegner oder Opfer des Nationalsozialismus bekannten, Briefe, in denen von Berufsverbot, Drangsalierung und Konzentrationslager die Rede war. Im Mai 1949 meldete sich Georg Gustav Wiessner aus Nürnberg wieder, neuer Direktor der Volkshochschule, der Besuch aus der Schweiz hatte: «Eben spreche ich mit Herrn [Fritz] Wartenweiler von Ihnen und freue mich zu erfahren, dass es Ihnen gut geht. Ob Sie sich meiner noch erinnern? Ich habe einmal alle Ihre Bücher voll Freude durch meine Presse begleitet. Jetzt ist meine ganze Bibliothek in Asche, aber der Geist ist trotz 13jährigen politischen Verfolgenseins lebendig geblieben.»<sup>15</sup> Politik spielte sonst kaum eine Rolle; das Jahr 1933 war kein Bezugspunkt des Denkens. Es gab eine Zeit vor und eine Zeit nach der «Katastrophe»; und das bezog sich auf die deutsche Niederlage von 1945. Clara Staackmann, einst gläubige Hitler-Verehrerin, sprach von «Deutschlands Untergang», der ihrem verstorbenen Mann glücklicherweise erspart geblieben sei.<sup>16</sup>

Nachdenklichere Geister, so etwa Hans Teichmann, der anderthalb harte Jahre russischer Gefangenschaft überlebt hatte – in den 1930er-Jahren hatte er für die Nationalsozialistischen Kulturgemein-

den den Kontakt mit Huggenberger gepflegt –, hungerten nach Information.<sup>17</sup> Bei anderen machte sich nach einer ersten Phase der Verstörtheit 1947/48 trotzige Abwehr breit. Wenn die wirtschaftliche Lage in Deutschland und Österreich katastrophal war, so lag dies vor allem an den Fehlgriffen der Besatzungsmächte. Heftigen Verdross erregten deren Massnahmen zur Entnazifizierung, so etwa ein Publikationsverbot für Kulturschaffende, «weil man ihnen irgendwelche Veröffentlichungen in der vergangenen Zeit sehr übel angekreidet hat».<sup>18</sup> Die Betroffenen fühlten sich durchweg unschuldig und fanden es empörend, dass sie sich rechtfertigen sollten. Je tiefer sie der Gewaltherrschaft verbunden gewesen waren, desto unverfrorener der Auftritt. Als Huggenberger im Juli 1948 Hans Friedrich Blunck schrieb, dem ehemaligen Präsidenten der Reichsschrifttumskammer und eine Schlüsselfigur der NS-Preispolitik, erhielt er mit der Antwort eine längere, im Durchschlag vervielfältigte Rechtfertigungsschrift. «Ich habe mich in meinem Leben wenig mit Politik beschäftigt», lautete der erste Satz; der Verfasser sah sich vor allem als Advokat der Völkerversöhnung.<sup>19</sup> «Ich habe nichts getan als meine Pflicht gegenüber meinem Volk und gegenüber der Wissenschaft», schrieb Friedrich Metz, ein Nationalsozialist der frühen Stunde mit vielfältigen Verantwortungen, der von seiner Professur in Freiburg entlassen worden war. Metz wusste auch von Alfred Toepfer, dem Stifter des Steinbach-Preises, zu berichten. «Es geht ihm in jeder Hinsicht wieder gut und er wurde restlos entlastet. Für uns eine

13 KBTG Hu Briefe Sch 41: Lotte Reyer-Hüpfner an A. H., Dezember 1947 (ohne genaues Datum).

14 KBTG Hu Briefe Sch 23: Rest an A. H., 30.12.1947.

15 KBTG Hu B 1183: Wiessner an A. H., 4.5.1949.

16 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 25.12.1946.

17 KBTG Hu B 1021: Teichmann an A. H., 11.1.1948.

18 KBTG Hu B 263: K. F. Finus an A. H., 10.7.1948.

19 KBTG Hu Sch 131: Varia, «Rückschau 1933–1947», undatiert; siehe auch Schütt, Germanistik und Politik, S. 211.

Selbstverständlichkeit – aber das Selbstverständliche versteht sich eben heute nicht mehr von selbst.»<sup>20</sup>

Huggenbergers Antworten fehlen zumeist; manchmal lassen sie sich aus einem Gegenbrief erahnen. «Möge doch Ihr Wunsch sich erfüllen [...], Gott möge dem schwer geprüften deutschen Volk bald wieder bessere Zeiten schenken», schrieb eine Liesel Spichalsky Anfang 1948.<sup>21</sup> Die Rede von der schweren Prüfung nahm Begriffe aus deutschen Zusendungen auf und spielte sie zurück; Huggenberger hatte aber auch schon auf die Niederlage von 1918 mit der Leerformel reagiert. Hing die floskelhafte Unverbindlichkeit mit der Sorge um die Postzensur zusammen? War sie ein Ausdruck der Ratlosigkeit? Oder war einfach nur Gedankenlosigkeit im Spiel?

Es gibt benennbare Gründe, weshalb er wortkarg blieb. «Was soll ich nun den Bittenden sagen?», schrieb er an Abitz-Schultze. «Ich kann ihnen doch nicht des Langen und Breiten von meinen Verhältnissen erzählen. Ich würde wahrscheinlich mehr Verstimmung als Glauben ernten.»<sup>22</sup> Und Cajka gegenüber bekannte er im Juli 1948: «Leider gehöre ich auch zu den Leidtragenden dieser schweren Zeit. Fast mein ganzes Lebenswerk liegt wie in einer Gruft begraben in Leipzig. Ganze Auflagen sind vom Krieg vernichtet worden. [...] Dass ich seit 6 Jahren ohne jede Einnahme blieb, ist nicht das Schlimmste, das Schwere ist, dass die Bücher in Vergessenheit geraten und von heute auf morgen von neuen überstrahlt und an die Wand gedrückt werden.»<sup>23</sup> Das war sehr übertrieben, die letzte Zahlung von Staackmann war im Juni 1945 eingetroffen, die weiterhin laufenden Einnahmen von Sauerländer waren nicht unbeträchtlich und seine Publikationsfreiheit in der Schweiz war nicht beeinträchtigt. Und dennoch steckte ein Stück Wahrheit in seiner Klage: Seine Aussage bezeichnete den schmerzlich empfundenen Abstand zwischen der erträumten eigenen Bedeutsamkeit und dem Absturz infolge der deutschen Niederlage. Das verband ihn mit der Wahrnehmung jener vielen Deutschen,

denen erst der «Zusammenbruch» und die folgende Nachkriegsnot als schrecklich erschienen, was eine vollständige Ausblendung der vorangehenden Jahre der deutschen Gewaltherrschaft über Europa voraussetzte. «Sie dürften [sic] aber nicht glauben», schrieb er wiederum an Cajka, «dass nicht auch wir der Entwicklung der Dinge mit schwerem Herzen entgegensehen. Man merkt nicht viel von Zuversicht; denn die Zukunft ist ja auch für uns unberechenbar.»<sup>24</sup> Die allgemeine Stimmungslage war zu dieser Zeit, August 1948, überschattet von der ersten grossen Konfrontation des Kalten Kriegs, der russischen Blockade West-Berlins; sonst aber genoss eine Mehrheit in der Schweiz den wirtschaftlichen Aufschwung, mit dem die Entbehrungen der zurückliegenden Jahre nun allmählich zurücktraten. Die Zukunft wurde wieder heller. Es dürfte seine ganz persönliche Wahrnehmung der Weltlage gewesen sein, die Huggenberger daran hinderte, der «deutschen Katastrophe» mit mehr als einer Klage über eigene unerfüllte Lebenserwartungen zu begegnen. Er reihte sich ein ins deutsche Opferbewusstsein und griff dazu, wenn es sein musste, auf frei erfundene Zusammenhänge zurück. «Schon die schwere Inflationszeit nach dem ersten Kriege hat mich um die Früchte jahrzehntelangen Schaffens gebracht [...]»<sup>25</sup>

So kann es nicht überraschen, dass Huggenberger weder in der persönlichen Botschaft noch in der künstlerischen Gestaltung zur deutschen Situation etwas zu sagen hatte. Die reiche, ihm zukommende Dokumentation in Gestalt so aussagekräftiger Briefe

---

20 KBTG Hu B 701 in Sch 15: Metz an A. H., 21.4.1948.

21 KBTG Hu B 963: Spichalsky an A. H., 12.1.1948.

22 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.

23 KBTG Hu Briefe Sch 140: A. H. an Cajka, 6.7.1948.

24 Ebd.: A. H. an Cajka, 10.8.1948.

25 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.

blieb ungenutzt. Zur Jahreswende 1946/47 erhielt er eine von seinem Porträtisten Ernst E. Schlatter gestaltete Neujahrskarte, auf der ein Vers von Paul Ilg abgedruckt war. «Noch bange lassen wir die Blicke schweifen/ Hinüber, wo wir Stätten, Freunde wissen,/ Verarmte Hände, die nach unsern greifen,/ Vergräme Seelen, schuld- und leidzerrissen./ Wie ist miteins der grosse Zorn verlodert,/ Die grimmen Zweifel, die wir selbst uns schufen! / Und wieder sind wir – wie's die Gottheit fordert – / Zum Hasse nicht, zur Liebe aufgerufen.»<sup>26</sup> Ilg hatte zum deutschen Regime stets Abstand gewahrt, die damit verbundenen Rückschläge im Einkommen hingenommen und sich nie in derselben Weise wie Huggenberger kompromittiert. Diesem aber hatte es die Sprache verschlagen.

Ende 1946 schrieb Huggenberger an Carl Seelig, der im «Tages-Anzeiger» seinen jüngsten Gedichtband «Abendwanderung» besprochen und nebenbei eine Bemerkung über die Auseinandersetzungen zurückliegender Jahre gemacht hatte. Obwohl er Seeligs Aussage berechtigt fand, bat er ihn, künftig dazu nichts mehr zu sagen. «Die Zeit ist noch viel zu aufgewühlt, als dass eine ruhige Auseinandersetzung irgend [ein] vernünftiges Ergebnis zeitigen könnte. Die Zeit wird aber kommen. Jetzt eine Polemik zu rufen, wäre durchaus verfrüht, da die Menschen wie gesagt noch brettervernagelt sind.»<sup>27</sup> Kurz zuvor hatte Huggenberger in seiner Postkladde die Überweisung von zehn Franken an einen Bund ehemaliger KZ-Häftlinge festgehalten. Als ob er selber sich über die Existenz eines bis dahin ignorierten Phänomens vergewissern wollte, fügte er in einer Klammer den ausgeschriebenen Begriff hinzu: Konzentrationslager.<sup>28</sup>

---

26 KBTG Hu B 870 in Sch 19; zu Ilg siehe Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 352–357.

27 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 23.12.1946.

28 KBTG Hu L 8/2: «Post, vom 10.8.1946 an»: Eintrag unter 29.11.1946.



## Nachruhm und Vergessen (nach 1947)

*Bis ins hohe Alter hat Alfred Huggenberger kaum Beschwerden und vermag eine beachtliche Aktivität aufrecht zu erhalten. Gegen jeglichen Realitätssinn hofft er lange Zeit auf ein Comeback auf dem deutschen Markt und verpasst darüber reelle Chancen in der Schweiz. Das Spätwerk enthält nur noch wenig Neues. Viel Energie fließt in Bearbeitungen, die oftmals mehr schaden als nützen. Manches erinnert an Beschäftigungstherapie. Es fehlen Beratung und kritische Instanz, mit deren Hilfe es vielleicht gelungen wäre, das Werk mit der nötigen Distanz zu sichten und editorische Schwerpunkte zu setzen. So kommt es zu der Merkwürdigkeit, dass Huggenbergers lebenslanger Drang nach internationalem Erfolg mit Neuauflagen im Verlag von Tochter und Schwiegersohn endet, die in ihrer familiären Loyalität keine eigenen Akzente setzen können. Manche Bemühungen, sein Andenken lebendig zu halten, erweisen sich – auch nach seinem Tod – als kontraproduktiv. Huggenbergers konfliktscheue Haltung überträgt sich auf seine Verehrerinnen und Verehrer; dies begünstigt eine Polarisierung der Meinungen um seine Person – und drängt das Werk in den Hintergrund.*



## 45 Ein achtzigster Geburtstag und die Angst vor dem Vergessenwerden

Ende 1947 feierte Alfred Huggenberger seinen 80. Geburtstag, er wurde von Gratulationen überschüttet. Der Kanton Thurgau und die Ulrico Hoeppli-Stiftung ehrten ihn mit einer Gabe von 5000 Franken.<sup>1</sup> Dutzende von Berichten erschienen in der Presse. Bundespräsident Philipp Etter kam mit einer Delegation der Thurgauer Regierung nach Gerlikon, wo die auf Huggenbergers Betreiben wiederhergestellte und unter Denkmalschutz gestellte kleine Kapelle – sie hatte lang als Feuerwehrdepot gedient – zu besichtigen war. Die Renovation hatte Huggenberger stark beschäftigt. Abends sprach Hans Kägi im «Echo der Zeit»; es folgten Gedichte und vom Radiochor vorgetragene Lieder, dann eine Lesung aus dem Theaterstück «Das Glück auf Glinzengrüt».

Hans Kägi hatte schon zehn Jahre zuvor ehrende Worte am Radio gesprochen. Und so war es auch sonst mit den Gratulationen, neben einigen jüngeren Verehrern – Dino Larese, René Marti, Friedrich Bieri – meldeten sich erwartungsgemäss vor allem die alten Bekannten. Jakob Hauser aus Wetzikon («Der Freisinnige») schrieb schon seit mehr als zwanzig Jahren über ihn und war befreundet. Dasselbe gilt für Carl Seelig. Auch Paul Hedinger-Henrici hatte bereits 1927 gratuliert, ein Dauergratulant war der Ringier-Journalist Alfons Wagner. Zahlreiche kleinere Blätter übernahmen die Würdigung von Fritz Utz, der für die Schweizerische Politische Korrespondenz (spk) arbeitete. Auch er stand seit 1930 mit Huggenberger in Verbindung;<sup>2</sup> die spk hiess bis kurz zuvor noch «Schweizerische Mittelpresse» und war eine rechtsstehende Nachrichtenagentur. Utz machte Gebrauch von einem autobiografischen Text Huggenbergers, der in zahlreichen Zeitungen, am 24. Dezember 1947 auch im Zürcher «Tages-Anzeiger», integral erschien. Er hiess «Heimat, Herkunft, Erbe» und war nicht neu: Im Herbst 1938 war er in Will Vespers «Neuer Literatur» erschienen, damals noch unter dem Titel «Heimat, Herkunft, Belastung».<sup>3</sup> Doch von diesen längst vergessenen Dingen wollte niemand mehr

sprechen. Einzig das liberale «Luzerner Tagblatt» war so unfreundlich, daran zu erinnern, dass Huggenberger nach 1933 nicht besonders hellichtig, ja vielleicht etwas naiv gewesen sei in seiner Wahrnehmung, was sich jenseits des Bodensees abspielte. Die hohen Auflagen in Deutschland hätten ihm eine Distanzierung von den Nazis auch nicht leicht gemacht. In materiellen Dingen sei er jedoch keineswegs naiv, das beweise die Art, wie er seinen Geburtstag geschäftstüchtig auszubuten wisse, indem er der Presse «Sondergedichte» und Bilder anbiete.<sup>4</sup> Doch dies war die grosse Ausnahme, selbst die linke Presse schwieg oder wies knapp auf den Geburtstag hin.

Der zu Ehrende genoss die Aufmerksamkeit und litt selbstverständlich auch ein wenig darunter, wie er in grimmig-humorigen Briefen kundtat. «[...] es kam dann eine Zeit, in der ich nicht mehr mir selber gehörte. Ich wurde hin- und hergeschoben; an einem Abend wurde ich da «gefeiert» am andern dort. Dazwischen öffentliche Vortragsabende, Besuch einer Festaufführung eines meiner Volksstücke. [...] Dazu kamen jetzt, da durch Zeitungen und Radioberichte das Ereignis meiner glücklich vorgerückten Achtzigjährigkeit auch in Deutschland und Österreich bekanntgegeben wurde, neue Angriffe auf meine fast wieder hergestellte Seelenruhe dahergeschwirrt [...]»<sup>5</sup> Das Echo aus Deutschland und Österreich blieb allerdings im Vergleich zu früher bescheiden und beschränkte sich auf eine Reihe persönlicher Briefe alter Bekannter. Karl Fuss benutzte die «Thurgauer Zeitung» für seine Gratulation und erin-

- 1 KBTG Hu Briefe Sch 17: Regierungsrat des Kantons Thurgau an A. H., 8.12.1947.
- 2 Siehe KBTG Hu B 931: 7 Briefe 1930–1951.
- 3 1945 erschien er (unter dem ursprünglichen Titel) erstmals in der Schweiz, und zwar in: Schweizer Bücher-Zeitung, Mai–Juli 1945.
- 4 Luzerner Tagblatt, 24.12.1947.
- 5 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.



nerte an seinen Besuch in Gerlikon vor zwanzig Jahren.<sup>6</sup>

Huggenbergers Publikationstätigkeit hatte um das Kriegsende herum einen Tiefpunkt erreicht. Abgesehen von seinen immer noch regelmässig in der deutschschweizerischen Presse erscheinenden Gedichten, besonders beliebt zum Jahreswechsel, hatte es 1944/45 keine Veröffentlichungen mehr gegeben. Die kleinen deutschen Kriegsausgaben älterer Texte gelangten nicht in die Schweiz. Im Umfeld des Geburtstags entfaltete er dann eine eigentliche Publikationsoffensive, getrieben von der Angst vor dem Vergessenwerden.

### Robuste Konstitution

Huggenberger war nach wie vor von einer ausserordentlich robusten Gesundheit. «Mit seinen einundachtzig Jahren hat er immer noch das Aussehen eines rüstigen Sechzigers, sein Haar ist noch fast voll und ungebleicht», schrieb Otto Zinniker Ende 1948.<sup>7</sup> Es ging ihm darin weit besser als seiner vierzehn Jahre jüngeren Frau Bertha, die seit langem unter rheumatischen Beschwerden litt, die sich inzwischen zur schmerzhaften Gehbehinderung ausgewachsen hatten. Der gelegentliche Aufenthalt zur Kur in Baden stellte eine der wenigen Gelegenheiten dar, wo die beiden so etwas wie gemeinsame Ferien nahmen. Besucher in Gerlikon führte Huggenberger gern durch Feld und Wald; mancher staunte, welch züliges Tempo der stets seine Pfeife rauchende alte Mann anschlug. Stundenlang konnten sich diese Wanderungen ausdehnen. Am liebsten zeigte er seinen Wald; er sei «ein alter Hölzeler», sagte er im Spass.<sup>8</sup> Sein Forst mit den selbst angelegten Wegen und Stegen in teilweise steilem Gelände entsprach allerdings nicht den heutigen Vorstellungen von Naturnähe. «Gradstämmig empfingen uns die Wälderhallen Huggenbergers; kein Baumstrunk, kein ungerader oder serbelnder Baum, kein Unkraut oder unnütz wucherndes und schlingendes Gesträuch, soweit das Auge reicht, «ziert» weitherum den Waldboden.»<sup>9</sup> Wiesen und Ackerland waren teilweise verpachtet worden; die Waldarbeit besorgte er immer noch selbst. Der Gemüsegarten war weiter in Betrieb und diente der Selbstversorgung. Auch die Obstbäume

6 Thurgauer Zeitung, 24.12.1947.

7 Otto Zinniker, Waldgang mit Alfred Huggenberger, in: Schweizer Bücher-Zeitung, Nr. 12, Dezember 1948.

8 Otto Zinniker, Waldspaziergang mit Huggenberger, in: Neues Winterthurer Tagblatt, 7.4.1943.

9 Friedrich Bieri, Besuch beim Dichter, in: Der Freisinnige, 23.12.1947.

blieben noch lang in eigener Bewirtschaftung. «Der Herbst rückt an», schrieb Huggenberger im September 1952. «Die Äpfel reifen auf den gestützten Baumästen. Es wird wohl das letzte Mal sein, dass ich noch die Leiter besteige, obwohl ich noch verhältnismässig rüstig bin.»<sup>10</sup>

Die Arbeit an den Bäumen war nicht ungefährlich. Im Sommer 1930 hatte er im Wald einen Unfall erlitten, der schlimme Folgen hätte haben können. Knapp konnte er einem sich am Hang lösenden Wagen ausweichen und verstauchte sich den Fuss.<sup>11</sup> Ein einziger Aufenthalt im Krankenhaus ist belegt. Ende November 1938 musste er im Spital zum Roten Kreuz in Zürich die Prostata operieren; Mitte Januar 1939 kehrte er heim und war nach eigener Aussage erst im Lauf des März ganz wiederhergestellt. Im Herbst 1946 stürzte er bei der Obsternte, was ihn einige Wochen immobilisierte.<sup>12</sup> Gesundheitliche Bedenken kümmerten ihn wenig in seiner Lebensweise: Weder das langjährige Pfeifenrauchen noch der Alkohol oder die fettreiche Ernährung konnten ihm viel anhaben. «Bei Gesottenem und Gebratenem, das mit einem erlesenen Tropfen begossen wurde», war es ihm so recht wohl.<sup>13</sup> Max Müller erinnert sich aus seiner Jugend an den vertrauten Anblick des immer noch hageren, zirka achtzigjährigen Mannes, immer mit Hut und Krawatte, wenn er zu Fuss auf der noch nicht asphaltierten Strasse den Berg hinunter nach Frauenfeld kam. «Man kannte ihn ja.»<sup>14</sup>

### «Abendwanderung», neue Gedichte in neuem Verlag

Die Brüder Larese lernte Huggenberger Ende der 1930er-Jahre in Amriswil kennen. Mit Dino Larese machte er Radiosendungen und nahm an dessen Kulturveranstaltungen in Amriswil teil.<sup>15</sup> Mehrfach kam Huggenberger zu Lesungen. Der jüngere Bruder Franz Larese – er war noch nicht einmal zwanzig –

gründete 1945 den Bodensee-Verlag; Anfang 1946 einigte er sich mit Huggenberger, eine Reihe neuer Gedichte zu veröffentlichen. Im Februar 1946 lag ein Vertragsentwurf vor, Huggenberger wünschte unbedingt ein Werkverzeichnis am Schluss des Bändchens. Am 17. März schickte er die letzten vier Gedichte und fügte bei: «Nur im Bezug auf die Reihenfolge bin ich noch nicht restlos mit mir einig. Das Dialektgedicht kann nun also wegfallen, damit die Sache einheitlich ist.»<sup>16</sup>

Das Büchlein erschien im November. Huggenberger versandte noch einmal Dutzende von Exemplaren und sammelte Rezensionen, um einen Pressespiegel zusammenzustellen. Schon im Juni 1947 erkundigte er sich nach dem Absatz und erfuhr, dass bisher 1309 Exemplare verkauft, 691 noch an Lager seien. Auch ein möglicher Verkauf in Deutschland interessierte ihn, er erfuhr aber, man könne «vorläufig leider im Bücheraustausch gar nichts machen».<sup>17</sup>

«Abendwanderung» enthält 31 Gedichte; dem Alter des Autors entsprechend widmen sie sich melancholisch gefärbten Rückblicken. Die Rezensenten betonten die Lebensbejahung. «Wenn wir die Ursprünglichkeit der früheren Jahre nicht mehr darin suchen dürfen, so klingt dafür manche Weisheit des Lebens an.»<sup>18</sup>

10 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 2.9.1952.

11 Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 16.

12 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 14.11.1946.

13 Otto Zinniker, Waldgang mit Alfred Huggenberger, in: Schweizer Bücher-Zeitung, Nr. 12, Dezember 1948.

14 Gespräch mit alt Staatsanwalt Max Müller, 8.4.2010.

15 Larese, Dino: Begegnige mit em Alfred Huggenberger, in: Schwyzerlüt. Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte, Juni 1942, S. 3–4; zum Verein siehe Länzlinger, Amriswil, S. 139 ff.

16 KBSG Vadiana, Geschenk der Stiftung Franz Larese und Jürg Janett, Alfred Huggenberger: A. H. an Dino Larese, 16.3.1946.

17 KBTG Hu B 593: Larese an A. H., 28.12.1947.

18 Schweizer Volksblatt, 9.12.1946.



«Stadt und Land» thematisiert das Verschwinden einer Welt.<sup>19</sup>

Ein Häuflein Häuser, fremd und kühl,  
Steht mitten zwischen Ackerbreiten.  
Es weiden Rinder fern am Hang,  
Du hörst verlornes Glockenläuten.

Drei neue Firste, kaum geschirmt,  
Hat schon das junge Dorf geboren.  
Es frisst die Saat, es frisst den Grund,  
Schon manche Zelge ging verloren.

So flüchtet sich die Stadt aufs Land  
Und kann doch nicht der Stadt entrinnen;

Zuviel bringt sie an Unruh mit,  
Sie wird Erhofftes kaum gewinnen.

Der Felder Trost ist reich und rein,  
Doch sein Geheimnis ist die Stille.  
Zerstörter Traum wacht nimmer auf,  
Das Weltgesetz bezwingt kein Wille.

Noch bevor das Büchlein vergriffen war, strebte Huggenberger eine erweiterte Neuauflage in veränderter Gestaltung an. Björn Hansen machte den Umschlag. Noch unverkaufte Restbestände mussten zu-

19 A. H., Abendwanderung, S. 43.

**Abb. 112: Bertha und Alfred Huggenberger mit Tochter Martha und Schwiegersohn Willy Büchi und den Enkeln Willi und Alfred vor dem Haus in Gerlikon, um 1948.**

rückgezogen werden. An ihre Stelle trat die Neuauflage von weiteren 1000 Exemplaren, inbegriffen eine Anzahl sogenannter Luxusausgaben zu 35 Franken mit handgeschriebenem Gedicht. Die von Larese vorgeschlagene Bemühung um Subvention war Huggenberger aber peinlich. «Ich würde es sehr begrüssen, ich würde aufatmen, wenn die Sache unterbliebe. Sie wird dem Büchlein schaden, das seinen Weg ohne diese Bittgesuche besser finden würde. [...] Eins aber vor allem: Die Herren Regierungsräte dürfen nicht mit der Zuschrift bedacht werden. Sie haben mir und meinem Schaff[en] in so grosszügiger Weise Anerkennung gezollt, dass ich das Büchlein jedem Einzelnen auf meine Kosten überreichen will.»<sup>20</sup> Die Gedichte der ersten Auflage waren teilweise bearbeitet, nicht immer zu ihrem Vorteil. Der Schluss von «Stadt und Land» war abgeschwächt: «Zerstörter Traum verwelkt im Licht,/ Erlischt im Lied der letzten Grille.»

In den Jahren 1949 und 1950 verkauften sich über 300 Exemplare der neuen Ausgabe, 1951 nur noch 33 Stück. Huggenberger kümmerte sich nicht mehr gross um das Bändchen, denn er war längst damit beschäftigt, im Volksverlag eine umfangreichere Sammlung seiner Gedichte vorzubereiten, die den nicht mehr greifbaren «Erntedank» von 1939 ersetzen konnte. Larese war enttäuscht, als er bei Erscheinen des Buchs im Sommer 1951 realisieren musste, dass Huggenberger ihn übergangen hatte, wurde aber mit einer durchsichtigen Ausrede vertröstet: «Dass Sie sich für Übernahme der Gedichtsammlung hätten entschliessen können, davon haben Sie leider nie etwas geäussert. Ich wäre gewiss nicht abgeneigt gewesen, sie Ihnen anzuvertrauen.»<sup>21</sup> Er werde ihm in naher Zukunft irgendein grösseres oder kleineres Prosastück zuhalten. Dazu kam es nie.



20 KBSG Vadiana, Geschenk der Stiftung Franz Larese und Jürg Janett, Alfred Huggenberger: A. H. an Larese, 24.9.1948.

21 Ebd.: A. H. an Larese, 1.9.1951.

## 46 Neue Anläufe und eine verpasste Gelegenheit

Ein Jahr nach Kriegsende regte sich die kleine Gruppe der in Deutschland publizierenden Schweizer wieder. Ernst Zahn ergriff die Initiative und lud auf den 19. Mai 1946 zu sich nach Meggen an den Vierwaldstättersee ein.<sup>1</sup> Beteiligt waren Josef Maria Camenzind, Emil Ermatinger, Alfred Huggenberger, Meinrad Inglin, Cécile Lauber, Ernst Otto Marti, Franz Odermatt, Gustav Renker sowie Otto Waser für seine verstorbene Frau Maria Waser. John Knittel war nicht mehr dabei. Er war der einzige aus diesem Kreis, der bald in Westdeutschland eine stürmische Renaissance erleben sollte. Bei der Zusammenkunft ging es um die alten Anliegen aus der letzten Kriegsphase. Nur hatte sich die Lage inzwischen verschärft. Kamen die Honorare seinerzeit mit Verzögerung, so kamen sie jetzt überhaupt nicht mehr. Die Autoren waren konsterniert, dass ihnen die deutsche Grenze verschlossen blieb. Ernst Otto Marti beurteilte die veränderte Situation geradezu als «eine andere Art Krieg», in den «Wirkungen vielleicht noch bitterer als der wirkliche». Besser könne es erst kommen, wenn man Deutschland wieder sich selbst überlasse. «Dann wird es auch gleich sicher Ordnung geben.»<sup>2</sup> Man einigte sich darauf, dass Emanuel Stickelberger namens der Gruppe die Behörden um Unterstützung angehen würde. Über Monate bemühte er sich vergebens bei Bundesrat Walther Stampfli, dem Leiter des Volkswirtschaftsdepartements, um einen Termin. Über den stellvertretenden Sekretär, Fürsprech Hans Lüthi, gelangte er nie hinaus. Der gab immerhin zu verstehen, dass er die Sicht der enttäuschten Schweizer teilte, wie Stickelberger berichtete. «Er bemerkte selbst, die Werke deutscher Schweizer würden im Reich jedenfalls auf mehr Anklang stossen als angelsächsische Romane. Dies aber dem Alliierten Kontrollrat begreiflich zu machen, werde eine schwierige Aufgabe sein.»<sup>3</sup>

Dann wandte Stickelberger sich an den ihm persönlich bekannten Philipp Etter. Er bekam einen Termin am 3. September, und der Bundesrat erbat eine Aufstellung der in Deutschland verlegten Bücher,

unter Angabe der Verleger, der Besatzungszone und der Honorarsätze. «Herr Bundesrat Etter hat für unsere Notlage warmes Verständnis. Selbstverständlich war es ihm nicht möglich, uns bestimmte Versprechungen zu machen, da die Interalliierte Kommission in Berlin über sämtliche Verlagsrechte in Deutschland Verfügungsberechtigt und die Transferfrage noch völlig ungeklärt ist.»<sup>4</sup> Huggenberger verhielt sich, wie schon früher, sehr passiv in dieser Sache. Stickelberger musste ihn erinnern, bis er seine Aufstellung schickte. Er entschuldigte sich mit Arbeitsüberlastung und Erkrankung seiner Frau.<sup>5</sup> In der Eingabe an Etter vom September 1946 ging es zentral um die Verlagsrechte: «Wie Sie mir darlegten, verfügt zur Zeit die Interalliierte Kommission über diese Rechte. Aus den Zuschriften meiner Kollegen klingt aber die Auffassung hervor, die Verlagsrechte könnten nicht einseitig als deutsches Eigentum betrachtet werden, nachdem die schweizerischen Schriftsteller doch daran beteiligt seien. Ich gestatte mir, Ihnen, sehr geehrter Herr Bundesrat, diese Eingabe mit der herzlichen Bitte vorzulegen, sich unserer Nöte annehmen zu wollen. Wir glauben, durch unser Werk, das ohne Ausnahme in der Haltung gut schweizerisch und von fremden Ideologien nicht angekränkt ist, bei den reichsdeutschen Lesern einen guten Einfluss auszuüben; in manchen Fällen wird dieser Einfluss auch dem Frieden dienen können.»<sup>6</sup> Dies entsprach der Politik des Schriftstellervereins, der an seiner Jahresversammlung in Chur 1946 eine entsprechende Resolution

1 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Rundschreiben Ernst Zahn, 2.5.1946.

2 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 13.8.1946.

3 KBTG Hu B 994 in Sch 21: Stickelberger an A. H., 7.8.1946.

4 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Rundschreiben Stickelberger, 7.9.1946.

5 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 18.9.1946.

6 BAR E 3001 (B) 1000/731, Bd. 64, XI.5: Eingabe, 20.9.1946.



verabschiedet hatte.<sup>7</sup> Dahinter standen nicht zuletzt die Hoffnungen des Buchhandels – und schweizerischer Autoren – auf Exportchancen in der Nachkriegszeit, angesichts der vorerst ausgeschalteten deutschen Konkurrenz. Ernst Zahn hatte sich um die Resolution gekümmert; auch Huggenberger war, wie erwähnt, nach langem Fernbleiben wieder einmal zur Versammlung erschienen.

Mit den Verlagsrechten war die komplizierte schweizerische Auseinandersetzung mit den alliierten Siegermächten um schweizerische Eigentumsrechte in Deutschland und deutsche in der Schweiz angesprochen.<sup>8</sup> Die Alliierten beanspruchten den deutschen Auslandsbesitz für sich zur Kompensation erlittener Kriegsschäden. Die ausländischen Verträge deutscher Verlage waren somit Teil eines viel umfangreicheren und sehr kontroversen Geschäfts; die Verhandlungen um eine Regelung sollten sich noch über Jahre hinziehen. Bundesrat Etter hatte zwar versprochen, sein Mögliches zu tun, doch finden sich keine Spuren weiterer Aktivitäten. Die alliierten Besatzungsmächte hatten andere Sorgen als die Anliegen schweizerischer Autoren, die zu Zeiten des untergegangenen Regimes begünstigt worden waren. Es gab übrigens auch deutsche Emigranten, die in der Schweiz jahrelang einem Publikationsverbot unterstanden hatten und sich empörten über die exportefrigen Friedensfreunde.<sup>9</sup> Die betroffenen Schweizer hatten zu warten auf eine Besserung der wirtschaftlichen Lage. Und die begann erst nach dem harten Schnitt der deutschen Währungsreform vom Juni 1948, der alle Ansprüche in Reichsmark auf nominal ein Zehntel reduzierte. Der ungehinderte Bücheraustausch kam erst 1952 wieder in Gang.

### Ein ausgeschlagenes Angebot

Zur Zeit der Aktivitäten vom Herbst 1946 war Huggenberger voller Sorge um seine Zukunft bei Staack-

mann. «Wenn man nur mit der Zeit wenigstens in Bezug auf Eigentumsrechte (Rückzugsmöglichkeit der Verlagsrechte) einigermaßen ins Klare kommen könnte. Ich befürchte, die Sache sei auf unerfreulichen Wegen», schrieb er an Stickelberger.<sup>10</sup> Erst wenige Monate zuvor war es ihm gelungen, die Verbindung mit Verlagsleiter Carl Baessler wiederherzustellen, dem er über die Herausgabe von «Abendwanderung» im Bodensee-Verlag berichtete, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass er sich die Verlagsrechte vorbehalten habe. Er wäre also bei Gelegenheit bereit gewesen, mit dem Werk zu Staackmann zu wechseln.<sup>11</sup> Die Äusserung gegenüber Stickelberger suggeriert jedoch, dass er auch eine Abwendung vom alten Verlag zumindest in Gedanken erwog. Das war nur naheliegend, denn konkrete Aussichten auf eine Wiederaufnahme der Produktion bestanden dort noch nicht.

Eine überaus günstige Gelegenheit zum Absprung hatte sich bereits geboten. Im Oktober 1945 hatte Huggenberger einen freundlichen Brief von Friedrich Witz erhalten, der Ende 1943 von Journalismus und Publizistik ins Verlagsgeschäft umgestiegen war. Das war nicht ungewöhnlich zu jener Zeit. Angesichts der absehbaren deutschen Niederlage kam es in der Schweiz zur Gründung einer ganzen Reihe neuer Verlage.<sup>12</sup> Mit Artemis schuf Witz einen Verlag für anspruchsvolle Literatur einer eher traditionellen Richtung. «Wundert es Sie, lieber Herr Huggenberger, dass ich als Verleger in einer bestimmten Richtung neugierig bin und gerne wissen möchte, was Sie mit Ihren Werken planen und ob Sie den <guten Rank>

7 Linsmayer, Literaturkritik, S. 72.

8 Uhlig u. a., Tarnung, Transfer, Transit, S. 311 ff.

9 Ein Zitat bei Linsmayer, Literaturkritik, S. 72.

10 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 18.9.1946.

11 KBTG Hu B 969: Baessler an A. H., 8.1.1947.

12 Zbinden, Sternstunden, S. 55 ff.

mit Ihrem Verleger Staackmann in dieser verworrenen Zeit finden. Die geschäftliche und private Anständigkeit Ihres Verlegers ist mir bekannt, und ich möchte darum in keiner Weise in den Verdacht der Unkollegialität kommen. Andererseits aber glaube ich, dass man offen und ehrlich die herrschende Situation besprechen und Wege suchen muss, auf denen sich unsere Schweizer Autoren, die ihre Bücher bei ausländischen Verlegern herausbrachten, gut und gerne bewegen können.»<sup>13</sup> Für eine nähere Besprechung stehe er jederzeit zur Verfügung und sei auch gern bereit, nach Gerlikon zu kommen. Der Angefragte liess sich fast sechs Wochen Zeit, was für Unentschlossenheit spricht. Dann entschuldigte er sich mit Arbeitslast, sprach breit von Kartoffeln und Obst, bevor er endlich knapp zur Sache kam. «Was nun meine Beziehungen zum Verlag Staackmann betrifft, so kann [ich] nur sagen, dass ich ihm unter allen Umständen treu bleiben will, wenn die Umstände nicht ein Weiterbestehen dieses Verlages verunmöglichen.»<sup>14</sup> Das war eine eindeutige Auskunft; Witz beharrte nicht auf seinem Anliegen, weitere Kontakte sind nicht belegt.

Was auf den ersten Blick so klar wirkt, wirft einige Fragen auf. Huggenberger berief sich auf Treue, doch hatte er nie gezögert, einem Verleger untreu zu werden, wenn er sich davon einen Vorteil versprach. Sein Abgang bei Huber wie der Bruch mit Wirz seien in Erinnerung gerufen; seinem neuen Verleger Franz Larese gegenüber verhielt er sich wenig loyal. Sein Entscheid macht nur Sinn, wenn wir davon ausgehen, dass er sich zu dieser Zeit tatsächlich noch Chancen ausrechnete, es könne bei Staackmann wieder werden wie früher. Neben einer solchen Aussicht musste das Angebot eines eben erst gegründeten kleinen Schweizer Verlags wenig attraktiv wirken, fast wie ein Zurück in vergangene Zeiten, in denen er sich mühevoll von Huber losgerissen hatte, um in den grossen deutschen Markt aufzubrechen. Ernst Zahn empfand das auch so, als er zu dieser Zeit wieder in

der Schweiz zu publizieren begann. «Aber, ach, wie eng ist die Strasse, die vor mir liegt! Mir ist, als humple ich als Bettler, wo ich einst im Vierspänner fuhr und grosstat.»<sup>15</sup>

Eine Vertrauensbasis gegenüber Friedrich Witz wäre an sich vorhanden gewesen. Huggenberger hatte schon mit ihm zusammengearbeitet, als dieser in den 1920er-Jahren Redaktor beim «Aargauer Tagblatt» war, später bei der «Zürcher Illustrierten» und zuletzt bei der Kulturzeitschrift «du». Ein Übergang zu Artemis wäre seinem Werk zumindest mittelfristig nützlich gewesen. Der Verlag machte sich bald einen guten Namen; das Umfeld war vielversprechend, eine Spitteler-Ausgabe war geplant, und auf das Gedenkjahr von 1949 erschien eine Goethe-Edition. Huggenberger sagte Nein und verpasste die Gelegenheit, sich im Umfeld von Klassikern anzusiedeln. Seine Entscheidung lässt sich nicht restlos erklären; neben der immer noch lebendigen Hoffnung auf Staackmann dürfte auch eine Portion Starrsinn mitgespielt haben.

Die Wiederbelebung von Staackmann liess auf sich warten. In seiner Not schrieb Huggenberger im Sommer 1948 an Hans Friedrich Blunck, den einstigen Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, der seinerseits Ende 1947 ein Lebenszeichen in Form einer Karte gesandt hatte. Blunck war gerührt über den ausführlichen Bericht wegen der Buchsorgen, konnte aber nicht mehr tun, als nachträglich zum 80. Geburtstag gratulieren und seine Hoffnung auf zukünftig erneuerte Verbindung der alten Geister aussprechen. Er nannte Ermatinger und Bohnenblust, Knittel und Stickelberger und erinnerte an den toten Jakob Schaffner. «Es wäre wohl nötig, dass wir die Fühlung miteinander aufnehmen, weil ich das Empfinden habe, dass wir alle, die wir einander einst freund-

---

13 ZB Zürich, NL Witz 17.28: Witz an A. H., 17.10.1945.

14 Ebd.: A. H. an Witz, 25.11.1945.

15 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: Zahn an Stickelberger, 19.9.1946.

schaftlich oder freundlich kannten, uns wieder sammeln müssen. Es genügt oft, dass wir umeinander wissen. Schon das wärmt und lässt hoffen, dass die Einsamkeit, in der die Geistigen Europas heute stehen, einmal überwunden wird durch neue Bindungen derer, die guten Willens sind.»<sup>16</sup>

### Das Ende bei Staackmann

Anfang 1947 war die Verbindung mit Staackmann wieder auf eine reguläre Basis gekommen. Verlagsleiter Carl Baessler meldete sich ausführlich aus Bamberg. Dort fehlte jedoch ebenso wie in Leipzig die Lizenz der Besatzungsmacht, um die Verlagstätigkeit wieder aufzunehmen. In der sowjetischen Zone seien es vor allem politische Gründe, die einen Privatverlag behinderten; in der amerikanischen Zone sei der Papiermangel ausschlaggebend. Immerhin seien noch Restbestände von vier Romanen vorhanden. Im Einvernehmen mit Baessler hatte inzwischen auch der ehemalige Verlagsmitarbeiter, Jan Thorbecke, von Lindau am Bodensee aus geschrieben. Er hatte eine Buchhandlung übernommen und einen eigenen Verlag für regionale Literatur gegründet.<sup>17</sup> Er bot Huggenberger eine teilweise Neuverlegung seiner Werke und deren Vertrieb in Deutschland an.

Huggenberger schwankte zwischen Hoffnung und Zweifel. Bald sprach Baessler von einer geplanten Neuauflage der Romane, bald verwies er wieder auf den Papiermangel oder auf das Publikum, das stets nach Neuem verlange. Die von Huggenberger offenbar zögernd vorgebrachte Mitteilung, dass sein Schwiegersohn einige der Bücher neu herausbringen wolle, betrachtete Baessler «keineswegs als ein ›Überlaufen‹ – im Gegenteil, ich verstehe es nur zu gut, wenn Sie den Wunsch haben, dass die wichtigsten Ihrer Werke bald wieder vorliegen».<sup>18</sup> Das klang schon beinahe wie eine Einladung, doch eher eine schweizerische Lösung ins Auge zu fassen. Ein

Jahr später war man keinen Schritt weiter. Huggenberger war sehr enttäuscht, sein Brief ist im Entwurf erhalten. «Aber noch härter bedrückt mich die Mitteilung, nach der die vergriffenen Bücher nur ganz nach und nach in Jahresabständen wieder ins Leben gerufen werden können. Das bedeutet wohl nicht viel anderes, als dass sie der Vergessenheit und dem Absterben anheim fallen werden.»<sup>19</sup> Das gelte vor allem für einige Erzählbände und die Gedichtsammlung «Erntedank», einen wichtigen Teil seines Lebenswerks. Baessler hielt dagegen, dass Novellen zurzeit kaum gefragt seien und Gedichte schon gar nicht. Stattdessen sprach er immer noch von einer Neuauflage der «Schicksalswiese». Als er aber hörte, dass Büchi im Volksverlag ebenfalls eine Neuausgabe vorbereitete, zog er sich zurück. Im Mai 1952 schickte er eine Gesamtabrechnung über die Jahre 1944 bis 1951. Es war eine Art Abschied. «Noch leben wir – wenn auch die amerikanische Bestseller-Mode abzuflauen beginnt – in einer Zeit, die mehr das Sensationelle, Aufregende sucht als das Besinnliche. Vor allem aber werden nach wie vor diejenigen Bücher abgelehnt, die sich bäuerlichen Themen widmen; hier macht sich doch eine Reaktion gegen die künstlich herbeigeführte Überschwemmung mit ›Blut- und Boden‹-Literatur während der Nazizeit bemerkbar. Es ist nur bedauerlich, dass breite Leserschichten zwischen Echt und Unecht nicht unterscheiden können und daher auch Ihr Werk darunter leidet, obwohl es fern aller Tendenz und echt und ehrlich ist.»<sup>20</sup>

16 Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, NL Blunck, Cb 92.40.51: Blunck an A. H., 16.7.1948 (Durchschlag, der Brief von A. H. fehlt).

17 Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 506.

18 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann (Baessler) an A. H., 20.6.1948.

19 KBTG Hu Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Baessler, 31.5.1949.

20 KBTG Hu B 969: Baessler an A. H., 6.5.1952.

Huggenberger ging zu dieser Zeit auf seinen fünfundachtzigsten Geburtstag zu; er hatte sich mit der Situation abgefunden. Er habe eigentlich nach dem Krieg damit gerechnet, dass Staackmann die Tätigkeit womöglich ganz einstellen werde, schrieb er. «Nun freute ich mich natürlich, dass eine Neubelebung und Weiterführung des Verlages doch in Frage kommen kann, wenn mir auch leider in Anbetracht meiner Jahre eine Mitarbeit kaum mehr gestattet sein wird.»<sup>21</sup>

Betrachten wir die wieder einsetzende Bücherproduktion von Staackmann ab 1948/49, so finden sich darunter manche alte Autoren des Hauses, neben dem unverwüsthlichen Peter Rosegger (er ist bis heute bei Staackmann im Angebot) auch Rudolf Greinz, Anton De Nora, Otto Ernst oder Rudolf Hans Bartsch, die allerdings auch schon früher weit höhere Auflagen erzielt hatten als Huggenberger.<sup>22</sup> Ausgesprochene Nationalsozialisten waren ausgeschieden. Unter den neuen Büchern fanden sich auch solche mit ländlich-bäuerlicher Thematik; es handelte sich teilweise um Übersetzungen aus dem Niederländischen oder aus dem Dänischen.

### **Kleine Publikationen in Deutschland**

Der Fehlschlag bei Staackmann bedeutete keineswegs, dass in Deutschland nach dem Krieg gar nichts mehr von Huggenberger erschienen wäre. Jan Thorbecke produzierte 1947 einen kleinformatigen Auswahlband mit Prosa und Gedichten unter dem Titel «Mühsal und Sonntag». Er enthielt «Der verkehrte Jakob Stockauer», in der alten Fassung, aber mit einem merkwürdig banalisierten Titel («Die Erbschaft des Jakob Stockauer»); sodann «Die Schwester», eine Erzählung aus «Liebe Frauen», ein paar Gedichte und – ohne Quellenangabe – einen Auszug aus «Die Bauern von Steig». Dem folgten Neuauflagen der Romane «Die Frauen von Siebenacker» (1949) und

«Schicksalswiese» (1950). Thorbecke bemühte sich auch um eine Lesung in Lindau. Huggenberger war wenig begeistert über diese Ausgaben, ja er nahm sie so wenig ernst, dass er weiterhin behauptete, alle seine Staackmann-Bücher seien vergriffen.<sup>23</sup> Die teilweise unpassenden Illustrationen ärgerten ihn.

Bei Staackmann waren noch Restbestände der Romane in Kriegsausgaben an Lager, die sich aber kaum mehr verkauften. Die Neudrucke bei Thorbecke setzten sich ebenfalls nur in bescheidenem Rahmen ab; 1953 stellte er die Produktion von Belletristik weitgehend ein.

Im Herbst 1946 meldete sich auch Oskar Bischoff wieder, der verschiedentlich über Huggenberger geschrieben und 1943 eine Einleitung zur Kriegsausgabe von «Jakob Spöndlis Glücksfall» verfasst hatte. Damals attestierte er eine starke «Verwurzelung in Boden und Blut», jetzt beabsichtigte er, im frisch gegründeten Kranz-Verlag Märchen für Kinder herauszubringen.<sup>24</sup> Daraus entstand das Büchlein «Zwerg Moosbart», das im Frühjahr 1949 erschien, eine Neuauflage des vergriffenen «Männlein in der Waldhütte» aus dem Jahr 1934. Sauerländer hatte die Druckstöcke zur Verfügung gestellt und übernahm 200 Exemplare für den Verkauf in der Schweiz. Das Kinderbüchlein fand kein glückliches Schicksal; 1952 ging der Verlag in Konkurs, ein Rechtsanwalt meldete sich, ob Huggenberger Verwendung für 2000 noch vorhandener Restexemplare habe, sie gingen sonst ins Altpapier.<sup>25</sup>

21 KBTG Hu Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Baessler, 9.5.1952.

22 Einen guten Überblick der Verlagsproduktion nach dem Krieg gibt der Antiquariatshandel, siehe Zentrales Verzeichnis antiquarischer Bücher, Leipzig/Frankfurt ([www.zvab.com](http://www.zvab.com)).

23 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 4.5.1950.

24 A. H., Jakob Spöndlis Glücksfall, Einleitung, S. 7; KBTG Hu B 110: 5 Briefe 1946–1949 und Sch 11: Kranz-Verlag.

25 KBTG Hu B Sch 3: Braun an A. H., 16.10.1952.

Darüber hinaus war noch der eine oder andere Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften zu verzeichnen, auch einmal eine Gedichtrezitation bei Radio Berlin. Der Scheffelbund in Karlsruhe übernahm als Gabe für seine Mitglieder 1949 die Erzählung «Die Magd vom See». Die Abrechnung des Staackmann-Verlags verzeichnete bescheidene Einnahmen über 643 D-Mark von der Währungsreform im Juni 1948 bis Ende 1951; sie beruhten vor allem auf den Lizenzgebühren von Thorbecke. Hinzu kamen 348 Mark von 1944 bis 1948 (ein Zehntel des Reichsmarkbetrags); von den gesamthaft 991 Mark in der neuen deutschen Währung waren 548.94 DM in die Schweiz transferierbar.<sup>26</sup> Es dürfte sich um die letzte Zahlung gehandelt haben, die Huggenberger aus Deutschland erhielt.

### Ein missmutig beobachteter Markt

Es stand nicht mehr gut um den Absatz, obwohl es nicht an wohlgesinnten Helfern fehlte. Franz Larese berichtete im August 1950 von seiner Reise nach Stuttgart, wo er Radio, Presse und zahlreiche Buchhandlungen besucht hatte. Viele der alten Buchhändler seien fort, die jungen hätten keine Übersicht angesichts des herrschenden Überangebots. «So musste ich nun oft feststellen, dass man Sie dem Namen nach noch kennt, von Ihren Büchern aber eigentlich nur noch wenig gelesen hat.»<sup>27</sup>

Probleme waren auch in der Schweiz zu verzeichnen, auch wenn man den Eindruck gewinnt, dass der Umschwung im Publikumsgeschmack weniger radikal ausfiel. Das Mundartbändlein «Hinderem Huus im Gärtli» von 1942 war seinerzeit aus politischen Gründen von einem Teil der Buchhändler boykottiert worden und liess sich nicht mehr neu lancieren, wie Sauerländer berichtete.<sup>28</sup> Ab 1950 etwa stockte allgemein der Absatz. Einzig die Theaterstücke liefen die ganzen 1950er-Jahre hindurch im-

mer noch sehr gut. Bei der Prosa war das Angebot neuer Titel nun enorm, darunter viele Übersetzungen.<sup>29</sup> Dies bekamen die Vertreter der Volks- und Heimatliteratur traditionellen Stils mit ihrer starken kulturellen Orientierung an Deutschland unmittelbar zu spüren. Ernst Zahn beklagte sich über die «Konkurrenz der amerikanischen und englischen Produktion und der bei uns eingereisten Journalisten und Schriftsteller».<sup>30</sup> Huggenberger äusserte sich ähnlich im August 1948. «Das kleine Gebiet der deutschsprechenden Schweiz ist zur Zeit derart mit Buch und Manuskript-Angeboten überschwemmt, dass wir einheimischen Schriftbeflissenen, von grossen und grössten Namen beinahe an die Wand gedrückt, uns wie nie unserer Kleinheit bewusst werden.»<sup>31</sup>

Das war masslos übertrieben; zudem schickte sich eine jüngere Generation von Schweizer Autoren bereits zum Aufbruch über die Grenzen an, um sich bald international einen Namen zu machen. Doch war der pessimistische Missmut der deklassierten Erfolgsautoren nachvollziehbar, für die solche Möglichkeiten nicht mehr bestanden. Lange Zeit hatten sie ihre Marktchancen verbessert, indem sie auf die Beharrungskraft des kulturellen Schwergewichts im Norden bauten. Nun sah die Welt verändert aus; das geschlagene und befreite Deutschland ging neue Wege.

26 KBTG Hu B 969: Beilage zum Brief Baessler, 6.5.1952.

27 KBTG Hu B 593: Franz Larese an A. H., 11.8.1950.

28 STAAG ZWA 2004.0027/0764: Sauerländer an A. H., 23.2.1949.

29 Zbinden, Sternstunden, S. 67 ff.

30 UB Basel NL 75, NL Stichelberger: Zahn an Stichelberger, 5.7.1946.

31 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 10.8.1948.

## 47 Huggenberger lesen: Stimmen aus dem Publikum

Alfred Huggenberger erhielt im Lauf der Jahrzehnte Tausende von Zusendungen. Die meisten stellten eine Frage, äusserten eine Bitte oder wünschten eine Lesung, meldeten sich wegen einer Theateraufführung. Und viel Verlagskorrespondenz drehte sich um die Publikation seiner Werke. Angesichts dieser Fülle mag überraschen, dass nur relativ selten zur Sprache kam, was die Lektüre von Huggenbergers Werken den Lesenden bedeutete. Manchmal geschah dies unbeholfen und knapp, manchmal in sorgfältiger Formulierung. Diese Briefe sind aufschlussreiche Dokumente. Schnell zeigt sich, dass sie – obwohl individuell verfasst – bestimmten Mustern folgen. Manches davon findet sich auch in den zeitgenössischen Rezensionen sowie in den unzähligen rühmenden Berichten. So mögen manche scheinbar persönliche Eindrücke nur ein Echo auf Angelesenes oder Gehörtes darstellen.

Um die langfristige Tendenz sichtbar zu machen, sei auf die Anfänge zurückgegriffen: Im August 1910 erhielt Alfred Huggenberger unerwartete Post aus dem fernen Schleswig-Holstein. Pastor Friedrich Lamp in Plön hatte im Vorjahr den Gedichtband «Hinterm Pflug» erhalten. Vielleicht lief das über Gustav Frenssen, Erfolgsautor und ehemaliger Amtskollege von Lamp, mit dem Huggenberger damals in lockerer Verbindung stand. Nun wollte Lamp seinen Dank abstellen. Er sei nie in der Schweiz gewesen, sehe aber manche Ähnlichkeit. «Vielleicht ist mir auch das so ansprechend bei Ihren Gedichten, dass Sie die Menschen und Dinge so lieben und für das Kleine Herz und Beachtung übrig haben.» Er sei jetzt 48 Jahre alt und etwas abgearbeitet mit seiner grossen, zerstreuten Gemeinde, die er seit siebzehn Jahren betreue. «Ich weiss nicht, ob Ihre Gedichte sehr formvollendet sind. Ich bin kein Kritiker. Ich weiss aber, dass sie mir etwas zu sagen haben. Ich lese sie so wie Briefe eines alten Bekannten an mich persönlich gerichtet, wie Selbstbetrachtungen eines Freundes. So sind sie mir wert geworden als Kunde

vom Hoffen, Ringen, Lieben eines Menschenkindes, das ich verstehe.»<sup>1</sup>

Der Brief ist eines der frühen Zeugnisse für ein positives Leserecho aus der Ferne. Es meldeten sich Menschen aus allen sozialen Schichten, denn es gehört zur Eigenart von Huggenbergers Schriften, dass sie tatsächlich quer durch ganz unterschiedliche soziale und kulturelle Milieus gelesen wurden. So schrieb ihm Ende 1917 der deutsche Aussenminister Richard von Kühlmann-Stumm. Er hatte «Die Bauern von Steig» gelesen und nahm sich nun mitten im Krieg die Zeit für eine Geburtstagsgratulation und rühmte die «fast mystische Liebe zum Heimatboden».<sup>2</sup> Es schrieben auch Menschen, die nie richtig schreiben gelernt hatten oder es nicht mehr konnten, weil sie alt und gebrechlich waren.

Die frühen Schreiben stammten in erster Linie aus dem Kreis der Gebildeten, und sie entboten dem Autor eine bunte Vielfalt anerkennender Worte. Sie rühmten die «ächte, goldene Poesie», schrieben den Gedichten «eine eigentümliche Seele» zu, lasen sie als wirkliche «Worte eines Bauern», nahe dem «Urquell allen Lebens».<sup>3</sup> Was für die Gedichte gilt, trifft auch für die ersten Erzählbände zu. Das sei «reinste Wahrheit», der Realismus der Personenzeichnung – «man glaubt ihnen aufs Wort» – sei ebenso zu rühmen wie das Fehlen aller Grobschlächtigkeit.<sup>4</sup> Bemerkenswert sind die anerkennenden Worte der Wiener Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald in einem Brief von 1910 an die Freundin Barbara Matter in Frauenfeld; sie hatte Huggenberger bei einem Besuch in der Schweiz kennengelernt und den ersten

1 KBTG Hu B Sch 12: Lamp an A. H., 28.8.1910.

2 KBTG Hu B Sch 12: Kühlmann an A. H., 19.12.1917.

3 KBTG Hu B Sch 9: J. Huber, 30.11.1907; Hu B 233: Emil Ermatinger, 7.12.1907; Hu B 806: Josef Reinhart, 10.1.1910.

4 KBTG Hu B 241 in Sch 5: Ernst Eschmann an A. H., 23.11.1912.

Erzählband «Von den kleinen Leuten» gelesen. «Dass Du mir Huggenberger vorgestellt hast, dafür weiss ich Dir besondern Dank. Das ist ein prächtiger Kerl! Gesund, mutterwitzig, humor- und gemütvoll, keine bäuerliche Schroffheit und keine präventöse Halb-bildung. [...] zu seinem höchsten Lobe als Mensch und Dichter: er ist ein rechter Schweizer und erfüllt Goethes Forderung an den Dichter: er hat ein ganz von einer Empfindung volles Herz. Alle seine Leute sind mir so vertraut, als wäre ich mit Ihnen gross geworden. Besonders verliebt habe ich mich aber in den Jakob Spöndli.»<sup>5</sup> Dieses Gefühl, mit den Personen vertraut zu sein, ihnen ganz nahe zu kommen, drücken auch andere aus, so Hedwig Bleuler-Waser (ebenfalls eine Akademikerin und mit Eugenie Schwarzwald bekannt) mit Bezug auf die erste Erzählung des «Ebenhöch», «Der Acker am Herrenweg»: «Besonders gern mag ich die Kempfensippe; die lernt man kennen inwendig und auswendig, wie wenn man hineingeheiratet hätte.»<sup>6</sup> Ähnliches äussern in späteren Jahren auch Lesende (es sind auffällig oft Frauen), die über keine höhere Bildung verfügen.

Manche Motive dieser Briefe ziehen sich durch die Jahrzehnte, ohne dass eine Entwicklung erkennbar wäre. Als beharrlich erweist sich etwa der Gedanke, dass man aus der Lektüre von Huggenberger «in unserer überhasteten Zeit» wieder innere Ruhe gewinnen könne.<sup>7</sup> «Der Mensch braucht das so sehr in unserer kurzlebigen und hastigen Zeit, und wer einen Funken Liebe zur Natur und deren Schönheit hat, schöpft viel Frohsinn aus Ihren Büchern.»<sup>8</sup> Das Kranken an der «Hast» und «Unruhe der Zeit» entstammte als zeit- und kulturkritisches Thema ursprünglich dem späten 19. Jahrhundert, als die «Nervosität» zum Allerweltsleiden aufstieg, dem mittels Hinwendung zur Natur – und ganz praktisch durch den Ferienaufenthalt in ländlicher Beschaulichkeit – begegnet werden konnte. Der Lektüre kam die Rolle eines therapeutischen Mittels zu, mit dem die innere

Kraft wiederhergestellt wurde. Der oft sehr formelhaft vorgetragene Gedankengang erhielt sich über Jahrzehnte.

Politisch-Weltanschauliches kam ins Spiel, wenn sich solche Sichtweisen mit Abgrenzungen verbanden – häufig um den Begriff des Gesunden kreisend. In dieser Hinsicht wird eine neue Tonlage ansatzweise schon vor dem Ersten Weltkrieg sichtbar und gewinnt in den 1920er-Jahren an Boden. Vom «durch und durch gesunden Buche» war schon Hermann Bodmer, Mitbegründer des Lesezirkels, begeistert, als er 1912 «Die Bauern von Steig» las.<sup>9</sup> Ein Leser aus Feldmeilen, eben aus Italien zurückgekehrt, dankt 1925 für das zugesandte Buch, es dürfte «Die Frauen von Siebenacker» gewesen sein: «Ich hab's diese Nacht durchgelesen: eine starke und echte, erlebte Dichtung, die mir gut tat nach der wälschen Süssigkeit. [...] Das ist die gesündeste und in jeder Beziehung wertvollste Kost für unser Volk und auch für die – Intellektuellen.»<sup>10</sup> Mit dem Gesunden fand ein Begriff aus populärhygienischen und medizinischen Traktaten des späten 19. Jahrhunderts Eingang in die Charakterisierung literarischer Texte. Verwandte und bestärkende Begriffe lagerten sich an – Quelle, Brunnen, Luft und Frische. Assoziationen aus der Ernährungslehre wurden bemüht. Immer ging es um die polarisierende Gegenüberstellung, um ein entweder – oder, in den Worten eines Lehrers 1923: «Es ist nicht Künstelei, nicht «Gehirnkonzentration», es ist Leben, Leben!»<sup>11</sup>

5 KBTG Hu B 683 in Sch 683: Barbara und Karl Matter an A. H., 21.1.1910.

6 KBTG Hu B 115 in Sch 3: Bleuler-Waser an A. H., undatiert (Anfang 1912).

7 KBTG Sch 22: Olga Thalman-Stäubli an A. H., 22.12.1937.

8 KBTG Hu B 597: Elisabeth Lederle-Kretzdorn an A. H., 14.12.1949.

9 KBTG Hu Sch 3: Dr. Hermann Bodmer an A. H., 3.12.1912.

10 KBTG Hu Sch 2: Linus Birchler an A. H., 16.11.1925.

11 KBTG Hu Sch 15: Hermann Menzi an A. H., 1923.

So werden von mancher Seite die Texte Huggen-bergers als Weckruf verstanden gegen missbilligte gesellschaftliche Entwicklungen. Der Klinikverwalter Otto Binswanger aus Kreuzlingen beschwört 1917 den Stadt-Land-Gegensatz: «Wenn ein jeder Ihnen nachempfinden könnte, gäbe es niemanden, der von der duftenden Ackerfurche, von der brodelnden Juni-sonne weg in russige, rauchige Fabriken, in Mietskasernen und in Kinos liefe.»<sup>12</sup> Zwanzig Jahre später kommentiert der Lehrer Rudolf Hägni, Autor der Lebensdarstellung von 1927, den Gedichtband «Abendwanderung»: «Ich glaube, die Nachwelt wird einmal begieriger nach diesem Hausbrot greifen als nach dem stark gewürzten Gebäck der poetischen Stadtköpfe, mit dem man sich den Magen verdirbt.»<sup>13</sup> In einem weiteren Brief wird er noch schärfer: «Aber eben, wer «mit den Kräften der Tiefe im Bund» ist, der erlahmt nicht so schnell wie die Asphaltliteraten oder Kaffeehauspoeten, die kaum Boden genug finden, ein paar Würzelchen zu treiben!»<sup>14</sup> Der Begriff des Literaten, negativ übersteigert in der Unfigur des Asphaltliteraten und sorgfältig abgegrenzt vom Dichter, auch die Spitzen gegen Intellektuelle wurzeln in den Kulturkämpfen des frühen 20. Jahrhunderts, als «Moderne» und «Tradition» oft unversöhnlich gegeneinander standen.

Das Gesunde hatte auch seine politische Seite. Vor allem die Gebildeten unter den Lesern – manchmal Politiker – lasen Huggenberger gern durch die Brille ihrer konservativen Weltsicht. Ende 1932 schrieb der langjährige demokratische Grossratskollege Huggenbergers, der Lehrer, Friedensrichter und Vorsteher des Vereins thurgauischer Bienenfreunde Alfred Düssli aus Romanshorn und entwarf eine Lebensphilosophie, die er aus Huggenbergers Schriften zu lesen glaubte: «Liebe zur heimatlichen Scholle, Einfachheit & genügsamer Sinn, Frohmut & freundnachbarliches Wesen, Treue & Pflichterfüllung, das sind die Richtlinien, die allen Ihren Liedersammlungen & Schriften das charakteristische Gepräge geben.»<sup>15</sup>

Spät erst, in den 1930er- und 40er-Jahren entdeckten auch Katholisch-Konservative ihre Liebe zu Huggen-bergers Werk. «Ich will Ihnen auch danken für die edle, christliche Art, mit der Sie die sittlichen Probleme in Ihren Büchern behandeln», schrieb 1939 Pater Aegidius Bitter aus Schwyz.<sup>16</sup> Aus katholischer Sicht könne er dem nur beipflichten.

Ein weiter Abstand lag zwischen dieser politisch-weltanschaulichen Instrumentalisierung und den ersten anerkennenden Worten um 1910, die ein viel breiteres Spektrum von Wahrnehmungen antippten. Die unmittelbare Instrumentalisierung besetzt allerdings nur einen vergleichsweise kleinen Raum. Die meisten Rückmeldungen von Lesenden waren weit privater.

Vielen brachte die Lektüre Trost und Ablenkung von einer als bedrückend erfahrenen Situation. Nachvollziehbar ist dies angesichts der Schrecken des Ersten Weltkriegs. Eine holländische Verehrerin – eine der wenigen Stimmen von ausserhalb des deutschen Sprachraums – schrieb Huggenberger 1918, dass seine Schriften für sie ein Lichtblick seien inmitten «des entsetzlichen Weltschmutzes des Gegenwärtigen».<sup>17</sup> Bemerkenswert ist die Erinnerung eines einstigen deutschen Soldaten: «Selbst im Weltkrieg trug ich stets ein Gedichtbändchen von Ihnen in meinem Tornister mit mir. So unglaublich es auch klingen mag[,] aber es entspricht der Wahrheit, dass ich selbst in den so schweren Tagen an der Somme 1916 gar oft im wüsten Trommelfeuer mich an dem Gedichtbändchen «Stille der Felder» innerlich stärkte und mich, wenn auch oft nur für Minuten den schweren Kampf vergessen liess.»<sup>18</sup> Trost fanden auch immer

12 KBTG Hu Sch 2: Binswanger an A. H., 24.12.1917.

13 KBTG Hu B 373: Hägni an A. H., Zürich, 24.1.1948.

14 KBTG Hu B 373: Hägni an A. H., 10.8.1948.

15 KBTG Hu Sch 23: Düssli an A. H., 24.12.1932.

16 KBTG Hu B 112: Bitter an A. H., 26.7.1939.

17 KBTG Hu Sch 2: Adolphine Bello an A. H., 1.3.1918.

18 KBTG Hu B 867: August Schindler an A. H., 6.4.1940.



wieder schwer Erkrankte oder in sehr beengten sozialen Verhältnissen Lebende. Einzelne liessen sich von der Lektüre dazu anregen, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuschreiben.

Eine Mischung aus Trost, innerer Stärkung und Bestätigung im eigenen Lebensweg sucht eine Gruppe von Leserinnen, die sich explizit auf Huggenbergers Darstellung weiblicher Schicksale beziehen. Wenig überraschend fand der Roman «Die Frauen von Siebenacker» besonderes Echo. Eine Sozialarbeiterin im Landfrauenverband, der in den 1930er-Jahren entstehenden Interessenvertretung der Bäuerinnen, erklärte das Buch zu ihrem Favoriten. «Ich habe es schon unzählige Male gelesen und lese es nie aus. Ich bin selber ein Bauernkind, mein Vater ist ein Kleinbauer und war daneben ‹Wegknecht› – in Ihren Geschichten gibt es mehr als ein solches Mädchen und gerade an diesen Kleinen zeigen Sie, dass es nicht auf äussere Güter und Vorzüge ankommt, sondern auf die inneren Werte.» An Huggenbergers Mädchen- und Frauengestalten habe sie sich immer wieder aufgerichtet. «Sie haben mir viel geholfen und Sie haben mir viel gegeben in mein kleines Leben hinein.»<sup>19</sup>

Andere Lesende sprechen von der Sehnsucht, welche ihnen die Lektüre zugleich erwecke und befriedige. So schrieben ehemalige Thurgauerinnen und Thurgauer aus dem Ausland oder auch nur aus anderen Kantonen, wie stark die Lektüre den Gedanken an die Heimat wach halte. Ebenso meldeten sich Menschen, die wehmütig auf ihre frühere Verbundenheit mit Ländlichkeit und Bauerntum zurückblickten. Der Gedanke an eine vergangene ländliche Welt verband sich zwanglos mit dem nostalgischen Blick in die entschwundene eigene Kindheit. Verstärkt wurde die Wirkung, wo sie mit dem positiv erinnerten Lernen von Gedichten einherging. «Wie gern und wie oft haben wir Ihre Gedichte rezitiert! Sie klingen mir heute noch in den Ohren und bilden einen Teil meiner schönsten Jugenderinnerungen.»<sup>20</sup> So ein Zeitungs-

redaktor aus Trogen im Kanton Appenzell Auser rhoden 1946.

Manche der Lesenden weisen darauf hin, wie sie lesen, nämlich «immer wieder», «unzählige Male» dieselben Texte. Es ist dies eine altertümliche Leseweise, wie sie ursprünglich – als Bücher noch eine kostbare Rarität waren – vor allem gegenüber religiösen Texten praktiziert wurde. Bei weniger geübten Leserinnen und Lesern überlebte die Form noch lang. Sie verband sich teilweise mit dem Vorlesen oder Rezitieren, das die Zuhörenden zur andächtigen Gemeinschaft vereinte, ein Effekt, den auch Huggenberger selber in seinen Lesungen oft erzielte. Die Lesenden schildern ihre Gefühlslage mit Ausdrücken wie «Frömmigkeit», «Andacht» oder «Feierstunde», die den «Werktag zum Sonntag» werden lasse. «So lese ich auch die Bücher der Bibel», bekannte der eingangs zitierte Pastor Lamp 1910.<sup>21</sup> Literatur vermittelte ein ausserkirchliches und überkonfessionelles, quasi-religiöses Erlebnis, sie vereinte die Lesenden (oder Zuhörenden) in einer vorgestellten Gemeinschaft, verbunden in einem Gefühl des Aufgehobenseins.

Andere umschrieben diese Gefühlslage, indem sie auf den Begriff der Wärme zurückgriffen – und gelegentlich von den Texten unmittelbar auf den Autor schlossen, um diesem eine besondere Warmherzigkeit zuzuschreiben. Wenige Wochen nach dem Tod Alfred Huggenbergers schrieb der pensionierte Gymnasiallehrer und Theater-Publizist Eugen Müller, selber schon Mitte siebzig, im März 1960 an dessen Tochter Martha Büchi – und wie ein fernes Echo klang unter den von ihm beschworenen Bildern zuletzt auch die Abgrenzung von den Intellektuellen noch einmal an: «Wer aus meiner Generation, der sich mit Literatur abgab, sollte ihn je vergessen? Erwinnere ich

19 KBTG Hu B 130: Anna Böll-Bächi an A. H., 27.12.1947.

20 KBTG Hu B 37: H. Meili an A. H., 23.12.1946.

21 KBTG Hu Sch 12: Lamp an A. H., 28.8.1910.

mich doch noch sehr deutlich, welche Bewegung durch die literarische Schweiz ging, als der Bauer in die Literatur eintrat. Hatten bisher Pfarrherren, Staatsschreiber, Professoren – wie mein Französischlehrer Jakob Bosshart – von Bauern erzählt, so trat nun dieser selbst auf, und man spürte etwas vom Duft der Scholle, die sein Pflug antrieb, von der stillen Schönheit der Bäume, die seine Hand pflanzte und pflegte, von der Welt der Tiere, die er molk und einspannte [...]. Und wie viel menschlicher, wie viel gütiger, wie viel wärmer ist doch die Huggenberger Welt als die eines Frisch und Dürrenmatt!!»<sup>22</sup>

---

22 KBTG Hu Sch 42: Müller an Martha Büchi, 20.3.1960.

## 48 Letzte Arbeiten und ein ungeschriebener Roman

In den späten 1940er-Jahren lief alles wie gewohnt. Huggenberger klagte über Zeitmangel und die kaum zu bewältigenden Briefschulden. Gelegentlich beanspruchten die Zeitereignisse, der sich verschärfende Kalte Krieg, die Aufmerksamkeit. Im Sommer 1950 begann der Korea-Konflikt. «Und hoffentlich müssen wir nicht auch noch das dritte Weltkriegsgrauen erleben», schrieb er Karl Cajka. «Es sieht verflixt verdächtig aus; die Menschen wollen und wollen aus allen Schicksalsschlägen nichts lernen.»<sup>1</sup> Fast jede Woche schreibe er noch ein Gedicht, teilte er dem österreichischen Brieffreund mit. «Dieses noch über den Tag hinaussehen ist noch das einzige, die verrückte Zeit erträglich zu machen.»<sup>2</sup> Wie es denn Franz Karl Ginzkey gehe, erkundigte er sich im Herbst 1951. «Ich habe nun lange, lange nichts mehr von ihm gehört.»<sup>3</sup> Die Verbindungen zu den frühen Förderern, die einst so positiv auf die Verse von «Hinterm Pflug» reagiert hatten, waren in der Tat alle abgebrochen; etliche waren auch in der Zwischenzeit verstorben. Ginzkey nicht, er habe soeben seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, teilte Cajka mit. Huggenberger liess die Gelegenheit für einen Gruss ungenutzt verstreichen.

### «Die Leute vom Ackerhimmel»

Im Herbst 1946 hatte Huggenberger erstmals einen neuen Roman erwähnt, an dem er gelegentlich arbeite. «Er braucht noch viel Zeit, manchen lieben Wandertag.»<sup>4</sup> Dann blieb alles wieder liegen. Mehr als drei Jahre später suchte er von sich aus das Gespräch mit Hans Kägi über dieses Werk, an dem er «schon mehr als ein Jahr in ‹freien Stunden› arbeite, das aber noch nicht weit gediehen» sei.<sup>5</sup> Auch gegenüber Cajka war gelegentlich davon die Rede. Wenn dieser nachfragte, kam aber keine Auskunft. Im Sommer 1953 fiel ein Titel: «Die Leute vom Ackerhimmel», eine Arbeit, die er noch «unter Dach» zu

bringen hoffe.<sup>6</sup> Da er aber seit 1948 den grössten Teil seiner Zeit für die Bearbeitung der Neuausgaben im Volksverlag einsetzte, ging es mit dem Roman kaum voran. Vielleicht war es auch umgekehrt, und er verausgabte sich mit den Neuausgaben deshalb so sehr, weil der Roman nicht mehr zustande kommen wollte.

Fragmentarische Notizen kreisen um die Stichworte Ackerhimmel und Balchengrün. Zeitweise scheint das Romanprojekt auf eine Erzählung reduziert. Notizen vom November 1949 deuten dies an. «Balchengrün. Sie wissen nicht, wie schön es ist in der Stille, auf des Herrgotts Sommerwiese. Novelle. Kind, das immer in der Angst lebt, es müsse (später) von B'grün fort. Wer wird mich da oben wollen. Und was soll ich an einem andern Ort anfangen, wo ich von den Menschen nichts weiss – und wo eine ganz andere Welt ist? Die ist ja vom Ackerhimmel herab, wo sie spinnen.»<sup>7</sup> Ein Notizheft vom Februar 1950 mit dem Titel «Balchengrün (nur wenig)» enthält praktisch nichts zum Roman, stattdessen die Notiz: «Unverbrauchtes aus Sch'wiese».<sup>8</sup> Letzteres zeigt wohl an, dass er zwar an Neuem herumdachte, aber zugleich nach seiner Arbeitsweise auf die alten Notizen zurückgriff. Ein mehrheitlich leeres dickes Schreibheft, Titel: Prosa 1952, enthält auf der ersten Seite den Eintrag «Balchengrün (Neues, 1952)». Es folgt ansatzweise eine Geschichte von Noah Gut, gewesener Schreinerlehrling, dann ein Gedicht und eine Sentenz: «Der Mensch (Bauer) hat die Maschine besiegt und ist zu ihrem Knecht geworden.» Sodann nochmals Notizen zu Balchengrün, in denen auch

1 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 9.7.1950.

2 Ebd.: A. H. an Cajka, 1.1.1951.

3 Ebd.: A. H. an Cajka, 1.9.1951.

4 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 14.11.1946.

5 Ebd.: A. H. an Kägi, 19.1.1950.

6 KBTG Hu Sch 140: A. H. an Cajka, 31.7.1953.

7 KBTG Hu Sch 77/6: Balchengrün. Erzählung, November 1949.

8 KBTG Hu M 248: Notizheft, 14.2.1950, ausgeschrieben.

«Ackerhimmel» vorkommt.<sup>9</sup> Dann erscheint einmal ein Anfang: «Der Tannenberghockt breit im Land. Er tut sich gut, er hat einen festen Boden. Auf seiner Südaltane auf dem halben Berg macht sich ein Dorf breit. Es ist nicht bloss ein Nest, es ist ein Dorf, das seine Meinung von sich haben darf.»<sup>10</sup>

Die Schauplätze gerieten ihm immer entlegener, fernab von der sich verändernden ländlichen Welt. Stichworte hielten seine Gedanken fest: «Balchengrün (Neugrütt?) Wie eine Festung. Keine Mauern, aber eine Festung ist es doch. Die Festung Bauern-trotz, die Festung Bauernglück, die Festung Bauern-querköpfigkeit. Quer ist zäh. Quer ist verlässlich. Quer ist innig. Auch die Liebe ist auf B'grün daheim. Sie zahlt nicht mit Leckereien [...] sie schenkt sich für ein Leben. Eine durchaus altmodige Liebe. Heftig kann sie sein, verschwiegen wie [...]. Aber wer sie erfahren hat, der weiss, was Liebe ist.»<sup>11</sup> Das Bollwerk zur Abwehr der Gegenwart erinnert unwillkürlich an Bundesrat Philipp Etter, der Huggenberger nach dem Besuch in Gerlikon Ende 1947 von einem «Festungs-dreieck» geschrieben hatte, bestehend aus «Dorf, Kapelle und Heim».<sup>12</sup> Nöte mit der Gegenwart offenbarte auch Sophie Laur, Frau des langjährigen Bauernsekretärs und Direktor des Bauernverbands Ernst Laur, der nun im Ruhestand war. Sie schrieb Huggenberger im August 1951, dankte für zugestellte Verse und fügte hinzu, dass sie selber noch «Bauernblut» in sich spüre. «Nur jetzt gerade macht es mir viel Kummer. Wenn ich diese Mähbinder durch die herrlichen Fruchtfelder rasseln sehe und die jämmerlichen Hutzelgärblein von ihm ausgespien werden, dann revolluzt es in mir und keine «Vernunft» kann mich überzeugen, dass diese Motorgeschichten unvermeidlich seien. Drum seh ich auch den Segen vor allem bei den Kleinbauern. Gottlob haben wir im Aargau noch viele solcher. In der Hand liegt der Segen und nicht vor allem in der Rendite.»<sup>13</sup>

Zu dieser Zeit waren in der Schweiz ganz andere Motorgeschichten im Anrollen. Sie waren nicht auf-

zuhalten, zuletzt durch die Kleinbauern, die nun bald in grosser Zahl aufgeben würden, da sie den Versprechungen eines besseren Lebens ausserhalb der Landwirtschaft folgten. Die Politik Ernst Laurs hatte diesen Wandel immer gefördert, so dass es paradox anmutet, wenn ausgerechnet seine Frau vor den Konsequenzen erschrak. Huggenberger wird das ähnlich erlebt haben. Sein letzter Roman, in dem er noch einmal die Welt der kleinen und grösseren Bauern hätte aufleben lassen, blieb ungeschrieben.

#### **Neuausgaben und Bearbeitungen bei Huber und im Volksverlag**

Den Grossteil der ihm verbleibenden Zeit verwandte Huggenberger für die Bearbeitung seiner mehrheitlich im Volksverlag Elgg wieder aufgelegten älteren Werke. Dies betraf zunächst einmal die Romane «Die Bauern von Steig» (neu aufgelegt 1948), «Der wunderliche Berg Höchst» (1949), «Die Schicksalswiese» (1950), «Die Geschichte des Heinrich Lentz» (1953). «Die Frauen von Siebenacker» folgten erst 1967.

Es sei nicht einfach nur eine Neuauflage, schrieb Huggenberger, als er Hans Kägi «Berg Höchst» schickte. «Ich habe mich lang und eingehend mit dem Werk beschäftigt, habe einiges gemildert, einiges ausgemerzt und da und dort Stellen vertieft und neue Szenen geschaffen.»<sup>14</sup> So verfuhr er bei allen Bearbeitungen dieser Jahre, was am Beispiel der «Geschichte des Heinrich Lentz» verdeutlicht sei. Auch sie hatte ihn «sehr lang in Anspruch genommen».<sup>15</sup> Eine

9 KBTG Hu M 249: Schreibheft.

10 KBTG Hu W Sch 93; Notizen, undatiert.

11 KBTG Hu Sch 77/6: Notizen, Blatt 12.

12 KBTG Hu B 244: Etter an A. H., 3.1.1948.

13 KBTG Hu B 74, in Sch 12: Schweiz. Bauernverband/Laur an A. H., 15.8.1951.

14 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 20.10.1949.

15 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 31.7.1953.

nähere Prüfung zeigt, dass er an der Ausgabe von 1916 gegen dreihundert Änderungen angebracht hatte, kleine und grössere Streichungen oder Ergänzungen respektive Neuformulierungen, dann auch Austausch einzelner Wörter. Die Verknapptungen vor allem gegen das Ende führten – formal zumindest – ein Stück weit zu der kürzeren Urfassung von 1915 zurück. Ein besserer Schluss gelang ihm allerdings nicht. Fatal wirkt seine Neigung, den geschickten Wechsel von indirekter und direkter Rede zu eliminieren und stattdessen sehr viel mehr direkte Rede einzusetzen. Die Personen holen öfter – wie schon 1937 in der «Schicksalswiese» – zu langen monologartigen Reden aus, was die Lebendigkeit und Glaubwürdigkeit reduziert. Er änderte Personennamen ohne sichtlichen Grund oder liess gar einzelne Nebenfiguren ganz weg, was im Fall von Emil Tischberger mit seinen wiederkehrenden Auftritten ein Verlust ist.

Neues war zu verzeichnen unter den Erzählungen. «Liebe auf dem Land» heisst ein Band im Volksverlag von 1947. Er trägt den gleichen Titel wie ein Bändchen der Kleinen Feldpost-Reihe von 1943, enthält aber andere Texte. «Jakob und Anna» behandelt noch einmal die Liebe zweier Nachbarskinder, die erst auf Umwegen zusammenkommen. Wie im «Acker am Herrenweg» (Ebenhöch) ist es der Mann, der zu lange zögert. Auch das geschenkte blaue Osterei gab es schon in andern Prosatexten. Wahrscheinlich griff Huggenberger hier auf eine reale Liebesgeschichte zurück, nach einem Eintrag im Notizbuch zu schliessen: «Jakob und Anna. Wenn ich die Geschichte von J. und A. erzähle, wird kein Mensch herausfinden, wen es angeht. Es gibt viele, die ähnlich heissen und ähnliches erlebt haben. – Nichts bemerkenswert, als dass sie nie vergessen, sich zum Namenstag Glück zu wünschen, was wieder keine aussergewöhnliche Sache ist.»<sup>16</sup> Zu den lebensklugen Frauenfiguren ist Lene zu rechnen, die Protagonistin in «Die Magd am See», ein weiteres Beispiel auch für Huggenbergers altes Thema, die weibliche Überlegenheit in Liebes-

dingen. «Verlobung auf Enzenruck» ist die Prosafassung von «Dur's Telephon», jenem erfolgreichen Einakter, der auch schon das eine und andere Motiv aus früheren Stücken einverleibt bekam. «Die verwechselten Bräute» geht vom Titel her ebenfalls auf ein beliebtes Theaterstück zurück und zieht das Thema dahingehend weiter, dass zwei junge Männer um zwei Schwestern werben, bis sie merken, dass beide eigentlich lieber die andere haben möchten. Huggenberger wiederholt die Marotte aus «Bauernbrot» von 1942, einzelne Wörter gesperrt zu setzen, um ihnen damit mehr Nachdruck zu verleihen.

Es hätte nahegelegen, nun auch für die Erzählungen ein einheitliches verlegerisches Dach beim Volksverlag zu suchen. Doch schon gegen Ende des Kriegs hatte Huggenberger den Huber-Verlag zu Neuauflagen der frühen Prosatexte gedrängt, er sprach von einer Bearbeitung, die er bereits begonnen habe. «Es ist mir im besondern daran gelegen, die Fremdwörter nach Möglichkeit auszumerzen.»<sup>17</sup> Es war Verlagsleiter Hans Vetter, ein Neffe von Rudolf Huber, der Huggenberger von einer Wiederauflage abbrachte. Stattdessen wollte er, ähnlich wie zuvor mit Werken von Gotthelf, Bosshart, Lienert und Widmann, einen Einzelband mit den besten Erzählungen herausgeben. Im Sommer 1947 schickte Huggenberger ein entsprechendes Manuskript, das er «Aus Dorf und Weiler» nannte. Genausowenig überzeugten die weiteren Titelvorschläge «Die Weisheit der Einfalt» und «Dorf- und Ackergeschichten». Vetter fand letzteres nur als Untertitel geeignet, er schlug vor «Der Ruf der Heimat». Dabei blieb es. Der Band übernahm vier der fünf Erzählungen aus dem «Ebenhöch» und vier der sechs aus den «Kleinen Leuten». Darunter befanden sich einige seiner besten Erzählungen: «Daniel Pfund», «Der Acker am Herrenweg» und «Jakob Spöndlis Glücksfall». Dass er aber seine

16 KBTG Hu Sch 91: Kleines Heft, «Br. d. H. u. l. F.»

17 STATG 8'405, 3/255: A. H. an Verlag Huber, 13.4.1946.

erste Erzählung «Der Hofbauer» (ursprünglich «Ölers Rose») und vor allem «Elsbeths Enttäuschungen» nicht in den Band aufnahm, muss überraschen, zumal er stattdessen mit «Holzschuhmacher» und «Der blinde Hannes» (früher «Am Heidenweiher») zwei wesentlich schwächere Texte berücksichtigte. Unverständlich ist vor allem, dass er die wenig überzeugende Geschichte «Die Scholle» – jetzt in «Der Ruf der Heimat» umbenannt – zur Titelgeschichte machte.

Auch im Volksverlag erschienen neu zusammengestellte Bände. Dabei wurde in «Liebe Frauen» von 1952 das einstige Thema der Sammlung verwischt, indem er die drei ursprünglichen Geschichten um eine beliebig wirkende Auswahl aus «Dorfgenossen» und aus «Heimliche Macht» ergänzte, darunter auch das rührselige «Mädli» mit dem neuen Titel «Späte Erfüllung». Ähnliche Probleme mit einer wenig überzeugenden Auswahl gab es im letzten dieser Sammelbände, «Das freundliche Jahr» von 1954. Berücksichtigt wurden insgesamt sieben Erzählungen aus «Heimliche Macht», «Der Kampf mit dem Leben» und «Dorfgenossen», teilweise mit veränderten Titeln. Hingegen fehlt ausgerechnet eine seiner besten Erzählungen, «Der verkehrte Jakob Stockauer».

Parallel dazu stellte Huggenberger einen Auswahlband seiner Gedichte zusammen, wobei er im Unterschied zu «Erntedank» (1939) nun auf alle seine Lyrikbände samt «Hinterm Pflug» zurückgreifen konnte, da Huber keine Ansprüche mehr geltend machte. Der Querschnitt, der auch einige neue Gedichte enthielt, erschien 1951 unter dem Titel «Der Bund mit dem Leben. Ausgewählte Gedichte». Er strebte sichtlich nach zeitloser Gültigkeit, die Gedichte zu Krieg und Frieden, zum Zeitgeschehen, hatte er praktisch alle ausgeschieden.

Die Ausgaben des Volksverlags strebten ein einheitliches Erscheinungsbild an, was aber nicht ganz gelang. Mehrfach stammten die Umschläge vom jungen Björn Hansen, der erstmals 1939 für «Ernte-

dank» eine Zeichnung geliefert hatte. Mit den Künstlern der früheren Jahre war der Kontakt abgebrochen, Huggenberger äusserte sich bei Gelegenheit grundsätzlich verärgert: ««De Tüfel hol d'Illustratore!» Eine Frau habe erst kürzlich wieder unmögliche Bilder zu einem seiner Bücher gezeichnet.»<sup>18</sup> Das bezog sich auf den Thorbecke-Verlag und lag schon fünf Jahre zurück. Im Fall von Kreidolf verübelte Huggenberger nachhaltig die zu hohen Kosten.<sup>19</sup> Die Freundschaft mit Otto Marquard hatte er über den politischen Differenzen der 1930er-Jahre einschlafen lassen. Darüber kann auch der Umschlag der Neuausgabe von «Berg Höchst» (1949) nicht hinwegtäuschen. Huggenberger hatte als Eigentümer von Marquards Original ein Verfügungsrecht und musste deswegen mit dem Künstler nicht in Kontakt treten.

Für spätere Ausgaben im Volksverlag wurden fallweise zusätzliche Illustratoren zugezogen, so dass die Möglichkeit ungenutzt blieb, mit Björn Hansen ein erkennbares einheitliches Erscheinungsbild zu gewinnen. Die Auflagenhöhe blieb gering, sie betrug tausend bis zweitausend Stück; in der Rangliste von Huggenbergers Bestsellern blieben «Die Bauern von Steig», die 60 000 erreichten, mit gutem Recht an der Spitze, gefolgt von «Siebenacker» mit 52 000 und «Schicksalswiese» mit 42 000. «Höchst» und «Heinrich Lentz» wie auch die Erzählbände lagen deutlich dahinter zurück. Die kleinen humoristischen Schriften erreichten, wie bereits dargestellt, beachtliche Auflagenhöhen; der «Gewunderchratte» gehörte mit seinen 45 000 Stück zur Spitzengruppe.

Insgesamt ist festzuhalten, dass die späten Neuausgaben trotz des enormen Aufwands in vielem eine Qualitätsminderung bedeuteten. Hans Kägi

18 Carl Seelig: Alfred Huggenberger im Gespräch. Zum 85. Geburtstag des Dichters, in: Tages-Anzeiger, 20.12.1952.

19 So eine späte Reminiszenz von K. Stadelmann, Aargauer Tagblatt, 26.3.1960, Erinnerungen an einen Besuch beim Bauerndichter.

rühmte den «unermüdlich verbessernden Alfred Huggenberger», übergang aber die fragwürdigen Änderungen.<sup>20</sup> Anstelle einer Verbesserung stand vielfach nur Huggenbergers Unentschlossenheit, ein bemerkenswerter Mangel an Sensibilität gegenüber seiner eigenen Leistung. Dies hatte auch mit seiner Isoliertheit zu tun. Es war niemand zur Stelle, der ihn beraten oder wenigstens nachträglich kritisiert hätte. Der einzige, der ihn noch gelegentlich brieflich bei der Bearbeitung von Gedichten beriet, war Carl Seelig. Erstzunehmende Besprechungen gab es schon lange nicht mehr.

Auf einen fragwürdigen Aspekt der späten Publikationen verweist die kleine Sammlung werbender Pressestimmen im Anhang von «Das freundliche Jahr». Die Auswahl solcher Zitate war Huggenberger immer wichtig gewesen. Nun übernahm er bedenkenlos die Stilisierung als Schollendichter. So liess er Eduard Korrodi sprechen: «Um die Scholle kreist sein Leben und schlingt sich sein Werk. Seine Wurzeln sind verklammert in die alemannische Heimaterde; aus dieser wachsen auch seine Bauerngestalten, Kinder der schweigsamen Besinnlichkeit und des starren Trotzes.» Schlimmer noch steht daneben Heinrich Federers qualifizierender Satz: «Blut schreibt von Blut.»<sup>21</sup> Was schon 1914 problematisch war, wirkt nun unerträglich.

### Im rechtsradikalen Umfeld

Die fragwürdigen Rückgriffe auf den Schollendichter waren keine zufälligen Fehlgriffe. Die Erfahrung der nationalsozialistischen Herrschaft hatte Huggenbergers Wachsamkeit gegenüber der Instrumentalisierung seines Werks nicht geschärft. Nach 1953, als die Einschränkung nationalsozialistisch gefärbter Aktivitäten in Österreich gelockert wurde, entstanden neue Verbindungen zu rechtsradikalen Publikationen, die sich mangels Quellen nur schwer qualifizie-

ren lassen. Noch unter aktivem Zutun Huggenbergers kam es ab 1955 zur Publikation von Gedichten und kleinen Prosatexten im «Herzhaften Hauskalender», einem Jahrbuch, das eine «Stiftung Soziales Friedenswerk – Freundeskreis zur Förderung begabter Jugend» in Salzburg herausgab.<sup>22</sup> Neben mancherlei konservativen Autoren und Autorinnen publizierte dieses «Friedenswerk» wohlbekannte Nationalsozialisten, bis hin zu Bruno Brehm, Will Vesper und Gerhard Schumann, denen Huggenberger zuletzt in Weimar im Herbst 1942 begegnet war. Noch in den 1990er-Jahren, als alle Beteiligten längst gestorben waren, erschienen hier Texte von Alfred Huggenberger, was zuletzt wohl ungenehmigt geschehen sein mag.

Ab 1957 erschienen sporadisch Gedichte Huggenbergers (bis 1970 waren es acht) in einer weiteren rechtsradikalen österreichischen Publikation. Der «Eckartbote» war 1953 entstanden, Karl Cajka war einer der eifrigsten Autoren. Vielleicht hat er die erste Publikation aus Anlass des 90. Geburtstags initiiert, der dann weitere folgten. Dies kann allerdings nicht mehr über Huggenberger selbst gelaufen sein, der zu dieser Zeit nicht mehr handlungsfähig war. Der Volksverlag wäre die zuständige Adresse zur Erteilung von Abdruckrechten gewesen, die Unterlagen fehlen. Der Autorenkreis des «Eckartboten» präsentierte sich ähnlich wie beim «Herzhaften Hauskalender»: Bekannte Nationalsozialisten fanden sich mit konservativen Autoren verschiedener Färbung beisammen.<sup>23</sup> Dem Renommee Huggenbergers wäre es kaum förderlich gewesen, hätte der Vorgang in der Schweiz Beachtung gefunden.

20 Kägi, Genug ist nicht genug.

21 A. H., Das freundliche Jahr, Anhang.

22 Einzige Korrespondenz in KBTG Hu B Sch 44: 3.2.1955, Zusendung Belegexemplar. Texte von A. H. sind belegt für Jahrgänge 1955, 1962, 1968, 1969, 1994, 1995.

23 Eine systematische Auswertung der Autoren bei Reiter, Eckartbote.

## 49 Vom Nachlassen der Kräfte und einem stillen Ausklang

Mit seinem Gruss vom 26. Dezember 1951 verwirrte Alfred Huggenberger seinen österreichischen Brieffreund Karl Cajka. «Gestern habe ich nun meinen 85. Geburtstag ‹gefeiert›, wenn ich so sagen darf. Ich habe mich bemüht, am Schreibtisch einen Teil meiner Briefschulden abzahlten, bin aber dabei nicht sehr weit gekommen. Heute fange ich wieder an, wo ich aufgehört habe, obschon ich bei dem schönen Wetter viel lieber in den Wald ginge.»<sup>1</sup> Sein Geburtstag war nicht gestern gewesen, sondern eben an diesem Tag, und es war der vierundachtzigste. In kleinen Fehlleistungen kündigte sich die Schwäche des hohen Alters an. Vorläufig aber war er immer noch höchst aktiv und ging auch weiterhin auf seine Wanderungen, wenn auch mit reduziertem Radius. «Jetzt ist mein Sonntagsvergnügen wieder dasselbe, wie es dem 18jährigen Fant geschenkt war: ein Wandergang durch Dorf und Auen, und Heimkehr mit ein paar am Weg gefundenen Versen. Solange uns *diese* Rose blüht, wollen wir mit der Schickung zufrieden sein.»<sup>2</sup> Im Juni 1953 nahm er an den Jubiläumsfeierlichkeiten des Kantons Thurgau teil, die mit der Auf-führung einer «Heimatkantate» abschlossen: Chöre und Orchester präsentierten eine Auswahl von Johannes Zentners vertonter Gedichte Huggenbergers. Auswärts unterwegs war er nur noch selten, die Lesungen hatten aufgehört. Im Juli 1954 kamen Jan Thorbecke und das Ehepaar Baessler zu einem Abschiedsbesuch.<sup>3</sup> Im November ging ein letzter Brief an Cajka. Im Dezember meldete sich der Verein ehemaliger landwirtschaftlicher Schüler Sursee und bat noch einmal um eine Lesung. Er zögerte sichtlich und sagte dann doch zu für den 15. Februar 1955 in Emmenbrücke bei Luzern.<sup>4</sup> Es dürfte sein letzter Auftritt dieser Art gewesen sein.

Das Jahr 1955 – er stand im achtundachtzigsten Lebensjahr – brachte einen Einschnitt. Im August bekannte er Dino Larese: «Leider ist es mir mit dem besten Willen zur Zeit nicht möglich, ein neues Gedicht zu schaffen, das ganz vom vaterländischen Ge-

danken erfüllt wäre. Vielleicht kann Ihnen das eine oder andere der beiliegenden dienen [...]»<sup>5</sup> Es finden sich kaum mehr Aufzeichnungen; eine letzte Notiz hält den Versand von Neujahrskarten fest, sie datiert von Anfang 1956. Freund Cajka bekam keine Antwort mehr von ihm; an seiner statt schrieb Bertha Huggenberger im März 1956. «Es ist schon so, wie Sie vermutet haben, mit Ihrem Freund stimmt etwas nicht mehr. Seit einem Jahr macht sich das hohe Alter bemerkbar, körperlich geht es ihm wohl noch recht gut, nur das Gehör ist nicht mehr in Ordnung. Der Geist aber will nicht mehr mitmachen, das Gedächtnis lässt nach, er lässt die Briefe unbeantwortet liegen. Er sieht leider nicht ein, dass er der Hilfe bedarf, ich muss die Briefe ohne sein Wissen beantworten. Er schläft sehr viel, auch tagsüber, der Arzt sagte mir, Arterienverkalkung sei Schuld an seinem Zustand. Sie sehen also, ein hohes Alter bringt Zustände mit sich, die auch für die Angehörigen nicht leicht zu tragen sind.»<sup>6</sup> Ende des Jahres bestätigte sie, dass es ihrem Mann körperlich weiterhin gut gehe. «Er lebt noch gerne und findet nicht, dass bei ihm etwas nicht in Ordnung sei. Er geht jeden Sonntag ins Dorfwirtschaftshaus und trinkt dort seinen Wein. Wenn ich ihm sage, dass er die Briefe unbeantwortet liegen lasse, so behauptet er, dies sei nicht wahr, er habe noch jeden beantwortet.»<sup>7</sup> Die letzten Wegabschnitte waren arm an äusseren Ereignissen. Im Dezember 1956 verschickte Bertha Huggenberger ein Exemplar von «Abendwanderung» und ihr Mann schrieb noch etwas hinein. Als Ende 1957 der neunzigste Geburtstag

1 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 26.12.1951.

2 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 14.4.1952.

3 Siehe KBTG Hu B 1028: Thorbecke an A. H., 19.6.1954.

4 KBTG Hu B Sch 12: Verein ehemaliger Schüler an A. H., 14.12.1954; Sch 3: Franz Brugger an A. H. (2 Briefe).

5 KBTG Hu B Sch 38: A. H. an Dino Larese, 8.8.1955.

6 KBTG Hu B Sch 140: Bertha Huggenberger an Cajka, 14.3.1956.

7 Ebd.: Bertha Huggenberger an Cajka, 17.12.1956.



Abb. 113: Mit Bundesrat Philipp Etter am Jubiläumsfest des Kantons Thurgau, Juni 1953.



nahte, hatte sich der Zustand verschlechtert. «Es gibt Tage, wo er nicht mehr weiss, dass ich seine Frau bin», berichtete Bertha Huggenberger, «er meint dann, ich sei seine längst verstorbene älteste Schwester. Auch an seine vielen Freunde kann er sich nicht mehr erinnern, nur Jugenderlebnisse sind ihm noch im Gedächtnis geblieben. Zur Feder greift er längst nicht mehr, essen, schlafen und die Lokal-Zeitung lesen füllen seine Tage aus.»<sup>8</sup>

Anfang 1958 fand eine kleine Geburtstagsfeier in Amriswil statt, organisiert von Dino Larese. Im Stadttheater Winterthur veranstaltete die Literarische Vereinigung eine Feier, in Anwesenheit von Huggenberger und seinen Angehörigen, mit Musik, Ansprache von Hans Kägi und einer kleinen Theaterauffüh-

rung («Dur's Telephon») des Dramatischen Vereins Töss.<sup>9</sup> Die Notiz von dem runden Geburtstag lief durch die schweizerische Presse, ausführlichere Berichte gab es fast nur noch in der Ostschweiz. Manche Lobredner verbreiteten, gegen ihren Willen, eine Stimmung tiefer Antiquiertheit, wenn der «Katholische Schweizerbauer» ausgerechnet den völkischen Autor Josef Nadler zitierte, um Huggenberger die Ehre zu erweisen.<sup>10</sup> Die Zeitung verwendete Werbematerial, das Huggenberger selber einige Jahre zuvor

8 Ebd.: Bertha Huggenberger an Cajka, 20.11.1957.

9 Der Landbote, 13.1.1958.

10 KBTG Hu Z Sch 111/1: Katholischer Schweizerbauer: Zum 90. Geburtstag (ohne Datum).



bereitgestellt hatte.<sup>11</sup> Niemand sprach mehr von politischen Misshelligkeiten, die Zeit war nicht danach. Georg Thürer hielt die Festansprache in Amriswil, pries Huggenberger als Kunder und Dichter des Bauerntums, das nun leider so stark im Rückgang sei, und nahm auch Bezug auf den Hebel-Preis.<sup>12</sup> Eben hatte ihn Emanuel Stichelberger erhalten, der ebenfalls zur Feier erschienen war.

«An den Geburtstagsfeiern hat er *kein* Wort gesprochen», berichtet Bertha Huggenberger, «in Amriswil war seine Stimme zu hören, aber ab Tonband, eine Aufnahme, die vor einigen Jahren gemacht wurde. Es ist recht tragisch, dass ihm im hohen Alter der Geist getrübt wurde, zum Glück kommt ihm dies nicht so recht zum Bewusstsein. Wir leben hier in einem kleinen Dorf, da ist es recht einsam, wenn man

mit seinem Lebensgefährten keine Unterhaltung mehr pflegen kann. Zum Glück kommt meine Tochter meistens am Sonntag mit dem Auto zu uns auf einen kurzen Besuch. [...] Auch in Bewangen, dem Geburtsort meines Mannes, wird in nächster Näher einmal die Autobahn vorbei führen, sie wird auch dort Unruhe in den stillen, abgelegenen Hof bringen.»<sup>13</sup> Obwohl sie auch schon Ende siebzig war, besorgte sie immer noch allein den Haushalt, kümmerte sich um den Garten und pflanzte Gemüse. «Vater schneidet den Tannelihaag, meint er wohl es sei Frühling?», berichtete sie im Herbst 1959 ihrer Tochter. «Er sagt, er habe ihn auch etwa im Herbst geschnitten, aber das stimmt nicht.»<sup>14</sup> Kaspar Freuler erinnerte sich: «Bei meinem letzten Besuch im vergangenen Dezember fand ich einen von der Last der 92 Jahre an Körper und Geist gebrochenen Mann, der mich kaum noch erkannte. Erst im letzten Augenblick, schon unter der Haustüre, brach der alte Schalk noch einmal durch; er zeigte auf einen im Blauen surrenden Flieger und meinte lächelnd wie in guten Tagen: «Da obe nimm i jetzt dann es Abonnemang!»»<sup>15</sup>

Anfang 1960 schrieb Bertha Huggenberger an Carl Seelig. ««Es war einmal» so beginnen die Märchen. An diese Worte denke ich, wenn ich den Lebenslauf meines Mannes betrachte. [...] Nun ist es still um ihn geworden, nur noch wenige greifen nach seinen Büchern. Ins Dorfwirtshaus geht er längst nicht mehr, er liest weder Zeitungen noch Bücher. Die Gegenwart interessiert ihn nicht mehr, nur aus seiner Jugendzeit erzählt er hie und da ein Erlebnis. Finan-

11 Auf dem Umschlag von A. H., Der Bund mit dem Leben.

12 KBTG Hu Z Sch 111/1: Georg Thürer, Bauerntum – Dichtertum, Mai 1959 (Zeitschrift nicht angegeben).

13 KBTG Hu B Sch 140: Bertha Huggenberger an Cajka, 15.12.1958.

14 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Büchi, undatiert.

15 Glarner Nachrichten, 16.2.1960 (Erinnerungen an Alfred Huggenberger).

Abb. 115: Zum 90. Geburtstag eine Feier in Amriswil, mit Emanuel Stickelberger, Anfang 1958.



ziell hat ein alter Schriftsteller nichts zu lachen, da winkt keine Pension. Unsere 7 Jucharten<sup>16</sup> Land bringen nur um 650 Fr. ein per Jahr, mit der monatlichen Übergangsrente von 113 Fr. ist dies das einzige sichere Einkommen. Um das nötige Geld zum Leben zu bekommen, haben wir 2 Jucharten Land und mehrere Jucharten Wald verkauft, und neulich habe ich auf unser Haus Geld von der Kantonalbank aufnehmen müssen. Ich bin vom Waisenamt als Beistand meines Mannes erklärt worden, damit meine Unterschrift rechtsgültig ist.»<sup>17</sup> Sie hatte selber im September 1959 einen leichten Schlaganfall erlitten und war

unsicher, wie lang sie die Pflege noch würde leisten können. Wenige Wochen später trat dieser kritische Moment ein: Alfred Huggenberger erlitt einen leichten Unfall im Haus und gelangte nach kurzem Aufenthalt im Kantonsspital Frauenfeld in geschwächtem Zustand in die Thurgauische Pflegeanstalt St. Katharinenthal, Diessenhofen. Dort starb er am 14. Februar 1960.

16 Hier irrt sie sich, es muss sich um Hektaren handeln.

17 RWZ, NL Seelig B-02-Hugg: Bertha Huggenberger an Seelig, 8.1.1960.

Abb. 116: 54 Jahre gemeinsames Leben: Bertha und Alfred Huggenberger, 23. Dezember 1957.



«Fast so etwas wie ein Staatsbegräbnis» erhielt er nach dem Bericht der «Neuen Zürcher Zeitung», «schritt doch eine Delegation des Regierungsrats mit dem grün-weiss gewandeten Landesweibel [richtig: Standesweibel] in dem dunklen Zuge mit, eine Ehre, die bisher nur Verstorbenen zukam, die sich im politischen Leben besonders ausgezeichnet hatten.»<sup>18</sup> Am Tag vor der Beerdigung war Neuschnee gefallen, auf dem Weg von Gerlikon über die Felder zur Kirche von Gachnang bewegte sich der Trauerzug durch eine tief verschneite Landschaft, wie Werner Weber stimmungsvoll beschreibt. «An der Spitze fahren die beiden Kranzwagen; die Pferde unter schwarzen Decken; sehr rot sind die Blumen in der schneegrauen Umgebung. Hinter dem Kranzwagen marschiert die Musik; der Fähnrich trägt die Fahne gesenkt. Dann kommt der Totenwagen und grad dahinter gehen die Angehörigen Huggenbergers. Das übrige Geleit wird vom Weibel des Standes Thurgau angeführt. Er ist im grün-weissen Mantel, trägt das Wappenschild links auf der Brust, im Arm den Stab und hat den Zweispitz auf dem Kopf. Und jetzt sieht man vorerst die Män-

ner: Regierungsherren, Leuten «von auswärts», in dunklen Wintermänteln, mit Zylinder oder Melone; Bauern im Sonntagsgewand, ohne Mantel und Halstuch; Soldaten in Uniform; jung und alt. Nach den Männern, am Schluss des Zuges, die Frauen und die Kinder; auch jung und alt.»<sup>19</sup>

Von Vergangenheit sprachen die Würdigungen. Dies galt für jene, die Huggenberger noch einmal als «Bauerndichter» aufleben liessen, wie auch für die sensibleren Stimmen, die ihn als Teil der schweizerischen Literaturgeschichte würdigten. «Als wir jung waren, und das ist schon eine Weile her», schrieb der 1902 geborene Lehrer und Literaturkritiker Otto Basler aus dem Aargau, «hatten drei Dichternamen einen besonderen Klang, und deren Träger, Josef Reinhart, Meinrad Lienert und Alfred Huggenberger, galten als würdige Vertreter der zeitgenössischen schweizerischen Dichtung.» Spitteler habe man mehr aus der Ferne wahrgenommen. «Reinhart, Lienert und Huggenberger aber waren erreichbar, und was sie schrieben, war verständlich, einfach, gradlinig und sprach unmittelbar an. Man hatte alle drei gesehen, vorlesen gehört und so eine abgerundete Vorstellung von dem gewonnen, was unter einem Dichter zu verstehen sei.»<sup>20</sup> Auch in der «Tat» ordnete ein ungenannter Verfasser – eventuell Erwin Jaeckle – Huggenberger ein: «Er gehörte zu der Generation, die um 1912 zum Zenit gelangte: zu Walsler, Steffen, Moeschlin; Federer, Zahn, Maria Waser, Tavel, Ilg, Frey und andern. Es war eine reiche Zeit – man nahm sie als selbstverständlich hin.»<sup>21</sup> Andere riefen seine hohe Bekanntheit in Erinnerung. «Wir alle kennen ja

18 Neue Zürcher Zeitung, 24.2.1960 (Bauernland und Industrie im Thurgau).

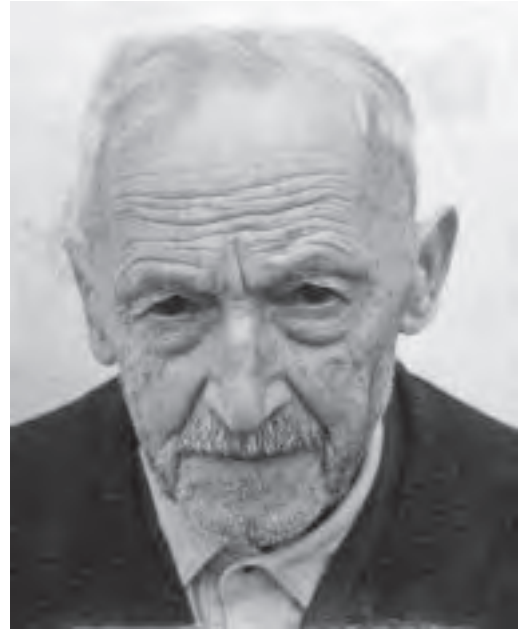
19 Werner Weber: Bericht über Huggenberger, in: Neue Zürcher Zeitung, 20.2.1960.

20 Basler, Zum Tode Alfred Huggenbergers, in: Schulblatt für die Kantone Aargau und Solothurn (79), Nr. 5, 4.3.1960, S. 53.

21 Die Tat, 16.2.1960 (Alfred Huggenberger).

irgendeines dieser Huggenberger-Gedichte, von denen man sagen kann, sie besäßen eine ganz eigene, unverkennbare, von Erdschwere und Ackergeruch erfüllte Melodie. [...] Solche Gedichte schrieb nur er, und sie werden, auch wenn sie im Tonfall und in ihrer ganzen Art die Anciennität des vergangenen Jahrhunderts atmen und der Welt Kellers, Meyers oder Liliencrets zugehören, [...] ihren Rang in der Literaturgeschichte behaupten.»<sup>22</sup>

Die alten Querelen waren in diesem Moment kaum mehr spürbar, im Hintergrund wirkten sie aber doch. Kaspar Freuler, der zur Beerdigung aus dem Glarnerland gekommen war und namens des Zürcher Schriftstellervereins sprach, schrieb nachträglich an Willy Büchi, wie peinlich es ihn und die andern vier erschienenen Autoren berührt habe, dass der schweizerische Verband nicht offiziell vertreten war. «Auch die Trauerfamilie habe das sehr empfunden», das habe er dem Präsidenten, Hans Zbinden, geschrieben. «Er mag sich das hinter die Ohren schreiben, der gescheite Herr, der schon an manch weit minderer Gelegenheit lange Reden gehalten hat. Nun, deswegen bleibt Huggenberger doch einer der Besten unseres Schrifttums – mit oder ohne Segen der Bonzen.»<sup>23</sup> Im Auftrag des Schweizerischen Schriftstellervereins hatte der Redaktor der «Thurgauer Zeitung» und Schriftsteller Ernst Nägeli gesprochen. Er habe es recht gut gemacht, gestand ihm auch der knurrige Freuler zu. Nägeli bewunderte Huggenberger und hatte schon öfter über ihn geschrieben. An diesem Tag aber beschwor er die alten Klischees. Einem «gesunden Hausbrot» gleiche Huggenbergers «literarisches Gebäck, aus gutem Boden und gutdurchgeknetetem Teig aus einer Bauernbackmulde» stamme es. «Wenn wir solche Werke den beängstigenden Schöpfungen gegenüberstellen, welche die Schriftsteller der ersten Garnitur von heute uns vorsetzen, in denen der Zweifel, die Skepsis, der Ekel regieren, dann bekommen sie umso mehr gesunden Glanz.»<sup>24</sup>



Der frühere Freund Otto Marquard hatte sich zuletzt Anfang 1958 bei Martha Büchi gemeldet. Über das Radio hatte er vom neunzigsten Geburtstag vernommen, ohne zu realisieren, dass die vertraute Stimme einer Tonkassette entstammte. «Im Radio habe ich Deinen Vater gehört und merkte an seiner Stimme, dass er neunzig geworden ist, ich hätte ihm gerne die Hand gedrückt, aber der Saukrieg hat uns getrennt. [...] So meine liebe Frau Marta, grüssen Sie Ihren Vater und Ihre Mutter von mir, als alter Hofmaler, natürlich Bauernhof, Ihren Mann mit Kindern und die Schwiegereltern so sie noch leben! & das einstige Marteli Huggenberger. Otto Marquard &

22 Luzerner Tagblatt, 16.2.1960 («Ich möcht' nicht schlafen im Marmorsarg ...»).

23 KBTG Hu B Sch 41: Freuler an Willy Büchi, 20.2.1960.

24 Alfred Huggenberger 1867–1960, S. 31.

Abb. 118: Der Trauerzug unterwegs von Gerlikon nach Gachnang, 18. Februar 1960.



Familie.»<sup>25</sup> Dass da mehr im Spiel gewesen war als der «Saukrieg» zeigt eine private Notiz von 1960. In der Broschüre, die nach der Abdankung erschien, direkt neben dem Foto, das den Sarg vor dem offenen Grab und dem Halbkreis der Trauergäste zeigt, hielt Marquard, der nun auch auf die achtzig zuging, einige Gedanken fest, und Bitterkeit spricht aus seinen Worten: «Undank ist der Welt Lohn! Sein Ausspruch war oft: «60 Millionen Dütschi kaufen mehr Bücher – wie 5 Mill. Schwiezer!» (aber nur zu mir). Er hat mir seine Freundeshand entzogen & hat sie Göbbels gegeben. [gezeichnetes Hakenkreuz] Wo viel Licht ist – ist viel Schatten.»<sup>26</sup>

Werner Weber hatte in der «Neuen Zürcher Zeitung» kurz den Hebel-Preis erwähnt, der Huggenberger vom «Reichsstatthalter» 1937 zugesprochen worden war, ohne den Punkt zu vertiefen. An Huggenbergers Qualität als guter Schweizer Patriot

könne gewiss niemand zweifeln. «Aber die Arglist einer Zeit, in welcher die Mystik von Blut und Boden den Terror gegenüber Eigentum und Leben stützte, hat den Schollendichter dann gestreift [...]»<sup>27</sup>

25 KBTG Hu B Sch 44: Otto Marquard an Martha Büchi, 15.1.1958.

26 Alfred Huggenberger 1867–1960, mit handschriftlichen Notizen von Otto Marquard (Kopie aus NL Marquard, in: KBTG Hu B 675).

27 Werner Weber: Bericht über Huggenberger, in: Neue Zürcher Zeitung, 20.2.1960.

Abb. 119: Einzug nach Gachnang.



## 50 Nachwirken

In Extrabussen liessen sich am 24. Juni 1961 die Mitglieder der Carl-Heinrich-Ernst-Kunststiftung und der Literarischen Vereinigung vom Winterthurer Museumsplatz nach Oberschneit fahren, um auf Altwingert der Einweihung eines Denkmals für Alfred Huggenberger beizuwohnen. Auch aus den umliegenden Weilern waren zahlreiche Leute auf den ehemaligen Rebhügel gekommen. Neben der weithin sichtbaren jungen Linde wurde auf der Kuppel ein Findling enthüllt. Steinbänke waren installiert worden, auf dass man sich in Ruhe ein Bild von Huggenbergers lebenslänglichem Wirkungskreis machen können, wie Hans Kägi in seiner Ansprache detailliert erläuterte: zu Füssen die Höfe von Bewangen, Samuelsgrüt und Schneit, wo am Morgen nach der Brandnacht die kleine Martha geboren wurde. In der Mulde die drainierten Wiesen, hinter der kleinen Böschung ein paar Hausdächer des thurgauischen Bewangen, wo der junge Huggenberger einst «Studenten-Streiche», sein erstes Theaterstück, auf der selbst gezimmerten Bühne zur Uraufführung gebracht hatte. Oberhalb des kleinen Weilers, hinter dem Waldstück, müsste man sich Gerlikon denken, erklärte der kompetente Hans Kägi den Gästen. Anschliessend rezitierten Schulkinder aus Elgg in Sprechchören vier Gedichte von Huggenberger – «Das Höflein», «Leise Stunde», «Das Leben» und «Weggefahrten» – und die Winterthurer Stadt-sänger intonierten «Ein Tag ist neu erstanden» und «Durch das Dorf im Abendschein», passend zur äusseren Stimmung. In anbrechender Dämmerung fuhr die Autobusse mit den Gästen von Oberschneit auf den Sonnenberg, wo vor dem Schloss ein Apéro serviert wurde. Das Winterthurer Streichquartett spielte Haydn, es folgten Rezitationen des vielseitigen Radiomannes Hans Bänninger und die Uraufführung der Kantate «Wir Bauern» von Hans Lavater. Bei Kerzenlicht endlich sass man beim wohlverdienten Nachtessen. Unter den Gästen war auch «du»-Chefredaktor Arnold Kübler, der sich schreibend und

zeichnend mit dem «Huggenbergerland» auseinandergesetzt hatte.

Drei Tage später kritisierte der Reporter im «Winterthurer Volksblatt», die wuchtige Fahnenstange mit der Schweizerflagge auf Altwingert wolle nicht so recht zum schlichten Denkmal passen.<sup>1</sup> Der Mast wurde bald darauf entfernt. Ein anderer Journalist bedauerte, dass das Gelände bei Bewangen schon bald von einer Autobahn durchschnitten werde. Der Findling hatte inzwischen eine Inschrift bekommen, Alfred Huggenberger wird «Dichter der Heimat» genannt: Eine merkwürdige Zuschreibung für einen Schriftsteller, der von Anfang an vor allem in Deutschland bekannt werden wollte.

Auch ausserhalb der Ostschweiz gab es den einen und anderen Gedenkanlass. Der Zürcher Schriftstellerverein lud am 28. Oktober 1960 zu einer Veranstaltung ins Lavaterhaus ein; auch diesmal gab es einen Vortrag von Hans Kägi und Rezitationen von Hans Bänninger. Im November führte der Dramatische Verein Zürich im Theater am Neumarkt drei Mal den «Bollme» in gekürzter Fassung auf, die Inszenierung war am 3. Februar auch im Stadttheater Winterthur zu sehen. Im Radiostudio Basel wurde aus «Hinterm Haus im Gärtli» vorgelesen.<sup>2</sup> Fritz Klopffstein bearbeitete für die Bieler Spielleute den «Bollme» als berndeutsche «Burekumedi i 3 Akte»; sie wurde im Volksverlag veröffentlicht und verschiedentlich nachgespielt. Noch immer wurden verschiedene Schwänke von Huggenberger aufgeführt und etliche seiner Gedichte neu vertont, namentlich von Paul Huber, Benedetg Dolf, Luc Balmer und Bruno Stöckli, genannt Nöggi, der «Me sött» für eine Kinderkassette aufnahm und das Lied später auf CD herausgab.

1 Verschiedene, zum Teil nicht identifizierbare Zeitungsausschnitte in: KBTG Hu Sch 127/8.

2 StAAG ZwA 2004.0027/0999: Radio Basel an Sauerländer 24.8.1961.



**Abb. 120: Bertha Huggenberger mit Tochter Martha und Schwiegersohn Willy Büchi am 30. Juni 1964 beim Alfred-Huggenberger-Denkmal auf Altwingerten.**



### **Schwierige Doppelrolle der Tochter**

Kurz nach der Beerdigung ihres Mannes hatte Bertha Huggenberger einen Schlaganfall erlitten. Im folgenden Herbst zog sie zu ihrer Tochter nach Elgg. Das Haus in Gerlikon wurde umgebaut, es erhielt eine Zentralheizung und ein Badezimmer. Die Scheune diente weiterhin einem benachbarten Bauern als Geräteraum. Das einstige Arbeitszimmer Huggenbergers wurde unverändert belassen, als Aufbewahrungsort der schriftstellerischen Hinterlassenschaft und zugleich als eine Art Museum. Die künftigen Mieter verpflichteten sich, Interessierten Zutritt ins Haus zu gewähren, Huggenbergers Bücher zu ver-

kaufen und den grossen Garten in seinem Sinn zu pflegen. Der Zulauf sei nicht gross, aber doch konstant gewesen, jedes Jahr zumindest ein Dutzend Besucher: Wanderer, ältere Personen vor allem, ab und zu eine Schulklasse, und oft seien Neugierige am Gartenhag gestanden und hätten heraufgeschaut, erinnert sich Kurt Walter, der mit seiner Familie ab 1975 neun Jahre lang im Huggenberger-Haus wohnte. Martha Büchi sei einmal im Monat nach Gerlikon gekommen, um die Miete einzuziehen, sie habe sich nach dem Absatz der Bücher erkundigt und gern von ihrem Vater erzählt.<sup>3</sup>

Wegen der Krankheit ihrer Mutter war Martha Büchi unversehens die Rolle der Nachlassverwalterin zugefallen, nebst ihrer Arbeit im Familienbetrieb. Als verlässliche Stütze erledigte sie die Büroarbeiten für die Druckerei, korrigierte die Zeitungstexte und betätigte sich oft als Regionalreporterin. Wie von selbst war sie ins Schreiben hineingeraten, mit dem Selbstbewusstsein, die Tochter eines anerkannten Schriftstellers zu sein. Im Lauf der Jahre hatte sich das Kleinunternehmen vergrössert: Zum «Winterthurer Volksblatt» waren in den 1930er-Jahren die «Aadorfer Zeitung» und der «Anzeiger von Wängi und Umgebung» dazugekommen, 1946 überdies die eigens gegründete «Schweizerische Theaterzeitung», die mittlerweile monatlich in zwei Ausgaben erschien, die eine für die Berufsbühnen, die andere fürs Laientheater. Mit letzterem war Willy Büchi persönlich sehr verbunden, von Anfang an hatte er sich in seinem Volksverlag auf dramatische Literatur spezialisiert, inzwischen machte er Beratungen für spielfreudige Vereine. Dass in Elgg auch die Huggenberger-Bücher aus dem Staackmann-Verlag neu aufgelegt wurden, ist auf die spezielle Familienkonstellation zurückzuführen.

---

<sup>3</sup> Mündliche Auskunft von Kurt und Susanne Walter, 11.2.2012.

Als Nachlassverwalterin wurde Martha Büchi auch zur Ansprechperson der Verlagshäuser Huber und Sauerländer. Es waren keine angenehmen Kontakte. Schon zu Lebzeiten von Alfred Huggenberger hatte man in Frauenfeld und Aarau damit begonnen, schlecht laufende Bücher zu verramschen. So wollte der Huber-Verlag seit längerem das Jugendbuch «Aus meinem Sommergarten» loswerden. Weil auf seine diesbezüglichen Ankündigungen weder Alfred noch Bertha Huggenberger reagiert hatten, wandte Hans Vetter sich an die Büchis mit dem Angebot, dem Volksverlag die 1645 Restexemplare gegen eine Pauschale von 650 Franken abzutreten. Hin und her gerissen zwischen Geschäftssinn und Pietät für ihren Vater, erklärte sich Martha Büchi bereit, vorerst zweihundert Exemplare zu übernehmen. Laut Offerte hatte sie dafür 140 Franken zu bezahlen.<sup>4</sup> Für sie war es ein unlösbarer Konflikt: Als Tochter nahm sie sich gerne gerade der verschupften Bücher ihres Vaters an, während sie als Verlegerin nun entschieden die Auswahl für eine profilierte Reihe von Neuausgaben hätte vorantreiben müssen.

Inzwischen war in Aarau mit Hans R. Sauerländer ein Vertreter der nächsten Generation mit der Führung des Familienunternehmens betraut worden. Er beabsichtigte von Anfang an, das riesige Sortiment zu straffen, um die hohen Lagerkosten reduzieren zu können. Vergeblich hatte er versucht, die Restauflage von «Chom mer wänd i d' Haselnuss» und «Underem Zwerglibaum» einer Lehrerorganisation zu verkaufen, wie er Martha Büchi mitteilte. Deshalb wollte er jetzt die beiden Jugendbücher dem Volksverlag zu einem günstigen Preis überlassen oder sie andernfalls zu denselben Konditionen einem Grossantiquariat weiterreichen. Auf einen solchen Handel wollte Willy Büchi nicht eingehen. Er plädierte für eine Mischrechnung und zeigte sich bereit, die Hälfte der rund tausend «Zwerglibaum»-Exemplare zu kaufen, vorausgesetzt, dass die andere Hälfte finanziell abgeschrieben und makuliert werde. Auf diese Weise teile

man sich den Verlust, was eigentlich eine Selbstverständlichkeit wäre, zumal das Haus Sauerländer seinerzeit an Huggenberger gut verdient habe, rechnete Büchi dem Jungverleger vor: «Wir springen ja selbst nur ein, um unsern guten Willen zu zeigen. Dass es für uns kein Geschäft ist, wissen Sie ja am besten.»<sup>5</sup>

Vier Jahre später begann Sauerländer auch, einzelne Theaterstücke abzustossen. Der Volksverlag konnte sich vorerst unentgeltlich mit den Restbeständen von «De modern Betrieb», «En füürige Liebhaber», «Sie säit: Nei!», «Drü gueti Werk» und «Sie händ wieder Eine» eindecken, was gut in die Elgger Verlagspolitik passte. Gerne ging Martha Büchi deshalb auf das Angebot ein, mit einer Entschuldigung für die etwas verspätete Antwort: «Wegen Personal-mangel sind wir sehr mit Arbeit überlastet und das «Übermarke» hat mich nun so weit gebracht, dass ich einen Monat aussetzen muss. Mutter ist mit ihren 84 Jahren bald noch zäher als ich.»<sup>6</sup>

Es war der letzte Geburtstag, den Bertha Huggenberger am darauffolgenden Silvester feiern konnte. Sie starb am 17. April 1967. Man habe immer wieder staunen müssen «über ihre Belesenheit, ihren Kunstsinn und ihr sicheres Urteil», heisst es etwas gönnerhaft in einem Zeitungsnachruf;<sup>7</sup> unerwähnt blieb hingegen, dass sie es gewesen war, die abgesehen von der Waldarbeit den Bauernhof in Gerlikon hauptsächlich geführt hatte.

## Im Jubiläumsjahr

Es entbehrt nicht einer gewissen Merkwürdigkeit, dass der Tod von Bertha Huggenberger mit der Zeit

4 StATG 8'405, 3/255: Hans Vetter an Willy Büchi, 7.1.1955; Hans Vetter an Martha Büchi, 29.11.1958.

5 StAAG Zwa 2004.0027/0999: Willy Büchi an Hans R. Sauerländer, 1.8.1962.

6 Ebd.: Martha Büchi an Sauerländer, 16.5.1966.

7 Thurgauer Zeitung, 22.4.1967.

der Vorbereitungen zum hundertsten Geburtstag ihres Mannes zusammenfiel. Ausdrücklich als Vorfeier zum Jubiläum veranstaltete die Kulturkommission des Landwirtschaftlichen Kantonalverbands am 12. Januar 1967 eine Huggenberger-Ehrung in Frauenfeld, mit einer Einführung von Lehrer Hans Brauchli aus Andwil und einer Rede von Ernst Nägeli. Verschiedene Chöre aus Wigoltingen sangen Kompositionen von Ernst Wegmann und spielten den unverwüstlichen «Bollme». Im Lauf des Sommers sichtete Dino Larese im Gerlikoner Nachlass zahlreiche Manuskripte, Notizheftchen und Fotos für eine Gedenkausstellung, die am 1. November im ehemaligen Volkshaus an der Bahnhofstrasse in Amriswil eröffnet wurde. An der Vernissage präsentierte Larese auch eine Schallplatte, die er aus seinen Radiogesprächen mit Alfred Huggenberger zusammengestellt hatte. Dieses Dokument wurde später auf CD überspielt.

Die offizielle Feier richtete am 17. Dezember der Kunstverein Frauenfeld im Rathaus aus. Ein eher intimes Fest fand zwei Wochen später im Schulhaus Gerlikon statt, mit einem Nonstopprogramm, bestehend aus 28 Nummern: Liedern, Gedichten und kleinen Szenen. Am Schluss schenkte Martha Büchi allen Schulkindern ein Buch ihres Vaters, aus den Vorräten wahrscheinlich, die sie sich mit den Restbeständen hatte anlegen müssen. Weitere Geschenke gab es von der Landwirtschaftlichen Genossenschaft und einem anonymen Spender.

Unterdessen waren einige Geburtstagsartikel erschienen. Sie zeugen von schwindendem Interesse. In den führenden Zürcher Zeitungen sind keine Würdigungen erschienen, auch in Basel nicht. Am Radio sprach Dino Larese, die Thurgauer Presse sowie die Blätter der angrenzenden Regionen brachten ausführliche Beiträge, ohne jedoch etwas Neues über Leben und Werk von Huggenberger zu behandeln. Die heiklen Themen blieben unerwähnt.

Ein bewegtes Jubiläumsjahr also, doch ausgerechnet die Hauptaktivität löste bei den Büchis wenig

Freude aus. Seit langem schon hatte sich Hans Brauchli neben seiner Lehrtätigkeit mit Alfred Huggenberger beschäftigt und eine umfangreiche Gedenkausgabe vorbereitet. Das Projekt erhielt kantonale finanzielle Zuwendungen aus dem kantonalen Lotteriefonds, was bedeutete, dass die Bücher in einem Thurgauer Verlag zu erscheinen hatten. Als Mitglied der Lehrmittelkommission hatte Brauchli verschiedentlich mit dem Weinfelder Druckereibesitzer Rudolf Mühlemann zusammengearbeitet, dessen Kleinunternehmen, die Wolfau-Druck, mit dem Fotobuch «Thurgau» von Hans Baumgartner bekannt wurde und sich mit Bildbänden zum Werk von Adolf Dietrich weit über die Ostschweiz hinaus einen Namen machen sollte. Ausserdem bot die Weinfelder Lösung den Vorteil, dass sich Hans Brauchli für seine Edition nicht an die sogenannten Fassungen letzter Hand zu halten hatte, wie dies die Büchis in ihren Neuauflagen prinzipiell praktiziert hatten. Sie taten es mit einer Loyalität, die Alfred Huggenberger nicht immer zum Vorteil gereichte.

Brauchli verzichtete in seiner vierbändigen Ausgabe auf eine Begründung der Auswahl. Bei den Romanen entschied er sich zweifellos zugunsten der Qualität. «Die Bauern von Steig» und «Die Frauen von Siebenacker» zeugen von einem guten literarischen Urteil. Von den zwei weiteren Bänden ist einer den Erzählungen, der andere den Gedichten gewidmet. Hier liess der Herausgeber sich offensichtlich vom Gedanken leiten, einen repräsentativen Querschnitt zusammenzustellen. Die ausgewählten Erzählungen folgen in der Anordnung zum einen der Chronologie, beginnend mit «Daniel Pfund» (aus den «Kleinen Leuten» von 1909) bis zu «Jakob und Anna», entnommen dem Band «Liebe auf dem Land» (1947). Zusätzlich achtete er darauf, dass mit «Eia, Weihnacht» zumindest ansatzweise auch Texte aus den Kinderbüchern berücksichtigt und mit «Liesi» sowie «Blick ins Leben» die Jugenderinnerungen ebenfalls einbezogen wurden.

Am schwierigsten ist ein Konzept für den Gedichtband auszumachen. Es gibt hier, entgegen den Praktiken von Huggenberger, keinerlei ausdrückliche Gruppierungen. Die 185 Gedichte sind auch nicht chronologisch geordnet. Zwar folgt ein grösserer Komplex dem jahreszeitlichen Zyklus (Seite 37–86), verschiedene Gedichte am Schluss des Bands beschäftigen sich mit dem Alter (Seite 220–228), weitere thematische Blöcke gibt es jedoch nur ansatzweise. Unübersehbar ist, dass Brauchli weder die Humoresken noch eindeutig politische Gedichte berücksichtigte, im Bemühen vermutlich, Huggenberger als zeitlosen Dichter zu würdigen. Es war dann allerdings nicht die Lyrik, sondern der Geschichtenband, der als erster nachgedruckt werden musste. Wobei festzuhalten ist, dass keine der Auflagen mehr als tausend Exemplare betrug.<sup>8</sup>

### Langwierige Lösung für Verlag und Nachlass

In der Eröffnungsrede der Amriswiler Ausstellung im November 1967 hatte Dino Larese erstmals den Vorschlag gemacht, einen Förderverein für Alfred Huggenberger zu gründen. Und er war es vermutlich auch, der anlässlich der Materialbeschaffung in Gerlikon mit Martha Büchi auf die Zukunft des Nachlasses zu sprechen kam. Er tat dies offenbar erfolgreich, denn bereits 1968 gab es erste informelle Kontakte mit der Thurgauer Regierung, worauf im Parterre der Kantonsbibliothek in Frauenfeld eine Huggenberger-Stube eingerichtet wurde.<sup>9</sup> Der schön klingende Name soll allerdings nicht den Eindruck erwecken, es habe sich um eine Art Museum gehandelt. Es war ein schlauchartiger Raum mit nur einem Fenster; an einer der Längswände waren Büchergestelle und Wand-schränke für die sachgerechte Aufbewahrung des Nachlasses eingebaut worden. Noch standen sie leer, und die vorgesehenen Arbeitsplätze für Forschende wurden vorderhand von Bibliotheksangestellten als

Bürotische benutzt. Mitte der 1970er-Jahre traf eine erste Tranche aus Gerlikon ein, neben zahlreichen Büchern waren es rund 2800 Briefe sowie ein paar persönliche Papiere, die auf Betreiben von Kantonsbibliothekar Walter Schmid unverzüglich von der jungen Rosmary Küng im Rahmen einer Diplomarbeit erschlossen wurden.

Weitere Lieferungen aus dem immer noch in Gerlikon gelagerten grösseren Teil des Nachlasses liessen auf sich warten. Martha Büchi war beruflich stärker belastet als erwartet. Ursprünglich war vorgesehen, dass die beiden Söhne Willi und Alfred den Elgger Familienbetrieb übernehmen würden. Die Voraussetzungen waren gut, der eine war Setzer geworden, der andere Drucker. Dann aber entschieden sie sich für andere Berufsziele, sie hatten ihre Familien und gingen eigene Wege. Streit gab es nicht, die Eltern suchten nach einer Lösung. Auf Anfang 1970 verkauften sie ihr gesamtes Unternehmen an Arthur Spring aus Eschlikon, einen Fabrikanten, der sich zusammen mit seinem Bruder auf die Produktion von Rechauds spezialisiert hatte. Daneben machte er es sich zur Aufgabe, die Gegend zwischen Elgg, dem Hörnli und Wil, auch Tannzapfenland genannt, publizistisch zu bedienen.

Die Dinge entwickelten sich anders, als die Büchis es sich vorgestellt hatten. Wohl interessierte sich Spring für zwei ihrer Zeitungen, die «Aadorfer Zeitung» und den «Anzeiger von Wängi und Umgebung», die er beide mit dem zuvor erworbenen «Volksblatt vom Hörnli» zur neuen «Regional-Zeitung» für den Hinterthurgau fusionierte.<sup>10</sup> Für die Druckerei in Elgg fand Spring keine Verwendung, er veräusserte das Grundstück und liess das «Winterthurer Volksblatt» eingehen, nachdem «Der Landbote» die Rechte erworben hatte. Auch der Volks-

8 Mündliche Auskunft von Christof Mühlemann, 17.1.2012.

9 Küng, Aufarbeitung, S. 9.

10 Schoop, Kanton Thurgau, S. 425 und S. 412–414.

verlag wurde von Spring weiterverkauft und wechselte in den nächsten Jahren mehrmals den Besitzer.<sup>11</sup>

Als Willy Büchi sein Lebenswerk bedroht sah, gründete er, mit seinen zweiundsiebzig Jahren, die «Elgger Zeitung». Gedruckt wurde sie in Turbenthal. Martha Büchi erledigte auch für das neue Blatt die Korrekturen und verfasste Berichte zum lokalen Geschehen. Ausserdem war sie mit Lesungen aus dem Werk ihres Vaters unterwegs, dabei benutzte sie Dias sowie Tonbandaufnahmen von der Sprechplatte, die Laresse gemacht hatte.<sup>12</sup>

Als Willy Büchi am 30. September 1980 nach längerer Krankheit starb, hatte er für die Zukunft der «Elgger Zeitung» eine tragfähige Lösung gefunden. Sein Engagement wurde überregional gewürdigt.<sup>13</sup> Dank seiner guten Beziehungen zur Laientheaterszene und speziell zu Rudolf Stalder war es ihm gelungen, die Bernische Gesellschaft für das Volkstheater zum Kauf des Volksverlags zu bewegen. Das Unternehmen nannte sich nun teaterverlag elgg und übernahm bald darauf alle Restposten sowie die Rechte sämtlicher Theaterstücke von Sauerländer und der Verlage Francke in Bern, E. Kuhn in Biel, Fischer in Münsingen und Rex in Luzern.<sup>14</sup> Seit 1987 ist das Unternehmen in Belp domiziliert, es wurde im Dezember 1996 zu einer Stiftung umgebaut und bietet heute eine Backlist von über 10 000 schweizerischen Theaterstücken sowie Beratungen für Laiensembles an.<sup>15</sup> In einer Nische sind alle vierzehn der heute noch vorrätigen Bücher von Alfred Huggenberger ausgestellt. Es mutet grotesk an, dass er, der jahrzehntelang versuchte, seine verschiedenen Geschäftsbeziehungen zu optimieren, zuletzt in einem Theaterverlag landete.

Martha Büchi zog bald nach dem Tod ihres Mannes in ein Altersheim. Schriftliche Verfügungen zum Nachlass des Vaters hatte sie nicht gemacht, wie ein Mitarbeiter der Thurgauischen Denkmalpflege besorgt feststellte.<sup>16</sup> Er regte an, das Haus in Gerlikon

zusammen mit dem gesamten Nachlass in eine Stiftung zu überführen, um dann in einem nächsten Schritt das umfangreiche Material zu sichten und zu ordnen. Dies hätte konsequenterweise bedeutet, das Huggenberger-Haus sowohl als Museum wie als Forschungsstätte zu betreiben, eine Idee, die allerdings nicht weiterverfolgt wurde.

Aus gesundheitlichen Gründen konnte Martha Büchi sich auf solche Modelle nicht einlassen. Sie starb am 24. Februar 1985. Im folgenden Jahr wurde das Haus in Gerlikon endgültig geräumt und verkauft. Über die restliche, weit grössere Tranche des Nachlasses hatten die beiden Enkel, Willi und Alfred Büchi, mit dem Kanton Thurgau einen Vertrag abgeschlossen. Es handelte sich um zwei Dutzend grosse Schachteln mit Manuskripten, Zeitungsausschnitten und rund 5300 Briefen und weiteres ungeordnetes Schriftgut, ferner um eine Gipsbüste, Fotografien, Bilder, Zeichnungen, Bücher und diverse Möbelstücke aus dem Arbeitszimmer von Alfred Huggenberger.<sup>17</sup> Der schriftliche und grösstenteils auch der bildnerische Teil der Hinterlassenschaft wurde dem Nachlass in der Kantonsbibliothek Thurgau einverleibt und von Christine Schaller rudimentär erschlossen. Ausserdem setzte sie sich in ihrer Diplomarbeit mit möglichen Vorbildern für kleine Dichter-Gedenk-

---

11 Archiv tve: Vertrag zwischen Martha Büchi und Volksverlag/Buchdruckerei Elgg AG vom 20.6.1972, sowie StAAG ZwA 2004.0027/0999: Leo Gantenbein an Rosmarie Bühler, 12.12.1983.

12 KBTG Hu Sch 37: Hotel Nollen, 1.2.1976; Elgger Zeitung, 1.10.1980; Lutz, Elgger Zeitung.

13 Neue Zürcher Zeitung, 7.10.1980.

14 Theaterlexikon, Bd. 3, S. 1894.

15 Siehe auch [www.theaterverlage.ch](http://www.theaterverlage.ch).

16 STATG 8'941, 5.2.2/8: Memorandum Werner Hertrich (Amt für Denkmalpflege des Kantons Thurgau) zuhanden seines Chefs Alfons Raimann (Amt für Denkmalpflege), 6.5.1984.

17 STATG 3'00'708: Regierungsratsbeschluss Nr. 1178 vom 9.7.1985; Schaller, Huggenberger-Nachlass, S. 9–10.

Abb. 121 und 122: Die Huggenbergerstube im Greuterhof, Islikon.



stätten auseinander.<sup>18</sup> Ihre Vorschläge fanden Verwendung, als auf Initiative von Hans Jossi im Greuterhof in Islikon ein Alfred-Huggenberger-Zimmer eingerichtet wurde, mit einer Spende des Frauenfelder Kiwanis-Clubs und dem Mobiliar aus Gerlikon als Dauerleihgabe. Die Eröffnung fand am 8. März

1988 statt, in der Folge gab es, nach den Fotos zu schliessen, verschiedene Umstellungen.<sup>19</sup> Bis heute kann das Zimmer auf Anmeldung besichtigt werden.

18 Schaller, Huggenberger-Nachlass, S. 29–65.

19 Der Greuterhof, Juni 1988, ohne Seitenzahl.



### **Verschiebung der Interessen**

Als 1967 die vierbändige Gedenkausgabe von Hans Brauchli erschien, war das Interesse an Literatur über Bauern verschwindend klein. Auch orientierten die Lesebedürfnisse sich stark an zeitgenössischen Stoff-

fen. So setzte 1964 die dicke Anthologie «Bestand und Versuch» zur Schweizer Literatur zwar in der Zwischenkriegszeit an, befasste sich aber schwerpunktmässig mit dem «Schweizer Schrifttum der Gegenwart». In der Bundesrepublik Deutschland waren Wörter wie «Scholle» und «Heimat» aus

naheliegenden Gründen höchst umstritten, Bauern als künstlerisches Thema weitgehend tabuisiert. Es dauerte viele Jahre, bis junge Autoren wie Franz Xaver Kroetz damit begannen, auf eine neue Weise über Bauern zu schreiben. Sein Aufsehen erregendes Fragment «Bauern sterben» wurde 1985 in den Münchner Kammerspielen uraufgeführt. Ein Jahr zuvor unterhielten sich an den Solothurner Literaturtagen die Autoren Ernst Därendinger, Heinz Stalder, Beat Sterchi und Werner Wüthrich in einem abendfüllenden Podiumsgespräch über die Bauern in ihren Büchern.<sup>20</sup>

Das neuerliche Interesse war absehbar. Seit Mitte der siebziger Jahre verbreitete sich im deutschsprachigen Raum sehr rasch eine Bewegung, die Werte wie Heimat nicht mehr den konservativen und reaktionären Kreisen überlassen wollte. Auch die Literatur aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde unter neuen Gesichtspunkten gesichtet. Thematisch hätte Huggenberger mit den «Bauern von Steig» oder einigen seiner Geschichten über Knechte und ledige Frauen gut in dieses Konzept gepasst, ähnlich wie «Die Schattmattbauern» von C. A. Loosli oder «Der schwarze Tanner» und «Die graue March» von Meinrad Inglin. Doch eine Beschäftigung mit Huggenberger drängte sich vorerst nicht auf. Die gesellschaftspolitisch orientierten neuen Verlagskollektive interessierten sich für engagierte Schriftstellerpersönlichkeiten und aufregende Lebensgeschichten, edierten Werkausgaben von Jakob Bührer, Blaise Cendrars, Friedrich Glauser.

Damit ist eine deutschschweizerische Spezialität angesprochen. In der hiesigen Variante verband sich die Heimatbewegung mit literarischen Ausgrabungen, einer breit angelegten Aktivität sogenannter Wiederentdeckungen. Erinnerung sei an Dieter Fringelis «Dichter im Abseits» von 1972 und den Nachfolgeband «Von Spitteler zu Muschg». Um 1980 erreichten die Bestrebungen ihren Höhepunkt, es erschienen zwei Lesebücher, Beatrice von Matts «Unruhige

Landsleute. Schweizer Erzähler zwischen Keller und Frisch» sowie «Grenzgänge. Literatur aus der Schweiz 1935–45» von Hans Rudolf Hilty. Überdies brachte Werner Weber zusammen mit Studierenden der Universität die biografische Sammlung «Helvetische Steckbriefe» über weitgehend vergessene Deutschschweizer Schriftsteller heraus. Und in denselben Zeitraum fällt das beispiellose Editionsprojekt «Frühling der Gegenwart», das Charles Linsmayer in Zusammenarbeit mit dem Buchclub Ex Libris realisierte: 27 Romane und drei Erzählbände aus der Deutschschweiz der Jahre 1890 bis 1950. In den «Unruhigen Landleuten» ist Alfred Huggenberger mit einem Ausschnitt aus dem «Lentz», im «Frühling der Gegenwart»-Projekt lediglich mit der kurzen Erzählung «Liesi» vertreten. Herausgeber Linsmayer thematisiert in einem Nachwort seine Vorbehalte gegen die Heimatkunst im Allgemeinen und speziell gegen deren affirmative Wahrnehmung seitens der zeitgenössischen Germanistik und Literaturkritik.<sup>21</sup> Es kann deshalb nicht erstaunen, dass Alfred Huggenberger auch keinen Zutritt fand zur «Literaturszene Schweiz», die Linsmayer in 157 Kurzporträts skizziert hat.

Wie gründlich er sich gleichwohl mit Leben und Werk von Alfred Huggenberger auseinandergesetzt hatte, zeigt sich in einem Lexikoneintrag. Überzeugend ist sowohl Linsmayers literarisches Urteil (anhand der von ihm genannten Hauptwerke) als auch die politische Charakterisierung: «Es gehört zu den trag. Momenten seines Lebens, dass er der Versuchung nicht widerstand u. sich zum Instrument einer Politik machen liess, die ihm im Grunde fremd war: 1937 nahm er den Johann-Peter-Hebel-Preis entgegen u. ließ sich von Goebbels dazu gratulieren, 1942 wurde er Ehrensator der Deutschen Akade-

20 Rea Brändle: Wie lässt sich heute über Bauern schreiben, in: Tages-Anzeiger Magazin, 26.5.1984, S. 9–15.

21 Linsmayer, Erzählungen 1, S. 465–473.



mie in München.»<sup>22</sup> Ähnlich lautete zwei Jahre später sein Text im «Schweizer Lexikon», wo er Huggenberger attestiert, er habe sich als eher «naives Gemüt von den NS-Kulturpolitikern prakt. widerstandslos als Repräsentationsfigur für die (dann doch grundsätzl. andersgeartete) «Blut- und-Boden-Literatur» benützen» lassen.<sup>23</sup>

In den deutschen Nachschlagewerken erhielt das Politische bei Huggenberger keine Brisanz, doch es gab eine unübersehbare Tendenz. So würdigte das «Deutsche Literatur-Lexikon» in seiner dritten, völlig überarbeiteten Auflage von 1981 Huggenberger noch mit über zweieinhalb Seiten; die Preise aus der NS-Zeit sind zwar aufgelistet, aber nicht explizit als solche bezeichnet. Im «Literatur Brockhaus» von 1988 bekam er knapp zwanzig Zeilen, wobei die Auflistung der wichtigsten Werke und der Sekundärliteratur am meisten Platz beanspruchte.<sup>24</sup> In «Kindlers Neuem Literatur-Lexikon» wurde Huggenberger in einem einspaltigen Eintrag mit Heinrich Federer, Ernst Zahn, Jakob Christoph Heer und Jakob Schaffner zu den «erfolgreichsten Vertretern des Bauern- und Heimatromans in der ersten Hälfte des 20. Jh.s» gezählt. Dadurch, dass zwischen diesem knappen Einführungssatz und einer abrundenden Schlussbemerkung einzig «Die Bauern von Steig» zur Sprache kommen, wird eine stark inhaltliche Gewichtung vorgenommen.<sup>25</sup> In der dritten Auflage des «Kindlers» von 2009 kommt Huggenberger nicht mehr vor. In der Neuauflage des gleichzeitig erschienenen «Killy Literaturlexikon» ist der Artikel von Linsmayer mit dem Hinweis auf neuere Sekundärliteratur abgedruckt; wissenschaftliche Arbeiten über Huggenberger sind keine verzeichnet.<sup>26</sup>

### Verschärfung des Tons

Nachträglich möchte man sich wünschen, die Auseinandersetzung mit Huggenbergers politischer Ver-

gangenheit wäre im Thurgau etwas sachlicher geführt worden. Stattdessen blockierten gegenseitige Verdächtigungen schon bald den Meinungsaustausch. In einer ersten Phase gab es noch keine öffentlich geführte Diskussion, sondern erst gelegentliche Einzelstimmen, die sich zu Wort meldeten. Einer der ersten war Pirmin Meier, der Schriftsteller aus dem Kanton Luzern. Ohne ersichtlichen Anlass veröffentlichte er 1985 im Winterthurer «Landboten» einen längeren Aufsatz über Huggenberger als «Dichterbauer». Ein mehrdeutiger Schollenbegriff und mehr noch die Annahme des Hebel-Preises hätten zu einigen Anfeindungen geführt, bedauert Meier und zieht einen etwas apodiktischen Schluss: «Doch stand Alfred Huggenberger dem Nationalsozialismus sowie der Blut- und Bodenideologie – im Gegensatz zu Jakob Schaffner – in keiner Zeit seines Lebens nahe.» Es ist ein Muster, das in den nachfolgenden Auseinandersetzungen oft zu beobachten ist: Meier betont, er wolle Huggenbergers Haltung nicht entschuldigen, tut es dann aber doch ein Stück weit mit dem weit hergeholtten Argument, «Hitlerdeutschland» habe 1937 den Höchststand seines internationalen Ansehens erreicht, «und selbst Winston

22 Literaturlexikon: Autoren und Werke deutscher Sprache, hrsg. von Walther Killy und Volker Meid, Bd. 5, Gütersloh: Bertelsmann, 1990, S. 135.

23 Schweizer Lexikon in sechs Bänden, hrsg. von Wilhelm Ziehr, Bd. 3, Luzern 1992, S. 500–501.

24 Der Literatur Brockhaus, hrsg. und bearbeitet von Werner Habicht und Wolf-Dieter Lange, Bd. 2, Mannheim: F. A. Brockhaus, 1988.

25 Kindlers Neues Literaturlexikon, hrsg. von Walter Jens, Bd. 8, München: Kindler, 1990, S. 135.

26 Killy Literaturlexikon, Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums. 2., vollständig überarbeitete Aufl., Bd. 5, Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2009. Neu sind die Verweise auf Aufsätze in der Zeitschrift «Harass».

Churchill und Lloyd George liessen sich damals zu partiell positiven Aussagen verleiten.<sup>27</sup>

Zwei Jahre später wurde erstmals in einem Geburtstagsartikel die politische Gesinnung von Huggenberger thematisiert. Am Ende seines ganzseitigen Porträts in der «Thurgauer Zeitung» erwähnt Andreas Bauer – ehrlicherweise, wie er anmerkt – die Erinnerungen älterer Leute, wonach Huggenberger «zur Zeit des Dritten Reiches häufig im damaligen Deutschlandsender zu hören war», was sein Ansehen in der Schweiz stark beeinträchtigt habe, ebenso wie seine häufigen Dichterreisen ins nationalsozialistische Deutschland und die dort verliehenen Preise. Dies alles habe ihm den Ruf der Nazifreundlichkeit eingetragen, so Andreas Bauer. Er wollte die Vorwürfe nicht kommentieren. Um dies tun zu können, so argumentierte er, wäre es notwendig, Huggenbergers Korrespondenz aus jener Zeit durchzusehen.<sup>28</sup>

An Silvester 1992 rekapitulierte Pfarrer Markus Schär aus Elgg in der «Thurgauer Zeitung» die seinerzeitige Verleihung des Erwin-von-Steinbach-Preises an Huggenberger. Dazu untersuchte er die Erinnerungsschrift und zog daraus die Folgerung, es seien in den Festreden «keinerlei anstössige politische Farben, geschweige denn braune» nachzuweisen.<sup>29</sup> Dabei war gerade der Steinbach-Preis bewusst darauf angelegt, keine nationalsozialistischen Parolen und Gesten zu verwenden, um kritische Stimmen im Ausland zu beschwichtigen. Der Artikel könnte auch leicht als Entlastung für Huggenberger gelesen werden, wie sich anhand eines Rundbriefs des damaligen thurgauischen Kantonsbibliothekars zeigte. Er schickte an «Angehörige, Freunde und Bekannte» eine Kopie von Schärs Text und notierte mit Schreibmaschine, der Steinbach-Preis habe bisher «leider zu ungerechten Vorwürfen» geführt, doch nun sei «die wohlverdiente Ehrenrettung» geleistet worden.<sup>30</sup>

Mitte der 1990er-Jahre verschärfte sich der Ton. Es war die Zeit, als die Schweiz endlich damit begann, ihre eigene Rolle zur Zeit des Nationalsozialismus of-

fiziell aufzuarbeiten. In der «Thurgauer Zeitung» polemisierte Hans Jossi in einem Artikel zum 35. Todestag gegen die «modernen Literaten» und deren Vorhaltungen, Huggenberger sei von den Nazis angehaucht gewesen: «Diese Vorwürfe treffen nicht. Sie sind deplaziert. [...] Nachdem den schweizerischen Medien während der unseligen Nazizeit von den hohen Politikern mit der Pressezensur die Arbeit erschwert wurde, kann man einem einfachen Menschen, für den Gewalt zeitlebens ein Greuel war, niemals solche Vorwürfe anheften, ohne sich selbst zu klassieren!»<sup>31</sup>

Mit solchen Kraftakten wurden die Diskussionen höchstens angeheizt. Es mehrten sich kritische Stimmen. Manche äusserten sich, wo man sie nicht erwartet hätte, in einem kurzen Wanderbericht des Zürcher «Tages-Anzeigers»<sup>32</sup> etwa oder in dem ebenso informativen wie schön gemachten Buch von Manfred Bosch über die «Bohème am Bodensee».<sup>33</sup>

## Beidseitige Verdächtigungen

Hans Jossi war die treibende Kraft für eine Alfred-Huggenberger-Gesellschaft, die am 21. Dezember 2000 im Greuterhof in Islikon gegründet wurde, mit dem Ziel, «die Erforschung und Verbreitung des Werks von Alfred Huggenberger zu fördern, sein geistiges Erbe lebendig zu erhalten, das Verständnis für seine Person zu vertiefen und die ländlich-bäuer-

27 «Dichterbauer» Alfred Huggenberger, in: Der Landbote, 16.3.1985.

28 Andreas Bauer, Zum 120. Geburtstag des Volksdichters, in: Thurgauer Zeitung, 12.12.1987.

29 Markus Schär: Mit Tieren und Pflanzen wie mit seinesgleichen, in: Thurgauer Zeitung, 31.12.1992.

30 KBTG Hu Sch 127.

31 hj: Huggenberger und seine Zeit, in: Thurgauer Zeitung, 18.2.1995.

32 Eva Mackert: Wandern im Huggenbergerland, in: Tages-Anzeiger, 19.12.1998.

liche Kultur in seinem Sinne zu pflegen».<sup>34</sup> Dies sollte laut Statuten mittels regelmässiger Zusammenkünfte, literarischer Veranstaltungen, Publikationen und einem Engagement für das Huggenberger-Museum im Greuterhof gewährleistet werden. Der Student Lorenz Engi aus Elgg übernahm das Präsidium – interimistisch, wie er betonte – und schlug der Gesellschaft vor, die Vorwürfe gegen Huggenberger von einem Spezialisten abklären zu lassen. Diese Idee jedoch wurde allein schon mangels finanzieller Mittel verworfen, ausserdem regte sich Widerstand «aus dem Kreis der direkten Nachkommen»<sup>35</sup> Denn was immer bei einer Untersuchung herauskomme, wurde argumentiert, der Vorwurf bleibe hängen. So versuchte Engi während seiner einjährigen Amtszeit, mit einer Reihe von Veranstaltungen die Diskussion unter den rund fünfzig Mitgliedern in Gang zu bringen. Als erster hatte Hans Jossi seinen Auftritt. Hans Brauchli referierte über Bilder von Huggenberger, zwei junge Leute wurden eingeladen, um über ihre Leseindrücke der «Bauern von Steig» zu berichten. Wie viel Klärungsbedarf in der Gesellschaft gäbe, zeigt sich am deutlichsten anlässlich des Vortrags «Dank und Boden» ist nicht «Blut und Boden» des mittlerweile pensionierten Kantonsbibliothekars Walter Schmid am 20. Juni 2001. Er vertrat die Ansicht, Huggenberger sei naiv gewesen und von den Nazis instrumentalisiert worden. Verschiedene der damaligen Zuhörer erinnern sich noch heute daran, wie gehässig die Stimmung wurde, als nach dem Vortrag die beiden Historiker André Salathé und Beat Gnädinger die Methode des Referenten kritisierten und bemerkten, die Frage sei doch, *warum* Huggenberger überhaupt habe instrumentalisiert werden können.<sup>36</sup> Nur gerade Schmid selber sei bereit gewesen, sich auf diesen Einwand einzulassen, das Publikum reagierte sehr feindselig, heisst es in einer Aktennotiz von Staatsarchivar André Salathé. «Wir hatten den Eindruck, am liebsten hätte man uns eine runtergehauen. Im Anschluss an die Veranstaltung trafen sich auf dem Innenhof

Schmid, Jossi, Gnädinger und Salathé. Und als das übrige Publikum verschwunden war, erklärte Jossi – zu einigem Entsetzen von Schmid –, er wisse ganz genau, dass die Erben den Nachlass Huggenbergers geschönt und alles belastende Material hätten verschwinden lassen.»<sup>37</sup> Konkret hat sich Hans Jossi unseres Wissens nie zu seiner schweren Anschuldigung geäussert. So wurden die Andeutungen nach seinem Tod im Jahr 2004 zu einem Verdacht, der sich weder bestätigen noch widerlegen liess. Und als hätte es nicht schon genug Ungeklärtes gegeben, übernahmen die Medien seine Verdächtigungen wiederholt und unbesehen.<sup>38</sup>

In den Jahren 2001/02 forcierte Bruno Oetlerli aus Dozwil in der Literaturzeitschrift «Harass» die umstrittenen Themen. Eine erste Notiz erschien zur Gründung der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft. Unvermittelt und ohne den Kontext zu erläutern, wurde ein Ausspruch kolportiert, den der Schriftsteller Paul Ilg mehrmals über Alfred Huggenberger getan haben soll: «An seinen Händen klebt Blut!». Übergangslos folgt der Appell, es sei «Huggenbergers Bedeutung für die Schweizer Literatur neu zu definieren. Die Abqualifizierung als «biedermeierlicher Feierabendkünstler» und «Heimatschriftsteller» dürfte Huggenberger nicht gerecht werden – ebenso wenig seine Stilisierung zum «Kantonsheligen»».<sup>39</sup>

33 Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 351.

34 Siehe Statuten ([www.alfred-huggenberger-gesellschaft.ch](http://www.alfred-huggenberger-gesellschaft.ch)).

35 Engi, in: *Harass*, Heft 13, S. 177.

36 Mündliche Auskunft von André Salathé, 7.2.2012.

37 StATG, Amtsregistratur 1995 ff., Aktennotiz vom 14.12.2006 (anlässlich der ICN-Diskussion). Beat Gnädinger, heute Staatsarchivar des Kantons Zürich, war damals Stellvertreter des Thurgauer Staatsarchivars André Salathé.

38 Marc Haltiner, Licht ins Dunkel des Dichters bringen, in: *Thurgauer Zeitung*, 14.12.2006; Brigitta Hochuli, «Nachmittags Kartoffeln häufeln», in: *Thurgauer Tagblatt*, 7.5.2007.

39 *Harass*, Nr. 11, S. 236.

Ähnlich aufgeregt und oft etwas diffus sind die Beiträge in den nächsten Nummern gehalten, insgesamt ein Sammelsurium mit interessanten Materialien und dem mehrmals geäusserten Wunsch von Oetterli, man möge sich «mit dem bisherigen, etwas verstaubten Dichterdenkmal aufs Neue und ganzheitlich befassen».<sup>40</sup> Bemerkenswert ist auch, dass sich Lorenz Engi und Walter Schmid an den Diskussionen beteiligten.<sup>41</sup> Dabei wiederholte Schmid die abwehrenden Argumente, die er in seinem Vortrag benutzt hatte und später auch in einem Aufsatz fürs «Thurgauer Jahrbuch» publizierte.<sup>42</sup>

### **Wem gehört Huggenberger?**

Nach dem kurzen Präsidium von Engi übernahm Rolf Lüscher den Vorsitz der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft und wurde von seinen Vorstandskollegen sehr unterstützt bei der Lancierung von drei grösseren Projekten. Zum einen stellte Hans Menzi das Gesuch an die Schweizerischen Bundesbahnen, einen der neuen Intercity-Neigezüge nach Alfred Huggenberger zu benennen und erhielt am 26. Februar 2003 zur Antwort, dass man den Vorschlag gerne prüfen werde. Zum andern konnte Hans Jossi den Verband der Thurgauer Lehrerschaft und die Stiftung Jugendförderung im Thurgau zu einer gemeinsamen Aktion gewinnen. Vordergründig ging es darum, die Lesefähigkeit an den thurgauischen Primarschulen zu fördern, was sich nach dem mittelmässigen Abschneiden im internationalen Vergleich (Pisa-Studie) aufdrängte. Darüber hinaus zielte man seitens der Gesellschaft darauf ab, dass Huggenberger in den Primarschulen ausführlich behandelt wurde. Es gelang sehr bald, mit Hans Brauchli und Markus Germann zwei sehr geschätzte Thurgauer Lehrer sowie die Redaktorin Maria Leonardi für die Vorbereitungsarbeiten zu gewinnen. In der Fachzeitschrift «Bildung Thurgau» wurden Möglichkeiten vorgestellt, im Un-

terricht altersadäquat auf ausgewählte Kapitel der «Bauern von Steig» einzugehen.<sup>43</sup> Sämtliche thurgauischen Schulhäuser sowie über hundert Sekretariate von benachbarten Zürcher und St. Galler Schulgemeinden wurden angeschrieben und gebeten, interne Lesewettbewerbe durchzuführen und die drei Besten jeder Klasse für das Finale am 24. April 2004 im Greuterhof anzumelden. Gemessen am Aufwand war die Beteiligung von rund achtzig Kindern vermutlich kleiner als erhofft, doch die Aktion wurde in den folgenden zwei Jahren wiederholt.<sup>44</sup>

Kein Erfolg hingegen hatte ein dritter Vorstoss der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft, es seien mit Geldern des Kantons zwei Bände der Werkausgabe von Hans Brauchli nachzudrucken. Das Gesuch wurde am 20. Juli 2005 abgelehnt mit der Begründung, dass Wiederauflagen von Büchern, die noch in Antiquariaten erhältlich sind, grundsätzlich nicht aus dem Lotteriefonds finanziert würden. Es könne auch seitens der Schulen kein Bedarf festgestellt werden, und vierzig Jahre nach der Ersterscheinung mache eine unkommentierte Ausgabe keinen Sinn.<sup>45</sup>

Inzwischen wurde im Thurgau mit einer Zusage der SBB gerechnet und im Detail geplant, dass der neue Intercity-Neigezug namens Alfred Huggenberger am 20. Januar 2007 in Aarau eingeweiht und von dort auf Jungfernfahrt nach Weinfelden geschickt werden könnte. Als Patin hatte die frisch gewählte Nationalratspräsidentin Christine Egerszegi zugesagt. Gedacht war der Anlass als Auftakt des umfangreichen Jahresprogramms für das Eidgenös-

---

40 Harass, Nr. 13, S. 184.

41 Harass, Nr. 13, S. 177–178 und Nr. 14, S. 219–220 (Lorenz Engi) sowie Nr. 15, S. 285–290 (Walter Schmid).

42 Walter Schmid: Huggenberger und die Deutschen, in: Thurgauer Jahrbuch 2003, S. 77–82.

43 Bildung Thurgau, 1/2003/2004, Nr. 1, S. 8–9.

44 Zu den Lesewettbewerben siehe auch: KBTG Hu Sch 123.

45 Mündliche Auskunft von René Munz, Chef des Kulturamts des Kantons Thurgau, 7.3.2012.

sische Sangerfest in Weinfeld, das vom 6. bis 15. Juni des darauffolgenden Jahres stattfinden sollte. Man rechnete mit rund 20000 Teilnehmenden und einem entsprechend grossen Publikumszulauf. Die Vorbereitungen waren schon sehr weit gediehen, als am 6. Dezember 2006 Esther Simon in der «Thurgauer Zeitung» zu bedenken gab, das Vorhaben der SBB stosse «nicht überall auf Gegenliebe».<sup>46</sup> Zwei Tage später hakte Simon nach mit der Recherche «Huggenberger» gibt zu reden», dabei stellte sie fest, dass bei der SBB noch kein endgültiger Entscheid gefallen sei. Ihre beiden Artikel haben die weiteren Ereignisse kaum verursacht, wohl aber beschleunigt: Innerhalb der nächsten drei Tage entschlossen sich die SBB-Verantwortlichen zu einer definitiven Absage. Darüber informierte eine kurze Mitteilung, die am 12. Dezember in den beiden thurgauischen Blättern ohne Kommentar abgedruckt wurde, desgleichen in der «Neuen Zürcher Zeitung».<sup>47</sup> In der übrigen Schweizer Presse blieb der Zwischenfall unerwähnt. Im Thurgau scheint man mancherorts schon seit längerem mit der sogenannten Zugsentgleisung gerechnet zu haben. Bereits am 14. Dezember berichtete die «Thurgauer Zeitung», dass Regierungsrat Jakob Stark beabsichtige, die Vergangenheit von Huggenberger aufarbeiten zu lassen.<sup>48</sup> Diese Haltung vertrat er, ein Historiker, gemeinsam mit Staatsarchivar Salathé. Ein Ende der blossen Verdächtigungen forderte auch der Chefredaktor der «Thurgauer Zeitung».<sup>49</sup>

Das Echo in den Leserbriefspalten flaute rasch ab, wurde dann aber plötzlich wieder sehr heftig, als nach anderthalb Monaten die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft den unrühmlichen Verlauf ihres ICN-Vorstosses als elfte Seldwylergeschichte bezeichnete. Nun meldete sich der Historiker und Journalist Markus Schär aus Weinfeld zu Wort. «Warum verteidigen Eidgenossen einen Nazifreund?», fragte er am 3. Februar in der «Thurgauer Zeitung». Als daraufhin, ebenfalls auf der «Leserseite», zwei Entgegnungen

abgedruckt wurden,<sup>50</sup> sah sich das «Tagblatt für den Kanton Thurgau» veranlasst, von einer «Kontroverse über den Bauerdichter Alfred Huggenberger» zu schreiben.<sup>51</sup> Besonders emotional war eine Reaktion aus Weinfeld, die der «Thurgauer Zeitung» unterstellte, «Rufmord an Alfred Huggenberger» betrieben zu haben.<sup>52</sup>

Inzwischen war jedoch selbst die Alfred-Huggenberger-Gesellschaft einverstanden mit den Vorschlägen von Regierungsrat Stark und wünschte sich, dass «mit Hilfe des Lotteriefonds eine vollständige Biographie über Leben und Werk von Alfred Huggenberger entstehen könnte».<sup>53</sup> Am 28. Oktober 2008 befürwortete der Regierungsrat ein entsprechendes Projekt, was letztlich zu dem nun vorliegenden Buch führte.<sup>54</sup>

## Literarische Öffnungen

Wie weit die Politisierung der Auseinandersetzungen um Alfred Huggenberger mittlerweile auch ausser-

- 
- 46 Esther Simon: Von der Scholle auf die Schiene?, in: Thurgauer Zeitung, 6.12.2006.  
 47 es: Anderer Name für ICN, in: Thurgauer Zeitung, 12.12.2006, sowie: Alfred Huggenberger nicht zugeeignet. SBB blasen Zug-Taufe ab, in: Neue Zürcher Zeitung, 12.12.2006 (Teil der Auflage).  
 48 Marc Haltiner: Licht ins Leben des Dichters bringen, in: Thurgauer Zeitung, 14.12.2006.  
 49 Andreas Netzle: Verdächtige Neigungen, in: Thurgauer Zeitung, 16.12.2006.  
 50 Zur Ehre von Alfred Huggenberger, in: Thurgauer Zeitung, 10.2.2007.  
 51 Brigitta Hochuli: Nazifreund oder blauäugig?, in: Thurgauer Tagblatt, 17.2.2007.  
 52 Senior mach mit, 2007, Heft Nr. 95; auch in KBTG Hu Sch 141.  
 53 KBTG Hu Sch 141: Walter Schmid an Jakob Stark, 14.1.2007.  
 54 STATG 3'00'938: Regierungsratsbeschluss Nr. 818 vom 28.10.2008.

halb des Thurgaus gediehen war, zeigt sich anhand einiger Publikationen, die um 2007 erschienen. Verglichen mit den Texten von Linsmayer in den frühen 1990er-Jahren fiel die Beschäftigung mit Huggenberger im «Historischen Lexikon der Schweiz» wesentlich kürzer aus. Auch wurde diesmal keine literarisch versierte Person mit einem Eintrag betraut, was sich entsprechend auswirkte. Huggenberger wird zu Recht als einer der meistgelesenen Heimatdichter seiner Zeit bezeichnet, dann folgt eine seltsame Auswahl seiner angeblichen Hauptwerke und die Aufzählung seiner drei Auszeichnungen im nationalsozialistischen Deutschland. Zutreffend ist die Schlussbemerkung, Huggenberger habe sich in den 1930er- und 1940er-Jahren «zunehmend von den Nationalsozialisten vereinnahmt» lassen.<sup>55</sup> Auf eine unmögliche Weise politisch ist schliesslich der Eintrag im «Kulturlexikon zum Dritten Reich» von Ernst Klee, wo Huggenberger pauschal als «Schweizer Blut- und Boden-Dichter» bezeichnet und von seinen Werken einzig «Hinterm Pflug» aufgeführt ist.<sup>56</sup>

Während Huggenberger aus den deutschen Literaturgeschichten spätestens Ende des 20. Jahrhunderts verschwunden ist, kommen 2007 zwei Publikationen zur schweizerischen Literatur relativ ausführlich auf ihn zu sprechen. In der «Schweizer Literaturgeschichte» von Klaus Pezold und seinem Leipziger Autorenkollektiv wird Huggenberger den Autoren der Alpen- und Bauernromane zugezählt;<sup>57</sup> von seinen Figuren heisst es pauschal, sie seien idealisiert.<sup>58</sup>

Gleichzeitig gibt es Anzeichen, dass sich die in den letzten Jahren ausschliesslich politische Sicht auf Huggenberger etwas aufzuweichen beginnt. In der ausführlichen und sicher kompetentesten, von Peter Rusterholz und Andreas Solbach herausgegebenen «Schweizer Literaturgeschichte» aus dem Jahr 2007 figuriert der frühe Huggenberger zusammen mit Ernst Zahn, J. C. Heer und Heinrich Federer bei den Vertretern «des sogenannten «Heimatromans»»<sup>59</sup>, der

spätere Huggenberger hingegen als Exponent jener «stattlichen Anzahl von Schriftstellern, die keine hohen literarischen Ambitionen hatten, aber Romane und Erzählungen schrieben, welche [...] eine breite Leserschaft fanden».<sup>60</sup> Dass ein Teil dieser Autoren «unangefochten von den Umständen der Zeit weitergeschrieben» und in ihren deutschen Verlagen hohe Auflagezahlen erreichten, wird gebührend erwähnt, ohne dass allein durch dieses Faktum die Beurteilung der literarischen Qualität geschmälert würde. Bemerkenswert ist eine neue Sicht auf die Heimatliteratur respektive die Texte von Alfred Huggenberger, Ernst Zahn und J. C. Heer als ihrer dominanten Vertreter. Ihr wird zugestanden, dass sie «nicht nur konservativ-kitschige Volkstumsideologie» enthalte, «sondern sie liefert auch für einen wichtigen Teil der literarischen Strömungen Ansatzpunkte, die bis in die Gegenwart nicht verloren gegangen sind und weit in die frühere Literaturgeschichte zurückreichen».<sup>61</sup>

55 Franziska Meister: Alfred Huggenberger, in: HLS 6, S. 519.

56 Klee, Kulturlexikon, S. 272.

57 Ilona Siegel: Heimatliteratur und traditionelles Erzählen, in: Pezold, Literaturgeschichte, S. 32.

58 Klaus-Dieter Schult: Romane in der Gunst der Leser, in: ebd., S. 135.

59 Dominik Müller: Unterschiedliche Spielarten des sogenannten «Heimatromans», in: Schweizer Literaturgeschichte, S. 153–156.

60 Beatrice Sandberg: Geistige Landesverteidigung, in: Schweizer Literaturgeschichte, S. 218.

61 Andreas Solbach: Tradition und Neuanfang, in: Schweizer Literaturgeschichte, S. 174.

## Ein differenzierteres Bild

Während der Arbeit an unserem Buch sind wir im Thurgau insbesondere von Presseleuten verschiedentlich nach neuen Resultaten gefragt worden. Vor allem eine Klärung von Huggenbergers Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland stiess auf ungeduldiges Interesse. Ob neue belastende Dokumente zum Vorschein gekommen seien, wollte man wissen. Andere Resultate spielten kaum eine Rolle.

Um auf dieses so drängende Anliegen als erstes einzugehen: Die Antworten können jetzt präziser ausfallen. Huggenbergers Haltung beruhte auf einer deutschfreundlichen Orientierung, die ihn als Mann der helvetischen Rechten ausweist. Sie reichte weit vor die Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme zurück – ja, bis in die Jahre des Ersten Weltkriegs. Seine frühe Verbindung zum Volksbund für eine unabhängige Schweiz führte nach 1933 über die Verharmlosung der deutschen Entwicklung bis zu einer weitgehenden Anpassungsbereitschaft gegenüber der nationalsozialistischen Diktatur. Huggenbergers Denken ist nicht bäuerlich, sondern rechtsbürgerlich geprägt. Er gehört der bis heute unzulänglich erforschten Interessengruppe deutschfreundlicher Kräfte in der damaligen Schweiz an und dachte in denselben Mustern: Nicht der Nationalsozialismus, sondern der Kommunismus erschien als zentrale Bedrohung der Schweiz; und gegenüber den westlichen Demokratien, namentlich gegenüber den USA, pflegte man eine intensive Abneigung. Bei Huggenberger hatte diese Orientierung eine kulturelle Färbung, was auch mit seinen mangelnden Sprachkenntnissen zusammenhing: Die Welt ausserhalb des deutschen Sprachraums blieb ihm sehr fremd. Grosse Teile der deutschschweizerischen Bevölkerung erlebten das ähnlich. Im *politischen* Blick über die Grenzen aber isolierte Huggenberger sich zunehmend vom Denken der Mehrheit im Land, die mehr und mehr auf Distanz gegenüber Deutschland ging. Dies gilt besonders für die Zeit ab 1937/38, als sich die deutsche Begünstigung von Huggenberger intensivierte,

was sich in einem kräftig wachsenden Absatz seiner Bücher niederschlug. Äusserte er zuvor gelegentlich sanfte Distanzierungen von der deutschen Politik, etwa bezüglich des Antisemitismus und der Kirchenpolitik, so blieben solche Einwände nun gänzlich aus. Dies ändert nichts daran, dass er sich mit seiner vaterländischen Gebrauchsliteratur mühelos am konservativen Flügel der «geistigen Landesverteidigung» jener Jahre einfügte. Innenpolitisch blieb er der Demokratie verpflichtet, da er sie als Teil der schweizerischen Tradition wahrnahm, aussenpolitisch baute er auf Deutschland. In dieser merkwürdig gespaltenen Haltung ähnelte er dem Bauernpolitiker Ernst Laur und anderen Konservativen der damaligen Schweiz.

Mehr als die beiden deutschen Preise, die Huggenberger 1937 und 1942 entgegennahm, muss zu denken geben, in welchem Mass er bereit war, sich nationalsozialistischer Kulturpolitik und Propaganda zur Verfügung zu stellen, indem er bis weit in die Kriegsjahre hinein immer wieder ausgedehnte Deutschlandtourneen unternahm. Meinrad Inglin beispielsweise, der ebenfalls bei Staackmann publizierte, war Anfang 1940 auch noch einmal gereist – er erlebte den Aufenthalt in Deutschland als gespenstisch, wie er sich später erinnerte; weitere Reisen unterliess er. Kein anderer Autor – auch nicht John Knittel – fuhr so oft nach Deutschland wie Huggenberger und dies bis Ende 1942, ungeachtet der immer eindeutigeren Berichte in der Schweizer Presse über die deutsche Schreckensherrschaft im besetzten Europa. Er war immer ein eifriger Zeitungsleser, seine Haltung ging nicht auf mangelnde Information zurück. Eher war sie Ausdruck eines Opportunismus, der ihn lebenslang – auch in ganz unpolitischen Dingen – auszeichnete. Huggenbergers «Verhältnis zum Nationalsozialismus» erweist sich vor diesem Hintergrund als ein Phantom. Das liegt nicht einfach an fehlenden – oder zum Verschwinden gebrachten – Dokumenten, wie sich allenfalls einwenden liesse. Die Frage an sich zielt ins Leere. Der Nationalsozialis-

mus interessierte ihn weder als Bewegung noch als politische Religion. Hingegen gab es – im pseudoreligiösen Kult um Boden und Wald, um Heimat und Ahnen – Berührungspunkte mit dem völkischen Denken in Deutschland. Huggenbergers Haltung war eher heimatlich und der Tradition verpflichtet, als in den neuen, aggressiven Kategorien von Blut, Nation und Rasse begründet. Doch fanden sich genügend (echte und scheinbare) Verbindungen, um Huggenberger im völkisch-rechtsradikalen und später im nationalsozialistischen Umfeld populär zu machen – und ihn zum eigenen Vorteil den mörderischen Charakter des Nationalsozialismus übersehen zu lassen. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs war es schwer, davor noch die Augen zu verschliessen. Dass nie eine öffentliche Entschuldigung über Huggenbergers Lippen kam, ist bekannt. Doch auch in seiner privaten Korrespondenz, so konnten wir feststellen, fand er keine bedauernden oder selbstkritischen Worte. Es wirkt, als wäre er zu Lebzeiten versteinert.

Die Huggenberger gelegentlich zugeschriebene politische Naivität erscheint infolgedessen als ungeeigneter Begriff, die Sachlage zu erhellen. Genauso wenig trifft die Ansicht zu, seine Werke seien ganz unbeeinflusst von den politischen Umständen ihrer Entstehungszeit: Sein letzter Roman von 1937 trägt zumindest Spuren der Anpassung an den politisch bedingt dominierenden deutschen Geschmack jener Jahre.

Während die politische Haltung zumindest in groben Zügen bekannt war, gewannen wir eine Reihe sehr überraschender Erkenntnisse, die Alfred Huggenberger als Schriftsteller in neuem Licht zeigen. Denn dank der regierungsrätlichen Aufforderung vom 28. Oktober 2008, «den <ganzen> Huggenberger ins Auge zu fassen», war die Möglichkeit gegeben, erstmals den umfangreichen Nachlass systematisch auszuwerten. Die Resultate widersprechen in vieler Hinsicht den bisherigen biografischen Darstellungen, die sich fast ausschliesslich auf Auskünfte des

Autors stützten und sie unbesehen tradierten, damit auch die Bedürfnisse einer wachsenden Verehrergemeinde bedienend.

Nun gilt es, sich von einigen zählbaren Legenden zu verabschieden. Als unhaltbar erweist sich insbesondere das Bild vom Aussenseiter, der jahrelang in der Stille vor sich hinschrieb, bis man ihn endlich entdeckte. Stattdessen begegneten wir einem ungemein ehrgeizigen jungen Mann. Dieser Befund ist es wert, von verschiedenen Seiten betrachtet zu werden. So geht aus der frühesten Korrespondenz hervor, dass Huggenberger mit vierundzwanzig Jahren schon deutsche Verlage sowohl für seine Gedichte wie für die schriftdeutschen Theaterstücke suchte und spätestens nach der Publikation der Gedichtsammlung «Hinterm Pflug» die schriftstellerische Karriere ab 1908 mit zahllosen Vorstössen auch ausserhalb der Schweiz systematisch vorantrieb. Und obwohl Huggenberger nur den obligatorischen Unterricht einer Dorfschule besucht hatte, finden sich bereits in seinen frühesten Texten kaum orthografische und grammatikalische Unstimmigkeiten. Auffällig ist auch, wie er von Anfang an die branchengeläufigen Fachwörter benutzte. Dies war eine gewaltige Anpassungsleistung, die sich als prägendes Element durch sein Leben zog. Paradoxerweise unterschätzten ausgerechnet die Verehrer diese Anstrengung, indem sie den Mythos von Huggenberger als Naturtalent kultivierten.

Auch das überaus beliebte Bild vom literarischen Selfmademan verdient ein paar klärende Bemerkungen: Anders als die meisten Autodidakten begann Huggenberger nicht aus innerer Not zu schreiben. Ausschlaggebend für die ersten schriftstellerischen Versuche waren nicht Erfahrungen, sondern Bücher, die Literatur, eine weitläufige Lektüre, wie er sie speziell in jungen Jahren unermüdlich betrieb. Daher rührt der heterogene Stil des Frühwerks: Bald imitierend, bald nachempfindend und dennoch nach eigenem Ausdruck suchend, entwickelte er sein vielseitig-



ges Talent. Die Leichtigkeit, mit der ihm dies gelang, verleitete ihn zu Versuchen in vielen Genres – und dies hat sich im Lauf der Jahre zunehmend nachteilig ausgewirkt. Es könnte für spätere Detailuntersuchungen sicher lohnend sein, die sehr unterschiedlichen Einflüsse genauer zu studieren. Hier muss die Feststellung genügen, dass es sich bei Huggenberger nicht um Imitationen oder gar Plagiate literarischer Vorbilder, sondern meistens um spielerische Anverwandlungen von Lieblingstexten handelt, was durchaus einer kreativen Leistung entspricht. Auch in dieser Hinsicht aber blieb es nicht bei einer *littérature naive* (um den äquivalenten Ausdruck des bekannten Begriffs einer *peinture naive* zu verwenden). Dass Huggenberger es nicht bei einer solch naiven Betätigung bewenden liess, hat mit seinem bereits erwähnten Lerneifer zu tun; so ist auch zu erklären, dass er als einer der wenigen Autoren vom Land ordentliches Mitglied des Literarischen Klubs in Zürich wurde und sich offensichtlich gerne in einer städtischen Szene bewegte. Dass Huggenberger mit dem Umzug nach Gerlikon die Landwirtschaftsarbeit im Alter von gut vierzig Jahren zugunsten der Schriftstellerei stark einschränkte, war uns bekannt; erstaunlich allerdings ist das Ausmass der freien Zeit, über die er fortan verfügte – auch während der Sommermonate.

Zu verabschieden haben wir uns auch vom unterschwelligen Bild eines Schreibenden, der dem Bauerntum seine Stimme verlieh. Dem widersprechen verschiedene Befunde: Es entsprach nicht so sehr einer *littérature engagée*, sondern der Tradition des schweizerischen Realismus, dass Huggenberger sich in seinen besten Werken dem Naheliegenden zuwandte, somit einer Welt, die er kannte. Und er wehrte sich noch mit fünfundvierzig Jahren sehr vehement gegen das Etikett, ein «Bauerdichter» oder gar ein «zweiter Gotthelf» zu sein. Er wollte sich als Künstler verwirklichen und ein Publikum finden. Kaum war ihm dies gelungen, war es eben diese Leserschaft, die ihn als «Bauerdichter» feierte und

ihn damit in eine Rolle drängte, die er ursprünglich nicht gesucht hatte. Seine Rezensenten und vor allem sein deutscher Verleger Staackmann bedienten zunehmend solche Bilder. Oft hat Huggenberger sich darüber geärgert, bis er lernte, aus der lästigen Zuschreibung seine Vorteile zu ziehen.

Aus dem lernbegierigen jungen Mann war unversehens ein erfolgsverwöhnter Autor geworden. Was die bisherigen biografischen Skizzen jedoch nie erwähnen, ist Huggenbergers hyperempfindliche Reaktion auf jegliche Kritik. Dies erschwerte ihm – und zweifellos auch seinen Angehörigen – das Leben und zeitigte auch in seinem Schreiben mehr und mehr negative Auswirkungen. Da er mit Kritik nicht umgehen konnte, fehlte ihm mit den Jahren ein kompetentes Echo im Sinn eines Lektorats; auch kritisch-kompetente Gegenleser aus dem Freundeskreis hatte er keine. Die Empfindlichkeit hing eng zusammen mit seinem Selbstbild als der Unverstandene, ja Geringgeschätzte, der erst auf dem Umweg über Deutschland zur Anerkennung in der Schweiz fand: ein Bild, das mehr aussagt über seinen masslosen Ehrgeiz als über die Realität. Die Klage der mangelnden Anerkennung findet sich erstmals in seinen Briefen von 1908, also im Moment der erfolgreichen Vorstösse bei deutschen und österreichischen Kritikern. Sie verstärkte sich einige Jahre später und diente Huggenberger als Rechtfertigung für den unschönen Abgang vom Huber-Verlag. Seine Stilisierung als Verkannter im eigenen Land wurde von den frühen Biografen unhinterfragt übernommen und von der Öffentlichkeit bald vorbehaltlos geteilt. Und als es später darum ging, seine anhaltende Verbundenheit mit Deutschland nach 1933 zu erklären, gab sie eine handliche Rechtfertigung ab, für ihn selbst wie auch für seine Verehrer in der Schweiz, zu seinen Lebzeiten wie auch über seinen Tod hinaus.

So berechtigt der Erfolg von der Qualität her in den Jahren zwischen 1910 und 1920 war, hatte der abrupte Aufstieg auf Dauer seine Tücken. Als unge-

duldiger Mensch mochte Huggenberger sich keine Schreibpausen gönnen, Blockaden hätte er wohl kaum ertragen. Sobald ihm nichts Neues einfiel, begann er ältere Texte umzuschreiben, Bestehendes zu filettieren und so zuweilen sich selbst zu kopieren. Mit unserem Werkverzeichnis belegen wir diese Praktiken. Angesichts dessen ist es kaum erstaunlich, dass sich im Nachlass nur sehr wenig unveröffentlichte Texte finden liessen, darunter ein Theaterstück, frühe Gedichte und ein paar überdrehte Satiren.

Sein vielseitiges Talent hinderte ihn daran, die zweifellos vorhandenen Eigenheiten weiterzutreiben, und die Sucht nach Erfolg bestärkte ihn im Eifer, auf allen Gebieten gleichermaßen zu reüssieren, auch in Genres, die er ohne die nötige Konsequenz betrieb: Kinderliteratur, Mundartdichtung, Theaterstücke, Arbeit fürs Radio. Die mangelnde Ernsthaftigkeit führte dazu, dass er hier ein Dilettant blieb und angesichts wachsender Spezialisierung seiner befreundeten Schriftstellerkollegen bald nirgends mehr richtig dazugehörte. Auch das ist eine neue Erkenntnis: Dass Huggenberger sich mit unterschiedlichsten Kollegen anzufreunden verstand, zeitweiligen Kontakt hatte mit Schriftstellern wie C. A. Loosli oder Karl Stamm, längerfristig aber kaum in der Lage war, sich auf engere Freundschaften einzulassen.

Die heterogenen Vorlieben sowie der Erfolgsdrang zeitigen auch Auswirkungen auf die Qualität. Dies zeigt sich nicht nur im Verhältnis seiner bereits genannten besten Phase zum Spätwerk, sondern äussert sich oft innerhalb eines einzigen Buchs. Da finden sich sehr gute Texte neben mittelmässiger Unterhaltung von fragwürdig ideologischer Färbung. Dies führt unweigerlich zur Frage: Was bleibt? Nicht zufällig nennen wir die Prosa zuerst, den berührenden Romanerstling, ein halbes Dutzend guter Erzählungen, einige Gedichte mit unverkennbar eigener Handschrift und von seinen zahlreichen Theaterstücken zumindest «Dem Bollme si bös Wuche». Diese Texte ergäben, bildlich gesprochen, eine

schmale Werkausgabe, die weitere Beachtung verdiente. Dass sie nie zustande kam, hing auch mit Huggenbergers Ehrgeiz, seiner wankelmütigen Zusammenarbeit mit (potenziellen) Verlagen und seiner Entscheidungsschwäche zusammen. Sein Drang, den eigenen Erfolg zu steuern und die geschäftlichen Beziehungen zu seinen verschiedenen Verlagen zu kontrollieren – manchmal gar sie gegeneinander ausspielen zu wollen –, erwies sich als fatal. Blind für die realen Entwicklungen, borniert auch auf Deutschland fixiert, vergab Huggenberger die Chance, sich auf einen neuen Schweizer Verlag der Nachkriegszeit einzulassen. Stattdessen lavierte er und brachte sich so ein gutes Stück weit selbst ins Abseits. Angesichts der verpassten Chancen auch nach 1945 ist es ein schwacher Trost, dass zahlreiche seiner Gedichte in vertonter Form bis heute überlebt haben und einen Teil des populären Kulturguts bilden.

# Dank

Zahlreiche Personen und Institutionen haben das Zustandekommen dieses Buchs unterstützt. Ihnen allen haben wir zu danken. Der Kanton Thurgau stellte die finanziellen Mittel bereit und ernannte eine Projektgruppe: Unter der Leitung von Paul Roth begleiteten Werner Baumann, Remy Charbon, André Salathé und Tanja Stenzl unsere Arbeit über alle Stufen. In der Kantonsbibliothek Frauenfeld erhielten wir zwei Jahre Gastrecht, um den dort deponierten Nachlass auszuwerten; dabei bekamen wir vielfältige Unterstützung; unser Dank geht speziell an Heinz Bothien, Stephan Gossweiler, Monika Mosberger und Emanuel Weissen. Zahlreiche Bibliotheken und Archive in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich – ihre Namen erscheinen im Quellenverzeichnis – halfen bei der Beschaffung der Unterlagen. Ein Dank geht zudem an den Historischen Verein des Kantons Thurgau, der unsere Arbeit in seine Schriftenreihe aufnahm und namentlich an Nathalie Kolb und André Salathé für die umsichtige Betreuung unseres Textes.

Die Alfred Huggenberger-Gesellschaft übergab ihre gesammelten Materialien der Kantonsbibliothek und machte sie uns damit erleichtert zugänglich; ihre Mitglieder standen auch sonst immer für Auskünfte zur Verfügung. Danken möchten wir vor allem Hans Wenzinger, Verena Meier und Hans Menzi.

Weitere wertvolle Materialien verdanken wir Harald Cajka (Pressbaum bei Wien), der die jahrzehntelange Korrespondenz seines Vaters Karl Cajka mit Alfred Huggenberger und weitere Unterlagen der Kantonsbibliothek schenkte. Urs Imoberdorf (Zürich) und Kurt Zeller (Weinfelden) machten uns Huggenberger-Briefe aus ihren Autographensammlungen zugänglich. Marianne Reinhart (Sonthorn) gewährte uns Einblick in Huggenbergers Briefe an ihren Urgrossvater Josef Reinhart (ehe dessen Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv öffentlich zugänglich wurde). Von Kerstin Konertz (Hude bei Oldenburg) erhielten wir Kopien aus dem Nachlass ihres Gross-

vaters Otto Marquard (der Nachlass gelangt 2012 ins Stadtarchiv Konstanz). Eva Schäppi (Zürich) gab uns Kopien von Briefen Huggenbergers an ihren Vater Björn Hansen, der als letzter Illustrator für Huggenberger arbeitete.

Bei der Handhabung des Geographischen Informationssystems (GIS) und der Erstellung einer Karte halfen Hansueli Schiedt und Hans Erdin (beide in Horgen). Bei der Suche nach den Tondokumenten unterstützten uns Heinz Looser und Margherita Meier (beide in Zürich). Ernst Hofmann (Zollikerberg) und Ruth Keller-Schmid (Schüpfen) gaben uns Bilder aus ihren Privatsammlungen.

Vielfältige mündliche Auskünfte und Hinweise erhielten wir von: Eugen Alder (Märstetten), Edith Brauchli (Frauenfeld), Hans-Peter Burla (Belp), Margaret Furtwängler-Knittel (Maienfeld), Margrit Haefeli (Amriswil), Christian Herrmann (Gachnang), Angelus Hux (Frauenfeld), Marretje Heyck (Zuoz), Jörg-Peter Jatho (Giessen), Eckard Michels (London), Magdalena Munz-Schauvelberger (Bottighofen), Christof Mühlemann (Weinfelden), Max Müller (Frauenfeld), René Munz (Frauenfeld), Markus Schär (Weinfelden), Esther Simon (Weinfelden), Marlies Tschirky (Gündlikon), Kurt und Susanne Walter (Gerlikon). Ein ganz besonderer Dank geht an Alfred Büchi (Zürich) und Willi Büchi (Münsingen), die beiden Enkel von Alfred Huggenberger.



# Anhang

# Lebensdaten, Auszeichnungen und Preisgelder

## Lebensdaten

1867	Geboren am 26. Dezember in Bewangen, Gemeinde Bertschikon, Kanton Zürich
1873	Im Frühjahr Schuleintritt in Gachnang; sechs Jahre Volksschule, anschliessend obligatorische Ergänzungs- und Fortbildungsschule
1884	Konfirmation
1888	Aufführung des ersten Theaterstücks «Studentenstreiche»
1890	Erste Publikation (Gedichtband «Reiter-Poesie») im Verlag Huber, Frauenfeld
1895–1908	Gemeinderat von Bertschikon
1896	Im März Übernahme des Hofes, im Oktober Tod des Vaters
1900–1908	Mitglied der Bezirksschulpflege Winterthur
1903	Im Juli Heirat mit Bertha Schmid
1904	Im Oktober Hausbrand und Geburt der Tochter Martha
1908/09	Verkauf des Hofes in Bewangen, Umzug nach Gerlikon, Kanton Thurgau
1910–1937	Mitglied der Ortskommission von Gerlikon
1911	Im April Tod der Mutter
1912	Gründungsmitglied des Schweizerischen Schriftstellervereins
1912	Wechsel zum Verlag L. Staackmann, Leipzig
1918	Beginn bei Verlag Sauerländer, Aarau
1918–1921	Ortsvorsteher von Gerlikon
1920–1932	Grossrat im kantonalen Parlament als Mitglied der freisinnigen Partei
1933	Beitritt zum Reichsverband Deutscher Schriftsteller
1941	Anschluss an die Europäische Schriftstellervereinigung und Teilnahme an den Tagungen in Weimar, Oktober 1941 und 1942

1952–1954 Letzte Publikationen bearbeiteter älterer Werke

1960 14. Januar Tod in St. Katharinental bei Diessenhofen, Beerdigung in Gachnang

## Auszeichnungen und Preisgelder

1908	Ehrengabe der Schillerstiftung (2000 Franken)
1927	Ehrengabe der Schillerstiftung (2000 Franken)
1928	Ehrenbürger der Stadt Frauenfeld
1937	Johann Peter Hebel-Preis (3000 Reichsmark)
1937	Ehrengabe der Schillerstiftung (1000 Franken)
1940	Kantonaler Kredit des Kantons Zürich zur Förderung der Literatur (1000 Franken)
1942	Erwin von Steinbach-Preis (10000 Reichsmark, ausbezahlt 8625 Franken)
1945	Ehrenbürger von Gerlikon
1947	Kanton Thurgau und Ulrico Hoepli-Stiftung (5000 Franken)

# Werkverzeichnis

Eine systematische Erfassung der Werke Alfred Huggenbergers wird erschwert durch die zahlreichen Wiederverwertungen identischer oder geringfügig veränderter Texte. Auch erschienen die meisten seiner Publikationen in zahlreichen Auflagen und teilweise in wechselnden Verlagen (allein seine Theaterstücke in acht verschiedenen). Wir führen im Anschluss an die Erstpublikation nicht alle Auflagen an, sondern beschränken uns auf jene Ausgaben, die einen veränderten Titel respektive Inhalt aufweisen, in einem neuen Verlag erschienen oder von Huggenberger selber ausdrücklich als bearbeitete Version bezeichnet wurden. Bei den angeführten Erstveröffentlichungen handelt es sich um eine Auswahl, da wir zweifellos nicht alle gefunden haben. Im Fall der Gedichte konzentrieren wir uns auf die Frühzeit. Auf Lesebuchtexte sowie Anthologien mit Wiederabdrucken haben wir verzichtet, da ihre Zahl gross ist und sie von uns nicht systematisch erfasst werden konnten. Zusätzliche Hinweise finden sich zu Beginn einzelner der Unterabschnitte.

## a) Lyrik und Prosa

Reiter-Poesie. Fröhliche Weisen. Gedichte, Frauenfeld: im Selbstverlag, 1890.  
Enthält: 25 Gedichte.

Lieder und Balladen, Frauenfeld: Huber, 1895.  
Enthält: 73 Gedichte.

Ölers Rose. Der «blinde Hannes». Erzählungen (Reihe: Verein für Verbreitung guter Schriften, Bd. 60), Zürich: Jacques Bollmann, 1905.

Hinterm Pflug. Verse eines Bauern, Frauenfeld: Huber, 1907.  
Enthält: 71 Gedichte.

Von den kleinen Leuten. Erzählungen aus dem Bauernleben, Frauenfeld: Huber, 1910.

Enthält: Daniel Pfund; Der Hofbauer (Überarbeitung von: Ölers Rose, 1905); Der Holz-Schuhmacher; Am Heidenweiher (Überarbeitung von: Der blinde Hannes, 1905); Jakob Spöndlis Glücksfall; Die Scholle.

Das Ebenhöch. Geschichten von Bauern und ihrem Anhang, Frauenfeld: Huber, 1911.

Enthält: Der Acker am Herrenweg; Elsbeths Enttäuschungen; Die Heuerin; Peter Wenks Heimsuchung; Der Halbwild.

Die Scholle [und drei Gedichte] (Reihe: Verein für Verbreitung guter Schriften, Bd. 81), Basel: Verbreitung guter Schriften, 1911.

Die Bauern von Steig. Roman, Leipzig: Staackmann, 1912.

Peter Wenks Heimsuchung. Daniel Pfund. Erzählungen (Reihe: Verein für Verbreitung guter Schriften, Bd. 87), Zürich: Verbreitung guter Schriften, 1912.  
Übernommen aus: Von den kleinen Leuten, 1910; Ebenhöch, 1911.

Die Stille der Felder. Neue Gedichte, Leipzig: Staackmann, 1913.  
Enthält: 60 Gedichte.

Bauernland. Erzählungen, Hamburg-Grossborstel: Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 1913.

Enthält: eine Einleitung von Kuno von d. Schalk; 3 Prosatexte: Daniel Pfund (übernommen aus: Von den kleinen Leuten, 1910); Die Heuerin; Der Halbwild (beide übernommen aus: Ebenhöch, 1911); 4 Gedichte: Im Ackerfrieden; Der Mähder; Stiller Gast; Fahnenflucht.

Dorfgenossen. Neue Erzählungen. Mit Buchschmuck von Otto Marquard, Leipzig: Staackmann, 1914.  
Enthält: Der Wulkenmacher; Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde; Klaus Inzuben und seine Tochter; Johann Benders Heiratsjahr; Der Funkensonntag; Die heimliche Macht.

Klaus Inzuben und seine Tochter. Mit einem Vorwort von E.[duard] Korrodi (Reihe: Wiesbadener Volksbücher, Bd. 160), Wiesbaden: Verlag des Volksbildungsvereins, 1915.

Der Hofbauer. Erzählung, Konstanz: Reuss & Itta, 1915.  
Übernommen aus: Von den kleinen Leuten, 1910.

Die Geschichte des Heinrich Lentz. Roman, Leipzig: Staackmann, 1916.

Daniel Pfund, Frauenfeld/Leipzig: Huber, 1917.  
Übernommen aus: Von den kleinen Leuten, 1910.

Aus meinem Sommergarten. Ein Strauss für die Jungen und die jung geblieben sind (Bilder und Zeichnungen von Karl Itschner, Ernst Kreidolf, Otto Marquard, Rudolf Mürger, Lore Rippmann), Frauenfeld: Huber, 1917.

Enthält: 8 Prosatexte (Die Abenteuer des kleinen Hechelborst; Der Marktgang; Jaköblis Weihnachtsbaum; Das silberne Schaf; Die Maikönigin; Die drei Blumen in der Fremde; Der Maispacher holt seinen Christbaum; Das Märchen von der Rose Friedebüth) sowie 31 Gedichte, vorwiegend aus früheren Sammlungen.

Die heimliche Macht. Geschichten auf der Heubühne, Leipzig: Staackmann, 1919.

Enthält: Etwas vom Ziegelmathis und vom Heidenheuet; Erster Abend: Der Rebenkasper; Zweiter Abend: Der Glücksfinder; Dritter Abend: Die Brautfahrt nach Balchenstorf; Vierter Abend: Der Heidenheuet; Fünfter Abend: Die zwei Liebschaften des Ziegelmathis.

Aus meinem Sommergarten. Geschichten von Tieren, Blumen und Menschen, mit eingestreuten Versen. Mit Bildern und Zeichnungen von Emil Bollmann, Karl Itschner, Ernst Kreidolf, Otto Marquard, Rudolf Mürger, Lore Rippmann, Oswald Saxer. Neue veränderte Auflage, Frauenfeld: Huber, 1919.

Wenn der Märzwind weht. Verse aus jungen Tagen. Neue, gesichtete und zum Teil veränderte Ausgabe, Frauenfeld: Huber 1920.

Bearbeitete Neuausgabe von: Lieder und Balladen, 1895.

Bauernköpfe. Drei Erzählungen (Reihe: Verein für Verbreitung guter Schriften, Bd. 123), Zürich: Verbreitung guter Schriften, 1921.

Enthält: Der Wulkenmacher (aus: Dorfgenossen, 1914); Der Rebenkasper (aus: Heimliche Macht, 1919); Der Halbwild (aus: Ebenhöch, 1911).

Der Hochzeitsschmaus und andere Ergötzlichkeiten. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Leipzig: Staackmann, 1921.

Jochems erste und letzte Liebe. Humoristischer Roman. Mit Bildern von Hans Witzig, Leipzig: Staackmann, 1922.

Lebenstreue. Neue Gedichte. Mit Zeichnungen von Lore Rippmann, Leipzig: Staackmann, 1923.

Enthält: 60 Gedichte.

Öppis us em Gwunderchratte. Ein humoristisches Hausbüchlein. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Aarau: Sauerländer, 1923.

Enthält: 15 Mundartgedichte.

Chom mer wänd i d'Haselnuss. Öppis zum Spiele, Ufsäge und Verzelle für die jung Welt. Aarau: Sauerländer, 1924.

Enthält: 5 Prosatexte (Die Geschichte von Tappi und Muchel; Der Zwerg Widuwitt; Der Vogel Namenlos; Der grosse Waldkrieg); 2 Theatertexte sowie 18 Gedichte.

Die Frauen von Siebenacker. Roman, Leipzig: Staackmann, 1925.



Der Kampf mit dem Leben. Erzählungen, Buchschmuck von E.[mil] Bollmann, Leipzig: Staackmann, 1926.

Enthält: Der verkehrte Jakob Stockauer; Der Frühlingstag; Mädeli; Das Opfer; Eia Weihnacht; Die drei guten Werke; Die Brüder.

Die Brunnen der Heimat. Jugenderinnerungen, Leipzig: Staackmann, 1927.

Enthält: Kinderfrühling; Der Jäägg; Mit dem Pfeil dem Bogen; Blick ins Leben; Lob der Kartoffel; Abenteuer im Kirschbaum; Revolution auf dem Kornfeld; Liesi; Wie ich Bibliothekar wurde; Der Aufbruch nach Nütigen.

Stachelbeeri. Öppis zum Lache und zum Nohetänke. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Aarau: Sauerländer, 1927.

Enthält: 14 Mundartgedichte.

Die Weihnachtsäpfel und andere Geschichten (Verein für Verbreitung guter Schriften, Bd. 148), Zürich: Verbreitung guter Schriften, 1927.

Enthält: Der Jääg; Die Weihnachtsäpfel; Mädeli.

Vom Segen der Scholle. Ein Bauernbrevier. Mit vielen Zeichnungen und einer biographischen Studie als Anhang: Alfred Huggenberger im Spiegel seiner Werke, von Hans Kägi, Leipzig: Staackmann, 1928.

Enthält: Lyrik und Prosa (Ausschnitte aus älteren Werken).

Liebe Frauen. Erzählungen, Umschlagzeichnung von Otto Marquard, Leipzig: Staackmann, 1929.

Enthält: Die Kranzjungfer; Die Schwester; Das Haus zum Heimweh.

Die Frauen von Siebenacker. Roman. Neubearbeitete Ausgabe, Leipzig: Staackmann, 1930.

Underem Zwerglibaum. Neue Tiernmärchen. Mit Bildern von Oswald Saxer, Aarau: Sauerländer, 1931.

Enthält: 3 Prosatexte (Die Mäusin Nascheltrud und ihr Gast; Die Geschichte vom Frosch Janokel; Vier Häse reised um d'Welt) sowie zahlreiche eingestreute und eigenständige Gedichte.

Der wunderliche Berg Höchst und sein Anhang. Roman, Leipzig: Staackmann, 1932.

Das Männlein in der Waldhütte. Neue Tiergeschichten der Jugend erzählt. Zeichnungen von Oswald Saxer, Aarau: Sauerländer, 1933.

Enthält: 5 Prosatexte.

Pfeffermünz und Magebrot. Allerlei G'rymts und Ung'rymts. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Elgg: Volksverlag, 1934.

Enthält: 15 Gedichte und 3 Prosatexte.

Ackerfrühling (Reihe: Dichtung und Deutung), Leipzig: Staackmann, 1937.

Enthält: Lyrik und Prosa (Ausschnitte aus älteren Werken).

Die Schicksalswiese. Roman, Leipzig: Staackmann, 1937.

Der Acker am Herrenweg. Erzählung (Reihe: Gute Schriften Zürich, 186), Zürich: Gute Schriften, 1937. Übernommen aus: Ebenhöch, 1911.

Erntedank. Gedichte, Leipzig: Staackmann, 1939.

Enthält 105 Gedichte.

Die kleine grosse Welt. Geschichten und Tiernmärchen, Titelbild und Zeichnungen von E. Feuerstein, Bühl-Baden: Verlag Konkordia, 1939.

Enthält Beiträge aus: Aus meinem Sommergarten (1917); Chom, mer wänd i d'Haselnuss (1924); Brunnen der Heimat (1927); Unterm Zwerglibaum (1933); neu: Der Fuchs im Hühnerhof.

Das Bergbauernbuch. Erzählungen, hrsg. von Hanns Deetjen und Hans Bodenstedt, Buchschmuck von Heinz Raebiger (Reihe: Die Bücher der Ährenlese, 2), Goslar: Verlag Blut und Boden, 1939.

Enthält: Ausschnitte aus allen Romanen.

Die Bauern von Steig. Roman, Mit Zeichnungen von Karl Rössing, Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft, o. J. [1940].

Neuausgabe von: Die Bauern von Steig, 1912.

Pech im Alltag. Allerlei Ergötzlichkeiten. Text von Alfred Huggenberger und Zeichnungen von Hans Witzig (umgearbeitete und erweiterte Ausgabe des Bändchens Der Hochzeitsschmaus), Elgg: Volksverlag, 1941.

Bauernbrot. Neue Erzählungen. Mit einem Anhang: Skizzen, Verse, Plaudereien, Elgg: Volksverlag, o. J. [1942].

Enthält: Die zweite Erziehung; Der Kirschbaum auf dem Schlipf; Der Prozess; Der Dorfheiri; Der Fuchs; Das Bauerndorf; Bauernerbe; Das Kartoffelwunder (übernommen aus: Brunnen der Heimat, dort ein Ausschnitt in: Lob des Ackers); Das Trostgärtlein des Kleinbauern; Die drei Träume; Der Bauernschuster; Weinlese- und Trottenpoesie; E Kantönlifrog; Gedichte.

Hinderem Huus im Gärtli. Mundartgedichte, Aarau: Sauerländer, 1942.

Die Schicksalswiese. Roman (Reihe: Der deutsche Tauchnitz, 151), Leipzig: Bernhard Tauchnitz, 1943.

Neuausgabe von: Schicksalswiese, 1937.

Liebe auf dem Lande. Zwei Erzählungen; Umschlagvignette von Günther Büsemeyer, 1. und 2. Auflage, (Kleine Feldpost-Reihe), Gütersloh: Bertelsmann, 1943.

Enthält: Bekenntnis auf der Leiter; Um zwei Tannen (beide übernommen aus: Bauernbrot, 1942, dort unter den Titeln: Der Kirschbaum auf dem Schlipf; Der Prozess).

Jakob Spöndlis Glücksfall. Erzählung, hrsg. von der Deutschen Arbeitsfront. Deutsches Volksbildungswerk (Reihe: Wiesbadener Volksbücher, Nr. 183), Stuttgart: Deutsche Volksbücher, 1943.

Übernommen aus: Von den kleinen Leuten, 1910.

Bauernerbe. Erzählungen und Schildereien, Berlin: Ährenleseverlag, 1943.

Enthält: Das Bauerndorf; Bauernerbe; Fuchsjagd im Sommer; Die drei Träume (aus: Bauernbrot, 1942); Zwischen zwei Frauen.

Marliese. Erzählungen, Leipzig: Feldpostausgabe im Staackmann Verlag, 1944.

Enthält: Der verkehrte Jakob Stockauer; Mädli (aus: Der Kampf mit dem Leben); Marliese (aus: Süddeutsche Monatshefte, 1934).

Arbeit und Acker. Erzählungen, Berlin: Ährenleseverlag, 1944.

Enthält: Gedicht «Der Bauer»; Der gute Acker. Eine Jugenderinnerung (Variante von: Lob der Kartoffel, aus: Brunnen der Heimat, 1927); Der Hunger nach Erde (Ausschnitt: Der Acker am Herrenweg, aus: Ebenhöch, 1911); Der Ruf der Scholle (Die Scholle, aus: Von den kleinen Leuten, 1910); Der Namensvetter (Die zweite Erziehung, aus: Bauernbrot, 1942); Heimat, Herkommen, Belastung (aus: Neue Literatur, 1938).

Abendwanderung. Neue Gedichte. Titelbild von Arnold Fehr, Amriswil: Bodenseeeverlag, 1946.

Enthält: 31 Gedichte.

Liebe auf dem Land. Neue Erzählungen, Elgg: Volksverlag, o. J. [1947].

Enthält: Jakob und Anna; Die verwechselten Bräute; Verlobung auf Enzenruck; Die Magd vom See; Die böse Flora.

Mühsal und Sonntag. Erzählungen und Gedichte aus dem Bauernleben. Mit Zeichnungen von Gerhard Ulrich, Lindau: Jan Thorbecke, 1947.

Enthält: Die Erbschaft des Jakob Stockauer (Der verkehrte Jakob Stockauer, aus: Der Kampf mit dem Leben, 1926); Die Schwester (aus: Liebe Frauen, 1927); Ausschnitt aus: Die Bauern von Steig, 1912; Gedichte.

Der Ruf der Heimat. Dorf- und Ackergeschichten, Frauenfeld: Huber, 1948.

Enthält: Daniel Pfund; Der blinde Hannes (= Am Heidenweiher); Jakob Spöndlis Glücksfall; Der Ruf der Heimat (= Die Scholle, aus: Von den kleinen Leuten, 1910); Der Acker am Herrenweg; Der Halbwild; Elsbeths Enttäuschungen; Die Heuerin (alle aus: Das Ebenhöch, 1911).

Die Geschichten vom Zwerg Moosbart. Der Jugend erzählt von Alfred Huggenberger. Zeichnungen von Oswald Saxer, Neustadt an der Hardt: Kranz-Verlag, 1948.

Neuausgabe von: Das Männlein in der Waldhütte, 1933.

Die Bauern von Steig. Roman, Elgg: Volksverlag, o. J. [1948].

Neuausgabe von: Die Bauern von Steig, 1912.

Abendwanderung. Neue Gedichte, 2., durchgesehene und vermehrte Auflage, Amriswil: Bodensee-verlag, 1948.

Enthält: 31 Gedichte.

Der wunderliche Berg Höchst, Elgg: Volksverlag, o. J. [1949].

Bearbeitete Neuausgabe von: Der Berg Höchst, 1932.

Die Schicksalswiese. Roman. Neue, vom Verfasser durchgearbeitete Ausgabe, Lizenzausgabe des Volksverlags Elgg, Lindau: Jan Thorbecke, 1949.

Neuausgabe von: Die Schicksalswiese, 1937.

Die Magd vom See. Mit Zeichnungen von W. Huppert, (Reihe: Volksbund für Dichtung, vorm. Scheffelbund), Gabe an die Mitglieder, 24, Karlsruhe: Volksbund für Dichtung, 1949.

Übernommen aus: du, 1943.

Die Schicksalswiese. Roman. Neue, vom Verfasser durchgearbeitete Ausgabe, Elgg: Volksverlag, o. J. [1950].

Neuausgabe von: Die Schicksalswiese, 1937.

Der Bund mit dem Leben. Ausgewählte Gedichte, Elgg: Volksverlag, o. J. [1951].

Enthält: 153 Gedichte (aus: Hinterm Pflug (1907); Erntedank (1939); Abendwanderung (1948).

Liebe Frauen. Erzählungen, Elgg: Volksverlag, o. J. [1952].

Enthält bearbeitete Fassungen von: Die Kranzjungfer; Das Haus zum Heimweh; Die Schwester (aus: Liebe Frauen, 1929); Späte Erfüllung (= Mädeli, aus: Der Kampf mit dem Leben, 1926); Klaus Inzubens Schwester (aus: Dorfgenossen, 1914); Der Glücksucher (= Der Glückfinder, aus: Heimliche Macht, 1919).

Klaus Inzuben und seine Tochter. Erzählung (Reihe: Gute Schriften, 117), Zürich: Gute Schriften, 1953.

Übernommen aus: Dorfgenossen, 1914.

Das freundliche Jahr. Geschichten aus Dorf und Weiler, Elgg: Volksverlag, o. J. [1954].

Enthält bearbeitete Fassungen von: Die Weihnachtsäpfel (= Das Opfer, aus: Der Kampf mit dem Leben, 1926); Der Frühlingstag (aus: Der Kampf mit dem Leben, 1926); Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde (aus: Dorfgenossen, 1914); Das Rosendorf (= Die heimliche Macht, aus: Dorfgenossen, 1914); Die Brüder (aus: Der Kampf mit dem Leben, 1926); Der Heidenheuet; Der Rebenkasper (beide aus: Die heimliche Macht, 1919).

Alfred Huggenberger. Gedenkausgabe zum hundertsten Geburtstag, hrsg. von Hans Brauchli, 4 Bände, Weinfelden: Rudolf Mühlemann, 1967.

Bd. 1: Gedichte

Bd. 2: Erzählungen

Enthält: Daniel Pfund (aus: Von den kleinen Leuten, 1910); Die Heuerin (aus: Das Ebenhöch, 1911); Klaus Inzuben und seine Tochter; Die heimliche Macht (beide aus: Dorfgenossen, 1914); Blick ins Leben (aus: Brunnen der Heimat, 1927); Eia, Weihnacht (aus: Der Kampf mit dem Leben, 1926); Der Rebenkasper; Der Glückfinder (beide aus: Die heimliche Macht, 1919); Mädeli (aus: Der Kampf mit dem Leben, 1926); Liesi (aus: Brunnen der Heimat, 1927); Jakob und Anna (aus: Liebe auf dem Land, 1947).

Bd. 3: Die Bauern von Steig. Roman.

Bd. 4: Die Frauen von Siebenacker. Roman.

Die Frauen von Siebenacker. Roman, Elgg: Volksverlag, o. J. [1967].

Neuausgabe der veränderten Fassung, 1930.

Dorf und Acker. Gedichte und Erzählungen. Mit Illustrationen von Alfred Büchi, Belp: Volksverlag Elgg, 1992. Enthält: Der Acker am Herrenweg; Der Halbwild; Die Heuerin (alle drei aus: Das Ebenhöch, 1911); Der Ruf der Heimat (= Die Scholle, aus: Von den kleinen Leuten, 1910) sowie 89 Gedichte.

Gedichte, Erzählungen, Schwänke. Eine Auslese aus seinem Werk zum 50. Todestag, hrsg. von der Alfred-Huggenberger-Gesellschaft, Islikon: Eigenverlag, o. J. [2010].

## b) Theater und Deklamationen

U      Uraufführung  
KT      Kurztext, weniger als zehn Druckseiten  
VA      Vorabdruck

Der Dorfprotz. Dialekt-Lustspiel in drei Akten, Zofingen: Franke, 1892.  
Mundart, Prosa.  
U: Zünikon, 31. Dezember 1888.

Die Junggesellen. Lustspiel in drei Akten, Zürich: Caesar Schmidt, 1893.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Thun, 17. Februar 1895. (Überarbeitung von: Die Junggesellen. Dialektstück in einem Akt; U: Zünikon, 31. Dezember 1890).

Der blaue Montag oder Die misslungene Wette. Schwank in Zürcher Mundart, Zürich: Caesar Schmidt, 1893. Sammlung schweizerischer Dialektstücke, 20. Mundart. Prosa.  
U: Elgg, 15. Juli 1894.

Der letzte Landenberg auf Schloss Elgg. Schauspiel in 5 Akten aus der Zeit der Appenzelerstürme, Biel: E. Kuhn, 1897.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Elgg, 1. Januar 1896 (unter dem Titel «Der Gefangene von Elgg»).

Der Heiratsvermittler. Lustspiel in zwei Akten, Grüningen: J. Wirz, 1898.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Schneit, 31. Dezember 1894 (unter dem Titel «Der Heirathsvermittler»).

Ein Mann, ein Wort. Lustspiel in zwei Akten in Zürcher Mundart, Grüningen: J. Wirz, 1898.  
Mundart, Prosa.  
U: Bewangen (Sommerau), 31. Dezember 1898.

Die drei lustigen Schneider von Bretzmühl. Schwank in zwei Akten, Grüningen: J. Wirz, 1898. VA in: Die Volksbühne, 1898, Nr. 15–21.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Gerlikon, 21. Februar 1897.  
Wiederauflage: Elgg: Volksverlag, 1931.

Backfisch-Launen. Lustspiel in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1898.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Schneit, 31. Dezember 1894.  
Überarbeitung: Männerfeindinnen, 1907.

Die Werbung, Volksbild in zwei Akten, Grüningen: J. Wirz, 1899.  
U: Zünikon, 31. Dezember 1889.  
Urfassung: Ländliche Brautwerbung, Volksstück in zwei Akten.  
U: Bewangen, 31. Dezember 1898.

Die Hochzeit zu Frauenfeld. Historisches Schauspiel in vier Akten, unveröffentlicht, in: KBTG Hu M 81/3.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Frauenfeld, 29. Januar 1899.

Studenten-Streiche. Burschenstück mit Gesang in drei Akten, Grüningen: J. Wirz, 1899.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Bewangen TG, 8. April 1888 (Studentenstreiche: vermutlich frühere Fassung).

Die Verlobung im Forsthouse. Waldstücklein mit Gesang in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1899.  
Hochdeutsch, Prosa.

Im Kantonement oder Zweierlei Tuch, Volks- und Militärbild in drei Akten,  
Grüningen: Wirz, 1899. VA in: Die Volksbühne, 1899, Nr. 11–19.  
Mundart, Prosa.  
U: Turgi, 1. Januar 1900.  
Überarbeitung: Sie händ wieder Eine, 1922.

Die Durchgebrannten oder des Vaters Machtwort.  
Schwank in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1900. VA in: Die Volksbühne, 1900, Nr. 12–17.  
Hochdeutsch, Prosa.

Du sollst nicht heiraten. Schwank für sieben Damen in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1900. VA in: Die Volksbühne, 1900, Nr. 3–6.  
Mundart, Prosa.  
U: Islikon, 25. März 1900 (unter dem Titel «Nur nicht heiraten»).

Der Meisterschuss oder Ein Schützenfestlein zu Elgg vor 333 Jahren. Lustspiel in 2 Akten, Grüningen: J. Wirz, 1900.  
Hochdeutsch, Prosa.

Verleihung des Freiheitsbriefes an Elgg 1371. Dramatische Einlage für den Aschermittwoch-Umzug, Elgg: Büche, 1900.  
Hochdeutsch, Verse.  
U: Elgg, 28. Februar 1900 (Wiederaufnahme am Aschermittwoch 1925).

Wettstreit der Jahreszeiten, in der Reihe: Öppis für's jung Volk, Grüningen: J. Wirz, 1900. Kleine Theaterstücke N° 1.  
Mundart, Verse, KT.

E Plauderstündli, in der Reihe: Öppis für's jung Volk, Grüningen: J. Wirz, 1900. Kleine Theaterstücke N° 2.  
Mundart, Verse, KT.

De Puurestand, in der Reihe: Öppis für's jung Volk, Grüningen: J. Wirz, 1900. Kleine Theaterstücke N° 3.  
Mundart, Verse, KT.  
U: Bewangen (Sommerau), 13. August 1898.

De Brief us Ambulant, in der Reihe: Öppis für's jung Volk, Grüningen: J. Wirz, 1900. Kleine Theaterstücke, N° 4.  
Mundart, Verse, KT.  
Neuausgabe in: Chom mer wänd i d'Haselnuss! Aarau: Sauerländer, 1924. S. 125–138.

De Hausierer, in der Reihe: Öppis für's jung Volk, Grüningen: J. Wirz, 1900. Kleine Theaterstücke, N° 5.  
Mundart, Prosa, KT.  
Neuausgabe in: De Bändelichrömer, in: Chom mer wänd i d'Haselnuss!, Aarau: Sauerländer, 1924. S. 139–149.

Die Frauenverschwörung zu Dingskirch. Schwank in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1901.  
Mundart, Verse.  
Neuausgabe: Die Frauenverschwörung. Elgg: Volksverlag, o. J.

Der Mädchenbund. Komische Scene für vier Damen, Grüningen: J. Wirz, 1901. VA in: Die Volksbühne, 1901, Nr. 5–7.  
Mundart, Verse.

Der Junggesellenbund. Schwank in 1 Akt, Grüningen/Zürich: J. Wirz, 1901. VA in: Die Volksbühne, 1901, Nr. 15–17.  
Mundart, Verse.

Der Bauernkönig. Schauspiel mit geschichtlichem Hintergrund in einem Vorspiel und 5 Akten, Biel: E. Kuhn, 1902.  
Hochdeutsch, Prosa.  
U: Amriswil, 25. Januar 1903.

Die Emanzipierten, in: Basler fliegende Blätter, 1902, Nr. 22, S. 2.  
Mundart, Verse, KT.

Stossseufzer eines Junggesellen, in: Basler fliegende Blätter, Nr. 34, S. 4/5.  
Mundart, Verse, KT.

Dur's Telephon. Lustspiel in 1 Akt, Grüningen: J. Wirz, o. J. [1903].  
Mundart, Prosa.  
U: Brienz, 8. März 1903.  
Neuaufgabe: Aarau: Sauerländer, 1923 (mit verschiedenen Untertiteln).  
Prosafassung: Verlobung auf Enzenruck (in: Liebe auf dem Land, 1947).

E fatali Verwechslig oder Die Wunderkur. Schwank in 1 Akt, Grüningen: J. Wirz, 1903. VA in: Die Volksbühne, 1903, Nr. 9 und 10.  
Mundart, Prosa.  
Überarbeitung: D'Liebi als Arzt, 1922.

Polizist und Mensch. Humoristischer Vortrag von Hans Meyerlein, Grüningen: J. Wirz, 1903. VA in: Die Volksbühne, 1903, Nr. 11.  
Hochdeutsch, Verse, Pseudonym.

E Brutfahrt mit Hindernisse oder warum dem Weber-Schaggi sin erscht Schatz untreu worde-n-ist. Von ihm selber verzellt, in: Basler fliegende Blätter, 1903, Nr. 43, S. 4–5 sowie Nr. 45, S. 6–7.  
Überarbeitung: Brautfahrt, 1911.

Das grosse Loos. Schwank in 1 Akt, Grüningen: J. Wirz, 1904.  
Mundart, Verse.

Die Heirat durchs Loos. Schwank in einem Akt, Grüningen/Zürich: J. Wirz, 1904.  
Mundart, Verse.

Der erste und letzte Kiltgang. Komischer Vortrag (1 Herr) von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, 1904.  
Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Der arme Junggeselle. Komischer Vortrag von Dr. Hans Meyerlein, Grüningen: J. Wirz, 1904.  
Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Männerspiegel. Komischer Vortrag, in: Basler Fliegende Blätter, 1901, Nr. 18, S. 2/3.  
Mundart, Verse, KT, anonym.

Die verliebten Holzhacker. Komische Szene für zwei Herren von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse, Pseudonym.

Unterm Ehejoch. Scherz für zwei Damen von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz o. J. [1905].  
Mundart, Prosa, Pseudonym.

Die Erbschaft mit Hindernissen. Komische Szene für drei Personen (2 Damen, 1 Herr) von Hans Meyerlein, Elgg: J. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Wie's em Wiesetoni bim z'Liechtgoh g'gangen-ist. Komischer Vortrag (1 Herr) von Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, [1905].  
Mundart, Prosa, KT, Pseudonym.

Die glücklichen Ehemänner. Lustspiel mit tragischem Ausgang in zwei Aufzügen, Scherz für 2 Herren von Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Auf zur Heilsarmee! Scherz für zwei Damen, Elgg: G. Feuz, 1905.  
Mundart, Verse, KT, anonym.

Wie's dem Lina und dem Hulda uf em Tanz g'gangen-ist. E chlis Truurspiel i zwee Ufzüge, Elgg: G. Feuz, 1905.  
Mundart, Verse, anonym.

- Hanogg auf Freierrfüssen. Komischer Vortrag, 1 Herr, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse, KT, anonym.
- Die beste Frau der Welt. Komische Szene, 2 Herren, 1 Dame, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse.  
Neuaufgabe: Die beste Frau der Welt, humoristische Szene, Elgg: Volksverlag, o. J.
- De Chasper Meyer goht z'Liecht. Komische Szene, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Prosa, anonym.
- Warum dem Schimmelpuur sin Bueb nid sött z'Liecht. Komische Szene für 2 Herren, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Prosa, KT, anonym.
- Der sparsame Bräutigam oder Wie's Melchernes Daniel billig zu-n-ere Frau cho ist. Komischer Vortrag (1 Herr), Elgg: G. Feuz: 1905.  
Mundart, Prosa, KT, anonym.
- Der sonderbare Patient. Komische Szene, 3 Herren, 1 Dame, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse, anonym.
- Worum's Kuerete-Hansheiris Heiggel wott hürote. Scherz für 2 Herren, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse, KT, anonym.
- Mutter Sibylle. Ein Singspiel mit einem Reigen von C. Burger, für Frauenchor, Soli mit Begleitung von Klavier und Schlaginstrumenten ad libidum komponiert von C[arl] Vogler, Op. 9. Textbuch, Leipzig/Zürich: Gebr. Hug, o. J. [1906].  
U: Baden, 16. Februar 1905.
- Dreimal kuriert oder der Vortrag mit Hindernissen. Schwank in 1 Akt von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Prosa, Pseudonym.  
Überarbeitung: Gschyder, 1922.
- E Musterig vor hundert Johre. Komische Szene von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Prosa, KT.
- Wie Hanogg auf den Leim geht. Komische Szene von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].
- Wie, wo und wenn's Heinrihansureche-n-Uelerech z' hürote cho ist. Komischer Vortrag, 1 Herr, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Prosa.
- Die Frauen von heutzutage. Kulturgeschichtliche Studie, Elgg: G. Feuz, o. J. [1905].  
Mundart, Verse, KT, anonym.  
Neuausgabe: Elgg: Volksverlag, o. J.
- De Heiri Benz wott Gmeindrot werde. Schwank in 1 Akt von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Verse.  
Neuausgabe: Theater- und Deklamationsverlag W. Büchi, Elgg.
- Reingefallen oder Die überlisteten Schneidergesellen, Posse in 1 Akt von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Hochdeutsch, Prosa, Pseudonym.  
Neuausgabe: Elgg: Volksverlag, 1930.
- Die Männerfeindinnen. Scherz für 1 Herrn und 2 Damen, Elgg: G. Feuz, 1906.  
Verse, Mundart, KT, anonym.
- Altjungfernglück. Scherz für 2 Damen von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Die Pantoffelhelden. Komische Scene für 2 Herren von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Verse, Pseudonym.  
Wiederauflage, Elgg: Volksverlag, o. J.

Der Wunderdoktor. Schwank in 1 Akt von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Verse, Pseudonym.

Der Hochzeiter in Nöten. Scherz für zwei Herren von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Prosa, KT, Pseudonym.

Pechvögelchen. Komischer Vortrag, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Verse, KT, anonym.

Die Übriggebliebene. Komischer Vortrag, Elgg: G. Feuz, 1906.  
Mundart, Verse, KT, anonym.

Die drei betrübten Junggesellen. Scherz für drei Herren, Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Verse, anonym.

De Vetter Heiri. Komische Szene von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J.  
Mundart, Prosa/Verse.

Wie de Ferdi z'Torlike schier zu nere Frau cho wär (vo-n-ihm selber verzellt). Komischer Vortrag (ein Herr), Elgg: G. Feuz, o. J. [1906].  
Mundart, Prosa, KT, anonym.

Kapuzinerpredigt gegen die Frauen, Elgg: G. Feuz, o. J.  
Hochdeutsch, Verse, KT, anonym.

Brautwerbung mit Hindernissen, Komischer Vortrag. Elgg: G. Feuz, o. J.  
Mundart, Prosa, KT, anonym.

Neuste Humoristische Gantanzeige, von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J.  
Hochdeutsch, Prosa/Verse, KT, Pseudonym.

Raritätengant. Komischer Vortrag für einen Herrn von Dr. Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J.  
Hochdeutsch, Verse, KT, Pseudonym.

Lährige Gantanzeige in Versen von Hans Meyerlein, Elgg: G. Feuz, o. J.  
Hochdeutsch, Verse, KT, Pseudonym.

Der bekehrte Junggeselle. Komischer Vortrag, Elgg: G. Feuz, o. J.  
Hochdeutsch, Verse, KT, anonym.

Junggselle-Predigt, Elgg: G. Feuz, o. J.  
Hochdeutsch, Prosa, KT, anonym.

Heiratshindernisse. Naturwissenschaftliche Abhandlung von Prof. Dr. Enoch Ledig. Nach stenographischen Aufzeichnungen neu bearbeitet. Elgg: G. Feuz, o. J.  
Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Der Schärmauser. Tragödie in einem Vorspiel und 1 Akt (frei nach Molière), Elgg: G. Feuz, o. J.  
Hochdeutsch, Verse, KT, anonym.

Die Männerfeindinnen oder Alles beim Kaffee. Lustspiel in 1 Akt, Grüningen: J. Wirz, 1907.  
Überarbeitung von: Backfisch-Launen, 1898.

Dreissig Minuten, Schwank in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1907.  
Mundart, Prosa.  
U: Binzikon, 15. Dezember 1907.  
Überarbeitung: Dreissig Minuten, 1920.



Der schlaue Coiffeur oder «So öppis tut eim weh». Schwank in 1 Akt, Grüningen: J. Wirz, 1907. Mundart, Prosa.

Ende gut, alles gut oder von Zweien die Wahl, Schwank in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1907. VA in: Die Volksbühne, 1907, Nr. 14–17. Mundart, Prosa. Überarbeitung: E Verlobig über de Wille, 1920.

Reelles Heiratsgesuch. Schwank in 2 Akten, Grüningen: J. Wirz, 1907. Mundart, Prosa.

Der Quacksalber und sein Patient. Komische Pantomime in 1 Akt, Wetzikon: J. Wirz, 1907. Hochdeutsch, Prosa, Pseudonym. Wiederaufgaben: Grüningen: Sigrist, 1928; Elgg: Volksverlag, o. J.

Brombeeren. Hochzeitsscherz für 2 Damen, Grüningen: J. Wirz, 1908. Mundart, Verse, anonym. Überarbeitung: D'Epeerifrau, 1928.

Er wott an Verbandstag. Schwank in einem Akt, Grüningen: J. Wirz, 1908. VA in: Die Volksbühne, 1908, Nr. 8–11. Mundart, Prosa. U: Frauenfeld, 10. Mai 1908 (Auftragsarbeit für den Verbandstag Schweizer Metzgermeister). Überarbeitung: Herr im Huus, 1920.

Si wott en neue Rock. Scherz für zwei Personen, Grüningen: J. Wirz, o. J. [1908]. VA in: Die Volksbühne, 1908, Nr. 3–6. Mundart, Verse. U: Grüningen, 8. März 1908. Überarbeitung: Obigschoppe, 1921.

Heirat aus Liebe. Komische Scene für 2 Herren, Grüningen: J. Wirz, 1908. Mundart, Verse. Überarbeitung: En füürige Liebhaber, 1921.

Loblied auf den Ehestand. Humoristischer Vortrag von Dr. Hans Meyerlein, Grüningen: J. Wirz, 1909. Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Der Hagestolz. Humoristischer Vortrag, Grüningen: J. Wirz, 1909. VA in: Basler fliegende Blätter, 1901, Nr. 13, S. 2–3. Mundart, Verse, KT.

Stosseufzer und Trost. Scherz für zwei Mädchen von Dr. Hans Meyerlein, Grüningen: J. Wirz, 1910. Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Moderne Krausimauspredigt, Elgg: G. Feuz, o. J. [um 1910].

Der Heiratskandidat. Komische Scene für zwei Herren, Grüningen: J. Wirz, 1911. Mundart, Verse, KT. Überarbeitung: Hürotskandidat, 1924.

Zu was sind d'Fraue guet? Komischer Vortrag für einen Herrn von Dr. Hans Meyerlein, Grüningen: J. Wirz, 1911. Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Die Heiratslustige. Komischer Vortrag von Dr. Hans Meyerlein, Grüningen: J. Wirz, 1911. VA in: Basler fliegende Blätter, 1901, Nr. 21, S. 2–3. Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Eine Brautfahrt mit Hindernissen. Humoreske mit tragischem Ausgang (nach Tagebuchnotizen) von Dr. Hans Meyerlein, Grüningen: J. Wirz, 1911. Mundart, Prosa, KT, Pseudonym. Überarbeitung von: Brutfahrt, 1903.

Dem Bollme si bös Wuche. Lustspiel in drei Akten, Frauenfeld: Huber, 1914.

Mundart, Prosa.

U: Zürich, 6. April 1914 (unter dem Titel: Dem Pfläger Bollme si bös Wuche).

Dramatisierte Fassung von: Peter Wenks Heimsuchung, in: Das Ebenhöch, 1911.

Überarbeitung: Bollme, Sauerländer, 1918.

Berndeutsche Fassung: Bollme, 1966.

Der Schreiner Karli [ungedruckt].

U: Winterthur, 16. November 1916.

Überarbeitung: En Kritische Vormittag, 1918.

En kritische Vormittag. Schwank in 1 Akt, Aarau: Sauerländer, 1918.

Mundart, Prosa.

U: Davos-Dorf, 26. Dezember 1917.

Berndeutsche Fassung: En kritische Vormittag, 1923.

Dem Bollme si bös Wuche. Bauernstück in 3 Akten, Aarau: Sauerländer, 1918.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Bollme, 1914.

E Verlobig über de Wille. E Stückli ab em Land, Aarau: Sauerländer, 1920.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Ende gut, 1907.

Berndeutsche Fassung: E Zwängerei, 1925.

De Herr im Huus. Lustspiel in 1 Akt, Aarau: Sauerländer, 1920.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Verbandstag, 1908.

Berndeutsche Fassung: Der Her im Hus, 1922.

Sutselvische Fassung: Patrùn, 1960.

Dreissig Minuten. Schwank in 1 Akt, Aarau: Sauerländer, o. J. [1920].

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Dreissig Minuten, 1903.

Berndeutsche Fassung: Dryssg Minute, 1922.

En füürige Liebhaber. Eis ab em Land, Aarau: Sauerländer, o. J. [1920].

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Heirat aus Liebe, 1908.

Das Neinwort. Szene aus dem Grenzwachtdienst, Aarau: Sauerländer, 1921.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung: Sie seit: Nei!, 1930.

Der Obigschoppe. Schwank in einem Akt, Aarau: Sauerländer, 1921.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Neue Rock, 1908.

De Gschyder git nohe. Schwank in einem Akt, Aarau: Sauerländer, 1922.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Dreimal kuriert, [1906].

Sie händ wieder Eine. Dialektlustspiel in drei Akten, Aarau: Sauerländer, 1922.

Mundart, Prosa.

U: Zürich, 27. November 1923.

Überarbeitung von: Kantonement, 1899.

D'Liebi als Arzt. Schwank in 1 Akt, Aarau: Sauerländer, 1922.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Fatali Verwechslig, 1903.

Dryssg Minute oder Alles um-ne Sternlitaler. Schwank in 1 Akt. Ins Berndeutsche übertragen von Hermann Menzi, Aarau: Sauerländer, 1922.

E kritische Vormittag. Schwank in 1 Akt. I d's Bärndütsche übersetzt von Hermann Menzi, Aarau: Sauerländer, 1923.

De modärn Betrieb oder E Protestversamlig.  
Schwank in einem Akt, Aarau: Sauerländer, 1922.

Mundart, Prosa.

U: Frauenfeld, 26. April 1923 (Auftragsarbeit zum Jubiläum der Krankenkasse der Meisterschaft).

De Hürotskandidat. Schwank in 1 Akt, Aarau: Sauerländer, 1924.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: Der Heiratskandidat, 1911.

E Zwängerei. Ländliches Lustspiel in 1 Aufzug. Berndeutsche Ausgabe von «E Verlobig über de Wille», übertragen von Otto von Greyerz, Aarau: Sauerländer 1925.

Maikäfer-Ballade. Ein Hochzeitsscherz von Hans Meyerlein, Elgg: Volksverlag, o. J. [1928].

Hochdeutsch, Verse, Pseudonym (vermutlich zur Hochzeitsfeier von Martha Huggenberger).

Bergweibleins Hochzeits-Angebände. Ein Zwischenstück am Hochzeitsabend, Elgg: Volksverlag, o. J. [1928].

Mundart, Verse, KT.

D'Epeerifrau. Hochzeitsscherz für zwei Damen, Elgg: Volksverlag, 1928.

Mundart, Verse, KT.

Überarbeitung von: Brombeeren, 1908.

D'Liebi dur Zytig oder die verwechselten Bräute. Ländliches Lustspiel in 3 Akten, Aarau: Sauerländer, 1929. [Mit wechselnden Untertiteln]

Mundart, Verse, KT.

Überarbeitung: Drü gueti Werk, 1943.

Prosafassung: Drei gute Werke, in: Der Kampf mit dem Leben, 1926 sowie: Die verwechselten Bräute, in: Liebe auf dem Land, 1947.

Moderne Kapuzinerpredigt, Elgg: Volksverlag, 1929.

Hochdeutsch, Verse, KT.

Die vollkommene Frau. Scherz für zwei Herren von Hans Meyerlein, Elgg: Volksverlag, o. J.

Mundart, Verse, KT, Pseudonym.

Der Ehezustand. Hochzeitsscherz von Hans Meyerlein, Elgg: Volksverlag, o. J.

Hochdeutsch, Prosa, KT, Pseudonym.

E Normalverhältnis oder Fortsetzung folgt. E heiters Idyll us em Lebe, Elgg: Volksverlag, o. J.

Mundart, Verse, KT.

Total verlogene Gantanzeige. Von Hans Meyerlein, Elgg: Volksverlag, o. J.

Hochdeutsch, Verse, KT.

Heirats-Predigt, Elgg: Volksverlag, o. J.

Hochdeutsch, Prosa, KT, anonym.

Ein Zeit- und Eidgenössisches Stossgebet. Humoristisch-satirische Zeitbetrachtung, Elgg: Volksverlag, o. J.

Hochdeutsch, Verse, KT, anonym.

Sie sait: Nei! E Verlobig mit Hindernisse. Schwank in einem Akt, Aarau: Sauerländer, 1930.

Mundart, Prosa.

In einigen Auflagen: Sie seit: Nei! Oder E Verlobig mit Hindernisse.

Die Empörung im Mädchenzimmer. Scherz für 2 Mädchen, Elgg: Volksverlag, o. J. [1930].

Mundart, Prosa.

U: Wetzikon, im Dezember 1928.

Die Ersatzmusik oder der Musikersatz. Schwank in einem Akt, Elgg: Volksverlag, o. J.

Hochdeutsch, Prosa.

U: Oberwinterthur, 2. Februar 1929.

Der moderne Junggeselle oder Ich bin so gern, so gern allein, Elgg: Volksverlag, o. J.  
Hochdeutsch, Prosa, KT.

D'Chind und d'Narre säged d'Worret. Ein Schülerbrief, Elgg: Volksverlag, o. J. [um 1930].  
Hochdeutsch, Prosa, KT.

Es Metzgergspröchli, in: 30 Jahre Thurgauischer Metzgermeisterverband, hrsg. von P. Beuttner, Sammlung gewerbepolitischer Schriften für den Kanton Thurgau, Heft Nr. 9, S. 6–9 sowie KBTG Hu Sch 42.

Mundart, Verse, KT.

U: Weinfelden, 7. September 1931.

Drü gueti Werk oder D'Liebi dur Zytig. Ländliches Lustspiel in drei Akten, Aarau: Sauerländer, 1942.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung von: D'Liebi dur Zitig, 1929.

Hochdeutsche Fassung: Heinrichs Brautfahrt, 1943.

Heinrichs Brautfahrt. Bauernkomödie in 3 Akten, Stuttgart: Feuchtinger, 1943.

Hochdeutsch, Prosa.

U: Konstanz, 3. Oktober 1942 im Grenzlandtheater.

Hochdeutsche Fassung von: Drü gueti Werk, 1942.

Das Glück auf Glinzengrütt. Bauernstück in 3 Akten (Ostschweizer Mundart), Elgg: Volksverlag, o. J. [1944].

Mundart, Prosa.

U: Aarau, 13. Januar 1945.

Überarbeitung: S'Glück, o. J.

Das Glück auf Glinzengrütt. Bauernstück in 3 Akten, 2. durchgesehene Auflage, Elgg: Volksverlag, o. J.  
Mundart, Prosa.

S'Glück uf Glinzengrütt. E Stuck Puurelebe i 3 Akte, Elgg: Volksverlag, o. J.

Mundart, Prosa.

Überarbeitung: S'Glück, o. J.

S'Glück uf Glinzengrütt. E Stuck Puurelebe i 3 Akte, vom Verfasser revidierte dritte Auflage, Elgg: Volksverlag, o. J.

Mundart, Prosa.

Capadrutt, Typoskript, ohne Ort, o. J. [1960], in: Kantonsbibliothek Graubünden, Afu 201 sowie Ufu 267.

Dem Bollme sy bös Wuche. E Burekumedi i 3 Akte. Bärndütsch bearb. von Fritz Klopffstein, Elgg: Volksverlag, 1966.

### **c) Erstveröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien (Auswahl)**

In jungen Jahren schon begann Alfred Huggenberger in verschiedenen Zeitschriften zu publizieren. Vor allem für seine zahlreichen Gedichte ist es uns unmöglich, alle Erstveröffentlichungen zu eruieren; wir konzentrieren uns in der Lyrik deshalb auf die Jahre bis zu seiner ersten erfolgreichen Sammlung «Hinterm Pflug» von 1907. Viele der frühen lyrischen Texte hat Huggenberger in verschiedenen Periodika publiziert. Wir bemühten uns, jeweils den Erstdruck zu eruieren.

#### **Frühe Lyrik**

Frühlingsträume, in: Schweizerische Rundschau, 1892, Bd. 1, S. 702–703.

Der glückliche Bauer, in: Schweizerische Rundschau, 1892, Bd. 2, S. 308 sowie Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 17. September 1892, S. 92.

Glückauf, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 7. Januar 1893, S. 598.

- Vertrauen, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 21. Januar 1893, S. 222.
- Glück; Nach Jahren; Vaterglück, in: Schweizerische Rundschau, 1893, Bd. 2, S. 414–417.
- Greis, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 8. Juni 1893, S. 387.
- Frühling, in: Schweizerische Rundschau, 1894, Bd. 1, S. 598.
- Ans Herz, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 24. Februar 1894, S. 65.
- Ahnung, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 27. März 1898, S. 104.
- Verlassen, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 22. Mai 1898, S. 168.
- Das Glück, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 19. Juni 1898, S. 200.
- Im Herbst, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 16. Oktober 1898, S. 336.
- Heimweh, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 27. November 1898.
- Rat, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 8. Januar 1899, S. 16.
- März, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 4. März 1899, S. 93.
- Das Hörnlein, in: Die Schweiz, 1899, S. 342.
- Der Wunderstein, in: Die Schweiz, 1899, S. 430.
- Rechbergischer Reiter, in: Die Schweiz, 1899, S. 430.
- Der Landsknecht, in: Die Schweiz, 1899, S. 454.
- Wille, in: Die Schweiz, 1899, S. 535–536.
- Soldatenlied, in: Die Schweiz, 1899, S. 540 [= Söldnerlied, in: Der Bauernkönig, 1903].
- Besuch, in: Die Schweiz, 1899, S. 546.
- Kleines Reich, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 1. September 1900, S. 177.
- Mütterchen, in: Die Schweiz, 1900, S. 478.
- Abschied, in: Die Schweiz, 1900, S. 496 [= Blaue Blume, in: Hinterm Pflug, 1907]
- Winter, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 9. Februar 1901, S. 41.
- Die Verlassene, in: Am häuslichen Herd, 1901, S. 224.
- Der alte Bauer, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 14. Juli 1901.
- Der alte Baum, in: Die Schweiz, 1901, S. 582.
- Das Glück, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 25. August 1901, S. 264.
- Herbststimmung, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 13. Oktober 1901, S. 328.
- Jahreswende, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 29. Dezember 1901, S. 409.
- Winter [Variation], in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 9. Februar 1902, S. 48.

Die zwei Stillen, in: Schweiz. Familien-Wochenblatt, 22. Februar 1902, S. 59.

Verscherzte Stunde, in: Die Schweiz, 1902, S. 496.

Heimliches Glück, in: Ermatinger, Emil; Haug, Eduard (Hrsg.): Schweizerisches Dichterbuch, Frauenfeld: Huber 1903, S. 88.

Der Landsknecht [neue Fassung], in: Die Schweiz, 1903, S. 58.

Schön Astrid, in: Die Schweiz, 1903, S. 392.

März, in: Die Schweiz, 1903, S. 104.

Graf Holm, in: Die Schweiz, 1903, S. 144.

Wenn der Flieder blüht, in: Die Schweiz, 1903, S. 264.

Mädchenlied, in: Die Schweiz, 1904, S. 192.

Im Volkston, in: Die Schweiz, 1904, S. 283.

Nach der Jahreswende, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 15. Januar 1905, S. 17.

Der Mähder [Überarb.]; Der Träumer; Weggefährten; Hochzeit, in: Die Schweiz, S. 184.

Verlorene Heimat, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 30. April 1905, S. 144.

Der Mähder, in: Schweizerisches Familien-Wochenblatt, 22. Oktober 1905, S. 129.

Altjahrsnacht, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 31. Dezember 1905, S. 420.

Hinterm Pfluge, in: Die Schweiz, 1906, S. 180.

Übermut, in: Die Schweiz, 1906, S. 226.

Der seltsame Pflüger, in: Am häuslichen Herd, 1910, S. 257.

### Prosa

\* kennzeichnet Texte, die in keines von Huggenbergs Büchern aufgenommen wurden.

Ölers Rose, in: Neue Zürcher Zeitung, 1. bis 14. Januar 1902.

Bearbeitete Fassung unter dem Titel: Der Hofbauer, in: Von den kleinen Leuten, 1910.

Der «blinde Hannes». Erzählung aus dem Bauernleben, in: Neue Zürcher Zeitung, 24. Februar bis 1. März 1904.

Bearbeitete Fassung unter dem Titel: Am Heidenweiher, in: Von den kleinen Leuten, 1910.

Der «Holz-Schuhmacher». Skizze, in: Die Schweiz, 1904, S. 457–464.

Bearbeitete Fassung in: Von den kleinen Leuten, 1910.

Jakob Spöndlis Liebschaften, in: Die Schweiz, 1909, S. 322–328 sowie 341–348.

Unter dem Titel: Jakob Spöndlis Glücksfall, in: Von den kleinen Leuten, 1910.

Der Risten-Sali, in: Der grüne Kranz. Ein Familienbuch mit Kalender für die Jahre 1910 und 1911, hrsg. unter Mitwirkung schweizerischer Schriftsteller und Künstler von der Fabrik von Maggis Nahrungsmitteln in Kempthal, Frauenfeld: Huber, 1910, S. 5–12.  
Unter dem Titel: Die Heuerin, in: Das Ebenhöch, 1911.

Das silberne Schaf, in: Frühlicht. Wort und Bild für die junge Welt, Bd. 5, o. J., S. 20–28.  
Aus meinem Sommergarten, 1917.

Elsbeths Enttäuschungen, in: Deutsche Rundschau, Juli 1911, S. 23–39.  
Das Ebenhöch, 1911.

Der Halbwild, in: Süddeutsche Monatshefte, 1911, S. 184–197.  
Das Ebenhöch, 1911.

Peter Wenks Heimsuchung, in: Raschers Jahrbuch, hrsg. von Konrad Falke, Bd. 2, 1911, S. 276–317.  
Das Ebenhöch, 1911.

Die erste Fahrt. Eine Fuchs- und Rabengeschichte, in: Frühlicht. Wort und Bild für die junge Welt. Bd. 6, o. J. [1912], S. 18–31.  
Aus meinem Sommergarten, 1917.

Der Fragebogen. Plauderei von Alfred Huggenberger, in: Die Quelle. Illustrierte Zeitschrift zur Pflege literarischer, pädagogischer und hygienischer Kultur, 1. Jahrgang, Heft 1, Januar 1913, S. 2.\*

Johann Benders Heiratsjahr, in: Deutsche Rundschau, 1913, S. 136–151.  
Dorfgenossen, 1914.

Der Funkensonntag, in: Süddeutsche Monatshefte, August 1913, S. 556–569.  
Dorfgenossen, 1914.

Ein Schweizer Dichter über Deutschland, in: Blätter für Bücherfreunde. Illustrierte periodische Übersicht über die Neuerscheinungen der Literatur, 15. Jahrgang, Nr. 1, Juni 1915, S. 5–6.\*  
Auch in: Das literarische Echo, 17. Jahrgang, 1914/15, Spalte 1280.

Felix Spanners Brautfahrt, in: Schweizererde. Erzählungen, hrsg. vom Schweizerischen Schriftstellerverein, Frauenfeld: Huber, 1915, S. 81–116.  
Bearbeitete Fassung unter dem Titel: Die Brautfahrt nach Balchenstorf, in: Die Heimliche Macht, 1919.

Der dritte Heinrich, in: Neue Zürcher Zeitung, 1. bis 29. September 1915.  
Die Geschichte des Heinrich Lentz, 1916.

Der Maspacher holt seinen Christbaum, in: Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, hrsg. von Adolf Bartels und Julius Kögel, 36 (1915), S. 261–268.  
Aus meinem Sommergarten, 1917, sowie unter dem Titel: Eia, Weihnacht, in: Der Kampf mit dem Leben, 1926.

Der Marktgang, in: Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung, 13. Februar 1916.  
Aus meinem Sommergarten, 1917.

Schweizerisches und Unschweizerisches, in: Süddeutsche Monatshefte, Mai 1916, S. 225–228.\*

An der Sommerhalde, in: Nationalzeitung, 4.–10. Oktober 1918.  
Unter dem Titel: Der Rebenkasper, in: Die heimliche Macht, 1919.

Nur ein Reh, in: Schweizerischer Tierschutzkalender [Basel], 1918, S. 38–41.\*

Drei Träume, in: Rambert, Eugène; Robert, Paul Leo: Die Vögel und ihre Welt, Bern: Kuhn, o. J. [1918], S. 11–14.  
Bauernbrot, 1942.

Aufbruch nach Nüttingen. Eine Jugenderinnerung, in: Jahrbuch der literarischen Vereinigung Winterthur, 1920, S. 105–117.  
Brunnen der Heimat, 1927.

Mädeli, in: Schweizer Zeitung für Literatur, Volkstum und Theater, Juli 1926, S. 3–6.  
Der Kampf mit dem Leben, 1926.

Liesi, in: Der kleine Bund, 1927, S. 325–327.  
Brunnen der Heimat, 1927.

Mit dem Pfeil dem Bogen, Sonntagsblatt des neuen Winterthurer Tagblatts, 15. Oktober 1927, S. 78–80. Brunnen der Heimat, 1927.

Die Schwester, in: Jahrbuch der literarischen Vereinigung Winterthur, 1928, S. 74–134. Liebe Frauen, 1929.

Schulstunden, in: Neues Winterthurer Tagblatt, 30. Mai 1932.\*

Die Kurzgeschichte, in: Letzte Reife. Neue Folge, herausgegeben von Robert Faesi, Zürich/Leipzig: Orell Füssli, 1933, S. 13–48.\*

Landsgemeinde-Poesie, in: Velhagen & Klasings Monatshefte, November 1933, S. 313–320.\*

Wie man Auch-Jugendschriftsteller wird, in: Erziehungs-Rundschau (Zürich), Nr. 9, 1934, S. 236–238.\*

Marliese, in: Süddeutsche Monatshefte, 1933/34, S. 100–111. Marliese, 1944.

25 Lehrjahre, in: Süddeutsche Monatshefte, 1934, S. 682–687. Neue Basler Zeitung, Sonntagsbeilage, 31. Juli 1937 sowie Das Bodenseebuch 1938, S. 80–83.

Alfred Huggenberger, in: Dichtung und Erlebnis. Zwölf Schweizer Schriftsteller erzählen von ihrem Werk und aus ihrem Leben, hrsg. von Hermann Weilenmann, Zürich und Leipzig: Max Niehans, 1934, S. 119–129.\*

Glückwunsch-Angebilde [für] Herrn Oberst Viktor Fehr [zu dessen 90. Geburtstag], in: Badener Tagblatt, 12. Mai 1936.\*

Dorfsunntig, in: Schwizer Schnabelweid. E churzwylygi Heimedkund i Gschichte und Prichte us allne Kantön, gsammet vom Traugott Vogel, Aarau: Sauerländer, 1938, S. 299–302.\*

Schweizer Dichter zum Kreuzritterspiel von Bubikon, in: Der Freisinnige, 17. Juni 1938.

Heimat, Herkunft, Belastung, in: Die neue Literatur (Hrsg. Will Vesper), September 1938, S. 433–440. Arbeit und Acker, 1944; Schweizer Bücherzeitung, Mai–Juli 1945.

Der Fuchs im Hühnerhof, in: Die kleine grosse Welt. Geschichten und Tiermärchen, Bühl-Baden: Konkordia, 1939, S. 61–68. Unter dem Titel: Der Fuchs, in: Bauernbrot, 1942.

Das Bauerndorf, in: du. Schweizerische Monatschrift, September 1941, S. 39–40; auch: Thurgauer Jahrbuch 1941, S. 23–26. Bauernbrot, 1942.

De Dorfheiri, in: Thurgauer Jahrbuch, 1938, S. 26–29. Bauernbrot, 1942.

Oeppis vo-n-ere Strolchefahrt, in: Schwyzerlüt. Zyt-schrift für üsi schwyzerische Mundarte, Brachmonet [=Juni] 1942, S. 14–17. Überarbeiteter Ausschnitt aus: Underem Zwerglibaum, 1931.

Acker, Arbeit, Sonntag, in: Ewige Heimat. Eine Buchgabe für die bäuerliche Schweiz, hrsg. und gefördert durch Emil Schwarz, Zürich: Ewige Heimat, 1941, S. 59–63.\*

Lebensbericht, in: Europäische Literatur, 2. Jahrgang, Heft 1, Januar 1943, S. 19–20.\*



Die Magd vom See, in: du. Schweizerische Monatschrift, November 1943, S. 39–48.  
Liebe auf dem Land, 1947.

Schicksalsjahre für unsern Bauernstand, in: Appenzeller Volksfreund, 5. November 1945.\*

Gespräch am Jasstisch, in: Schweizer Dichter lachen. Erlebte Anekdoten, hrsg. von Otto Hellmut Lienert, Einsiedeln: Eberle, ohne Jahr [1946].\*

Einkehr im Dorfwirtshause, in: du. Schweizerische Monatschrift, August 1948, S. 12.\*

Der Erntesonntag, in: Thurgauer Jahrbuch, 1949, S. 16–21.

Aus dem Büchlein der Erinnerungen, in: Internationale Bodensee-Zeitschrift für Literatur, bildende Kunst, Musik und Wissenschaft, Februar 1952, S. 59–61.\*

Das weisse Blatt, in: Internationale Bodensee-Zeitschrift für Literatur, bildende Kunst, Musik und Wissenschaft, Februar 1952, S. 62–63.\*

#### **d) Tondokumente**

Eine von Brändle/König angefertigte Liste der Radio-sendungen von, mit und über Alfred Huggenberger wurde deponiert in KBTG Hu Sch 142. Eine Zusammenstellung von Brändle aller eruierten Vertonungen von Gedichten Alfred Huggenbergers wurde deponiert in KBTG Hu Sch 94.

#### **Landesphonotheek Lugano**

HR2664 sowie LP13718: Alfred Huggenberger:

Chüngeligschicht; De Kaater Schlufi. Mundart von Gerlikon (Thurgau). In der Reihe «So reded s dihei.» Programmarchiv der Universität Zürich. Aufgenommen im Tonstudio Hug in Zürich am 15. Oktober 1938.

S6381: Alfred Huggenberger spricht einige Texte. Sprechplatte. Amriswiler Bücherei. Darin: Der Mäher; Auf der Mähmaschine; Die Botschaft des Waldes; Weggefährten; Bauern dank im Herbst; Die erste Vorlesung). Aufgenommen 1967.

CD17552 sowie MC39311: Männerchor Chur: 1848–1998. Time. Radio Rumantsch. Darin: Alfred Huggenberger/Rudolf Bella: Vier Bauerngedichte. Für Gemischten Chor, op. 105: Bauernpsalm; Beständigkeit; Bauernhochzeit; Bauernbegräbnis. Aufgenommen 1998.

CD774: Nöggi (= Bruno Stöckli): ... ich bin halt wie'n'ich bin. Canaris Records. Darin: Alfred Huggenberger/Remo Kessler: Mer sött ... Aufgenommen 1988.

Auch: CD28848 sowie MC2215.

CD2948: Schweizer-Lieder aus allen Kantonen = Chansons Suisses de tous les Cantons = Canzoni Svizzere di tutti Cantoni, Vol. 2. (Sampler), K-TEL2. Darin: Alfred Huggenberger/Otto Kreis: Verscherzte Stunde. Für Männerchor, op. 26, 2. Mit dem Gesangsverein Frauenfeld. Aufgenommen 1991.

CD3646: Chorgesang. Sängerverband Hinterthurgau. Decibel Records. Thundorf. Darin: Alfred Huggenberger/Emil Alig: Wozu die Hast? Mit dem Gemischten Chor Stettfurt. Aufgenommen im Oktober 1991 im Schulhaus Imbach in Wängi.

Alfred Huggenberger/Rudolf Bella: Glockenblumen. Für Frauenchor, op. 76, 2. Mit dem Damenchor Batterswil. Aufgenommen im Oktober 1991.

CD3846: Egn pintg mumaint = Augenblicke = Un attimo: Vokalensemble Schams-Heinzenberg-Domleschg. Brambus Records. Darin: Alfred Huggenberger/Benedetg Dolf: Inneres Licht; Frühlingsglaube; Sommertag sowie Wille. Aufgenommen 1991.

CD20641: 100 Jahre Zürcher Kantonalgesangverein. Hardstudios. Darin: Alfred Huggenberger/Rudolf Bella: Glockenblumen. Mit dem Frauenchor Ottenbach. Aufgenommen 1999.

CD33401: Stiller Garten = Där blomsterängar. Monton Records. Darin: Alfred Huggenberger/Werner Wehrli: Juli. Für eine Singstimme und Klavier. Aufgenommen 2011.

LP13718: Soo reded's dihäi. Phonogrammarchiv der Universität Zürich, LPZ 3. Darin: Gerlikon TG: E Chün-geligschicht/Alfred Huggenberger. Aufgenommen 1938.

LP18118: Männerchor Liederkranz am Ottenberg, Weinfeldern: Wach auf, mein Herz, und singe. Beliebte Schweizer Chorlieder. Polydor. Darin: Alfred Huggenberger/Otto Kreis: Verscherzte Stunde. Für Männerchor, op. 26, 2. Aufgenommen 1991.

LP8758: Die Luzerner Singknaben singen Wanderlieder. Ex Libris. Darin: Alfred Huggenberger/Hugo Keller: Usflug im Früelig. Aufgenommen 1971.

LP692: Männerchor Aefligen und in Chorgemeinschaft mit Sängerbund Burgdorf. Tell Record. 5382 TLP. Darin: Alfred Huggenberger/Rudolf Zahler: Trutzliedchen. Aufgenommen 1984.

MC13310: Schweizerisches Gesangsfest 4–13. Juni 1982 in Basel (Sampler). Mobil Record. Darin: Alfred Huggenberger/Rudolf Bella: Glockenblumen. Für Frauenchor, op. 76, 2. Mit dem Frauenchor Grenchen. Aufgenommen 1982.

MC2767: Pro Cantu: Fröid. Traton. Darin: Alfred Huggenberger/Emil Alig: Wozu die Hast?

DAT2100 sowie CDR (SRG) ANZH EP 45/1221: Un-sere Mundarten: Thurgauer Lieder. Darin: Alfred Huggenberger: Lueg dr Summer isch im Garte. Aufgenommen 1945 im Radio Studio Zürich.

MG1053: Concert da primavera; Nossa emissiuin. Radio Rumantsch. Darin: Gedicht von Alfred Huggenberger. Aufgenommen 1970.

DAT2645 sowie CDR (SRG) ANZH EP37/741: Volksbildungsheim Herzberg. Darin: Alfred Huggenberger: Ein Tag ist neu erstanden. Aufgenommen im November 1937, ausgestrahlt am 14. November 1937.

### **Schweizer Radio DRS, Dokumentation und Archive**

ZH\_MG\_10549\_K01: Alfred Huggenberger liest: Der Fuchs. Aufgenommen am 2. November 1942, ausgestrahlt am 8. November 1942. 14 Minuten, 48 Sekunden.

ZH\_MG\_19549/2: Alfred Huggenberger liest: Wenns bödelet und Der Acker. Aufgenommen am 2. November 1942, ausgestrahlt am 8. November 1942. 5 Minuten.

ZH\_MG\_EP\_42\_401: Heimatabend in Amriswil 1942. Alfred Huggenberger liest: Ich hab' in Nacht und Sturmeswehn mein Herz zu Gott erhoben und Bauerndank im Herbst. Aufgenommen 1942.

ZH\_MG\_10547: Grüsse aus der Ostschweiz. Mit Albert Bächtold, Jakob Hartmann, Alfred Huggenberger, Otto Ernst Marti, Streichmusik Alder, Urnäsch, Geschwister Sutter, Appenzell. Zusammenstellung: Albert Rösler. Aufgenommen am 9. Mai 1942, ausgestrahlt am 1. September 1942. 74 Minuten.

ZH\_MG\_10552: Durs Telephon. Hörspiel. Mit: Emil Gyr, Else Bärlocher, Dita Braig, Fritz Scheidegger und Willi Loosli. Regie Hans Bänninger. Aufgenommen 1944. 33 Minuten, 45 Sekunden.

ZH\_EP\_41/191: Rezitationen. Mit Sophie Hämmerli-Marti (Heiligabe), Alfred Huggenberger (Bauerndank), Josef Reinhart (Sunneschyn) u. a. Aufgenommen 1944/45.

ZH\_EP\_2031 und ZH\_MG\_3877: Alfred Huggenberger/Walter Wefel: Mir sind im Thurgi diheime. Aufgenommen und ausgestrahlt am 8. Mai 1947. 1 Minute.

ZH\_EP\_2573: Arthur Welti spricht Gedichte (Sonntagmorgen): Hermann Hesse: Vergiss es nicht; Friedrich Hebbel: Herbstlied; Alfred Huggenberger: Allerseelen; Eduard Mörike: Septembertag. Aufgenommen am 30. August 1947. Ausgestrahlt am 31. August 1947, am 21. September 1947 und am 23. November 1947.

ZH\_EP\_5471: Opus 1. Dichter und Schriftsteller erzählen über ihr erstes Werk. Mit Edwin Arnet, Kaspar Freuler, Hermann Hiltbrunner, Alfred Huggenberger, Max Frisch und Regina Uhlmann. Aufgenommen am 29. Dezember 1950, ausgestrahlt am 31. Dezember 1950. 1 Minute [Beitrag von A. H.]

ZH\_MG\_1587: Hans Bänninger liest Gedichte von Alfred Huggenberger aus: Der Bund mit dem Leben: Blume der Kindheit; Baum auf dem Acker; Wenn die Jahre sich runden; Neuer Tag; Über alten Versen; Lob der Kindheit; Kleines Abendlied; Vorabend im Walde; Gruss an das junge Jahr (Neujahr). Aufgenommen am 22. Dezember 1952. 13 Minuten 35 Sekunden.

ZH\_MG\_2150: E Verlobig über de Wille. Hörspiel. Aufgenommen am 10. September 1949, ausgestrahlt am 22. September 1953.

ZH\_MG\_3666: Wir besuchen Alfred Huggenberger. Schulfunksendung in acht Teilen. Mit Hans Bänninger und Alfred Huggenberger. Mit den Gedichten: Chinderfrüelig uf em Land; Begegnig im Holz; S Heimetdörfli; Der Mähder; Auf der Mähmaschine; Weggefährten; Schlüsselblume; Die Botschaft des Waldes. Aufgenommen am 12. Februar 1955, ausgestrahlt am 28. April 1955. 33 Minuten, 15 Sekunden.

ZH\_MG\_44232\_K01: Verscherzte Stunde. Lied für Männerchor, a capella. Text: Alfred Huggenberger; Komposition: Otto Kreis. Mit dem Gesangverein Frauenfeld und dem Männerchor Harmonie St. Gallen. Aufgenommen am 23. Oktober 1981, ausgestrahlt am 13. Februar 1982.

BS\_BD\_42\_044-V: Julian Dillier stellt vor: Alfred Huggenberger. Ausgestrahlt am 1. September 1986.

## e) Übersetzungen

Le champ du Herrenweg. Ins Französische übersetzt von Noémie Valentin, in: La semaine littéraire, 14. September bis 19. Oktober 1912.

Les tribulations de Pierre Wenk. Ins Französische übersetzt von Noémie Valentin, in: La semaine littéraire, 12. und 19. April 1913.

La déception d'Elsbeth. Ins Französische übersetzt von Noémie Valentin, in: Gazette de Lausanne, 20. bis 25. September 1927.

L'aveu, ins Französische übersetzt von Curdin Ebnetter, in: Espoirs, n° 12/1991, S. 40–41.

Patrùn agn tgea. Cumegia. Ins Sutselvische übersetzt von Anna Capadrutt, ohne Ort, o. J. [1960].

Mr Jack Gnehm's Dream in his cabin, in: The dear Highland. Undatierter Zeitungsausschnitt in: KBTG Hu M Sch 97.

# Übersicht der wichtigsten Verlagshonorare 1908–1958

Die Tabelle wurde zusammengestellt anhand der erhaltenen Einzelnachweise für die drei wichtigsten Verlage. Für die frühen Theaterverlage (Wirz und Feuz) liegen keine Zahlen vor. Bei den kursiv gesetzten Zahlen handelt es sich um Schätzungen oder Teilschätzungen in Franken. Diese wurden eingesetzt, wo nur Daten für ein Halbjahr vorlagen, wie mehrfach bei Staackmann, oder wo nur der Buchabsatz bekannt ist, nicht aber die Zahlung (so Staackmann 1913). Wo Angaben ganz fehlen (Staackmann 1914 oder 1919/20), wurden sehr zurückhaltende Werte eingesetzt. Die hohe Zahlung bei Sauerländer 1923 legt die Vermutung nahe, dass in den Vorjahren keine

Auszahlung erfolgte. Ziffern mit einem Minuszeichen zeigen an, dass der Autor einen Vorschuss erhalten hatte, der durch die Einnahmen noch nicht gedeckt war. Die Angaben für Sauerländer mussten zeitlich angepasst werden, da die Abrechnung nicht dem Kalenderjahr folgte. Reichsmark wurden umgerechnet anhand des offiziellen Wechselkurses (Ritzmann, Historische Statistik, S. 837). Die Berechnung eines inflationsbereinigten Werts in Kolonne 7 folgt dem Landesindex der Konsumentenpreise (ebd., S. 503), wobei als Ausgangspunkt der Mittelwert der Jahre 1911–1913 verwendet wird (3528 Fr. = 100).

1	2 Huber	3 Sauerländer	4 Staackmann	5 Insgesamt (nominal)	6 Indexiert	7 Insgesamt (real)
1908	150			150		
1909	218			218		
1910	198			198		
1911	2384			2384		
1912	-590		3284	3284	3528=100	100
1913	1217		3700	4917	(1911/13)	(1911/13)
1914	695		1200	1895	53,7	53,7
1915	478		1398	1876	52,3	47,5
1916	176		2469	2645	75,0	57,3
1917	1125		1901	3026	85,8	52,6
1918	1289		3500	4789	135,7	66,5
1919	833		700	1533	43,5	19,5
1920	311	1796	700	2807	79,5	35,5
1921	237	?	725	962	27,3	13,7
1922	-96	?	1224	1224	34,7	21,1
1923	56	8354	857	9267	262,7	160,2
1924	233	2115	871	3219	91,2	54,0
1925	290	2679	480	3449	97,8	58,2
1926	459	3974	2479	6912	195,9	120,9
1927	329	2750	3000	6079	172,3	106,3
1928	164	3675	2800	6639	188,2	116,9
1929	297	1800	2400	4497	127,5	79,2

1	2 Huber	3 Sauerländer	4 Staackmann	5 Insgesamt (nominal)	6 Indexiert	7 Insgesamt (real)
1930	69	2450	2000	4519	128,1	81,1
1931	127	1900	1607	3634	103,0	68,7
1932	321	1118	2328	2767	78,4	56,4
1933	138	1600	377	2115	60,2	46,0
1934	73	650	765	1488	42,2	32,5
1935	52	600	453	1105	31,3	24,5
1936	26	600	569	1195	33,9	26,1
1937	123	1533	1893	3549	100,6	73,4
1938	117	2250	2560	4927	139,7	102,0
1939	86	500	1716	2302	65,2	47,2
1940	45	900	2686	3631	102,9	68,1
1941	49	1330	2077	3456	98,0	56,3
1942	92	1200	1980	3272	92,7	48,0
1943	56	1000	5383	6439	182,5	89,9
1944	150	600	3644*	750	21,2	10,2
1945	242	1200	–	1442	40,9	19,6
1946	34	1100	–	1134	32,1	15,4
1947	50	1500	–	1550	43,9	20,2
1948	587	1300	–	1887	53,5	23,9
1949	150	1450	–	1600	45,3	20,4
1950	77	?	–	77		
1951		1200	570	1770		
1952		384		384		
1953		1300		1300		
1954		?				
1955		300		300		
1956		300		300		
1957		?				
1958		300		300		
<b>Summe</b>	<b>13803</b>	<b>55708</b>	<b>60652</b>	<b>130163</b>		

\* Nicht ausbezahlt infolge Blockierung des Transfers durch die Besatzungsmächte; Reichsmark stellten nach der deutschen Kapitulation nur noch einen virtuellen Wert dar.

Zusammengestellt anhand der Verlagsabrechnungen, ergänzt aus der Korrespondenz:

- Verlag Huber: KBTG Hu Sch 63/2; StATG 8'405.
- Verlag Sauerländer: KBTG Hu Sch 63/2; StAAG Zw A 2004.0027/0633.
- Verlag Staackmann: KBTG Hu Sch 63/5–6; Hu B 969, 6. Mai 1952.

# Quellen und Literatur

## a) Ungedruckte Quellen (ohne Nachlässe)

### Archiv für Zeitgeschichte, Zürich

PA Biografische Sammlung (Huggenberger Alfred, Heimatschriftsteller)

### Deutsches Bundesarchiv, Berlin (BArch)

– Bestand ehemaliges Berlin Document Center (BDC), Reichsschrifttumskammerakte, RK/RSK I, Personal- und Sachakten, Huggenberger Alfred, 26. Dezember 1867

R 55/122 Kunstpreise

R 56/102 PEN-Club, ESV und anderes

### Deutsches Literaturarchiv, Marbach (DLA)

Cotta-Archiv Cotta-Archiv, Briefe

A:Raabe Handschriftensammlung Wilhelm Raabe

### Evangelisches Kirchgemeindearchiv Gachnang

Totenregister 1666–1813, 1813–1875

Pfarrer Walther Huber, Chronik der Kirchgemeinde Gachnang

### Gemeindearchiv Bertschikon

IV.B.1.d und e Gemeinderatsprotokolle 1895–1908

II.B V4 Vormundschaft

IV.B.7.1–7.4 Brandkataster 1813–1908

### Grundbuchamt Elgg

ohne Sign. Grundprotokolle Bertschikon, Bde. 1–18

### Huber & Co. AG, Frauenfeld

A.0.4/11–13 Kopierbücher Arnold und Rudolf Huber 1889–1926

### Kantonsbibliothek Thurgau, Frauenfeld (KBTG)

Hu Nachlass Alfred Huggenberger

Ablieferung von 1976 (siehe Küng, Aufarbeitung):

23 Schachteln:

B Korrespondenzen

F Bildmaterial

L Biographisches Material

M Werkmanuskripte

N Notenmaterial

- P Verlagsprospekte
- Z Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften

Ablieferung von 1985 (siehe Schaller, Aufarbeitung):  
Schachteln 1–121

Spätere Ablieferungen (Nummerierung durch Rea Brändle, Mario König):  
Schachteln 122–143

Detailverzeichnisse:

Brändle, Rea: Verzeichnis der Vertonungen, Ts. in: KBTG Hu Sch 94.

Brändle, Rea: Alfred Huggenberger und die Kantonsbibliothek Thurgau, Ts. in: KBTG Hu Sch 130.

Brändle, Rea; König, Mario: Radio-Chronologie, Ts. in: KBTG Hu Sch 142.

König, Mario: Verzeichnis aller erfassten Lesungen, Ts. in: KBTG Hu Sch 142.

### **Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen (KBSG)**

VadSlg NL 202 10 Briefe von A. H. an verschiedene Personen

### **Landesphonotheek Lugano**

Tondokumente Huggenberger

### **Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Berlin (PA AA)**

ohne Sign. Gesandtschaft Bern

ohne Sign. Generalkonsulat Zürich

### **Schularchiv Gachnang**

0.402 Protokolle der paritätischen Schule Gachnang 1833–1885

0.502 Inspektionsberichte Gachnang 1873–1885

1.201 Schultagebücher Gachnang, Oberschule und Fortbildungsschule 1873–1885

ohne Sign. Schachtel Verschiedenes

### **Schweizerisches Bundesarchiv, Bern (BAR)**

E 2001 (D)1000/1553, Abteilung für Auswärtiges 1937–1945: Vortragsreisen durch die Schweiz und Deutschland  
Bd. 255 land

E 2001 (D) 1000/1553, Abteilung für Auswärtiges 1937–1945: John Knittel  
Bd. 26, A.22.18

E 3001 (B) 1000/731, Generalsekretariat EDI 1942–1973: Schrifttum, Verschiedenes (Emanuel Stickelberger)  
Bd. 64; XI.5



- E 4320-01 (C) Bundesanwaltschaft 1960 ff.: «Fiche» von Alfred Huggenberger  
1990/134, Bd. 69
- E 4320 (B) 1968/195, Bundesanwaltschaft 1931–1959: Schweizerischer Schriftstellerverein  
Bd. 95; c.2.10109
- E 4320 (B) 1968/195, Bundesanwaltschaft 1931–1959: Gesellschaft zur Förderung kulturellen Lebens  
Bd. 95; c.2.74
- E 4320 (B) 1968/195, Bundesanwaltschaft 1931–1959: Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz  
Bd. 42; C.2.10004

### **Schweizerisches Literaturarchiv, Bern (SLA)**

- SSV Schweizerischer Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verband 1912–2002  
Ms Zq 279-18 Huggenberger, Alfred; Briefe an Georg Luck

### **Schweizerische Theatersammlung, Bern (STS)**

- ohne Sign. Freie Bühne, Archiv  
ohne Sign. Weitere Laienensembles  
ohne Sign. www.Repertorien-Datenbanken

### **Staatsarchiv des Kantons Aargau, Aarau (StAAG)**

- ZwA 2004.0027 Sauerländer-Verlag, Firmenarchiv

### **Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld (StATG)**

- 2'01'18–24 Protokolle des Grossen Rates 1920–1932  
3'00'708, 938 Protokolle des Regierungsrates 1985, 2008  
4'272'163 Kantonale Brandassekuranz, Schätzungsprotokoll Gachnang 1900  
4'475'0 Militär, Besondere Anlässe und Feste 1862–1952, Dossier Soldatendenkmal 1921  
4'701'22–23 Erziehung, Allgemeine Akten 1881–1882  
4'723'0 Kinkelins Enquête, Schülerzahlen 1871–1875  
5'940'0– Grundbuchkreis Frauenfeld, Kaufprotokolle 1849 ff.  
5'940'200– Grundbuchkreis Frauenfeld, Pfandprotokolle 1848 ff.  
6'13'25 Protokolle der Kriminalkammer 1881–1897  
8'300, 0/0 Freisinnig-bäuerliche Fraktion des Grossen Rates, Protokolle 1927–1943  
8'405 Verlag Huber Frauenfeld (ca. 1890–1984)  
8'611 Häberlin Heinrich (1868–1947), Bundesrat  
8'650 Müller-Dumelin Jakob (1895–1967), Regierungsrat  
8'941 Thurgauer Heimatschutz 1907–2003  
9'\* Debrunner Hans (1889–1974), Orthopäde  
D Dino Larese (1914–2001), Schriftsteller  
ohne Sign. Amtsregistratur 1995–

### **Staatsarchiv des Kantons Zürich, Zürich (StAZH)**

B XI Elgg	Notariat Elgg 1614–1901
E III 33	Zivilstandsbücher Elgg 1551–1876
E III 42a	Zivilstandsbücher Gachnang TG 1623–1875
H I 1–175	Spitalarchiv: Urbarien, Zehnten- und Zinsbücher, Rödel, etc. 15. Jh.–1853
H I 631–711	Spitalarchiv: Patienten- und Pfründnerverzeichnisse 1714–1879
K I 105	Helvetischer Kataster Bertschikon 1801
K I 129–130	Helvetischer Kataster Elgg 1801
RR I 305	Lagerbücher der kantonalen Gebäudeversicherung, Bezirk Winterthur, Bertschikon 1903–1936
RR 77.3	Brandbuch 1903–1908
UU 2.10–2.13	Erziehungsratsprotokolle 1860–1862
Z 297.13	Bezirk Winterthur, Bezirksrat: Vormundschaftsetat Bertschikon 1836–ca.1937
Z 362.2582–2583	Bezirk Affoltern: Jahresberichte an die Bezirksschulpflege Affoltern am Albis 1856/57–1864/65
W I 30	Lesezirkel Hottingen, Vereinsarchiv

### **Stadtarchiv Frauenfeld**

B 16.1	Protokolle der Ortsgemeinde Gerlikon
B 2.3.2	Steuerregister der Ortsgemeinde Gerlikon
B 3.4.2	Eidgenössische Viehzählung 1911 und 1921 (Besitzerkarte Huggenberger)
f 1.2	Fotoarchiv Bär

### **Stadtarchiv Zürich**

VII.176	Schweizerische Schillerstiftung, Stiftungsarchiv
VII.197	Dramatischer Verein, Vereinsarchiv

### **teaterverlag elgg, Belp**

ohne Sign.	Archiv zur Verlagsgeschichte
------------	------------------------------

### **Zentralbibliothek Zürich**

Ms. Z III 262–269	Verein für Verbreitung guter Schriften
-------------------	--

## **b) Ungedruckte Quellen: Nachlässe und Teilnachlässe mit Briefen Alfred Huggenbergers**

Abitz-Schultze Thaddäus	DLA, A: Raabe 76.747 (17 Briefe und Karten von A. H.)
Bäschlin Franz	SLA, Nachlass Franz Bäschlin, B-2, H (1 Brief von A. H.)
Baldin Hermann	ZB Zürich, Ms. Briefe: Huggenberger, Alfred (2 Briefe von A. H.)
Bartels Adolf	Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv (GSA), Nachlass, GSA 147/435 (1 Brief von A. H.)
Blocher Eduard	Archiv für Zeitgeschichte, Zürich, Nachlass Eduard Blocher (2 Briefe von A. H.)
Blunck Hans Friedrich	Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Nachlass, Cb 92.40.51 (4 Briefe von A. H.)
Bodmer Hans	StAZH W I 30, Lesezirkel Hottingen, Vereinsarchiv (20 Briefe und Karten von A. H.)
Burte Hermann	Hermann Burte-Archiv, Maulburg (Presseartikel und Programm für Vortragsabend 1937, keine Briefe von A. H.)
Busse Karl	Staatsbibliothek zu Berlin, Preussischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass, Huggenberger, Alfred (8 Briefe von A. H.)
Cahn Alfred	ZB Zürich, Ms. Z II 575.21 (2 Briefe von A. H.)
Cajka Karl	37 Originalbriefe und -karten von A. H. an Cajka, etliche Durchschläge von Briefen von Cajka an A. H. sowie andere Materialien von Cajka sind heute integraler Bestandteil von KBTG Hu Sch 140.
Castell Alexander (Willy Lang)	KBTG, Nachlass Alexander Castell, Ca Sch 7/5 (1 Brief von A. H.)
Ermatinger Emil	winbib, Studienbibliothek, Ms AS 10/65 (1 Karte von A. H.)
von Escher Nanny	ZB Zürich, Familienarchiv Escher v. L. 201.108a.13 Nanny von Escher (1 Brief von A. H.)
Eschmann Ernst	ZB Zürich, Nachlass E. Eschmann 117.34 (22 Briefe und Karten von A. H.)
Faesi Robert	ZB Zürich, Nachlass R. Faesi 226.14 (16 Briefe und Karten von A. H.)

Falke Gustav	Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Nachlass N Fa, B: 47/2 (3 Briefe von A. H.)
Federer Heinrich	SLA, Nachlass Heinrich Federer (2 Briefe von A. H.)
Finckh Ludwig	StadtA Reutlingen, Teilnachlass (4 Briefe und Karten von A. H.)
Freuler Kaspar	Landesbibliothek Glarus, Nachlass Kaspar Freuler, KF/KO 128 (53 Briefe und Karten von A. H.)
Forrer Ludwig	ZB Zürich, Ms. Z II 553 (1 Brief von A. H.)
Gamper Gustav	winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 35/6 (2 Schriftstücke über A. H.)
Ginzkey Franz Karl	Wienbibliothek, Wien, Nachlass, HIN 167972 (8 Briefe von A. H.)
von Greyerz Otto	BBB, Familienarchiv von Greyerz 97, Huggenberger (4 Briefe von A. H.)
Häberlin Heinrich	StATG 8'611'12.2/154 (13 Briefe und Karten von A. H., 7 Briefkopien an A. H.)
Hansen Björn	Privatsammlung Eva Schaeppi-Hansen, Zürich, Nachlass (3 Briefe von A. H.). Kopien in KBTG Hu B 385.
Hauser Jakob, Wetzikon	Privatsammlung Urs Imoberdorf, Zürich, Teilnachlass (10 Briefe und Karten von A. H.). Kopien in KBTG Hu B 392 in Sch 8.
Heer Jakob Christoph	winbib, Studienbibliothek, Ms Sch 136/29, 27637 (21 Briefe und Karten von A. H.)
Hesse Hermann	DLA, Nachlass Hermann Hesse (1 Karte von A. H.) SLA, Teilnachlass Hermann Hesse (8 Briefe und Karten von A. H.)
Hans Heyck	Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Cb 65.56:139b (2 Briefe von A. H.)
Hunziker Rudolf	winbib, Studienbibliothek, Ms BRH 600/15 (6 Briefentwürfe an A. H.)
Job Jakob	ZB Zürich, Nachlass J. Job, 21.44 (18 Briefe und Karten von A. H.)
Knodt Karl Ernst	UB Frankfurt a. M., Archivzentrum, Na 20 A 138 (7 Briefe von A. H.)
Kollbrunner Oskar	KBTG, Nachlass Oskar Kollbrunner (8 Briefe und Karten von A. H.)

Kreidolf Ernst	BBB, Nachlass, 17.24 (39 Briefe und Karten von A. H.) sowie 17.15 (an Adele Debrunner über A. H.)
Kübler Arnold	ZB Zürich, Nachlass A. Kübler, 31.42 (2 Briefe von Bertha Huggenberger)
Lang Robert Jakob	ZB Zürich, Ms. Z II 435–436 (4 Briefe von A. H.)
Larese Dino und Franz (Bodensee-Verlag)	KBSG, Geschenk der Stiftung Franz Larese und Jürg Janett, Alfred Huggenberger (50 Briefe, Beilagen und 1 Vertrag)
Lauber Cécile	SLA, Nachlass Cécile Lauber, B-2 (5 Briefe von A. H.)
Loosli Carl Albert	SLA, Nachlass Carl Albert Loosli, Ms B/SQ 15 (72 Briefe, Karten und Telegramme) sowie Ms B/Lq 14 (Aellen)
Marti Ernst Otto	KBSG VNL 17, Nachlass (3 Briefe und Karten von A. H.)
Marti Hugo	SLA, Nachlass Hugo Marti, B-2-Hugge (2 Briefe von A. H.)
Marquard Otto	StadtA Konstanz, Nachlass (30 Briefe und Karten von A. H., 1 Brief von Bertha Huggenberger). Kopien in KBTG Hu B 675.
Necker Moritz	Wienbibliothek, Wien, Nachlass (2 Briefe von A. H.)
Oehler Hans	Archiv für Zeitgeschichte, Zürich, 3.3.1.14 (2 Briefe von A. H.)
Oprecht Emmie	ZB Zürich, Ms. Oprecht 3.54 (2 Briefe von A. H.)
Reinhart Hans	winbib, Studienbibliothek, M SHR 16/6 (1 Brief von A. H.)
Reinhart Josef	SLA, Nachlass Josef Reinhart, B-2-Huggenberger (26 Briefe und Karten von A. H.)
Renker Gustav	Kärntner Literaturarchiv, Klagenfurt, Nachlass (5 Briefe und Karten von A. H.)
Rodenberg Julius	Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv (GSA), Nachlass, GSA 81/VI, 5, 11 (20 Briefe und Karten von A. H.)
Rosegger Peter	Steiermärkische Landesbibliothek, Nachlass, Huggenberger (2 Briefe von A. H.)

Seelig Carl	Robert Walser-Zentrum (RWZ), Nachlass Seelig B-02-Hugg (72 Briefe und Karten von A. H.)
Siegrist Reinhold	Museum für Literatur, Karlsruhe/Oberrheinisches Literaturarchiv, Scheffel-Bund (1 Brief von A. H.)
Stickelberger Emanuel	UB Basel, Handschriftenabteilung, NL 75, Nachlass (37 Briefe und Karten von A. H.)
Sulzer Heinrich	ZB Zürich, Ms. Briefe: Huggenberger, Alfred (10 Briefe von A. H.)
Suter Paul	ZB Zürich, Ms. Z II 3047.2 (4 Briefe von A. H.)
Thoma Ludwig	Monacensia. Literaturarchiv und Bibliothek München, LT B 90 (2 Briefe von A. H.)
Thommen Rudolf	StABS PA 364, Nachlass (1 Brief von A. H.)
Vogel Traugott	SLA, Nachlass Traugott Vogel, B-2-G, Huggenberger (10 Briefe und Karten von A. H.)
Waser Maria	SLA, Nachlass Maria Waser, B-2-Kü-H (10 Briefe von A. H., teilweise an Otto Waser und «Die Schweiz»)
Witz Friedrich	ZB Zürich, Nachlass F. Witz 17.28 (5 Briefe und Karten von A. H.; 2 Briefkopien von Friedrich Witz an A. H.)
Witzig Hans	UB Basel, Autographensammlung Menzel (8 Briefe und Karten von A. H.)
Wöhrle Oskar	Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Universität des Saarlandes, Nachlass (1 Brief von A. H.)
Zahn Ernst	ZHB, Nachlass, Ms. N.37 (13 Briefe und Karten von A. H.)
Züricher Bertha	BBB, FA Züricher, 15.1 (48) (1 Brief von A. H.)

### c) Gedruckte Quellen: Texte über Alfred Huggenberger

- Basler, Otto: Zum Tode Alfred Huggenbergers, in: Schulblatt für die Kantone Aargau und Solothurn (79), Nr. 5, 4. März 1960, S. 53–54.
- Bauer, Andreas: Zum 120. Geburtstag des Volksdichters in: Thurgauer Zeitung, 12. Dezember 1987.
- Bieri, Friedrich: Besuch beim Dichter, in: Der Freisinnige, 23. Dezember 1947.
- Debrunner, Albert M.: Literaturführer Thurgau, Frauenfeld: Huber, 2008, S. 161–164.
- Freuler, Kaspar: Erinnerungen an Alfred Huggenberger, in: Glarner Nachrichten, 16. Februar 1960.
- Hägner, Alfred Huggenberger  
Hägner, Rudolf: Alfred Huggenberger. Persönlichkeit und Werk, Leipzig: Staackmann, 1927.
- Haltiner, Marc: Licht ins Dunkel des Dichters bringen, in: Thurgauer Zeitung, 14. Dezember 2006.
- Heine, Anselma: Ein Dichter hinterm Pflug, in: Literarische Rundschau, Jahrgang 1911/12, Spalte 1399–1405.
- Heyck, Eduard: Bei Alfred Huggenberger in Gerlikon, in: Daheim, 22. Juni 1912, S. 12–15.
- Hochuli, Brigitta: «Nachmittags Kartoffeln häufeln», in: Thurgauer Tagblatt, 7. Mai 2007.
- Horn, Elfriede: Geehrt – geliebt – vergessen? Begegnungen mit 38 Dichtern, Melsungen: Gutenberg, 1985, S. 93–94.
- Kägi, Alfred Huggenberger  
Kägi, Hans: Alfred Huggenberger (Reihe: Die Schweiz im deutschen Geistesleben), Frauenfeld: Huber, 1937.
- Kägi, Hans: Genug ist nicht genug. Der unermüdlich verbessernde Alfred Huggenberger, in: Winterthurer Jahrbuch 1963, S. 83–96.

- Knellwolf, Arnold: Unserem Dichterbauern Alfred Huggenberger zum 70. Geburtstag, Schweizerische Monatshefte, Dezember 1937, S. 407–409.
- Korrodi, Die Welt  
Korrodi, Eduard: Die Welt des Alfred Huggenberger, in: Der Turmhahn, März 1914, 2. Ausgabe, S. 312–320.
- Korrodi, Eduard: Alfred Huggenberger, in: Neue Zürcher Zeitung, Dezember 1917.
- Kübler, In Alfred Huggen-  
bergers Land  
Kübler, Arnold: In Alfred Huggenbergers Land. Eine Winterreise, mit Zeichnungen des Verfassers, in: Librarium 1958, Heft 1, S. 8–15.
- Küng, Aufarbeitung  
Küng, Rosmary: Die Aufarbeitung des Nachlassgutes von Alfred Huggenberger und die Erstellung einer Huggenbergerschen Bibliographie, unpublizierte bibliothekarische Diplomarbeit, Frauenfeld, Oktober 1977 [KBTG].
- Larese, Dino: Begegnige mit em Alfred Huggenberger, Schwyzerlüt. Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte, 4. Jahrgang, Juni 1942, S. 3–4.
- Larese, Alfred Huggen-  
berger  
Larese, Dino: Alfred Huggenberger erzählt sein Leben. Eine innere Biographie, Zürich 1958 [neu im teaterverlag Elgg, 2000].
- Linke, Johannes: Alfred Huggenberger. Anlässlich seines Romanes «Die Schicksalswiese», in: Die Neue Literatur, September 1938, S. 441–447.
- Linsmayer, Charles: Alfred Huggenberger, <http://linsmayer.ch/H/Huggenberger-Alfred.html>.
- Linsmayer, Charles: Huggenberger, Alfred, in: Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, hrsg. von Walther Killy, Gütersloh/München: Bertelsmann, 1990, Band 5, S. 506–507.
- Mackert, Eva: Wandern im Huggenbergerland, in: Tages-Anzeiger, 19. Dezember 1998.
- Maurer, Alfred Huggen-  
berger  
Maurer, Karl Heinrich: Alfred Huggenberger. Eine Studie, Leipzig: Staackmann, 1917.
- Meier, Pirmin: «Dichterbauer» Alfred Huggenberger. Noch immer ein Vorbild für Deutschschweizer Volksschriftsteller, in: Der Landbote, 16. März 1985.



- Moser, Heinrich: Alfred Huggenberger, in: Deutsche Rundschau, 39. Jahrgang, Heft 7, April 1913, S. 149–155.
- Oetterli, Alfred Huggenberger  
Oetterli, Bruno: Alfred Huggenberger und das Nazi-Regime, in: Harass. Die Sammelkiste der Gegenwartsliteratur, Nr. 13, 2001, S. 177–186.
- Oetterli, Bruno: Materialien zu Alfred Huggenberger, in: Harass. Die Sammelkiste der Gegenwartsliteratur, Nr. 14, 2002, S. 219–234.
- Schär, Markus [Elgg]: Mit Tieren und Pflanzen wie mit seinesgleichen, in: Thurgauer Zeitung, 31. Dezember 1992.
- Schär, Markus [Weinfeld]: «Deutschland gegenüber stets einwandfrei». Der Thurgauer Bauerndichter Alfred Huggenberger und die Nazis, unpublizierter Artikel, 22. April 2007 [KBTG].
- Schaller, Aufarbeitung  
Schaller, Christine: Die Aufarbeitung eines zusätzlichen Alfred-Huggenberger-Nachlasses und Gedanken zur Frage einer Alfred-Huggenberger-Gedenkstätte. Einführung und Arbeitsbericht, unpublizierte bibliothekarische Diplomarbeit, Frauenfeld, September 1987 [KBTG].
- Schaufelberger, Schnebelhorn  
Schaufelberger, Otto: Tanz um einen Dichter, in: Menschen am Schnebelhorn, Wetzikon und Rüti: Buchdruckerei, 1942, S. 212–223.
- Schaufelberger Otto: Es alts Wirtshus uf de Strohlegg erzellt vo früener, in: Ruchbrot und Ankeweggli, Zürioberländer Bilder in Mundartvårse, Wetzikon: Buchdruckerei, 1957, S. 37.
- Schaufelberger Otto: Was zum Alfred Huggeberger ghört, in: Ruchbrot und Ankeweggli, Zürioberländer Bilder in Mundartvårse, Wetzikon: Buchdruckerei, 1957, S. 66–67.
- Schaufelberger Otto: En Literaturprys, wo kä Freud gmachet hät, in: Chnöpf und Bluescht. Meist heitere Geschichten und Anekdoten in der Mundart des Zürcher Oberlandes, Wetzikon: Buchdruckerei, 1978, S. 7–8.
- Schaufelberger Otto: S'lengscht Gedächtnis, in: Chrüz und quäär durs Oberland. En nöie Struuss vo Geschichte i de Mundart vom Züri Oberland, Wetzikon: Buchdruckerei, 1980, S. 68–70.

Schmid, Walter: Alfred Huggenberger und die Deutschen. Literaturkritik mit Fragezeichen: Soll dem Thurgauer Dichter politisch-menschliches Versagen vorgeworfen werden?, in: Thurgauer Jahrbuch 2003, S. 77–82.

Seelig, Carl: Alfred Huggenberger im Gespräch. Zum 85. Geburtstag des Dichters, in: Tages-Anzeiger, 20. Dezember 1952.

Seelig, Carl: Alfred Huggenberger. 26. Dezember 1867 – 14. Februar 1960, in: Tages-Anzeiger, 18. Februar 1960.

Suter, Paul: Alfred Huggenberger. Eine Studie, in: Thurgauer Jahrbuch 1929, S. 49–64.

Das Trichtenhauser Gemeindefest zur Ehren Alfred Huggenbergers, in: Der Lesezirkel, 14. Jahrgang, 1926/27, S. 123–129.

Wartenweiler, Fritz: Alfred Huggenberger, Elgg: Volksverlag, 1967.

Weber, Werner: Bericht über Huggenberger, in: Neue Zürcher Zeitung, 20. Februar 1960.

Wohak, Gertrude: Alfred Huggenberger, Inauguraldissertation zur Erlangung des Doktorgrades, genehmigt von der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, maschinenschriftliches Manuskript, Wien 1942.

Zinniker, Otto: Waldspaziergang mit Alfred Huggenberger, in: Neues Winterthurer Tagblatt, 7. April 1943.

Zinniker, Otto: Waldgang mit Alfred Huggenberger, in: Schweizer Bücherzeitung, 60. Jahrgang, Dezember 1948.

#### d) Sonstige gedruckte Quellen und zeitgenössische Literatur

Administrativer Bericht	Administrativer Bericht [über die] Schweizerische Landesausstellung in Bern 1914. Erstattet im Namen und Auftrag des Zentralkomitees von Dr. E. Locher, Generaldirektor, und Dr. H. Horber, Generalsekretär, Bern: Benteli, 1917.
Adressbuch vom Kanton Thurgau, 1902	Adressbuch vom Kanton Thurgau. Herausgegeben, persönlich aufgenommen und nach offiziellem Material bearbeitet von der Schweizerischen Aktiengesellschaft für Reklame, Weinfelden: Schweizerische Aktiengesellschaft für Reklame, 1902.
Ammann, Bauernbund	Ammann, Jakob: Der zürcherische Bauernbund (1891–1904), Zürich: Müller, Werder & Co., 1925.
Amtsblatt des Kantons Thurgau	Amtsblatt des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1850 ff.
Anonym, Wie Schweizer Dichter	[Anonym, von Arnold Knellwolf]: Wie Schweizer Dichter über Deutschland dachten! Bekenntnisse treuer Männerseelen, zusammengestellt und besonders den Schweizern deutscher Zunge zur Selbstermutigung dargeboten von einem Eidgenossen, Neuenburg 1917.
Bartels, Deutsche Dichtung	Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen, 9. Aufl., Leipzig: Haessel, 1918.
Bartels, Geschichte der deutschen Literatur	Bartels, Adolf: Geschichte der deutschen Literatur, 16. Aufl., Leipzig: Westermann, 1937.
Baumbach, Lieder eines fahrenden Gesellen	Baumbach, Rudolf: Lieder eines fahrenden Gesellen, Leipzig: Liebeskind, 1880.
Bericht über die Schillerstiftung	Bericht über die Schweizerische Schillerstiftung in den Jahren 1905 bis 1908, Zürich: Buchdruckerei J. Frank, 1909. Bernhard, Hans: Wirtschafts- und Siedlungsgeographie des Tösstaales. Inaugural-Dissertation an der Universität Zürich. Zürich: Lohbauer, 1912.
Bernhard, Landwirtschaftlicher Atlas	Bernhard, Hans: Landwirtschaftlicher Atlas des Kantons Zürich, Bern: 1925.

Bleuler-Waser, Lesezirkel	Bleuler-Waser, Hedwig: Leben und Taten des Lesezirkels Hottingen. Von seiner Geburt bis zu seinem 25. Altersjahr, 1882–1907, Zürich: Lesezirkel Hottingen, 1907.
Bodmer u. a., Literarischer Klub	Bodmer, Hans, u. a.: Fünfundzwanzig Jahre Literarischer Klub, in: Der Lesezirkel, 15. Jahrgang, 1927/28, S. 117–136.
Briefwechsel Gfeller/ von Greyerz	Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Greyerz, 1900–1939, hrsg. von Erwin Heimann, Bern: Franke, 1957.
Bührer, Schweizer Schrifttum	Bührer, Jakob: Über das jüngste schweizerische Schrifttum, in: O mein Heimatland, 1914, S. 117–123.
Burckhardt, Einstellung zu Deutschland	Burckhardt Walter: Unsere Einstellung zu Deutschland, Schweizerische Monatshefte, Juli/August 1936, S. 185–191.
Carmina Romana	Carmina Romana gesammelt auf das Altrömische Frühlingsfest des Lesezirkels Hottingen, Zürich: Lesezirkel Hottingen, 1912.
Ermatinger/Haug, Dichterbuch	Ermatinger, Emil; Haug, Eduard (Hrsg.): Schweizerisches Dichterbuch, Frauenfeld: Huber, 1903.
	Eschenburg, Johann Joachim (Hrsg.): Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier, Frankfurt/Leipzig 1771.
	Faesi, Robert (Hrsg.): Anthologia Helvetica. Deutsche, französische, italienische, rätoromanische und lateinische Gedichte und Volkslieder, Leipzig: Insel, 1921.
Faesi, Gestalten und Wandlungen	Faesi, Robert: Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung. Zehn Essays, Zürich/Leipzig/Wien: Amalthea, 1922.
Faesi, Erlebnisse	Faesi, Robert: Erlebnisse, Ergebnisse. Erinnerungen, Zürich: Atlantis, 1963.
Girsberger, Meliorations- wesen	Girsberger, J[ohannes]: Das Meliorationswesen im Kanton Zürich, Zürich: Leemann, 1914.
von Greyerz, Heimat- schutztheater	Greyerz, Otto von: Das Heimatschutztheater, in: Fachberichte über die Schweizerische Landesausstellung, Bd. 14, Zürich: Orell Füssli, o. J. [1914], S. 95–105.

Inglin, Missglückte Reise	Inglin, Meinrad: Missglückte Reise durch Deutschland, in: Gesammelte Werke, Bd. 10, Zürich: Ammann 1991, S. 163–186.
Jacques, Mit Lust gelebt	Jacques, Norbert: Mit Lust gelebt. Roman meines Lebens. Kommentierte, illustrierte und wesentlich erw. Neuausgabe, St. Ingbert: Röhrig, 2004 (zuerst 1950).  Katalog der thurgauischen Kantonsbibliothek 1886, Frauenfeld, 1887.
Kindermann, Rufe	Kindermann, Heinz (Hrsg.): Rufe über Grenzen. Antlitz und Lebensraum der Grenz- und Auslandsdeutschen in ihrer Dichtung, Berlin: Junge Generation, 1938.
Kopp, Anleitung zur Drainage	Kopp, J[ohannes]: Anleitung zur Drainage. Verfasst im Auftrag des Kantons Thurgau, Frauenfeld: Huber, 1865; zweite überarbeitete Aufl., Frauenfeld 1897.
Korrodi, Seldwylergeist und Schweizergeist	Korrodi, Eduard: Seldwylergeist und Schweizergeist, in: Schweizerische Literaturbriefe, Frauenfeld/Leipzig: Huber, 1918, S. 3–25.
Korrodi, Schweizerdichtung	Korrodi, Eduard: Schweizerdichtung der Gegenwart, Leipzig: Haessel, 1924.
Kraus, Die Staackmänner	Kraus, Karl: Die Staackmänner, in: Die Fackel, April 1914, S. 22–28 (fotomech. Nachdruck, München 1970).
Langenbucher, Volkhafte Dichtung	Langenbucher, Hellmuth: Volkhafte Dichtung der Zeit, 2., erw. Aufl., Berlin: Junker und Dünnhaupt, 1937.
Langer, Deutsche Dichtung	Langer, Norbert: Die deutsche Dichtung seit dem Weltkrieg. Von Paul Ernst bis Hans Baumann, Karlsbad: Adam Kraft, o. J. [1940].
Larese, Begegnungen	Larese, Dino: Begegnungen, St. Gallen: Tschudy, 1949.
Lauchenauer, Deutschland schweizerisch gesehen	Lauchenauer Eduard: Deutschland schweizerisch gesehen! Ein Reisebericht, 2. erw. Aufl., Aarau: Aargauer Tagblatt, 1936.  Lennartz, Franz: Die Dichter unserer Zeit. 275 Einzeldarstellungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart, Stuttgart: Kröner, 1938.

Lerch, Berner Heimatschutztheater	Lerch, Christian: Das Berner Heimatschutztheater, in: VIII. Jahrbuch der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur, hrsg. von Oskar Eberle, Luzern: Theater-Kultur, 1936, S. 13–94.
Lessing, Alte Jungfer	Lessing, Gotthold Ephraim: Die alte Jungfer, in: Werke 1743–1750, hrsg. von Jürgen Stenzel, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1989, S. 261–301.
Loosli, Festspielkonkurrenz	Loosli, Carl Albrecht: Die Festspielkonkurrenz der schweizerischen Landesausstellung 1914, in: Ders.: Gotthelfhandel: Literatur und Literaturpolitik, hrsg. von Fredi Lerch und Erwin Marti, Zürich: Rotpunkt, 2007, S. 238–246.
Mahnruf von Omar	Mahnruf von Omar [= Otto Marquard]. 10 Jahre Mal- und Ausstellungsverbot, o. O. und o. J. [ca. 1950] (Kopie eingefügt in KBTG Hu B 675).
Nadler, Literaturgeschichte	Nadler, Josef: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, Leipzig: Grethlein & Co., 1932.
S'Handörgeli	s' Handörgeli: Ein blauweisser Almanach, Zürich: Lesezirkel Hottingen, 1911.
Sauter, Lesezirkel Hottingen	Sauter, Emil: Zum 50. Geburtstag des Lesezirkels Hottingen, in: Der Lesezirkel, 19. Jahrgang, 1932, S. 135–163.
Schmid, Das Volk spielt Theater	Schmid, August: Das Volk spielt Theater, in: XII. Jahrbuch der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur, Elgg: Volksverlag, 1940. S. 5–134.
Schoellhorn, 50 Jahre Dragoner-Regiment 6	Schoellhorn, Fritz: 50 Jahre Dragoner-Regiment 6, 1875–1924, Zürich: Orell Füssli, 1926.
Schumann, Lyrik der Lebenden	Schumann, Gerhard (Hrsg.): Lyrik der Lebenden, München: Deutscher Volksverlag, 1944.  Schwyzerländli. Mundarten und Trachten in Lied und Bild, Zürich: Lesezirkel Hottingen, 1915.
Siegrist, Lebende Dichter um den Oberrhein	Siegrist, Reinhold (Hrsg.): Lebende Dichter um den Oberrhein. Lyrik und Erzählung, im Auftrag des Deutschen Scheffel-Bundes im Reichswerk Buch und Volk, Bühl-Baden: Konkordia, 1942.

Spitteler, Schweizer Standpunkt	Spitteler, Carl: Unser Schweizer Standpunkt. Rede, gehalten in der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, am 14. Dezember 1914, in: Carl Spitteler, Gesammelte Werke, Achter Band, Zürich: Artemis, 1947, S. 577–594.
Stamm, Briefe	Stamm, Karl: Briefe, gesammelt und eingeleitet von Eduard Gubler, hrsg. durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee, Zürich: Rascher, 1931.
Starkloff, Mutterbuch	Starkloff, Edmund (Hrsg.): Du aber bist das Leben. Ein Mutterbuch. Bekenntnisse, Gedichte, Erzählungen aus der deutschen Dichtung der Zeit, Heilbronn: Salzer, 1936.
	Verlagsarbeit im Dienste des nationalen Gedankens. Ein Rechenschaftsbericht des Verlages L. Staackmann in Leipzig, Leipzig: Staackmann, 1933.
Vesper, Ernte	Vesper, Will (Hrsg.): Die Ernte der Gegenwart. Deutsche Lyrik von heute, Ebenhausen bei München: Langewiesche, 1940.
	Volkstum und Reich. Ein Buch vom Oberrhein. Für die Stadt Freiburg im Breisgau hrsg. von Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber (Jahrbuch der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 2), Stuttgart: Engelhorn, 1938.
Vorschlagsliste für Dichterlesungen	Vorschlagsliste für Dichterlesungen 1938/39, Reichsschrifttumsstelle, Vortragsamt, Berlin: Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, 1939.
	Zachariä, Justus Friedrich Wilhelm: Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier, Neue Ausgabe mit einem Anhang von ausgewählten Original-Fabeln des Waldis, und dazu nöthigen Spracherklärungen begleitet von Johann Joachim Eschenburg, Braunschweig: Waisenhaus, 1777.
	Zachariä, Justus Friedrich Wilhelm: Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier, Neue Ausgabe mit einem Anhang von ausgewählten Original-Fabeln des Waldis, und dazu nöthigen Spracherklärungen begleitet von Johann Joachim Eschenburg. Karlsruhe: Schmieder, 1782.
Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein	Zürcherischer Landwirtschaftlicher Kantonalverein (Hrsg.): Die Landwirtschaft im Kanton Zürich, Zürich: Jacques Bollmann, 1924.

## e) Sekundärliteratur

- Adam, Lesen unter Hitler Adam, Christian: Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich, Berlin: Galiani, 2010.
- Amrein, Literatur- und Theaterpolitik Amrein, Ursula: «Los von Berlin!» Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das «Dritte Reich», Zürich: Chronos, 2004.
- Auderset/Moser, Krisenerfahrungen Auderset Juri; Moser Peter: Krisenerfahrungen, Lernprozesse und Bewältigungsstrategien. Die Ernährungskrise von 1917/18 als agrarpolitischer «Lehrmeister», in: Krisen. Ursachen, Deutungen und Folgen. Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hrsg. von Thomas David u. a., Zürich: Chronos, 2012.
- Barbian, Literaturpolitik Barbian, Jan-Pieter: Literaturpolitik im «Dritten Reich». Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder, überarbeitete Ausgabe, München: dtv, 1995.
- Baumann, Bauernstand Baumann, Werner: Bauernstand und Bürgerblock. Ernst Laur und der Schweizerische Bauernverband 1897–1918, Zürich: Orell Füssli, 1993.
- Baumann/Moser, Bauern im Industriestaat Baumann, Werner; Moser, Peter: Bauern im Industriestaat. Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918–1968, Zürich: Orell Füssli, 1999.
- Berglund, Kampf um den Leser Berglund, Gisela: Der Kampf um den Leser im Dritten Reich. Die Literaturpolitik der «Neuen Literatur» (Will Vesper) und der «Nationalsozialistischen Monatshefte», Worms: Georg Heintz, 1980.
- Boberach, Heinz: Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates. Die Überlieferung von Behörden und Einrichtungen des Reichs, der Länder und der NSDAP, München: K. G. Saur, 1991.
- Borchardt/Bosch, Künstlerfreunde Borchardt, Stefan; Bosch, Manfred: Künstlerfreunde am Hochrhein, Beuron: Beuronener Kunstverlag, 2009.
- Bosch, Johann Peter Hebel-Preis Bosch, Manfred: Der Johann Peter Hebel-Preis 1936–1988. Eine Dokumentation, Karlsruhe: Waldkircher, 1988.



- Bosch, Bohème am Bodensee  
Bosch, Manfred: Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1910 bis 1950, Lengwil: Libelle, 1997.
- Brändle, Rea: Wie lässt sich heute über Bauern schreiben, in: Tages-Anzeiger Magazin, 26. Mai 1984, S. 9–15.
- Breuer, Die Völkischen  
Breuer, Stefan: Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Republik, Darmstadt: WBG, 2008.
- Breuer/Schmidt, Die Kommenden  
Breuer, Stefan; Schmidt Ina: Die Kommenden. Eine Zeitschrift der Bündischen Jugend (1926–1933), Schwalbach: Wochenschau, 2010.
- Brugger, Hans: Die Ertragslage der schweizerischen Landwirtschaft 1914 bis 1980, Frauenfeld: Huber, 1987.
- Charbon, Heimatliteratur  
Charbon, Remy: Heimatliteratur, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 2, Berlin: Walter de Gruyter, 2000, S. 19–21.
- Charbon, Die Schweiz  
Charbon, Remy: «Die Schweiz als Staat ist für mich kein Thema. Die Schweiz als Lebensraum schon». Zum Heimatbegriff in der Schweizer Literatur des 20. Jahrhunderts, in: Liptay, Fabienne u. a. (Hrsg.): Heimat. Suchbild und Suchbewegung, Remscheid: Gardez, 2005, S. 145–171.
- Charbon u. a., Die Schweiz verkaufen  
Charbon, Rémy; Jäger-Trees, Corinna; Müller, Dominik (Hrsg.): Die Schweiz verkaufen. Wechselverhältnisse zwischen Tourismus, Literatur und Künsten seit 1800, Zürich: Chronos, 2010.
- Debrunner, Albert M.: Literaturführer Thurgau, Frauenfeld: Huber, 2008.
- Doderer, Klaus (Hrsg): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur: Personen-, Länder- und Sachartikel zu Geschichte und Gegenwart der Kinder- und Jugendliteratur, Bd. 2, 3. vollständig überarbeitete und erw. Aufl., Stuttgart/Wien: Metzler, 2008.
- Dohnke, Kay: Völkische Literatur und Heimatliteratur 1870–1918, in: Handbuch zur «völkischen Bewegung», hrsg. von Uwe Puschner u.a., München: K. G. Saur, 1996, S. 651–684.
- Eckstein, Martin: Die Demokratische Partei des Kantons Thurgau (1889–1932), Thurgauer Beiträge zur Geschichte, Bd. 126, Frauenfeld: Huber, 1990.

- Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst      Fahlbusch, Michael: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die «Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften» von 1931–1945, Baden-Baden: Nomos, 1999.
- Franz, Kinderlyrik      Franz, Kurt: Kinderlyrik, in: Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur, hrsg. von Günter Lange. Bd. 1, 2. korrigierte Aufl., Baltmannsweiler: Schneider, 2000, S. 201–227.
- Frech, Clearing      Frech, Stefan: Clearing. Der Zahlungsverkehr der Schweiz mit den Achsenmächten, Zürich: Chronos, 2001.
- Fröhlich, Tagebücher Joseph Goebbels      Fröhlich, Elke (Hrsg.): Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil I, Bd. 5 (Dez. 1937–Juli 1938), München: K. G. Saur, 2000.
- Fuller, Adolf Bartels      Fuller, Steven Nyole: The Nazis' Literary Grandfather. Adolf Bartels and Cultural Extremism, 1871–1945, New York: Peter Lang, 1996.
- Gehri, Johannes Jakob Wirz      Gehri, Emil: Johannes Jakob Wirz, 1860–1929, der Kalendermann aus Binzikon, in: Heimatschutzgesellschaft Grüningen (Hrsg.), Jahrheft 2002, S. 35–41.
- Geschichte des Kantons Zürich      Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert, Zürich: Werd, 1994.
- Gimmel, Organisation      Gimmel, Jürgen: Die politische Organisation kulturellen Ressentiments. Der «Kampfbund für deutsche Kultur» und das bildungsbürgerliche Unbehagen an der Moderne, Münster: LIT, 2001.
- Gnädinger, Beat; Spuhler Gregor: Frauenfeld. Geschichte einer Stadt im 19. und 20. Jahrhundert, Frauenfeld: Huber, 1996.
- Gonzenbach, Nono      Gonzenbach, Roger: Nono, erzähl doch von früher! Bilder und Geschichten zur Alten Krankenanstalt Frauenfeld, Frauenfeld: Huber, 2011.
- Grap, Volksbund      Grap, Gilbert: Differenzen in der Neutralität. Der Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz (1921–1934), Zürich: Chronos, 2011.
- Grenzgänge      Grenzgänge. Literatur aus der Schweiz 1933–1945, hrsg. von Hans Rudolf Hilty, Zürich: Union, 1981.

Grün, Rektor als Führer	Grün, Bernd: Der Rektor als Führer? Die Universität Freiburg i. Br. von 1933 bis 1945, München: Karl Alber, 2010.
Gysling/König/Ganz, Schweiz im Friedensjahr	Gysling, Erich; König, Mario; Ganz Michael T.: 1945 – Die Schweiz im Friedensjahr, Zürich: Silva, 1995.
	Haas, Gerhard: Das Tierbuch, in: Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur, hrsg. von Günter Lange, Bd. 1, 2. korrigierte Aufl., Baltmannsweiler: Schneider, 2000, S. 287–307.
Häsler, Das Boot ist voll	Häsler, Alfred A.: Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945, Zürich: Diogenes, 1989 (zuerst 1967).
Hall, Verlagsgeschichte	Hall, Murray G.: Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938, 2 Bde., Wien: Hermann Böhlau Nachf., 1985.
Hausmann, Schriftstellervereinigung	Hausmann, Frank-Rutger: «Dichte, Dichter, tage nicht!» Die Europäische Schriftstellervereinigung in Weimar 1941–1948, Frankfurt: Vittorio Klostermann, 2004.
Helbling, Schweiz für die Schule	Helbling, Barbara: Eine Schweiz für die Schule. Nationale Identität und kulturelle Vielfalt in den Schweizer Lesebüchern seit 1900, Zürich: Chronos, 1994.
Hermann/Fortuna/Irniger, Bauernhäuser Zürich	Hermann, Isabel; Fortuna, Ursula; Irniger, Margrit: Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 3: Zürcher Weinland, Unterland und Limmattal, hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel: Krebs, 1997.
Herrmann u. a., Bertschikon	Herrmann, Christian u. a.: Bertschikon, eine offene Gemeinde mit vielen Grenzen, Frauenfeld: Politische Gemeinde Bertschikon, 2001.
Heydemann, Im Windschatten Roseggers	Heydemann, Klaus: Im Windschatten Roseggers. Neue österreichische Autoren bei L. Staackmann 1904–1914, in: Die österreichische Literatur. Ihr Profil von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart (1880–1980), hrsg. von Herbert Zeman, Graz: Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte, 1989, S. 157–203.
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz, elektronische Version, <a href="http://hls-dhs-dss.ch/">http://hls-dhs-dss.ch/</a> .
Hofmann/Schär, Zünikon	Hofmann, Ernst; Schär, Markus: Zünikon. Ein Dorf im Wandel der Zeit, Zürich: Chronos, 2009.

Höhn-Gloor, John Knittel	Höhn-Gloor, Elisabeth: John Knittel. Ein Erfolgsautor und sein Werk im Brennpunkt von Fakten und Fiktionen, Zürich: Dissertation, 1984.
150 Jahre Thurgauischer Landwirtschaftlicher Kantonalverband	150 Jahre Thurgauischer Landwirtschaftlicher Kantonalverband 1835–1985, Frauenfeld: Landwirtschaftlicher Kantonalverband, 1985.
Hux, Konstablergesellschaft	Hux, Angelus: Die Konstablergesellschaft Frauenfeld. Ihre Geschichte, ihre Reglemente und Bräuche, Frauenfeld: Huber, 2010.  Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.): Akten der Partei-Kanzlei der NSDAP. Rekonstruktion eines verloren gegangenen Bestandes, München: K. G. Saur, 1983–1992.
Jäger, Geschichte des deutschen Buchhandels	Jäger, Georg (Hrsg.): Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert. Das Kaiserreich 1871–1918, Teil 2, Bd. 1, Berlin: De Gruyter, 2003.
Jatho, Otto Henning	Jatho, Jörg-Peter: Im Schatten von Goebbels. Dr. Otto Henning. Vom Gründer des Goethe-Bundes Giessen zum Leiter des Vortragsamts in Berlin. Zur Karriere eines Literatur-Funktionärs. Eine Dokumentation mit einer biographischen Einleitung, Giessen: Schmitz, 2003.
Jatho, Goethe Bund	Jatho, Jörg-Peter: Der Giessener Goethe-Bund. Eine Bestandsaufnahme zum öffentlichen Literaturbetrieb in Weimarer Republik und NS-Zeit, Rotenburg: Spurensuche, 2004.  Kindlers Neues Literaturlexikon, hrsg. von Walter Jens, München: Kindler, 20 Bde., 1988–1992.
Klee, Literaturlexikon	Klee, Ernst: Das Literaturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2007.
Klotz, Kinder- und Jugendliteratur	Klotz, Aiga: Kinder- und Jugendliteratur in Deutschland 1840–1950. Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen in deutscher Sprache, Bd. 2 (G–K), Stuttgart: Metzler, 1992.
König/Siegrist/Vetterli, Die Angestellten	König, Mario; Siegrist, Hannes; Vetterli, Ruedi: Warten und Aufrücken. Die Angestellten in der Schweiz 1870–1950, Zürich: Chronos, 1985.

- Länzlinger, Amriswil  
Länzlinger, Stefan; Meyer, Thomas; Lengwiler, Martin: Amriswil. Von der Mitte des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Amriswil: Gemeinde Amriswil, 1999.
- Lexikon nationalsozialistischer Dichter. Biographien, Analysen, Bibliographien, hrsg. von Jürgen Hillesheim und Elisabeth Michael, Würzburg: Königshausen und Neumann, 1993.
- Linsmayer, Charles: Nachwort zu Erzählungen 1, gesammelt und zusammengestellt von Charles Linsmayer und Andrea Pfeifer in der Reihe Frühling der Gegenwart. Der Schweizer Roman 1890–1950, Zürich: Ex Libris, 1982, S. 461–477.
- Linsmayer, Literaturszene  
Linsmayer, Charles: Literaturszene Schweiz. 157 Kurzporträts von Rousseau bis Gertrud Leutenegger, Zürich: Union, 1989.
- Linsmayer, Literaturkritik  
Linsmayer, Charles: «Dort liest und kauft man, nicht bei uns!» Überlegungen zur Rolle der deutschen Literaturkritik in Sachen Schweizer Literatur, in: Luck, Rätus, unter Mitarbeit von Peter Edwin Erismann und Peter Kraut (Hrsg.): Gehrter Herr – lieber Freund. Schweizer Autoren und ihre deutschen Verleger, Basel: Stroemfeld, 1998, S. 47–80.
- Der Literatur Brockhaus, hrsg. und bearbeitet von Werner Habicht und Wolf-Dieter Lange, 3 Bde., Mannheim: F. A. Brockhaus, 1988.
- Literatur geht nach Brot  
Literatur geht nach Brot. Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes, hrsg. vom Schweizerischen Schriftsteller-Verband (SSV), Aarau: Sauerländer, 1987.
- Literaturlexikon  
Literaturlexikon: Autoren und Werke deutscher Sprache, hrsg. von Walther Killy und Volker Meid, 15 Bde., Gütersloh: Bertelsmann, 1988–1993.
- Lutz, Elgger Zeitung  
Lutz, Hedi: Rückblick auf 160 Jahre Elgger Lokalzeitung 1843–2003, in: Jahrbüchlein Elgg, 2004, S. 34–37.
- von Matt, Meinrad Inglin  
Matt, Beatrice von: Meinrad Inglin. Eine Biographie, Zürich: Atlantis, 1976.
- Michels, Deutsche Akademie  
Michels, Eckard: Von der Deutschen Akademie zum Goethe-Institut. Sprach- und auswärtige Kulturpolitik 1923–1960, München: Oldenbourg, 2005.

Mietlich, Elgg	Mietlich, Karl: Geschichte der Herrschaft, Stadt und Gemeinde Elgg, Elgg: Volksverlag, 1946.
Mittler, Weg zum Ersten Weltkrieg	Mittler, Max: Der Weg zum Ersten Weltkrieg. Wie neutral war die Schweiz? Kleinstaat und europäischer Imperialismus, Zürich: Neue Zürcher Zeitung, 2003.  Moser, Peter: Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute, Frauenfeld: Huber, 1994.
Müller, Schweizer Theatergeschichte	Müller, Eugen: Schweizer Theatergeschichte. Ein Beitrag zur Schweizer Kulturgeschichte, Zürich/New York: Oprecht, 1944.
Näf, Alfred Zander	Näf, Martin: Alfred Zander, 1905–1997. Pädagoge, Frontist, Landesverräter, in: Traverse 10, Zürich: Chronos, 2003, Heft 3, S. 144–159.  Neidhart, Karin: Nationalsozialistisches Gedankengut in der Schweiz. Eine vergleichende Studie schweizerischer und deutscher Schulbücher zwischen 1900 und 1945, Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004.
Niederer, Geschichte des SSV	Niederer, Ulrich: Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Kulturpolitik und individuelle Förderung: Jakob Bühler als Beispiel, Tübingen/Basel: Francke, 1994.
Pezold, Literaturgeschichte	Pezold, Klaus: Schweizer Literaturgeschichte. Die deutschsprachige Literatur im 20. Jahrhundert, Leipzig: Militzke, 2007.
Picard, Die Schweiz und die Juden	Picard, Jacques: Die Schweiz und die Juden 1933–1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik, Zürich: Chronos, 1994.
Piefel, Bruno Tanzmann	Piefel, Matthias: Bruno Tanzmann. Ein völkischer Agitator zwischen wilhelminischem Kaiserreich und nationalsozialistischem Führerstaat, in: Völkische Bewegung, Konservative Revolution, Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur, hrsg. von Walter Schmitz u. a., Dresden: Thelem, 2005, S. 255–280.
Reiter, Eckartbote	Reiter, Andrea: Der «Eckartbote» (1952–1982): Modell einer computergestützten Zeitschriftenanalyse als Beitrag zur Kritik völkisch-nationaler Ideologie, Stuttgart: Hans-Dietrich Heinz, 1985.

- Ries, Illustration und Illustratoren  
Ries, Hans: Illustration und Illustratoren des Kinder- und Jugendbuchs im deutschsprachigen Raum, 1871–1914. Das Bildangebot der Wilhelminischen Zeit, Geschichte und Ästhetik der Original- und Drucktechniken, Osnabrück: Wenner, 1992.
- Ritzmann, Historische Statistik  
Ritzmann, Heiner: Historische Statistik der Schweiz, Zürich: Chronos, 1996.
- Sarkowicz, Hans; Mentzer, Alf: Schriftsteller im Nationalsozialismus. Ein Lexikon, Berlin: Insel, 2002.
- Schär, O Thurgau  
Schär, Markus: O Thurgau. Ein Kantonsführer für Fortgeschrittene, Weinfelden: O Thurgau, 2002.
- Schneider, Bestseller  
Schneider, Tobias: Bestseller im Dritten Reich. Ermittlung und Analyse der meistverkauften Romane in Deutschland 1933–1944, in: Viertelsjahrshefte für Zeitgeschichte (52), 2004, Heft 1, S. 77–97.
- Schoop, Wirtschaftsgeschichte  
Schoop, Albert (Hrsg.): Wirtschaftsgeschichte des Kantons Thurgau. Festgabe zum hundertjährigen Bestehen der Thurgauischen Kantonalbank 1871–1971, Weinfelden: Thurgauische Kantonalbank, 1971.
- Schoop, Kanton Thurgau  
Schoop, Albert u. a.: Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 3, Frauenfeld: Huber, 1994.
- Schury, Wilhelm Busch  
Schury, Gudrun: Ich wollt, ich wär ein Eskimo. Das Leben des Wilhelm Busch, Berlin: Aufbau, 2007.
- Schütt, Germanistik und Politik  
Schütt, Julian: Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus, Zürich: Chronos, 1996.
- Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht, hrsg. von der Unabhängigen Expertenkommission Schweizer – Zweiter Weltkrieg, Zürich: Pendo, 2002.
- Schweizer Lexikon in sechs Bänden, hrsg. von Wilhelm Ziehr, Luzern: Schweizer Lexikon, 1991–1993.

- Schweizer Literaturgeschichte  
Schweizer Literaturgeschichte, hrsg. von Peter Rusterholz und Andreas Solbach, Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 2007.
- Soland, Rolf: Zwischen Proletariern und Potentaten. Bundesrat Heinrich Häberlin, 1867–1947, und seine Tagebücher, Zürich: Neue Zürcher Zeitung, 1997.
- Stark/Michels, Trio der Malerpoeten  
Stark, Roland; Michels, Volker: Trio der Malerpoeten. Gustav Gamper, Hermann Hesse, Ernst Kreidolf, Gaienhofen: Hermann-Hesse-Höri-Museum, 2003.
- Stauffacher, Carl Spitteler  
Stauffacher, Werner: Carl Spitteler. Biographie, Zürich: Artemis, 1973.
- Stenzel, Buch und Schwert  
Stenzel, Burkhard: «Buch und Schwert». Die «Woche des deutschen Buches» in Weimar (1934–1942). Anmerkungen zur NS-Literaturpolitik, in: Ursula Härtl u. a. (Hrsg.): Hier, hier ist Deutschland... Von nationalen Kulturkonzepten zur nationalsozialistischen Kulturpolitik, Göttingen: Wallstein, 1997, S. 83–121.
- Stumm, Reinhart: Über den Volksverlag Elgg und seinen Gründer Willy Büchi, in: Die Weltwoche, 6. August 1975.
- Tanner, Bauernhäuser Thurgau  
Tanner, Erika: Die Bauernhäuser des Kantons Thurgau, Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1998.
- Theaterlexikon der Schweiz, hrsg. von Jan Kotte, Zürich: Chronos, 2005.
- Thürer, Vaterländischer Verband  
Thürer, Andreas: Der Schweizerische Vaterländische Verband 1919–1930/31, Basel: Dissertation, 2010.
- Thürer, Kaspar Freuler  
Thürer, Hans: Kaspar Freuler, 1887–1969, Leben und Werk, Glarus: Baeschlin, 1987.
- Trapp, Werner: Kleiner Grenzverkehr mit grossen Hindernissen – Deutsche und Schweizer in der Region Konstanz zwischen Erstem Weltkrieg und Nachkriegskrise, in: Hegau. Jahrbuch 58/2001, S. 89–126.
- Trapp, Werner: Kleiner Grenzverkehr mit grossen Hindernissen – Deutsche und Schweizer in der Region Konstanz: Die Jahre 1924–1933, in: Hegau. Jahrbuch 59/2002, S. 215–240.



- Trapp, Werner: Zwischen Pragmatismus und Entfremdung – Deutsch-schweizerische Grenzbeziehungen in der Region Konstanz 1933–1940, in: Hegau. Jahrbuch 63/2006, S. 157–196.
- Uhlig, Tarnung, Transfer, Transit  
Uhlig, Christiane u. a.: Tarnung, Transfer, Transit. Die Schweiz als Drehscheibe verdeckter deutscher Operationen (1938–1952), Zürich: Chronos, 2001.
- Ulrich, Lesezirkel Hottingen  
Ulrich, Conrad: Der Lesezirkel Hottingen, Zürich: Berichthaus, 1981.
- Unruhige Landsleute  
Unruhige Landsleute. Schweizer Erzähler zwischen Keller und Frisch. Ein Lesebuch, hrsg. von Beatrice von Matt, Zürich: Artemis, 1980.
- Urner, Die Deutschen  
Urner, Klaus: Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Kolonienbildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, Frauenfeld: Huber, 1976.
- Waeger, Sündenböcke  
Waeger, Gerhart: Die Sündenböcke der Schweiz. Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940–1946, Olten: Walter, 1971.
- Wahlen, Hermann: Dichter und Maler des Bauernstandes, Bern: Verbandsdruckerei, 1973.
- Weber, Hörspiel  
Weber, Paul: Das deutschschweizer Hörspiel. Geschichte, Dramaturgie, Typologie, Bern: Peter Lang, 1995.
- Werner, Christian: Für Wirtschaft und Vaterland. Erneuerungsbewegungen und bürgerliche Interessengruppen in der Deutschschweiz 1928–1947, Zürich: Chronos, 2000.
- Wichers, Neue Basler Zeitung  
Wichers, Hermann: Die «Neue Basler Zeitung» 1935 bis 1940 und ihre Entwicklung vom rechtskonservativen Parteiblatt zum frontistischen Organ. Ein Fallbeispiel deutscher Einflussnahme, frontistischer Aktivitäten und schweizerischer Pressezensur, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 93, 1993, S. 155–173.
- Wiemers, Martin Greiner  
Wiemers, Gerald: Martin Greiner. Zum 100. Geburtstag, in: Jubiläen 2004. Personen. Ereignisse, Leipzig: Universität Leipzig, 2004, S. 69–73.
- Wild, Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur  
Wild, Reiner (Hrsg.): Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur, 3., vollständig überarbeitete und erw. Aufl., Stuttgart/Weimar: Metzler, 2008.

- Willems, Wilhelm Busch      Willems, Gottfried: Abschied vom Wahren-Schönen-Guten. Wilhelm Busch und die Anfänge der ästhetischen Moderne, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 1998.
- Witzig, Polenta und Paradeplatz      Witzig, Heidi: Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880–1914, Zürich: Chronos, 2000.
- Würffel, Reinhard: Lexikon der deutschen Verlage, Berlin: Grotesk, 2000.
- Zbinden, Sternstunden      Zbinden, Jürg: Sternstunden oder verpasste Chancen. Zur Geschichte des schweizerischen Buchhandels 1943–1952, Zürich: Chronos, 1995.
- Zimmermann, Kulturpreise      Zimmermann, Jan: Die Kulturpreise der Stiftung F.V.S. 1933–1945. Darstellung und Dokumentation, hrsg. von der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S., Hamburg: Christians, 2000.
- Zimmermann, Bauernroman      Zimmermann, Peter: Der Bauernroman. Antifeudalismus – Konservatismus – Faschismus, Stuttgart: Metzler, 1975.

# Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 KBTG Hu F Sch 53/3.  
Abb. 2 KBTG Hu F Sch 53/3.  
Abb. 3 Mietlich, Karl: Geschichte der Herrschaft, Stadt und Gemeinde Elgg, Elgg: Volksverlag, 1946, S. 27.  
Abb. 4 KBTG Hu F Sch 54/1.  
Abb. 5 KBTG Hu F Sch 54/5.  
Abb. 6 StadtA Frauenfeld f 1.2.39587.2; Fotograf: unbekannt; Reproduktion: Jakob Bär, Frauenfeld, 1.2.1916.  
Abb. 7 Thurgauer Zeitung, 7. April 1888.  
Abb. 8 Winterthurer Volksblatt, 28.12.1888.  
Abb. 9 Winterthurer Volksblatt, 30.12.1890.  
Abb. 10 Winterthurer Volksblatt, 29.12.1894.  
Abb. 11 Winterthurer Volksblatt, 13.7.1894.  
Abb. 12 StadtA Frauenfeld f.1.2.39587.1; Fotograf: unbekannt; Reproduktion: Jakob Bär, Frauenfeld, 22.9.1927.  
Abb. 13 Huggenberger, Alfred: Reiter-Poesie. Fröhliche Weisen. Gedichte, Frauenfeld: im Selbstverlag, 1890, Umschlag.  
Abb. 14 Huggenberger, Alfred: Reiter-Poesie. Fröhliche Weisen. Gedichte, Frauenfeld: im Selbstverlag, 1890, S. 95.  
Abb. 15 Im Besitz der Gemeinde Bertschikon, Mehrzweckgebäude Gundetswil.  
Abb. 16 KBTG Hu F Sch 54/2.  
Abb. 17 Privatbesitz Ernst Hofmann, Zollikerberg.  
Abb. 18 Thurgauer Zeitung, 13.8.1898.  
Abb. 19 Winterthurer Volksblatt, 22.4.1898.  
Abb. 20 Winterthurer Volksblatt, 30.12.1898.  
Abb. 21 KBTG Hu F Sch 54/2.  
Abb. 22 KBTG Hu F Sch 54/5.  
Abb. 23 StadtA Frauenfeld f. 1.2.39587.3; Fotograf: unbekannt; Reproduktion: Jakob Bär, Frauenfeld, 22.9.1927.  
Abb. 24 Winterthurer Volksblatt, 27.12.1895.  
Abb. 25 Thurgauer Zeitung, 28.1.1899.  
Abb. 26 KBTG Hu F 253.  
Abb. 27 Thurgauer Zeitung, 24.1.1903.  
Abb. 28 KBTG Hu F Sch 54/5.  
Abb. 29 Privatbesitz Ruth Keller-Schmid, Schüpfen.  
Abb. 30 KBTG Hu F Sch 55/1.  
Abb. 31 Der Lesezirkel, Jg. 15 (1927/1928), Nr. 11/12; ZB Zürich UH 301g, S. 126.  
Abb. 32 StAZH W I 30.41.1.  
Abb. 33 KBTG Hu F Sch 52/3.  
Abb. 34 KBTG Hu F Sch 53/3.  
Abb. 35 KBTG Hu F Sch 53/3.  
Abb. 36 KBTG Hu F Sch 54/5.  
Abb. 37 KBTG Hu F Sch 56/9.  
Abb. 38 KBTG Hu Sch 34.  
Abb. 39 KBTG Hu F Sch 55/1.  
Abb. 40 KBTG Hu Sch 53/5.  
Abb. 41 StadtA Frauenfeld f 1.2.39587.5; Fotograf: unbekannt; Reproduktion: Jakob Bär, Frauenfeld, 22.9.1927.  
Abb. 42 KBTG Hu Sch B 4, Debrunner.  
Abb. 43 StadtA Frauenfeld f 1.2.22724.1; Fotograf: Jakob Bär, Frauenfeld, 27.9.1909.  
Abb. 44 Huggenberger, Alfred: Von den kleinen Leuten. Erzählungen aus dem Bauernleben, Frauenfeld: Huber, 1911, S. 235.  
Abb. 45 KBTG Hu Sch F 56/6.  
Abb. 46 Porträt Alfred Huggenberger/1910 von Louis Zumbühl; Louis Zumbühl/Sammlung Fotostiftung Schweiz.  
Abb. 47 StadtA Frauenfeld f 1.2.29205; Fotograf: Jakob Bär, Frauenfeld, 20.4.1916.  
Abb. 48 KBTG Hu F Sch 52/2.  
Abb. 49 KBTG Hu F Sch 52/2.  
Abb. 50 KBTG Hu F Sch 52/2.  
Abb. 51 Privatbesitz Ruth Keller-Schmid, Schüpfen.  
Abb. 52 Huggenberger, Alfred: Dorfgenossen. Neue Erzählungen, Leipzig: Staackmann, 1914, S. 67.  
Abb. 53 Zentralbibliothek Zürich Mus WB 1727, Titelblatt.  
Abb. 54 KBTG Hu F Sch 53/2.

- Abb. 55 StadtA Frauenfeld f 1.2.28988.1; Fotograf: Jakob Bär, Frauenfeld, 1.2.1916.
- Abb. 56 KBTG Hu F Sch 51/2.
- Abb. 57 KBTG Hu F 152, 24. März 1916.
- Abb. 58 KBTG Hu F 56/9.
- Abb. 59 KBTG Hu F 56/1.
- Abb. 60 KBTG Hu F 56/8.
- Abb. 61 KBTG Hu F Sch 138.
- Abb. 62 StadtA Frauenfeld f 1.2.31621.2; Fotograf: Jakob Bär, Frauenfeld, 10.4.1919.
- Abb. 63 KBTG Hu F Sch 122; Fotograf: unbekannt.
- Abb. 64 Huggenberger, Alfred: Der Hochzeitschmaus und andere Ergötzlichkeiten. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Leipzig: Staackmann, 1921, S. 22.
- Abb. 65 Huggenberger, Alfred: Der Hochzeitschmaus und andere Ergötzlichkeiten. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Leipzig: Staackmann, 1921, S. 23.
- Abb. 66 KBTG Hu F Sch 51/2.
- Abb. 67 Huggenberger, Alfred: Stachelbeeri. Öppis zum Lache und zum Nohetänke. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Aarau: Sauerländer, 1927, S. 50.
- Abb. 68 Huggenberger, Alfred: Moderne Kapuzinerpredigt. Mit Zeichnungen von Hans Witzig, Elgg: Volksverlag, 1929, Umschlagbild.
- Abb. 69 KBTG Hu F Sch 51/5; Foto: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich, Nr. 58498.
- Abb. 70 Huggenberger, Alfred: Die Frauen von Siebenacker. Roman, Leipzig: Staackmann, 1925, Umschlag.
- Abb. 71 KBTG Hu B 420 Sch 9 (1.8.1913).
- Abb. 72 KBTG Hu F Sch 51/1 (22.12.1913).
- Abb. 73 KBTG Hu F Sch 51/2.
- Abb. 74 KBTG Hu F 55 Sch 138.
- Abb. 75 StadtA Konstanz, Nachlass Marquard.
- Abb. 76 StadtA Frauenfeld f 1.2.39592.8; Fotograf: Jakob Bär, Frauenfeld, 22.9.1927.
- Abb. 77 KBTG Hu F Sch 51/4.
- Abb. 78 KBTG Hu Na Sch 103 (Schweizer Radio Illustrierte, Nr. 3, 18. Oktober 1930).
- Abb. 79 KBTG Hu Sch 37.
- Abb. 80 KBTG Hu Sch 37.
- Abb. 81 KBTG Hu Sch 37.
- Abb. 82 KBTG Hu Sch 37.
- Abb. 83 KBTG Hu F Sch 51/2.
- Abb. 84 Analyse und Kartenlayout mit Geografischem Informationssystem; Hans Erdin, Horgen.
- Abb. 85 Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1115, 1927.
- Abb. 86 KBTG Hu F Sch 52/1.
- Abb. 87 KBTG Hu F Sch 54/4.
- Abb. 88 Handschriftliche Widmung von Alfred Huggenberger; Privatbesitz Rea Brändle, Zürich.
- Abb. 89 KBTG Hu F 155 Sch 138.
- Abb. 90 KBTG Hu F Sch 53/2.
- Abb. 91 Schweizerische Nationalbibliothek/NB, Bern.
- Abb. 92 © Hans Staub/Fotostiftung Schweiz.
- Abb. 93 © Hans Staub/Fotostiftung Schweiz.
- Abb. 94 KBTG Hu F Sch 121/4.
- Abb. 95 KBTG Hu F Sch 51/2.
- Abb. 96 KBTG Hu F Sch 51/2.
- Abb. 97 KBTG Hu F Sch 120/2; Der Sonntag (Olten), 30.1.1938.
- Abb. 98 KBTG Hu F Sch 52/4; Fotograf: Karl Sigle, Grosssheppach (Weinstadt, Baden-Württemberg).
- Abb. 99 KBTG Hu F 110 Sch 138.
- Abb. 100 BAR 2001 D 1000/1553, Bd. 255.
- Abb. 101 KBTG Hu Sch 61.
- Abb. 102 StadtA Weimar, 16/108-02/12 3-4.
- Abb. 103 StadtA Weimar, 16/108-02/12 3-4.
- Abb. 104 StadtA Weimar, 16/108-02/12 3-4.
- Abb. 105 © Hans Staub/Fotostiftung Schweiz.

- Abb. 106 Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Nachlass Oskar Wöhrle, Eintrittskarte.
- Abb. 107 Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Nachlass Oskar Wöhrle, Mülhauser Tagblatt, 18.11.1942.
- Abb. 108 KBTG Hu F Sch 121/5.
- Abb. 109 KBTG Hu F 3 Sch 138; Foto: Fotostudio Müller, Uster.
- Abb. 110 KBTG Hu Sch 140, Briefe Cajka; Fotograf: Willy Haller, Zürich.
- Abb. 111 KBTG Hu F Sch 51/4; Fotograf: unbekannt.
- Abb. 112 KBTG Hu F Sch 52/1.
- Abb. 113 KBTG Hu F Sch 52/4.
- Abb. 114 KBTG Hu F Sch 122, Fotografien; Fotograf: René Marti.
- Abb. 115 StATG D 3.0/22 Huggenberger Alfred (1867–1960), Schriftsteller.
- Abb. 116 KBTG Hu Sch 140, Briefe Cajka.
- Abb. 117 KBTG Hu Sch 140, Briefe Cajka.
- Abb. 118 KBTG Hu F Sch 53/1.
- Abb. 119 KBTG Hu F Sch 53/1.
- Abb. 120 KBTG Hu F Sch 52/1.
- Abb. 121 Archiv Amt für Denkmalpflege des Kantons Thurgau; Fotograf: unbekannt.
- Abb. 122 Archiv Amt für Denkmalpflege des Kantons Thurgau; Fotograf: unbekannt.

# Abkürzungsverzeichnis

A. H.	Alfred Huggenberger	StATG	Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld
Abt.	Abteilung	StAZH	Staatsarchiv des Kantons Zürich, Zürich
Aufl.	Auflage	StadtA	Stadtarchiv
BAR	Schweizerisches Bundesarchiv, Bern	STS	Schweizerische Theatersammlung, Bern
BArch	Deutsches Bundesarchiv, Berlin	Ts.	Typoskript
BBB	Bürgerbibliothek Bern	tve	teater verlag elgg, Belp
Bd./Bde.	Band/Bände	U	Uraufführung
DLA	Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar	u. a.	und andere
Ebd./ebd.	Ebenda/ebenda	UB	Universitätsbibliothek
erw.	erweiterte	überarb.	überarbeitet
FA	Familienarchiv	VA	Vorabdruck
ff.	fortfolgende	winbib	Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek
GSA	Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar	ZB	Zentralbibliothek
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz	ZHB	Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
Hrsg./hrsg.	Herausgeber/herausgegeben		
Jg.	Jahrgang		
KBSG	Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen		
KBTG Hu	Kantonsbibliothek des Kantons Thurgau, Nachlass Alfred Huggenberger		
KT	Kurztext		
Ms.	Manuskript		
NL	Nachlass		
Nr.	Nummer		
PA AA	Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Berlin		
RWZ	Robert Walser-Zentrum, Bern		
S.	Seite		
Sch	Schachtel		
Sign.	Signatur		
SLA	Schweizerisches Literaturarchiv, Bern		
SNB	Schweizerische Nationalbibliothek, Bern		
Sp.	Spalte		
SRF	Schweizer Radio und Fernsehen		
SSV	Schweizerischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller-Verband		
StAAG	Staatsarchiv des Kantons Aargau, Aarau		
StABS	Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Basel		

# Namenregister

Das Namenregister erschliesst den Haupttext (ohne Geleitwort, Dank, Anmerkungen und Anhang). Aus naheliegenden Gründen kommt Alfred Huggenbergers Name nicht vor, hingegen sind einige von ihm verwendete Pseudonyme erfasst. Soweit möglich werden die Lebensdaten der Personen geboten.

**Abitz-Schulze Thaddäus** (1878–1963): 325, 327

Aellen Hermann (1887–1939): 118, 219

Aeppli Ernst (1892–1954): 237

Aeschbacher Carl (1886–1944): 169

Aesop: 29, 31

Altheer Paul (1887–1959): 215

Altwegg Paul (1884–1952): 231, 257

Ammann Hektor (1894–1967): 146, 147, 267, 295

Andersen Hans Christian (1805–1875): 31

Andersen-Nexö Martin (1869–1954): 181

Arator Alfredius = Alfred Huggenberger: 78

Arnet Edwin (1901–1962): 216

Arx Adrian von (1817–1859): 38

Arx Cäsar von (1895–1949): 300

Attenhofer Carl (1837–1914): 135

Avenarius Ferdinand (1856–1923): 123

Axelrod Ida (1880–1954): 126, 127

**Bachmann** Carl: 114, 166

Bächtold Albert (1891–1981): 216

Bächtold Christoph: 198

Bächtold G.: 198

Baessler Carl (1904–1991): 269, 285, 312, 313, 337, 339, 340, 341, 352

Baldin Hermann (1877–1953): 98

Balmer Emil (1890–1966): 172

Balmer Luc (1898–1996): 360

Bänninger Hans (1896–1962): 214, 215, 360

Bär Jakob (1892–1971): 212, 238

Bartels Adolf (1862–1945): 123, 211, 232, 244, 245, 287, 304

Bartsch Rudolf Hans (1873–1952): 340

Basler Otto (1902–1984): 396

Batschelet Eduard (1876–?): 94

Batschelet Ernst (1874–?): 94

Bauer Andreas: 370

Baumann: 95

Baumbach Rudolf (1840–1905): 30, 47, 87

Baumgartner Alice: 226

Baumgartner Hans (1911–1996): 363

Bay, später Hitz-Bay Hanny (1885–1978): 180

Beidler Franz (1901–1981): 319, 320

Bernhard Hans (1888–1942): 250

Bernoulli Carl Albrecht (1868–1937): 75, 137, 139

Bethge Hans (1876–1946): 89

Beyerle Franz (1885–1977): 296, 297, 324

Bichsel, Knecht: 198

Biedermann Carl (1824–1894): 64

Bieri Friedrich: 331

Binding Rudolf G. (1867–1938): 285

Bingel Georg: 292

Binswanger Otto (1882–1968): 344

Birch-Pfeiffer Charlotte (1800–1868): 38

Bircher Eugen (1882–1956): 257

Bischoff Oskar (1912–1985): 314, 340

Bismarck Otto von (1815–1898): 246

Bitter Aegidius: 230, 344

Bleuler-Waser Hedwig (1869–1940): 121, 267, 343

Bloch Rosa (1880–1922): 192

Blocher Eduard (1870–1942): 146, 295

Bloesch Hans (1878–1945): 136

Blunck Hans Friedrich (1888–1961): 316, 326, 338–339

Bodman Emanuel von (1874–1946): 75

Bodmer Eduard (1837–1914): 74, 80

Bodmer Hans (1863–1948): 77, 78, 92, 99

Bodmer Hermann (1870–1939): 343

Boerlin Gerhard (1873–1954): 136

Bohnenblust Gottfried (1883–1960): 338

Bollmann Emil (1885–1955): 156, 196

Bollmann Jean: 85

Böniger Hans (1869–1934): 146

- Bornhauser Thomas (1799–1856): 38  
 Bosch Manfred (\*1947): 370  
 Bosshart Jakob (1862–1924): 240, 245, 346, 349  
 Brack, Lehrer: 225  
 Bräker Ulrich (1735–1798): 31  
 Brauchli Hans (1919–2006): 363, 367, 371, 372  
 Bredow Gabriel Gottfried von (1773–1814): 29  
 Brehm Bruno = Bruno Clemens (1892–1974): 351  
 Brunner Alfred (1869–1938): 92  
 Büchi Alfred (\*1935): 365  
 Büchi Jacob (1841–1883): 22, 112  
 Büchi Margaretha *siehe Huggenberger-Büchi Margaretha*  
 Büchi Willi (\*1934): 365  
 Büchi Willy (1901–1980): 212–213, 335, 357, 361, 362, 365  
 Büchi-Huggenberger Martha (1904–1985): 13, 79, 81, 94, 95, 98, 121, 161, 207, 208–209, 212, 213, 243, 335, 345, 357, 360, 361, 362, 363, 364, 365  
 Bühler Jakob (1882–1975): 119, 123, 136, 138–139, 141, 170, 199, 212, 214, 215, 288, 368  
 Bühler Karl (1861–1917): 62  
 Burckhardt Jacob (1818–1897): 148  
 Burckhardt Walter (1871–1939): 269  
 Burg-Schaumburg Paul (1884–1948): 325  
 Burte Hermann (1879–1960): 258, 262, 304  
 Busch Moritz (1821–1899): 31  
 Busch Wilhelm (1832–1908): 12, 182, 185, 186, 187, 189, 193, 204  
 Busse Hermann (1891–1947): 262  
 Busse Karl (1872–1918): 84, 90, 143, 155
- Cajka** Karl (1899–1983): 211–212, 246–248, 286, 289–291, 294, 324–325, 327, 347, 351, 352–353  
 Camenzind Josef Maria (1904–1984): 336  
 Cantieni Robert (1873–1954): 169  
 Carossa Hans (1878–1956): 304, 320
- Castell Alexander = Willy Lang (1883–1939): 93  
 Cendrars Blaise (1887–1961): 368  
 Cervantes Miguel, de (1547–1616): 31  
 Charbon Rémy (\*1945): 277, 278  
 Chruschtschow Nikita Sergejewitsch (1894–1971): 195  
 Churchill Winston (1874–1965): 370  
 Clerc Charly (1882–1958): 118  
 Cooper James Fenimore (1789–1851): 31  
 Corray Heinrich = Han Coray (1880–1974): 155  
 Corrodi August (1798–1868): 38
- Däniker** Gustav (1896–1947): 316  
 Dante Alighieri (1265–1321): 31  
 Därendinger Ernst (1921–2006): 368  
 Debrunner Alfred (1858–1921): 97, 98  
 Debrunner-Albrecht Adele (1867–1916): 96, 97, 98, 120  
 Decker Wilhelm (1860–1938): 68  
 Delpy Egbert (1877–?): 164, 188, 189, 203  
 Dickens, Charles (1812–1870): 31  
 Dietrich Adolf (1877–1857): 363  
 Dietzi-Bion Hedwig (1867–1940): 141  
 Dinichert Paul (1878–1954): 280, 283  
 Diviko = Alfred Huggenberger: 180  
 Doerfliger Hedwig (1891–?): 225  
 Dolf Benedetg (1918–1985): 360  
 Dürrenmatt Friedrich (1921–1990): 11, 346  
 Düssli Alfred (1877–1956): 178, 344
- Eberli** Ernst: 72  
 Egerszegi Christine (\*1948): 372  
 Ehrenfel: 75  
 Eichendorff Joseph von (1788–1857): 289  
 Engi Loren: 371, 372  
 Ermatinger Emil (1873–1953): 75, 95, 114, 256, 287, 306, 307, 336, 338  
 Ernst Jakob: 38  
 Ernst Otto [Schmidt] (1862–1926): 115, 340  
 Eschenbach Wolfram von (~1160 – ~1220): 29



- Eschenburg Johann Joachim (1743–1820): 29  
 Escher Nanny von (1855–1932): 74, 211  
 Eschmann Ernst (1886–1953): 211  
 Etter Philipp (1891–1977): 331, 336, 337, 348, 353
- Faesi** Robert (1883–1972): 75, 121, 126–127, 166, 204  
 Falke Gustav (1853–1916): 89, 149–150  
 Farner Ulrich (1855–1922): 38, 171  
 Federer Heinrich (1866–1928): 118, 119, 245, 253, 351, 356, 369, 374  
 Fehr, Schulinspektor: 24  
 Feuz Gottfried: 63, 135, 190, 199, 212  
 Finckh Ludwig (1876–1964): 89, 90, 163, 239, 246, 265, 324  
 Fischer Eugen (1874–1967): 270  
 Flüehlichlaus = Alfred Huggenberger: 180  
 Forrer Ludwig (1845–1921): 22  
 Francke Alexander (1853–1913): 136, 365  
 Frank Leonhard (1882–1961): 75  
 Fränkel Jonas (1879–1965): 259  
 Franz von Assisi (1181/82–1226): 156  
 Frauenfelder Reinhard (1901–1983): 258  
 Frenssen Gustav (1863–1945): 89, 342  
 Freuler Kaspar (1887–1969): 109, 146, 147, 165, 173, 188, 211, 215, 216, 222, 354, 357  
 Frey Adolf (1855–1920): 75, 85  
 Frey Jakob (1824–1875): 29  
 Freytag Gustav (1816–1895): 30  
 Fringeli Dieter (1942–1999): 368  
 Frisch Max (1911–1991): 11, 216, 346  
 Frühauf Alfred (\*1950): 213  
 Frundsberg Jörg von (1473–1528): 48  
 Fuss Karl = Wendelin Überzwerch (1893–1962): 236, 331
- Gadient** Andreas (1892–1976): 220, 227  
 Gagern Friedrich von (1882–1947): 274  
 Gamper Gustav (1873–1948): 86, 133, 211  
 Gamper Wilhelm (1842–1921): 133  
 Geiser Karl (1862–1930): 141  
 George Lloyd (1879–1941): 370  
 Germann Markus (\*1958): 372  
 Gfeller Simon (1868–1943): 106, 119, 136, 199, 209, 271, 303  
 Ginzkey Franz Karl (1871–1963): 114, 115, 119, 127, 128, 143, 164, 347  
 Girsberger Johannes (1871–1930): 36  
 Glauser Friedrich (1896–1938): 368  
 Gnädinger Beat (\*1963): 371  
 Godet Philippe (1850–1922): 138  
 Goebbels Joseph (1897–1945): 259, 262, 281, 283, 284, 300, 302, 304, 306, 312, 320, 358, 368  
 Goethe Johann Wolfgang von (1749–1832): 31, 338  
 Gotthelf Jeremias = Albert Bitzium (1797–1854): 80, 136, 173, 204, 210, 236, 245, 276, 349, 377  
 Greinz Rudolf (1866–1942): 115, 340  
 Greminger Jakob (?–1945): 55  
 Greminger-Huggenberger Susanna (1862–1945): 21, 27, 55  
 Greulich Hermann (1842–1925): 192  
 Greuter Ernst: 94  
 Greuter-Huggenberger Pauline (1886–1935): 22, 55, 74, 79, 94  
 Greyerz Otto von (1863–1940): 136, 139, 141, 166, 172, 173, 216, 240  
 Greyerz Paul von (1868–1956): 136  
 Grimm Robert (1881–1958): 192  
 Grimmelshausen Johann Jakob Christoph von (~1622–1676): 31  
 Grob August (1868–1956): 38, 40, 41  
 Grob Rudolf (1890–1982): 269, 270, 316  
 Grob Samuel: 38  
 Grob-Huggenberger Elisabetha (1829–?): 22  
 Grunder Karl (1880–1963): 141  
 Gubler Anna (1602–1665): 18  
 Gubler Eduard (1891–1971): 119  
 Gubler Karl: 38  
 Guisan Henri (1874–1960): 290  
 Günther A.: 203

- Gustav Adolf von Schweden (1594–1632): 31  
 Gyr Emil (1879–1951): 140, 141, 142, 170, 214
- Häberlin** Heinrich (1868–1947): 145, 171, 178, 231  
 Haggenmacher Otto (1843–1918): 85  
 Hägni Rudolf (1888–1956): 11, 201, 211, 233, 234, 344  
 Halder Nold: 172  
 Haller Paul (1882–1920): 172  
 Hamsun Knut (1859–1952): 203, 293  
 Hamsun Marie (1881–1969): 293  
 Hansen Björn (1897–1987): 253–254, 334, 350  
 Hardung Victor (1861–1919): 89  
 Hartmann Jakob (1876–1956): 216  
 Hauptmann Gerhart (1862–1946): 75  
 Hausammann Ernst (1871–1958): 123  
 Hauser Jakob (1895–1987): 147, 331  
 Hausmann Frank-Rutger (\*1943): 305  
 Hederich Karl-Heinz (1902–1976): 283  
 Hedinger-Henrici Paul (1895–1973): 236, 238, 331  
 Heer Gottlieb Heinrich (1903–1967): 300  
 Heer Jakob Christoph (1859–1925): 53, 60, 72, 73, 76, 84, 110, 114, 148, 162, 199, 210, 245, 253, 300, 369, 374  
 Heimann Arnold (1856–1916): 52  
 Heine Anselma (1855–1930): 121, 155  
 Heine Heinrich (1797–1856): 31, 244  
 Helveticus = Alfred Huggenberger: 180  
 Henning Otto (1899–1970): 284, 285, 292, 293, 301, 304, 309, 312, 325  
 Hess David (1770–1843): 75  
 Hesse Hermann (1877–1962): 75, 76, 89, 90, 110, 133, 136, 143, 211, 239, 244, 260, 300, 305, 306  
 Heyck Eduard (1862–1941): 95, 121, 256  
 Heyck Hans (1891–1972): 274  
 Hiltbrunner Hermann (1893–1961): 216  
 Hilty Hans Rudolf (1925–1994): 368  
 Hintermeister Hermann (1871–1946): 98, 203, 258  
 Hitler Adolf (1889–1945): 245, 258, 265, 284, 285, 289, 290, 293, 298, 302, 310, 326
- Hitz Christian A. (1883–1954): 180  
 Hochstrasser Paul (1895–1960): 256  
 Hodler Ferdinand (1853–1918): 155  
 Hoffmann Franz (1814–1882): 25–26  
 Hofreber Johann: 38  
 Homer: 31  
 Höppli Otto (1880–1957): 176  
 Hövel Paul (1904–1990): 280, 292, 304  
 Huber Arnold (1865–1910): 84, 87, 89, 91, 98, 99, 105, 106, 125  
 Huber Jacques (1828–1909): 51, 53, 87  
 Huber Paul (1918–2001): 360  
 Huber Rudolf (1867–1928): 62, 107, 113, 114, 116, 153, 155, 165, 167, 168, 171, 210, 349  
 Huber Rudolf (1898–1940): 272  
 Huber Walther (1877–1945): 211, 249, 264, 266, 297  
 Hubschmid Barbara *siehe Huggenberger-Hubschmid Barbara*  
 Hugentobler, Sekundarlehrer: 177  
 Huggenberger Adam (?–1733): 19  
 Huggenberger Bertha *siehe Kappeler-Huggenberger Bertha*  
 Huggenberger Elisabetha *siehe Grob-Huggenberger Elisabetha*  
 Huggenberger Emma *siehe Müller-Huggenberger Emma*  
 Huggenberger Hans Ulrich (1698–1748): 18  
 Huggenberger Hermann (1863–1955): 21, 23, 26, 31, 36, 38, 55, 57, 81, 152  
 Huggenberger Jacob (1835–1877): 22  
 Huggenberger Jakob (1863–?): 22  
 Huggenberger Marie (1865–?): 21  
 Huggenberger Marie (1872–1873): 21  
 Huggenberger Martha *siehe Büchi-Huggenberger Martha*  
 Huggenberger Paula *siehe Greuter-Huggenberger Paula*  
 Huggenberger Peter (1773–1847): 17, 19  
 Huggenberger Salomon (1797–1873): 17, 19, 22

- Huggenberger Salomon (1828–1896): 17, 19, 20, 22, 26, 27, 29, 33, 35, 36, 37, 38, 55, 56, 57, 70
- Huggenberger Samuel (1601–1657): 18
- Huggenberger Samuel (1688–1759): 18
- Huggenberger Samuel (1730–1786): 17
- Huggenberger Samuel (1770–1851): 17
- Huggenberger Susann, *siehe Greminger-Huggenberger Susanna*
- Huggenberger Susanna *siehe Maugweiler-Huggenberger*
- Huggenberger-Greuter Elise (1880–1925): 5
- Huggenberger-Hubschmid Barbara (1834–?): 22
- Huggenberger-Schmid Bertha (1881–1967): 70–74, 79, 81, 87, 93, 97, 98, 115, 116, 120, 127, 128, 170, 176, 192, 207–209, 242, 283, 305, 332, 335, 352, 253, 354, 356, 361, 362
- Hunziker Rudolf (1870–1946): 75, 80, 166
- Ilg** Paul (1875–1957): 328, 371
- In der Gand Hanns = Ladislaus Krupski (1882–1947): 208
- Inglin Meinrad (1893–1971): 293, 306, 320, 336, 368, 375
- Isler Otto (1863–1940): 176
- Itschner Karl (1868–1953): 155, 156
- Jaeckle** Erwin (1909–1997): 356
- Job Jakob (1891–1973): 216
- Johst Hanns (1890–1978): 280, 283, 302
- Jossi Hans (1928–2004): 366, 370, 371, 372
- Kägi** Hans (1889–1971): 11, 83, 211, 221, 222, 234, 235, 272, 273, 275, 276, 331, 347, 348, 350, 353, 360
- Kappeler Albert: 38
- Kappeler Franz (1898–1988): 280
- Kappeler Jakob (1842–1941): 55
- Kappeler, Frau: 208
- Kappeler-Huggenberger Bertha (1866–?): 21, 27, 55
- Keller Gottfried (1819–1890): 11, 31, 75, 123, 236, 246, 259, 265, 357, 368
- Keller Jakob: 241
- Kesser, Hermann (1880–1952): 121
- Klabund = Alfred Henschke (1890–1928): 75
- Kleist Heinrich von (1777–1811): 38, 246
- Klopfstein Fritz: 360
- Kneisel Rudolf (1832–1899): 38
- Knellwolf Arnold (1865–1945): 147, 249, 272, 291
- Knittel John (1891–1970): 300, 301, 303, 304, 305, 306, 307, 319, 320, 321–322, 336, 338, 375
- Knodt Karl Ernst (1856–1917): 27, 89, 94, 96
- Kollbrunner Oskar (1895–1932): 211
- Koller Karl (1863–1920): 85
- Körner Theodor (1791–1813): 38
- Korrodi Eduard (1885–1955): 111, 123, 129, 131, 132, 170, 187, 203, 204, 235, 276–277, 351
- Kotzebue August von (1761–1819): 38
- Kranwehr: 226
- Kraus Karl (1874–1936): 114
- Kreidolf Ernst (1863–1956): 98, 120, 127, 128, 131, 133, 150, 154, 155, 156, 169, 196, 197, 243, 350
- Kroetz Franz Xaver (\*1946): 368
- Kromer Heinrich E. (1866–1948): 274
- Kübler Adolf: 159
- Kübler Arnold (1890–1983): 34, 360
- Kübler Otto: 208
- Kühlmann-Stumm Richard von (1873–1943): 342
- Kuhn Ernst (1874–1969): 65, 69
- Küng Rosmary: 364
- Lamp** Friedrich (1852–1945): 342, 345
- Lang Arnold (1838–1896): 38
- Langenbucher Hellmuth (1905–1980): 387
- Larese Dino (1919–2001): 216, 331, 333, 352, 353, 363, 364, 365
- Larese Franz (1927–2000)...333, 335, 338, 341
- Latzko Andreas (1876–1943): 158
- Lauber Cécile (1887–1981): 336

- Lauchenauer Eduard (1897–1985): 269
- Laur Ernst (1871–1964): 90, 179, 198, 199, 219, 247, 265, 348, 375
- Laur Sophie (1875–1960): 348
- Lavater Hans (1885–1969): 360
- Lenin Wladimir Iljitsch (1870–1924): 180, 192, 195
- Lenz Max Werner = Max Werner Russenberger (1887–1973): 212
- Leonardi Maria: 372
- Lesch Walter (1898–1958): 212
- Lessing Gotthold Ephraim (1729–1781): 31, 39
- Leuenberger Niklaus (~1615–1653): 52, 68
- Liederbrand Rudi: 58
- Liehbürg Max Eduard (1899–1962): 319
- Lienert Meinrad (1865–1933): 85, 106, 137, 138, 245, 349, 356
- Liliencron Detlev von (1844–1909): 31, 150, 357
- Linke Johannes (1900–1945): 274, 304, 325
- Linsmayer Charles (\*1945): 368, 369, 374
- Lohmeyer Walther (1890–1951): 153
- Loosli Carl Albert (1877–1955): 105, 109, 112, 118, 119, 137, 138, 146, 158, 209, 210, 368, 378
- Lotz Hugo (1893–?): 284
- Ludwig von Bayern (1845–1886): 37
- Lüscher Rolf: 372
- Luther Martin (1483–1546): 246
- Lüthi Hans: 336
- Mann** Thomas (1875–1955): 263, 265
- Marquard Otto (1881–1969): 88, 127, 131, 151, 153, 155, 156, 162, 178, 180, 202, 207, 209, 210, 243, 252, 259, 286, 350, 357, 358
- Marti Ernst Otto (1903–1979): 216, 305, 306, 308, 322, 336
- Marti Fritz (1866–1914): 76, 85, 88, 89, 131, 132
- Marti René (\*1926): 331
- Matt Beatrice von (\*1936): 368
- Matter Barbara: 342
- Matter Karl (1874–1957): 98
- Maugweiler-Huggenberger Susanne: 22
- Maurer Karl Heinrich (1880–?): 11, 114, 116, 121, 152, 211
- Meier Jakob (1870–1958): 176
- Meier Pirmin (\*1947): 369
- Meili Jakob (1872–1960): 178, 179, 299
- Menzi Hans (\*1923): 372
- Menzi Hermann (1892–1963): 172, 198
- Metz Friedrich (1890–1969): 295, 296, 297, 324, 326
- Meyer Conrad Ferdinand (1825–1898): 357
- Meyerlein, Hans = Alfred Huggenberger: 63, 135
- Moeschlin Felix (1882–1969): 256, 258, 322, 356
- Moos Carl (1878–1959): 274
- Morax Jean (1869–1939): 75
- Morax René (1873–1963): 75
- Morf, Familie: 79
- Mörike Eduard (1804–1875): 289
- Morré Carl (1832–1897): 38
- Mosenthal Salomon Hermann (1821–1877): 38
- Moser Heinrich (1857–1931): 77, 85, 149–150, 152
- Mueller-Guttenbrunn Adam (1852–1923): 274
- Mühlemann Rudolf (1915–2004): 363
- Müller Albert (1861–?): 28, 170
- Müller Alfred (1873–?): 57
- Müller Dominik = Paul Schmitz (1871–1953): 312
- Müller Ernst (1849–1927): 141
- Müller Eugen (1886–1978): 345
- Müller Hans (1891–1988): 227
- Müller Jakob (1868–?): 24, 26
- Müller Jakob (1895–1967): 297, 299, 325
- Müller Max (\*1925): 333, 379
- Müller-Huggenberger Emma (1871–1914): 21, 40, 55–56, 79, 95, 97, 128, 161
- Müller-Partenkirchen Fritz (1875–1942): 274
- Münger Rudolf (1862–1929): 136, 155
- Mussolini Benito (1883–1945): 194
- Nadler** Josef (1884–1963): 276, 353
- Naef Karl (1894–1959): 241
- Nägeli Ernst (1908–2006): 357, 363

Necker Moritz (1857–1915): 218  
Niedermann Gustav (1881–?): 226  
Niggli Friedrich (1875–1959): 169  
Nöggi = Bruno Stöckli (\*1946): 360  
Nora A. de = Anton Noder (1864–1936): 115, 340  
Nünlist Marcel: 241

**Oberkofler** Joseph Georg (1889–1962): 278  
Odermatt Franz (1867–1952): 336  
Oehler Hans (1888–1967): 179, 316  
Oetterli Bruno (\*1943): 371, 372  
Oprecht Emmie (1899–1990): 152  
Oswald Christian (1854–?): 28  
Ott Arnold (1840–1910): 78

**Patzig** Richard: 67  
Pestalozzi Heinrich (1746–1827): 236  
Peter Heinrich: 162  
Peter Karl: 38  
Pezold Klaus (\*1937): 374  
Pilet-Golaz Marcel (1889–1958): 322  
Platten Fritz (1883–1942): 192  
Platzhoff-Lejeune Eduard (1874–1961): 75  
Pock Friedrich (1891–1945): 276  
Pupikofer Johann Adam (1797–1882): 31

**Raabe** Wilhelm (1831–1910): 246  
Ramuz Charles Ferdinand (1878–1947): 287, 305  
Ranke Leopold von (1795–1886): 30  
Rasser Alfred (1907–1977): 212  
Rau Hermann (1878–1952): 20, 60, 74, 98, 105, 155, 209, 235  
Reinhart Josef (1875–1957): 106, 136, 150, 172, 211, 240, 356  
Renker Gustav (1889–1967): 281, 289, 305, 306, 319, 336  
Rentsch Eugen (1912–1989): 254  
Rest Josef (1884–1961): 326  
Reuter Fritz (1810–1874): 31  
Riedweg Franz (1907–2005): 270

Rilke Rainer Maria (1875–1926): 75  
Rippmann Lore (1887–1937): 155, 156, 169  
Rodenberg Julius (1831–1914): 130, 150, 152, 217  
Rollenhagen Georg (1542–1609): 31  
Rosegger Peter (1843–1918): 89, 114, 253, 274, 340  
Rosenberg Alfred (1892–1946): 256  
Roth Fritz: 107  
Rousseau Jean-Jacques (1712–1778): 31  
Rubiner Ludwig (1881–1920): 75  
Rückert Friedrich (1788–1866): 31

**Saager** Adolf (1879–1949): 319  
Sailer Carl Georg Jacob (1817–1870): 31  
Salathé André (\*1959): 371, 373  
Salis-Seewis Johann Gaudenz von (1762–1834): 75  
Sarasin Gideon Karl: 114  
Sartoris Spyridon (1873–1946): 76, 204  
Sauckel Fritz (1884–1946): 302, 304  
Sauerbruch Ferdinand (1875–1951): 128  
Sauerländer Hans Remigius: 362  
Sauerländer Heinrich Remigius (1882–1961): 171, 174, 190, 191, 195, 198, 223, 309, 341  
Saxer Oswald (1895–1956): 156, 196, 199, 217  
Schaer Alfred (1874–1953): 119  
Schaffner Jakob (1875–1944): 236, 258, 287, 295, 300, 301, 305, 306, 312, 338, 369  
Schaller Christine: 365  
Schär Adolf (1889–1962): 141  
Schär Markus (\*1937): 373  
Schär Markus (\*1956): 370  
Schärli Johann (1880–?): 59  
Schaufelberger Otto (1902–1987): 211, 250, 251, 252, 267  
Scheffel Joseph Victor von (1826–1886): 30, 39, 47, 49, 74  
Schifferli Peter (1921–1980): 316  
Schiller Friedrich von (1759–1805): 31  
Schlatter Ernst Emil (1883–1954): 196, 265  
Schlosser Friedrich Christian (1782–1829): 31

Schmid Anton (1878–1950): 178, 238  
 Schmid August (1877–1955): 136, 171  
 Schmid Bertha *siehe Huggenberger-Schmid Bertha*  
 Schmid Elisabeth (1856–1902): 70, 72, 73  
 Schmid Hans (1889–1953): 128, 129  
 Schmid Johann (1853–1913): 70, 71, 80, 128  
 Schmid Johann Georg (1804–?): 24  
 Schmid Walter (\*1928): 364, 371, 372  
 Schmid-Bartholdi Emilie: 128  
 Schmidhauser Julius (1893–1970): 304, 305, 319  
 Schmidt Caesar: 43, 50, 51, 68  
 Schmitt-Claden Albert (1895–1967): 309  
 Schneider Ernst (1878–1957): 136  
 Schneiter Richard (1876–1947): 139, 215  
 Schoeck Othmar (1886–1957): 262, 263, 297  
 Schönherr Karl (1867–1943): 115  
 Schreckenbach Paul (1866–1922): 115, 274  
 Schulthess Otto (1862–1939): 46, 187  
 Schumann Gerhard (1911–1995): 314, 351  
 Schumann Wolfgang (1887–1964): 129, 130, 131  
 Schwarzwald Eugenie (1872–1940): 342, 343  
 Schweitzer Emma: 294  
 Schweizer Gedeon (1837–?): 65, 98  
 Seelig Carl (1894–1962): 143, 156, 160, 161, 162, 164, 182, 187, 207, 211, 267, 328, 331, 351, 354  
 Segantini Giovanni (1858–1899): 253  
 Sertoli Mario: 304  
 Shakespeare William (1564–1616): 31  
 Siegrist Reinhold (1899–1966): 303  
 Simmler, Familie: 71  
 Simon Esther (\*1953): 373  
 Soldan Wilhelm Gottlieb (1803–1869): 31  
 Sophokles: 31  
 Speckter Otto (1807–1871): 149  
 Spichalsky Liesel: 327  
 Spiller, später Züblin-Spiller Else (1881–1948): 327  
 Spitteler Carl (1845–1924): 75, 119, 137, 138, 143, 144, 146, 147, 148, 154, 338, 356  
 Spring Arthur (1918–1991): 364–365  
 Spri Johanna (1827–1901): 253  
 Staackmann Alfred (1876–1941): 114, 115, 116, 125, 127, 143, 152, 158, 159, 164, 165, 186, 188, 198, 201, 222, 232, 234, 235, 245, 256, 257, 269, 289, 293, 325, 377  
 Staackmann Clara (1879–1961): 127, 158, 289, 293, 313, 324, 326  
 Stalder Heinz (\*1939): 368  
 Stalder Rudolf (\*1932): 365  
 Stamm Karl (1890–1919): 119, 120, 182, 378  
 Stampfli Walther (1884–1965): 308, 336  
 Stark Jakob (\*1958): 373  
 Starkloff Edmund: 325  
 Stauf Ottokar = Ottokar Method Chalupka (1868–1941): 244  
 Steffen Albert (1884–1963): 356  
 Steinbuch Marie (1864–1940): 106  
 Sterchi Beat (\*1949): 368  
 Stickerberger Emanuel (1884–1962): 211, 258, 259, 260, 269, 270, 304, 305, 306, 307, 319, 322, 336, 337, 338, 354, 355  
 Stifter Adalbert (1805–1868): 31  
 Storm Theodor (1817–1888): 246  
 Strassburg Gottfried von (~1215–?): 29  
 Stutz Jakob (1801–1877): 38  
 Sulzer Heinrich (1875–1920): 62, 72  
  
**Tanzmann** Bruno (1878–1939): 245, 246, 247  
 Tavel Rudolf von (1866–1934): 75, 356  
 Teichmann Hans (1901–1974): 326  
 Thoma Ludwig (1867–1921): 89, 90, 92, 143  
 Thommen Rudolf (1882–1937): 248  
 Thorbecke Jan (1912–1963): 339, 340, 352  
 Thürer Georg (1908–2000): 354  
 Toepfer Alfred (1894–1993): 295, 326  
 Tolstoi Leo (1828–1910): 31  
 Trabold Rudolf (1873–1948): 141  
 Trostel Willy (1894–1942): 192  
 Trotzki Leo (1879–1940): 192  
 Truninger Johann: 38, 50  
 Tuchschnid Jakob (1845–?): 24, 25, 26, 27, 28

**Ullmann** Regina (1884–1961): 216  
Utz Fritz (1892–1952): 331

**Valentin** Noémi: 118  
Vallette Gaspard (1865–1911): 75  
Vergil: 31  
Vesper Will (1882–1962): 89, 244, 287, 302, 331, 351  
Vetter Ferdinand (1847–1924): 51  
Vetter Hans (1894–1985): 349, 362  
Voegeli Ernst: 56  
Vogel Traugott (1894–1975): 211, 216, 217, 239  
Vögelin Martin (1863–1930): 177  
Vögelin Salomon (1837–1888): 30  
Vogelweide Walther von der (~1170 – ~1230): 29  
Vogler Carl (1874–1951): 68, 135  
Vogt, Gebrüder: 93  
Vöglin Adolf (1861–1947): 62, 245  
Vollenweider Hedwig: 81  
Voltaire François-Marie (1694–1778): 31

**Wagner** Alfons: 272, 331  
Wagner Richard (1813–1883): 302  
Wagner Robert (1895–1946): 262  
Walburg-Kramer Philipp (1815–1899): 38  
Waldis Burkhard (1490–1556): 29, 30  
Waldvogel: 198  
Walser Robert (1878–1956): 143, 356  
Walter Kurt (\*1944): 361  
Waser Maria (1878–1939): 120, 306, 336, 356  
Waser Otto (1870–1952): 306, 336  
Watzlick Hans (1879–1948): 274  
Weber Emil (1872–1945): 98  
Weber Johann (1871–1949): 98  
Weber Werner (1919–2005): 356, 358, 368  
Weber, Buchhändler: 285  
Wedekind Frank (1864–1918): 75  
Weilenmann Hermann (1893–1970): 320, 321  
Wenger Lisa (1858–1941): 106  
Widmann Joseph Viktor (1842–1911): 30, 77, 87, 88, 89, 92, 106, 118, 126, 349

Widmer Johann Jakob (1825–1906): 24, 27, 28  
Wieland Klaus Peter (1904–1960): 319  
Wien Werner: 274, 281  
Wiessner Georg Gustav: 236, 326  
Wille Ulrich (1848–1925): 51, 75  
Wilson Woodrow (1856–1924): 162, 163, 164  
Winter Franz: 164, 232, 325  
Wirz Jacques, eigtl. Johann Jakob (1860–1929): 63–64, 66, 136, 170, 171, 172, 196, 199, 212, 338  
Wirz Otto (1877–1946): 291, 300  
Witz Friedrich (1894–1984): 337–338  
Witzig Hans (1898–1973): 182–183, 185, 186, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 195, 196, 198  
Wohak Gertrud: 11  
Wöhrle Oskar (1890–1946): 271, 309–311  
Wüest Josef (1877–1961): 171  
Würger Maria: 324  
Wüthrich Werner (\*1947): 368

**Zachariä** Justus Friedrich (1726–1777): 29, 30  
Zahn Ernst (1867–1952): 75, 85, 145–146, 148, 164, 211, 245, 247, 253, 281, 300, 304, 305, 306, 307, 308, 319, 322, 336, 337, 338, 341, 356, 369, 374  
Zander Alfred (1905–1997): 266  
Zbinden Hans (1893–1971): 357  
Zehntner Louis (1868–1949): 169  
Zellweger Johann Kaspar (1768–1855): 30  
Zentner Johannes (1903–1989): 352  
Zimmermann Andreas (1869–1943): 172, 173  
Zimmermann Peter: 278  
Zingg Jakob (1867–1943): 178  
Zinniker Otto (1898–1969): 332  
Zollinger Barbara: 243  
Zollinger Konrad (1830–1905): 243  
Zschokke Heinrich (1771–1848): 29, 30  
Zweig Stefan (1881–1942): 75, 89, 245  
Zwicky Jakob (1882–?): 297

## Autorin und Autor

Rea Brändle, geboren 1953 und aufgewachsen in Neu St. Johann im Obertoggenburg, studierte ab 1973 in Zürich und Berlin Germanistik, Pädagogik und Publizistik (Lizentiat 1979 bei Professor Peter von Matt über Jeremias Gotthelf). Bis 1988 war sie Kulturredaktorin beim Zürcher Tages-Anzeiger mit den Schwerpunkten Theater, Literatur, Interkulturelles und Kulturpolitik. Seither arbeitet sie als freiberufliche Autorin. Sie schrieb mehrere Bücher und Theaterstücke sowie zahlreiche Buchbeiträge, vor allem für Künstlermonografien.

Mario König, geboren 1947 in Zürich, wuchs in Deutschland auf, studierte ab 1969 in Zürich Allgemeine Geschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Promotion 1984) und lebt seit 1994 in Basel. Seit Ende der 1980er-Jahre als freischaffender Historiker tätig; zahlreiche Projekte und Publikationen aus der Zeitgeschichte und der Sozialgeschichte der Schweiz und Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, 1998–2002 Mitarbeit an den Forschungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg; seit 1994 Redaktionsmitglied der historischen Zeitschrift «Traverse».